H. Eccl.
472 i - 1 Hempel

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geſchichte

der

chriſtlichen Religion

für die

Gebildeten unter ihren Bekennern,

Bayerische Staatsbibliothek München

von

Carl Friedrich Hempel,

Pfarrer zu Stünzhayn.

Erſter Band.

Von ihrer Stiftung bis zum Religionsfrieden 1555.

Leipzig,

bei Friedrich Chriſtian Dürr.

1830.

224. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Das Jahr 1830 iſt nicht bloß wegen des den 25. Juni zu feiernden dritten Jubelfeſtes der Augsburgiſchen Confeſſion wichtig, es iſt ein Zeitpunkt, in welchem ſich mehr als je die verſchiednen Anſichten von der chriſtlichen Religion frei und laut ausſprechen, ja zum Theil heftig wider einander kämpfen. Und dieſer Kampf iſt nicht auf dem Gebiet der Wiſſenſchaftlichkeit geblieben, wo die mit den Waffen der ſpeculativen Philoſophie und Gelehrſamkeit geführten Streiche vor den Nichttheologen oft unbemerkt vorüber gehen, ſondern das furchtbare Waffengeklirre und die Namen der heiligen Intereſſen, denen es gilt oder gelten ſoll, dringen in das Ohr und in das Herz eines jeden Chriſten, der zwar nicht auf gelehrte Erkenntniß und tiefes Forſchen Anſpruch macht, dem aber Religion das höchſte Bedürfniß ſeines Geiſtes und Gemüthes, das A und das O, wie die Schrift ſagt, die Grundlage und der Schlußſtein alles ſeines anderweitigen Wiſſens iſt. Denn ein ſolcher Chriſt wird erſt dann mit ſeiner innern und mit der Außenwelt einig, wenn er über das gewiß iſt, was ſein Lebenstraum für eine Bedeutung habe, wozu der Menſch, ausgerüſtet mit mancherlei Kräften und doch auch gedrückt durch viele Schwachheiten, durch viele, das Ringen nach dem erkannten Beſſern erſchwerende Uebel, endlich beſtimmt ſey! Und

hat er es ſchon an dem Herzen der frommen Mutter, in dem Wort und Beiſpiel des edeln Vaters, in der Schule des treuen Religionslehrers zu ahnen angefangen: in dem Chriſtenthum, auf welches du getauft worden biſt, hat er, der dir das Leben gab, auch einen zuverläſſigen Lebensführer gegeben; iſt es in der heiligen, ſchönen Stunde ſeiner Confirmation ihm, bewegt von den Thränen geliebter Eltern und Freunde, von den väterlichen Worten in der Schule und an dem Jeſu geweihten Altare ein theurer Vorſatz geworden: ja ich will in dem Glauben, zu welchem ich geweihet wurde, in dem Glauben an Gott als meinen Vater, an ſeinen Sohn, Jeſum Chriſtum, meinen Erlöſer, und an einen Geiſt der Heiligung verharren, bis ich gelange zum Schauen, und was mir Gott durch dieſes Evangelium kund gethan hat, mit Gebet und eifrigem Streben zu befolgen ſuchen: wie wird ihm nun zu Muthe, wenn er in die größere Welt tritt, und ſieht und hört: wie viele Kirchen und Parteien, und wie vielerlei Sinnes- und Vorſtellungsarten es gab und noch gibt unter dieſen Chriſten; wie ſie wirklich oder ſcheinbar in Lehren, Gebräuchen und Einrichtungen von einander abweichen; wie ſie zum Theil einander anfeinden und verdammen! Zu welcher Kirche, wird er fragen, ſoll ich mich halten, mit welcher werde ich ſicher gehen?

Zwar weiß die eine, die Römiſch-katholiſche Kirche, für dich, beſorgter Freund, ſogleich Rath. Sie ruft dir zu: „vertraue dich mir an; glaube, was ich ſeit mehr als tauſend Jahren gelehrt und als Glaubensartikel feſtgeſetzt habe und was Millionen Chriſten ruhig glaubten; vollbringe, was ich dir vorſchreibe, und du biſt geſichert für die Erde und den Himmel. Das Denken macht unruhig und ungewiß; der Glaube einer ſo alten ehrwürdigen Kirche macht allein ſelig.“ Freund! laß dich nicht verlocken. Du haſt wohl allerdings bei dem Blick auf die nicht chriſtlichen Völker erkannt, daß man bei einiger Ueberlegung unmöglich ſeinen Chriſtenglauben

mit einem andern vertauſchen wird: doch haſt du, zum Denken gewöhnt, und in der chriſtlichen Religionsgeſchichte nicht ganz unerfahren, eingeſehen, daß es doch mit jenen Verſicherungen nicht völlig ſeine Richtigkeit haben möge und daß nicht alles chriſtlich ſeyn könne, was man dafür ausgegeben hat. Es muß dir auffallen, daß von etwa 230 Millionen Chriſten ziemlich die Hälfte ſich nicht davon überzeugen kann, daß dort die allein ſeligmachende Kirche ſey; auffallen, daß ſie ſogar mit Feuer und Schwert, welche Gewaltmittel denn doch Jeſus und ſeine Apoſtel weder gebraucht noch empfohlen haben, alle Chriſten um ſich verſammeln wollte, daß es aber damit nicht gelungen ſey, und daß unter den mühſam zuſammen gehaltenen durchgängige Uebereinſtimmung und Einigkeit nie geherrſcht habe und auch jetzt nicht herrſche; daß dieſe höchſtens in einigen Lehrbüchern, nicht aber in den Gemüthern zu finden ſey, zumal wenn dieſe ſich frei ausſprechen dürften. Endlich muß es dir auch auffallen, daß du weder die Vernunft, die dir Gott doch überall zum Unterſuchen verliehen hat, noch die Schrift um die Richtigkeit jenes Kirchenglaubens fragen darfſt, daß man dir vielmehr nur zu ſchweigen gebietet, oder dich auf immer zum Schweigen bringt. Und fragſt du nun nach der Geſchichte dieſer Kirche, wie ſie ihre Macht errungen und erhalten hat; nach den Früchten der Lehre, namentlich an den Statthaltern Chriſti und Nachfolgern Petri, was dieſe den Regenten und Unterthanen ſo oft geworden ſind; nach dem Einfluß, den ſie auf die Länder und Völker, die ihr ganz blindlings ergeben waren, gehabt und noch hat, ſo wirſt du dir wohl ſelbſt zurufen müſſen: bleibe deiner evangeliſchen Kirche treu.

Aber gerade jetzt vernehmen gebildete Laien in ihr und über ſie Klagen, welche ihnen um das Beſtehen ihres chriſtlichen Glaubens bange machen möchten. Die Namen Rationaliſten, Supranaturaliſten, rationale Supranaturaliſten und Myſtiker, ſind ihnen längſt nicht mehr fremd. Dieſe Namen laſſen zwar ins-

geſammt auch einen Sinn zu, bei welchem man, würde nur das Weſentliche im Chriſtenthum ſtets feſtgehalten, ſuchte man nur durch wiſſenſchaftliches Forſchen, durch Entgegnen mit Gründen in dem Geiſte chriſtlicher Liebe, durch Duldung ſich einander zu nähern, zum Heil der Wiſſenſchaft, der Kirche und ihrer Glieder, recht wohl freundlich und friedlich mit und neben einander leben und wirken könnte. Es hat ja unter allen dieſen Parteien vortreffliche edle Chriſten gegeben, daher denn doch der letzte Zweck der Erſcheinung Jeſu Chriſti, „uns zu erlöſen von aller Ungerechtigkeit und ſich ein Volk zu reinigen, das in Gottſeligkeit fleißig wäre zu guten Werken" (Tit. 2, 11 — 14.) an jedem, der redlich darnach ſtrebt, erreicht werden kann, ſey es, daß er ſeinen Chriſtenglauben mehr durch Vernunftgründe zu befeſtigen ſucht, oder ſich mehr an die Offenbarung durch Chriſtum hält, oder beide als gleich wohlthätige Gaben Gottes zu ſeiner religiöſen Bildung dankbar benutzt, oder vorzüglich in ſeinem religiöſen Gefühl ſeine Befriedigung findet. Verſchmäht nun der chriſtliche Volkslehrer in der Kirche oder in der Schule keinen dieſer Wege, berückſichtigt er dieſe ſo verſchiednen Anlagen in der menſchlichen Natur, benutzt er weiſe ſowohl das, was das Nachdenken über des Menſchen äußere und innere Welt, als das, was ihm die chriſtliche Offenbarung darbietet; erweckt er das Denken und erwärmt das Gefühl, weiſet aber auch beide in die von Gott geſetzten Schranken, wenn auf dem Gebiete des Glaubens und der Hoffnung jenes verlangt und dieſes ſich einbildet, mehr zu erkennen und zu wiſſen, als uns hienieden beſtimmt iſt: Warum ſollte nicht dann jeder Lehrer, der mit chriſtlicher Weisheit Allen Alles zu ſeyn ſucht, das Ziel erreichen können? Und machen Männer auf den höhern Lehranſtalten ihre Schüler mit den vielſeitigen Bedürfniſſen in Kirche und Schule, mit dem reichhaltigen Lehrſtoff, und mit den mannigfaltigen Anſichten, die darüber geherrſcht haben und noch herrſchen, mit den Grün=

den und Gegengründen bekannt und regen den Prüfungsgeiſt an: wie ſollten denn nicht ihre Zöglinge als kenntnißreiche und redliche Männer unter Gottes Beiſtand viel Gutes wirken, wenn bei mancherlei Gaben dennoch ein Geiſt ſie treibt und belebt; ſollte auch der eine die Worte des Herrn mehr einfach, wie ein Matthäus, Petrus und Jakobus; oder in höhern Bildern, wie ein Johannes, oder in mehr kunſtvoller Rede, wie ein Paulus, oder mehr in kräftigem Eifer, wie ein Luther, oder mild, wie Zwingli, oder mehr für das Gefühl, wie ein Fenelon, oder mehr für das Denken, wie ein Jeruſalem verkündigen?

Aber leider hört der gebildete Laie jene Namen bei vielen oft nur in Unehren erwähnen! Denn da heißt mancher ſchon ein myſtiſcher Prediger, weil er oft den Namen Jeſu, kirchliche oder bibliſche Ausdrücke gebraucht, ohne daß er gerade ſeinen Vortrag nur aus Bibelſtellen zuſammenſetzt und das, was die vernünftige Bearbeitung fordert, vernachläſſigte. Da heißt man oft ſchon ein frömmelnder Myſtiker, wenn man mit den Seinigen oder einem Freunde im Leſen der Bibel und eines Predigt= oder Gebetbuchs und in häuslicher Andacht überraſcht wird, oder ſeinen Unwillen über Frivolität zu erkennen gibt, oder nicht allen rauſchenden Sinnenfreuden mit nachjagt. Da gilt man aber auch bei einer andern Partei ſogleich für einen Naturaliſten und Atheiſten, wenn man zwar in der Bibel lieſet, aber Dinters Erklärungen dabei zweckmäßig findet; oder Predigten hält, oder gern hört und lieſet, die ſich auch auf die Vernunft berufen; oder ſich z. B. in den „Stunden der Andacht,“ nicht in den von einer andern Partei empfohlnen Schriften erbauet, oder einer anſtändig fröhlichen Geſellſchaft beiwohnt. Ueberall vernimmt man, bald auf den Kanzeln, bald in Schriften, bald in Geſprächen Beſorgniſſe für Religion und Kirche; hier Klagen über Widerchriſtlichkeit, über Verhöhnung der Bibel und Verfälſchung des Chriſtenthums, dort über Verfinſterung (Obſcurantismus), über ein

neues Papſtthum, über heimlichen Jeſuitismus und Vorbereitungen zum Despotismus über Leib und Seele. In Zeitungen, die jetzt faſt jedes Dörflein mithält, in Schriftchen jeder Partei, die allenthalben zu haben ſind, und auch wohl in abgelegene Winkel gelangen, an allen Orten hallen ſolche Mißtöne, und jede Partei hat ihre eifrigen Anhänger*). Ja es werden damit nicht allein die Befürchtungen für das allgemeine Seelenwohl, für gänzliche Verleugnung Gottes und ſeiner Ehre, ſondern auch für die Staaten, für bürgerliche Ordnung und Ruhe, für die Sicherheit der Thronen und Regenten und den Gehorſam gegen Geſetze und Befehle verbunden. Wie ſollte nicht jeder, obſchon nicht gelehrte, doch nachdenkende Chriſt einige Auskunft über den Zuſtand ſeiner Kirche und was es mit den gegenſeitigen Vorwürfen zu bedeuten habe**),

*) Möchten es nur nicht ſo häufig bloß eifrige blinde Nachtreter ſeyn, die nur Worte im Munde führen, ohne einen klaren Begriff zur Verſtändigung geben zu können; die meinen, es gehöre mit zum Rationalismus, Nichts zu glauben, und über das Heilige zu ſpötteln und zu witzeln; und zur Myſtik, nur über alle Nichtmyſtiker zu ſeufzen und ſie zu verdammen; möchten es aber auch nicht ſolche Miethlinge ſeyn, die für Geld und Geldes-Werth zu Allem feil ſind; die mit ihren Gönnern auf die Kniee fallen und ſtöhnen (denn wer möchte das beten nennen?) und die, wenn nicht augenblicklich ins Fäuſtchen, doch nachher hinter dem Rücken den aufrichtigen, argloſen Beter auslachen, und das wahre Herzensflehen eben ſo wie die prunkende Schauandacht vor der Welt oder bei ihren Freunden verächtlich machen.

**) Von Volksaufwiegelung (Demagogie) und Revolutionsſtürmen der Rationaliſten, wie ihnen Jeſuitiſche Katholiken und päpſtelnde Proteſtanten ſchändlich nachgeſagt und dadurch Fürſten und Völker recht gegen ſie einzunehmen geſucht haben, iſt wenigſtens dem Verf. kein Beweis je vorgekommen. Hätten doch nur die Demagogen und das Volk in Paris, Verſailles, Marſeille, der Pfarrer Merino in Spanien und Conſorten eine Ahnung von der Denkglaubigkeit, von Vernunft und vernünftiger Religion gehabt, wie ſie z. B. ein Röhr empfiehlt, ſo würden ſie wohl mehr bedacht haben, ob ihr Thun recht vor Gott und erſprießlich für das Vaterland ſey. Daß man vor lauter Ueberfluß an Vernunft in Spanien, Portugal und in Italien gar nimmer zur Ruhe kommen könne, iſt ſehr zu

ſich wünſchen? Auch ſcheinen die Gemüther, nach neuerlichen Vorfällen in Halle, deren am Schluſſe gedacht iſt, noch nicht

---

bezweifeln. Wohl aber hat der blinde Glaube und das Eifern für vermeinte Rechtglaubigkeit den trefflichſten Fürſten die allermeiſte Noth gemacht, hat das Volk gereizt und bewaffnet, und nicht bloß die Arianer und Athanaſianer, ſondern auch die Reformirten und Lutheraner gegenſeitig angefeuert, in den Kirchen zu zerſtören und zu morden. Theſen, wie der ſo talentvolle und redliche, aber dabei ſich oft ganz vergeſſende Harms 1817 (St. 64. 65. 66.) in die Welt hineinſchickte: „Man ſoll die Chriſten lehren, daß ſie das Recht haben, Unchriſtliches und Unlutheriſches auf den Kanzeln wie in Kirchen und Schulbüchern nicht zu leiden.“ „Wenn ſich Niemand ſonſt um die Lehre bekümmert, ſo iſt zu beſorgen, daß es das Volk ſelber thue, welches freilich nicht mehr Maß und Ziel hat.“ „Vertrauen kann das Volk nicht haben zu den Obercommiſſarien der Kirche, deren mehrere in dem Geſchrei ſtehen, daß ſie ſelber den Glauben der Kirche nicht haben;“ ſind Reize und Waffen für das Volk, wenn etwa eine neue Agende, oder ein neues Geſangbuch, die nicht nach ſeinem oder ſeines Pfarrers Sinne ſind, ſollen eingeführt werden. Behörden, die noch nicht in dem Geſchrei ſtehen, daß ſie ſelber den Kirchenglauben nicht haben, ſind leicht dahin zu bringen, wenn man Theſ. 75. hinpoltert: „Die Vernunft geht raſen in der Lutheriſchen Kirche; reißt Chriſtum vom Altar, ſchmeißt Gotteswort von der Kanzel, wirft Koth ins Taufwaſſer rc.“ und dergleichen Ergießungen mehr. Die Worte des ehrwürdigen Baumgarten-Cruſius in Jena (Ueber Gewiſſensfreiheit und Lehrfreiheit rc. 1830. S. 85) ſind ſehr zu beherzigen: „Wenn die Staaten in den religiöſen Erſcheinungen unſerer Zeit Etwas zu beobachten und zu fürchten haben: ſo ſind es jene Verbindungen und Umtriebe im Volke zu kleinen, mit aller Welt unzufriedenen Gemeinden; ſo ſind es die Grundſätze, welche alles verdammen, was gewiſſen Menſchen als weltlicher Glanz und Weltluſt erſcheint, oft der wirklichen Sittlichkeit dieſer Menſchen ſo wenig entſprechend; Grundſätze, welche dem unbürgerlichen Syſteme, dem Quäkerthum, ſo nahe verwandt ſind; ſo ſind es endlich jene vielgeſchäftigen geheimen Leute, welche nicht aufhören, das Volk zu bearbeiten, in ihrer Weiſe aufzuregen und ihm gern Waffen aller Art zum Siege ihrer Partei in die Hände geben möchten.“ So dieſer übrigens ſo milde Gelehrte. „Der wahren Kirche und dem chriſtlichen Staate,“ fügt er hinzu, „iſt nur mit freien, menſchlich denkenden und ſtrebenden Genoſſen gedient.“ Heldenſeelen, die für Fürſten und Vaterland im freudigen Muthe Gut und Leben opfern, wird eine ſolche weinerliche, und mit der Heimath, die man als ein halbes Heidenthum bejammert, und mit Regierungen, die weislich nicht

für eine friedliche Nachgiebigkeit geſtimmt zu ſeyn; jeder Theil, der ſtrenge Rationalismus, der jede Offenbarung der Vernunft unterordnet, und der ſtrenge Supranaturalismus, und der ihm befreundete Myſticismus, die die Vernunft der Offenbarung unterwerfen, fürchten der gerechten und guten Sache etwas zu vergeben und beide wollen ſelbſt keine Vermittelung, kein Nebeneinanderſtellen (Coordiniren) der Vernunft und Offenbarung *) anerkennen. Macht Euch das Alles und was in den

---

auf jedes Begehren einer Sekte und ihrer Anführer einſetzen und abſetzen und verjagen, unzufriedene Stimmung und Richtung, ſchwerlich bilden; viele Schwärmer haben lieber ihr Vaterland verlaſſen. Daß am allermeiſten die Rationaliſten, die überall auf helle Begriffe dringen, dem Römiſchen: „Nöthige, d. h. zwinge ſie herein zu kommen," und dem Jeſuitiſchen: „der Zweck heiliget das Mittel," entgegen arbeiten, daher auch Sands That geradezu einen verbrecheriſchen Meuchelmord nannten, den Jüngling wegen ſeiner unklaren Begriffe, nach welcher er im Irrwahn meinte, er handle recht, bedauerten, aber auch der nicht erwogenen Erklärung eines ſonſt ſo rechtlichen und geachteten de Wette nicht beiſtimmten, ſollte doch endlich ihre Gegner, wenn ſie auch nicht jenem Syſtem des Rationalismus huldigen mögen, gerechter machen. Uebrigens wollen wir uns Luthers frommen und demüthigen Sinn zu erwerben ſuchen, aber ja nicht wünſchen, daß alles Lutheriſche, wie z. B. ſeine Beſtreitung der Reformirten, und manches Andre je wieder auf die Kanzeln komme; dann hätte alle Union ein Ende; ſo wie auch Manches recht gut hätte ungeſchrieben bleiben können, welche Menſchlichkeiten die Katholiken ſehr wohl gegen unſern ehrenwerthen Reformator herauszufinden und zu benutzen verſtehen.

*) Am Schluſſe das Ausführlichere. Ganz neuerlich erklärten ſich noch die würdigen Männer, der Herr Biſchof Dr. Eylert (in ſeinem leſenswerthen: „Ueber den Werth und die Wirkung der Preuß. Agende &c." 1830) und Hr. Dr. Ullmann in Halle (in ſeinem trefflichen „Theologiſchen Bedenken") gegen einen ſolchen vermittelnden rationalen Supranaturalismus. So lange übrigens manche Rationaliſten ſelbſt die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung nicht zugeben, hingegen Männer wie Harms (Theſ. 9,) „die Vernunft in Hinſicht des Glaubens, das Gewiſſen in Hinſicht des Handelns, unſere jetzigen Päpſte, die Antichriſten, die Gog und Magog nennen, womit der Stimmführer einer Partei, die ſich ſelbſt vermißt, daß ſie allein die evangeliſche ſey, Hr. Dr. Hengſtenberg recht gern einſtimmt; ſo lange angeſehene Theologen (Ullmann S. 25, 26. Baumgarten-Cruſius S. 74) bekennen: „es iſt unpro-

Noten nur angedeutet, in der Geſchichte aber noch deutlicher wird, für das Chriſtenthum beſorgt, Freunde, denen ich dieſes

---

teſtantiſch, die ſymboliſchen Bücher, ein Werk irrthumsfähiger Menſchen, zur unbedingten Lehrnorm zu erheben, und wenn man das wolle, ſo müſſe jede Abweichung, die geringe ſo gut wie die bedeutende" (ſehr richtig!) „die darüber hinausgehende ſchwärmeriſche eben ſo gut, wie die rationaliſtiſche ſtrafbar ſeyn; aber dann ſind wir allzumal Sünder und es wird kaum einer zu finden ſeyn, der ſich völlig auf der kirchlich ſymboliſchen Linie hält;" und den orthodoxeſten Lehrern, ſelbſt Hrn. Dr. Hahn, Hengſtenberg, Tholuk u. a. nachgewieſen wird, wie wenig ſie durchgängig dem altkirchlichen Lehrſyſtem treu geblieben ſind: dagegen z. B. Hr. Dr. E. S. 6. behauptet: „daß mit dem Stehen und Fallen des beſtimmten feſten, poſitiven Lehrbegriffs, den die Reformatoren aus der Schrift herausbildeten, und durch das unſterbliche Werk ſymboliſcher Bücher ſicherten, auch die evangeliſche Kirche ſtehe und falle, und wer ihn angreife und untergrabe," (daher lieber nicht unterſuchen?) „untergrabe auch die evangeliſche Kirche;" ſo lange dürfen wir freilich in Büchern auf kein allgemeines und auch nur die Mehrzahl befriedigendes Lehrgebäude rechnen. Sehr treffend ſpricht der ehrwürdige Biſchof gegen Myſticismus und Pietismus; doch bleiben manche Fragen übrig. Zu verwundern iſt es indeß, und nicht ganz folgerecht, daß um des Friedens willen weder der Heidelberger noch der Lutheriſche Katechismus beibehalten, und doch auch ein neuer (S. 44), allgemein brauchbarer, faſt für etwas Unmögliches gehalten wird. Wie weit ſich eine vermeinte Aufklärung zuweilen verirre, erkennt man unter andern (S. 159) aus Thieß Communionbuch, das unter die Abendmahlslieder das Schillerſche: Freude ſchöner Götterfunken ꝛc. (1796) aufgenommen hatte; ſo wie aus S. 13, daß ein Feldprediger in Potsdam nicht nach der Tauformel, ſondern im Namen Friedrichs des Großen taufte, bei dem der Vater des Kindes Generaladjutant war. Erfreulich ſind die Erfahrungen des Hrn. Biſchofs, die er in der Garniſonkirche zu Potsdam, welche auf 5000 Menſchen faßt und größtentheils jeden Sonntag ausgefüllt iſt, von den Wirkungen der Preuß. Agende gemacht hat. Doch verdient gar ſehr ein Urtheil aus Baden (Theol. Annal. Dec. 1829. Nachr. S. 43) damit verglichen zu werden. Das weiſe Verhalten des vortrefflichen frommen Königs, daß er auch andre beachtungswerthe Stimmen hörte, das Werk einer neuen heilſamen Reviſion unterwerfen ließ und auch in dieſem Falle ſeinen ſchönen, am Anfange ſeiner Regierung ausgeſprochenen, und 1817 bei der Union wiederholten Grundſätzen: daß er gleich weit von Indifferentismus als vom Glaubens- und Gewiſſenszwang entfernt ſey, treu blieb, iſt ein ſehr rühmliches Denkmal in ſeiner durch große Ereigniſſe, ſchwere Prüfungen und unvergeßliche Be-

Buch widme; wird Euch durch Schriften, die in Eure Hände kommen, oder ſelbſt durch rechtſchaffne Lehrer, welche die der ihrigen entgegen geſetzte Anſicht für bedenklich halten, oder überhaupt von Natur eine ängſtliche Gemüthsart haben (denn auch wir bleiben menſchlicher Schwäche ausgeſetzt) Beſorgniß für die chriſtliche Religion und Kirche eingeflößt: ſo verſucht in der Geſchichte derſelben euch wieder zu ermuthigen. Seht wie das Wort unſers Herrn und Erlöſers in Erfüllung

---

weiſe eines feſten und herrlich belohnten Gottvertrauens und Glaubensmuthes ausgezeichneten Geſchichte. Hätten doch alle Fürſten, wie es auch Dänemark that, ſtets eine ſolche Mäßigung dem hier und da der guten Sache nachtheiligen ungeſtümen Eifer einzelner Theologen entgegengeſtellt, wir würden in der Griechiſchen und Lateiniſchen, in der Lutheriſchen und reformirten Kirche uns nicht ſo vieler Spaltungen und Aergerniſſe zu ſchämen haben. — So dankbar übrigens der Theolog die Erzeugniſſe der ſchönen Künſte, namentlich der Dichtkunſt, für die Bildung des Geiſtes und Herzens, ſo wie jedes geiſtreiche nichttheologiſche Werk benutzt: ſo wäre doch zu wünſchen, daß man in theologiſchen und kirchlichen Angelegenheiten die gelegentlichen Aeußerungen der in ihrem Gebiete großen Männer nur als ihre bedenkenswerthe Anſicht von ihrem Standpunkte aus, und nicht wie beweiſende Orakelſprüche anſehen möchte; wobei man gewöhnlich nur das anführt, was man für ſeine Meinung benutzen kann, wie es oft mit Stellen Luthers geht; nicht aber auch das, was für das Gegentheil ſpricht. So beruft ſich Hr. Dr. E. (S. 75) bei ſeiner Behauptung, daß das Schwanken und die Widerſprüche nicht aufhören, ſo lange die Vernunft nicht der Schrift ſubordinirt wird, was jedoch bisher die Geſchichte gar nicht beſtätigt hat, auf Leſſing, „daß er, als ſcharfſinniger Rationaliſt, über das getheilte, zerriſſene, halbe, rhapſodiſche Weſen in der Kirche bei jeder Gelegenheit geſpottet und (S. 337) geſagt habe: „will jeder evangeliſche Pfarrer ein Päpſtlein ſeyn, ſo bitte ich um den alten Einen Papſt." Nach Kant (S. 162) (in dem: „der Streit der Facultäten,") ſollte man denken, der chriſtliche Theolog dürfe gar nicht fragen: was ſagt die Vernunft? Leſſing hatte damals einen Eiferer, Melchior Götze, gewiß nicht Jeruſalem, Bartels, und andre Zierden im Braunſchweigiſchen; und Kant den Wöllnerianismus vor Augen. Wir möchten nur ein Lehrbuch des chriſtlichen Glaubens von ſolchen Männern vor uns ſehen; oder ſollte etwa die Herausgabe der Wolfenbüttelſchen Fragmente und die moraliſche Auslegungskunſt von Kant das „Zerriſſene, Zertheilte" zuſammenbringen?

ging: „wenn das Waizenkorn erſtirbt, ſo bringt es viele Früchte;“ ſeht wie der kleine Kern zu dem köſtlichen Lebensbaum gelegt wurde, wie ſich dieſer einwurzelte, wie er emporwuchs, ſich in grünen Aeſten und Zweigen mächtig verbreitete, den heftigſten Stürmen glücklich widerſtand, zuweilen einen Zweig verlor, aber deſto mehr neue Sprößlinge hervortrieb, und durch ſeine Früchte alle erquickte, die ſie zu pflücken und zu genießen verſtanden. Seyd Ihr durch Unterricht und eigne Erfahrung mit dem Werthe dieſer göttlichen Wohlthat bekannt, ſo wünſche ich, daß Ihr nun auch an der Hand dieſer Kirchengeſchichte am Schluſſe zu den Ueberzeugungen gekommen, oder darin befeſtiget worden ſeyd:

1. Das Chriſtenthum iſt die höchſte und dankenswertheſte Veranſtaltung Gottes zur Erleuchtung, Veredlung und Beſeligung der Menſchen; wir mögen hinblicken, wohin wir wollen: nur da, wo das Kreuz des Erlöſers aufgerichtet iſt, hat ſich das hellſte Licht über Alles, was das leibliche und geiſtige Wohl der Länder und Völker fordert und fördert, verbreitet. Gott war in Chriſto und mit Chriſto wie bei keinem unſrer Brüder.

2. Aber ſein Segen verbreitet ſich nur da in alle menſchlichen Verbindungen, wo die Vernunft, das höchſte Geſchenk Gottes, ohne welches wir nur Thiere in Menſchengeſtalt wären, auch in Glaubensſachen frei prüfen und urtheilen, Zweifel vortragen und ſie gegenſeitig berichtigen, Gründe fordern, ſich erſt dadurch in ſeiner Ueberzeugung beveſtigen darf, und wo Glaubens- und Gewiſſensfreiheit gegenſeitig geehrt und geſchützt wird. Wer Euch das Chriſtenthum herabwürdigen will, den bittet, Euch in der Welt eine Religionslehre zu zeigen, die die Grundwahrheiten alles Guten, alles Troſtes und innern Friedens und aller Hoffnung für Jedermann ſo enthält wie unſer Chriſtenglaube (freilich nicht der ſectiriſche); oder Euch ein nicht chriſtliches Land zu zeigen, wo die geſetzlichen Verhältniſſe, die

Achtung der Menſchenrechte ſo geordnet ſind, oder wo wenigſtens die Religion die ſchnöde Selbſtſucht ſo ſtark verwirft und Alle ſo dringend auffordert, Alles vernünftig und menſchlich zu ordnen; oder wo im Ganzen Wiſſenſchaft, Kunſt und Betriebſamkeit mehr blühen und gedeihen? Aber wer auf der andern Seite auf den Vernunftgebrauch im Glauben ſchmähet, den führet hin auf die Schauplätze des blinden Glaubens, die ich Euch öffne, und leſet, was man Alles für etwas Chriſtliches ausgab und ſich erlaubte, weil man nicht fragen durfte: iſt denn das auch vernünftig? und wenn man es dem Buchſtaben und den Worten nach wirklich herausdeuten konnte, nicht nach vernünftigen Erklärungsgründen unterſuchen und dann freimüthig ſagen durfte: Das iſt nicht dem Geiſte des Chriſtenthums angemeſſen. Laſſet immer der Vernunft viel Schlimmes nachſagen, daß ſie geirrt, zuweilen vernünftelt, daß ſie ihre Gränzen verkannt, Aberwitz und Hirngeſpinnſte ausgebrütet und als Wahrheit empfohlen, Gutes mit dem Böſen verworfen habe: den Irrenden wieſen Gründe zurecht, die Thorheit und Narrheit zog ſich endlich ſelbſt beſchämt zurück, wenn man bewies: hier iſt nicht Vernunft, ſondern Unvernunft. Aber der Vernunftſchmäher will vom Widerſpruch und von Gegengründen nichts hören. Nun ſo wandert mit ihm hin in die Geſchichte der Länder, in welchen der Wahnglaube herrſcht, und ſeht, was aus den von Gott ſo geſegneten Gefilden geworden iſt, ob z. B. Spanien unter den Mohamedaniſchen Mauren oder unter den Inquiſitoren der Chriſtenheit glücklicher war? Durchwandert Städte und Länder und fragt: ob man irgendwo ruhige und nützliche Bürger um ihres Glaubens willen ſo grauſam behandelt habe, als Chriſten die Nichtchriſten, ja ſelbſt ihre Glaubensgenoſſen, weil ſie vernünftiger Weiſe wiſſen wollten: warum ſollen wir glauben? fragt ob ihr irgendwo ſo wunderliche, abgeſchmackte, ungereimte Lehren als höchſt nöthig zur Selig-

keit ausgegrübelt und vertheidiget findet, als unter den Chriſten*) zu einer Zeit, wo jeder vernünftige Zweifel mit dem Tode beſtraft, und dafür jeder gute Gedanke für teufliſch erklärt wurde, weil man ihn bei heidniſchen Römern und Griechen gefunden hatte? Betet: Gott erhalte uns das Chriſtenthum, aber auch die geſunde Vernunft!

3. Und er wird es erhalten! Ihr werdet in der Geſchichte finden, welche Anfechtungen es zu beſtehen hatte. Allein es hat geſiegt! Seyd nicht lau, kalt, ſorglos bei dem, was in der Chriſtenheit vorgeht, aber auch nicht ängſtlich. Laßt Euch nicht durch Klagen irre machen; denn ſo wenig wir es verhehlen wollen, daß für das innere Gedeihen und die äußere Sicherheit der Kirche viele Wünſche vorhanden ſind, daß Papismus und Schleichereien der Jeſuiten mit ihren Künſten, Mitteln und den vielen Freunden, die mit ihnen gleiche Abſichten haben, oder von ihren Vorſpiegelungen geblendet ſind; daß das Verrufen der Vernunft, weil auch von Einzelnen zuweilen ein verkehrter Gebrauch mit ihr gemacht wird; daß die hie und da, doch lange nicht allgemein, eingerißne Unkirchlichkeit alle Aufmerkſamkeit verdienen. Aber wenn ſich auch in der Form manches änderte, der Kern iſt geblieben und wird bleiben. Klagen über Verfall der Religion finden ſich, wie Ihr leſen werdet, zu aller Zeit, ſo ſehr man auch die Frömmigkeit der Väter rühmt; Streitigkeiten ebenfalls unter den Gelehrten, und ſie wurden ſelten in

*) Wem dieß zu ſtreng ſcheint, der frage den Kenner der Geſchichte über die ekelhaften Erklärungen de praeputio Christi, de Stercoranismo, de immaculata et maculata conceptione Mariae — über die Blasphemien bei der Lehre von der Erzeugung des Sohnes und dem Ausgehen des heiligen Geiſtes. Man muß ſich wundern, wie Leute des Cölibats ſo ſprechen konnten. Wie weit es die Verächter der Vernunft in der proteſtantiſchen Kirche, welche dafür die Bilder des Hohenliedes zur Erbauung aufſtellen, noch bringen werden, ſteht zu erwarten.

chriſtlichem Geiſte geführt. Laſſet Euch dadurch auch jetzt nicht beunruhigen; verdammende Machtſprüche und Gewaltthätigkeiten haben nie eine Partei überzeugt und widerlegt. Der Geiſt der Zeit fordert, was alle edeln Streiter in der chriſtlichen Kirche von jeher verlangten: „Belehrung aus der heiligen Schrift, oder,“ was der heldenmüthige Luther am folgenden Tage nach ſeinem Siegesfeſt in Worms 1521 auf Kurfürſt Joachims von Brandenburg Anfrage noch einmal ausdrücklich hinzufügte: „oder durch die klarſten und augenſcheinlichſten Vernunftgründe.“ (Etiam, domine Clementissime, vel rationibus clarissimis et evidentibus. Spittlers Geſch. des Papſtth. S. 230.) Auf dieſem Wege muß dem Abweichenden nachgewieſen werden, daß er irre, und der ehrliche Mann wird ſich dann auch nicht ſchämen, ſeinen Irrthum, und daß er zu weit gegangen ſey, zu bekennen und ſein Benehmen ändern. Aber Ihr lebt in einer Kirche, in der wir Euch ja aufmuntern: Prüfet Ihr ſelbſt, was wir Euch ſagen, ob wir das Wort Gottes, das ja in einer der Hauptſache nach verſtändlichen Ueberſetzung Euch aufgeſchloſſen iſt, rein und lauter lehren, die heiligen Sakramente ſo verwalten, daß Ihr darin den rechten durch Vernunft und Schrift angewieſenen Weg zum Himmel erkennet. Anſtatt alſo, daß Ihr Euch durch blindes Geſchrei Verdacht und Mißtrauen gegen uns einflößen laſſet, ſo kommet ſelbſt, höret, denket, vergleichet, tragt uns dann als Freunde Eure Zweifel vor, vielleicht beruhen ſie nur auf Mißverſtändniſſen; gern wollen wir ſuchen ſie zu löſen und Euch zu beruhigen.

4. Allein das Gebiet des Ueberſinnlichen, der Religion hat ſeine für uns undurchdringlich dunkle Seite. Niemand hat Gott je geſehen und ſo erkannt, wie der eingeborne Sohn des Vaters; unſer Wiſſen iſt Stückwerk. Darum lernt und übt durch die Erfahrungen, die Ihr auch in dieſer Geſchichte macht, Milde im Urtheil, Nachſicht und Duldung gegen den

Andersdenkenden. Der Unglaubige mag gar nichts vom Glauben wiſſen. Dem Indifferentiſten iſt Alles gleichviel, er läßt Alles dahin geſtellt ſeyn; der Blindglaubige wähnt, es ſey ſicherer, nur recht viel zu glauben; hilfts nichts, ſo ſchadets auch nichts. Dieſe Sinnesarten mögen fern von uns bleiben! Der chriſtlich Glaubende verwirft alle Grübeleien, wo ihn Vernunft und Schrift mit unwiderleglichen Gründen mahnen: Selig ſind die nicht ſehen und doch glauben. Aber nicht jeder Chriſt hat gleiche Kräfte und Anlagen, gleiche Anleitung dieſe Gründe zu finden, einzuſehen und ſich daran feſt zu halten: Wer blickt nun aber in das Innere? Nur einer, der Zeuge im Himmel. Dem überlaßt das Urtheil und ſehet zu, daß Ihr ſtets von Herzen glaubet und freudig mit dem Munde bekennet, dann werdet ihr gerecht und ſelig. Den Schwachen aber im Glauben nehmt in brüderlicher Liebe auf, helfet ihm mit ſanftmüthigem Geiſte wieder zurecht und verwirret die Gewiſſen nicht durch vermeinte zudringliche Weisheit.

Für dieſe Zwecke iſt das Buch geſchrieben, für Euch, als denkende und wißbegierige Chriſten! Es war ein unermeßliches Feld, auf dem ich noch viel Lehrreiches, Tröſtendes, Erfreuliches und Unerfreuliches hätte ſammeln können. Ich mußte mir jedoch Gränzen ſetzen. Mein Ziel war, Euch durch eine einfache, faßliche, jedoch etwas ausführliche Erzählung über die Entſtehung und allmälige Ausbreitung des Chriſtenthums, über ſeine Schickſale, Gefahren und Siege, über ſeine Wirkſamkeit, über den Urſprung und die Bedeutung der wichtigſten Parteien, die aus ihm hervorgegangen ſind, eine für die Bedürfniſſe des gebildeten Chriſten nicht unbefriedigende Auskunft zu geben, woraus zugleich zu erſehen wäre, was zu fürchten oder zu hoffen, zu thun oder zu unterlaſſen ſeyn möchte, und zwar zu einer Zeit, die laut und öffentlich ſo verſchieden beurtheilt wird. Es ſchien mir für dieſe Abſicht nicht nöthig, Euch noch eine Menge Ketzer, mit welchem Namen die

Chriſten zu mancher Zeit ſehr freigebig geweſen ſind, oder noch mehr Kirchenverſammlungen, Schriftſteller mit den Ausgaben ihrer Schriften aufzuführen; einige vorzügliche einflußreiche Namen werden hinreichend ſeyn. Aber ich hielt, bald Winke und Fingerzeige, bald etwas weitere Auseinanderſetzungen, wie man etwa die merkwürdigſten Erſcheinungen nach ihren Urſachen und Wirkungen anzuſehen habe, für deſto nützlicher. Fern war die Abſicht, Andersdenkende zu beſchimpfen und zu erbittern, aber fern auch der Wille, offenbare, durch ausgemachte Thatſachen nach den bewährteſten Theologen und Geſchichtsforſchern bekräftigte Wahrheiten, angenehme und unangenehme, rühmliche und entehrende, zu verſchweigen oder zu verſchleiern. Es kommen leider! beſonders auch in der Religionsgeſchichte Auftritte vor, bei welchen der redliche, gefühlvolle Chriſt, zumal der Proteſtant, die Liebe zu ſeiner Kirche, und den Schmerz und Unwillen gegen die, welche ſie verunglimpft und gemißhandelt haben und es wohl noch thun, nicht verſchließen kann. Doch vor blinder Parteilichkeit und offenbarer Ungerechtigkeit habe ich mich und meine Leſer möglichſt zu bewahren geſucht. Indeß iſt Irren menſchlich.

Der Verf. iſt ſo glücklich, in einem Lande zu leben, wo Geſetz, Ordnung und Freiheit, Aufſicht und Nachſicht weiſe mit einander verbunden ſind. Seit einem Ernſt dem Frommen beſonders waren die Regenten und unter ihnen der ruhmvollſte, Ernſt **II.**, bei treuer Anhänglichkeit an unſre Kirche doch auch, wie ihre großen Ahnherrn im Kurhauſe, Freunde und Beſchützer anſtändiger Freimüthigkeit, und ſelbſt der letzte Sprößling aus dem Hauſe Gotha-Altenburg, der katholiſchen Kirche zugethan, vermied auch jeden Schein, ſeinen proteſtantiſchen Unterthanen wehe thun zu wollen. Es wurde dieſen hochgeachteten Fürſten das ſchöne Loos zu Theil, daß ausgezeichnete Miniſter und Collegien in ihrem Geiſte im weltlichen und geiſtlichen Regimente handelten, worunter jetzt

als erſtes Glied noch immer der durch tiefe Gelehrſamkeit und hohe Verdienſte allgemein verehrte und ſchon 1821 als ehrwürdiger Jubelgreis gefeierte Herr Geheime-Raths-Präſident von Trützſchler Excellenz, unter fünf Regenten, ergeben dem chriſtlichen Offenbarungsglauben und Freund chriſtlicher Gewiſſensfreiheit, ſegensreich wirkt. Dieſem Geiſte der Liebe und Milde huldigte auch der gelehrte, ehrwürdige Generalſuperintendent Löber, bei aller feſten Anhänglichkeit an die kirchlichen Symbole; von ſeinen trefflichen, ſo vielſeitig gebildeten Nachfolgern, **Dr.** Demme und **Dr.** Großmann, konnte man nur Vertheidigung der Gewiſſensfreiheit erwarten. Und ſo hat es denn der Verf. von Jugend auf und nun in ſeiner faſt ſechs und zwanzigjährigen Amtsführung aus eigner Erfahrung, und nicht unbekannt mit entgegengeſetzten, unproteſtantiſchen Anſichten und unfreien und unnützen Maßregeln, ſelbſt mit Dank empfunden, wie wohl es thut, wenn man von einem erleuchteten Conſiſtorium vor Allem hingewieſen auf die heilige Schrift ſich doch auch mit freiem Geiſte bewegen und den anvertrauten Gemeinden zurufen kann: denket und prüfet ſelbſt, ob es ſich nach Schrift und Vernunft ſo verhalte. Und dieſer Ruhm unſers Landes, daß Frechheit gemißbilligt und gezügelt, Freimüthigkeit mit Beſcheidenheit verbunden, geehrt und geſchätzt wird, wird uns, wie wir hoffen dürfen, unter dem neuen frommen Fürſtenſtamme, unter dem ſo väterlich geſinnten Regenten und den ihn umgebenden, für Staat und Kirche, für Wiſſenſchaft, Kunſt und nützliche Betriebſamkeit redlich ſorgenden Gehülfen, und unter den ehrwürdigen geiſtlichen Behörden bleiben; ein Ruhm, um den wir oft beneidet worden ſind, und wodurch wir nur gewonnen haben.

Und ſo gebe Gott, daß in dieſem Jubeljahr die Wünſche in Erfüllung gehen, wie ſie ein preißwürdiger „dem Geiſte des Augsb. Bekenntniſſes" ergebner König, Friedrich Wilhelm III., ausgeſprochen hat: „daß Glaubenstreue immer

mehr befeſtigt und belebt, unter den Gliedern der evangeliſchen Kirche die Einigkeit im Geiſte befördert und neue Entſchließungen der wahren Gottesfurcht, der chriſtlichen Liebe und Duldſamkeit ermittelt und angeeignet werden;" oder was das Gebet in den Altenburgiſchen Kirchen enthält: „daß alle engherzige, trübſinnige und ſchwärmeriſche Anſichten über Religion und Chriſtenthum verſcheucht, und jederlei unglückliche Spaltungen, die den feſten Bau unſrer auf Licht, Freiheit und Eintracht gegründeten kirchlichen Gemeinſchaft untergraben könnten, beſeitiget und gänzlich entfernt werden; daß Fürſten und Obrigkeiten ihre Gewalt nie dazu mißbrauchen möchten, den Fortgang menſchlicher Erkenntniß zu beſchränken oder über die Glaubens- oder Gewiſſensfreiheit zu herrſchen." Und würde vielleicht die Freude über die Erfüllung dieſer Bitten um Eintracht in der Kirche noch vermehrt durch Annäherung chriſtlicher Länder zu einem brüderlich-chriſtlichen Verein im bürgerlichen und Staatenleben, wohin ſo viele edle Fürſten und Miniſter ſtreben, welche die Verſiegung der Nahrungsquellen und die Gefahren der hereinbrechenden, ſo viel Böſes lehrenden Verarmung bejammern; ſo könnten durch ausgleichende Billigkeit, durch Liebe für allgemeines Wohl und durch einige Aufopferungen, ohne welche nichts Großes und Gemeinnütziges zu Stande kommt, viele alte drückende und harte Rechte und Einrichtungen abgeſchafft oder erleichtert und viele Quellen des Neides und Haders verſtopfet werden, zum Gewinn für Geber und Empfänger. Die heftigen Reibungen zwiſchen den Kirchen haben ſich ſehr vermindert. Möchte nun auch unter den Staaten die wahre heilige Allianz der chriſtlichen Bruderliebe nicht fern ſeyn, die es anerkennt: „So ein Glied leidet, ſo leiden alle Glieder mit, ſo ein Glied wird herrlich gehalten, ſo freuen ſich alle Glieder mit." Wenn ſchon die Klugheit eine ſolche Allianz anräth, da man im Staate wie im kleinen Dörflein nicht weiß, wie bald in Feuers- und Waſ-

ſersnoth, in Krieg und Theurung ein Ruf nach Hülfe ausgepreßt wird, und dann ein an ſich ſonſt unbedeutender Nachbar, der aber mit mir zufrieden iſt und dem es neben mir auch wohl geht, mir ſehr nützlich; ein anderer, vielleicht mit durch mich bettelarm gewordener, neidiſcher, gehäſſiger und auf mein Unglück rachgierig lauernder Nachbar mir höchſt gefährlich werden kann: wer ſollte nicht beſonders als Chriſt einen ächt chriſtlichen, auf gegenſeitige Gerechtigkeit und Billigkeit im Geben und Annehmen gegründeten Staatenbund ſehnlich herbeiwünſchen? Wie manche Verſuchungen, denen auch die ſonſt rechtlichen und wohlgeſinnten Vaterlandsfreunde nicht glauben widerſtehen zu können, um die Geſetze zu umgehen und die Aufſeher zu überliſten, wobei ſie ſich traurig genug auf Nothwehr berufen; wie manche das menſchliche und chriſtliche Gefühl und Gewiſſen ertödtende Anreizungen zur Habſucht, Argliſt, Betrügerei, Tollkühnheit, Feindſeligkeit, Rache, Verwilderung und Verzweiflung würden wegfallen! Und oft weiß der chriſtliche Religionslehrer nicht, wie er auf Fragen und Einwendungen ſolcher Unglücklichen nach chriſtlichen Grundſätzen antworten ſoll! Da indeß ein ſolcher umfaſſender Bund nicht ſo bald zu hoffen iſt: nun ſo gebe Gott, daß wenigſtens das deutſche Vaterhaus alle ſeine Kinder mit allgemeiner Chriſtenliebe umfaſſe, und daß, wenn jeder Stamm die Seinen ehrt, er doch nicht deßwegen die Genoſſen eines andern Stammes verachte oder verderben laſſe. Das Ziel einer ſolchen Verbrüderung iſt ſchwer zu erreichen, aber es iſt für die vielen Fürſten, die mit chriſt-fürſtlichem Sinne jetzt auf den Thronen ſitzen, des Erſtrebens würdig.

Freundlich iſt nun ſchon oft der Verf. aufgenommen worden, wenn er mit Schriften für Volksſchulen und Erwachſene erſchien. Auch die Reformationsgeſchichte 1817 hatte das Glück, ſogleich in zwei ſtarken Auflagen verbreitet zu werden; in den vielen gelehrten Beurtheilungen, die dem

Verf. zu Geſicht gekommen ſind, fand ſie, mit Angabe einiger geſchichtlichen Irrthümer, ungetheilten Beifall. Sie wurde in Schulen und Familien zur Vorbereitung auf jenes Feſt benutzt, in Darmſtadt von den öffentlichen Behörden empfohlen und in dem Hermes (1822. N. 2. S. 203) die ausführlichſte und beſte genannt, was wir nicht erwähnen würden, hätte nicht der einzige D. P. B. in der Jen. Litztg. gerade das Gegentheil behauptet. Möge auch dieſes Buch eine gütige Aufnahme erhalten, es iſt das Werk zwar nicht des Forſchens in den letzten Quellen, aber eines doch nicht leichten oder kurzen Sammelns, Prüfens, Beurtheilens, Auswählens und Darſtellens aus ſehr vielen bewährten und in der Einleitung erwähnten Schriften; indeß Kenner werden auch in ihm Mängel und Unrichtigkeiten finden, manches weggelaſſen oder abgekürzt, manches hinzugefügt oder erweitert wünſchen; hier und da würde ihnen der Verf. beiſtimmen. Indeß bleiben die Anſichten und Wünſche immer verſchieden; billige Beurtheiler werden neben Irrthümern und Fehlern auch das Beſſere nicht überſehen und in den allerdings ausführlich behandelten ernſten Fragen unſrer Tage den Wunſch, zeitgemäß zu ſchreiben, nicht mißbilligen.

Stünzhayn, im Junius des Jubeljahres 1830.

C. F. H.

Inhaltsverzeichniß

des erſten Theils.

Seite

Einleitung. 1

Erſter Zeitraum.

Von der Geburt Jeſu bis auf Kaiſer Conſtantin den Großen.

§. 1. Geburt Jeſu. Damaliger politiſcher Zuſtand des Jüdiſchen Landes 5
§. 2. Religiöſer und ſittlicher Zuſtand unter den Heiden und Juden zur Zeit Jeſu 9
§. 3. Das Chriſtenthum 16
§. 4. Das neue Teſtament 24
§. 5. Schnelle Ausbreitung des Chriſtenthums und Einrichtung der erſten Gemeinden 30
§. 6. Verfolgungen der Chriſten durch die Juden und die traurigen Schickſale dieſer Nation 36
§. 7. Verfolgung der Chriſten durch die Heiden und ihr Verhalten dabey 44
§. 8. Schluß dieſes Zeitraumes 50

Zweiter Zeitraum.

Von Conſtantin dem Großen, dem erſten chriſtlichen Kaiſer, bis auf Gregor VII., den Hauptbegründer der Hierarchie. Von dem J. 300 — 1073.

§. 9. Conſtantin der Große 58
§. 10. Fernere Verbreitung des Chriſtenthums, beſonders in Deutſchland. Bonifazius. Karl der Große . . . 62
§. 11. Das Mönchsweſen 69
§. 12. Verderbliche Streitigkeiten in der Kirche. Arius. Athanaſius. Neſtorius. Cyrillus. Bilderſtreit. Streit über das Ausgehen des heiligen Geiſtes. Auguſtin. Pelagius. Monophyſiten 74

Seite

§. 13. Aberglaube, Irrlehren und Mißbräuche vermehren ſich in der Chriſtenheit 87
§. 14. Wohlthätige Wirkungen des Chriſtenthums und einige ſeiner vorzüglichen Lehrer 100
§. 15. Fortſetzung 126
§. 16. Erweiterung der geiſtlichen, beſonders der päpſtl. Macht . 140
§. 17. Fortſetzung 150
§. 18. Fortſetzung 164
§. 19. Mohamed 173

Dritter Zeitraum.

Von Gregor VII., dem vorzüglichſten Begründer der Hierarchie bis zur Reformation 1073 — 1517.

§. 20. Gregor VII. 181
§. 21. Fortgeſetzter Kampf 193
§. 22. Fortſetzung 205
§. 23. Die Concilien zu Piſa, Baſel und Coſtnitz 217
§. 24. Die unerſättliche Habſucht — die frevelhafte Unſittlichkeit des Clerus — ſein eignes Verderben 225
§. 25. Beklagenswerthe Unwiſſenheit mit ihren Folgen. Einige achtungswerthe Lehrer 232
§. 26. Erweiterung des Mönchsweſens in dieſer Periode. Inquiſition 238
§. 27. Gegner der päpſtlichen Macht 247
§. 28. Fortſetzung. Die Huſſiten 252
§. 29. Etwas über die Kreuzzüge und Ritterorden — Untergang des Griechiſchen Reichs 1453. Erſatz für die Griechiſche Kirche in Rußland 260

Vierter Zeitraum.

Von der Reformation bis zu dem Jahre 1830.

Erſte Abtheilung. Von der Reformation bis zu dem Aufblühen des Jeſuiterordens und dem Religionsfrieden 1517 — 1555.

§. 30. Doktor Martin Luther 270
§. 31. Der Anfang der Reformation 280
§. 32. Disputation in Leipzig mit ihren Folgen 301
§. 33. Luther in Worms 1521 — auf der Wartburg — in Wittenberg 317
§. 34. Luthers Händel mit Erasmus — Verheirathung — Bibelüberſetzung 333
§. 35. Der Bauernkrieg 1525 339
§. 36. Kirchenviſitation — Katechismus — Beſorgniſſe — Reichstag in Speier 1529 — Luthers Zuſammenkunft mit Zwingli in Marburg 343

Seite
§. 37. Der Reichstag in Augsburg 1530 357
§. 38. Der Schmalkaldiſche Bund — Fortſchritte der Reformation 364
§. 39. Luthers Ende und Charakteriſtik 372
§. 40. Der Schmalkaldiſche Krieg 391
§. 41. Die reformirte Kirche 401
§. 42. Die Reformation in andern Ländern. Die 3 nordiſchen Reiche: 1) Dänemark mit Norwegen; 2) Schweden 418
§. 43. 3) Die öſtreichiſchen Erblande, 4) Polen . . . 426
§. 44. 5) Spanien; 6) die Niederlande 436
§. 45. Fortſetzung. 7) Frankreich 444
§. 46. Fortſetzung. 8) Großbritannien. 9) Italien . . 463
§. 47. Bemühungen und Ausflüchte der Römiſch-katholiſchen Kirche, den Verluſt zu erſetzen. Nachfolger von Leo X. 486
§. 48. Fortſetzung. Das Concilium in Trident 1545 . . 505
§. 49. Fortſetzung. Verbeſſerung des Mönchsweſens und des Lehrſtandes 522

Druckfehler im erſten Theile.

Seite.	Zeile.	
11.	10.	von unten ſolle, l. ſoll.
17.	14.	v. u. tröſtendes l. treffendes
18.	17.	v. u. verdieſtvoll l. verdienſtvoll
45.	8.	v. oben mochte l. mochten
47.	3.	v. u. der die l. der der
77.	2.	v. u. nur l. nun
95.	8.	v. u. Chriſam l. Chrisma
138.	10.	v. o. ihnen l. ihm.
140.	18.	v. o. ihren l. ihrer
142.	2.	v. o. verbunden l. verbinden
145.	7.	v. u. Chilperich l. Childerich
186.	17.	v. o. begab ſich l. begab er ſich
190.	13.	v. u. all l. alle
203.	15.	v. o. das Oberhaupt l. des Oberhauptes
205.	1.	v. u. ſtärbe l. ſterbe
218.	9.	v. o. von der Zukunft l. von dem künftigen
241.	16.	v. u. Zeuche l. Zeuge
243.	19.	v. o. den Ketzer l. die Ketzer
265.	14.	v. o. Vormund l. Bohemund
295.	12.	v. u. nie l. mit
302.	7.	v. o. traten l. trafen
309.	15.	v. o. Mauren l. Mauern
310.	6.	v. o. iſt das Komma nach „ihm“ zu ſtreichen und nach „Amt“ zu ſetzen.
331.	2.	v. u. fand l. befand
337.	15.	v. o. daß er die l. daß nun die
358.	12.	v. o. geben dürften. Mit Eifer gab ꝛc. l. geben dürften, ſo gab der treffliche Johann mit Eifer ꝛc.
381.	12.	v. u. hätt l. hält
382.	9.	v. o. beurtheilte l. beurtheile
385.	14.	v. o. „wie er nie“ iſt „nie“ zu ſtreichen
386.	10.	v. u. entgegen iſt. l. entgegen iſt?
458.	4.	v. o. gut l. gutes
460.	2.	v. o. worin er die l. worin er an die
460.	4.	v. o. Guiſens l. Guiſes
461.	7.	v. u. nur l. nun
495.	9.	v. o. mit welchem l. mit welchen
496.	2.	v. u. und drei dort geſchützt. Böſewichter ꝛc. l. und drei dort geſchützte Böſewichte ꝛc.
505.		§. 46. l. §. 48.
508.	3.	v. u. ander l. andere
508.	18.	v. o. der Glaube l. den Glauben
509.	18.	v. u. andrer l. andern.

Einleitung.

Die Geſchichte des Chriſtenthums, ſeiner Entſtehung, Fortpflanzung und Erhaltung muß ſchon als die Geſchichte einer ſo einflußreichen Welterſcheinung Jedem wichtig ſeyn, der an dem Geſchick der Menſchheit einigen Antheil nimmt; wie vielmehr dem Chriſten, wenn auch er ſich dieſer neuen geiſtigen Schöpfung dankbar erfreuet! Klein war ja der Anfang dieſes nun ſo ausgezeichneten Werkes; ſein göttlicher Stifter ſank ſogar auf einige Stunden in des Grabes Nacht dahin; ſeine Jünger, ehrliche, aber arme und ungelehrte Leute waren zerſtreut, wie die Schafe ohne Hirten. Aber das neue Leben ihres Herrn brachte ihnen einen neuen Geiſt und hohen Muth, und nun wurde durch dieſe vielen Rüſtzeuge das Evangelium weiter gebracht und iſt durch ihre Nachfolger endlich auch zu uns gekommen. Das Chriſtenthum hat nach vielem Widerſtande geſiegt, aber es ſind dafür in den achtzehnhundert Jahren richtige und falſche Mittel gebraucht worden, und erfreuende, aber auch betrübende Erſcheinungen treten uns entgegen. Schauen wir um uns, ſo ſtellen ſich uns zwar Millionen Menſchen dar, die Chriſti Namen bekennen; aber wie viele Beinamen führen dieſe Gemeinden! Wie viele Unterſcheidungslehren und Gebräuche ſind es, die ſie von einander trennen! Wie iſt es dahin gekommen? Was ſcheidet und was hält ſie noch zuſammen? Worauf iſt zu ſehen, daß wir ſie nicht einſeitig und

falſch beurtheilen; oder über der Betrachtung ihrer Zwietracht nicht mit uns ſelbſt uneinig und in unſerm Glauben irre und wankend werden? Was iſt bei dieſem Zuſtande der Dinge zu hoffen oder zu fürchten, zu thun oder zu unterlaſſen? Die Geſchichte iſt eine Lehrerin der Menſchen; vorzüglich auch der Theil, den wir die Kirchengeſchichte nennen, und der die Gründung, Erweiterung und die Schickſale der chriſtlichen Religionslehre mittheilt. Dieſe Geſchichte, unermeßlich reich an Begebenheiten, kann hier nur von den bedeutendſten und folgenreichſten Ereigniſſen und von den merkwürdigſten Perſonen, die dabei vorkommen, erzählen; aber ſie ſoll doch ſtreben, deſſen zu gedenken, was einer edeln Wißbegierde des zwar nicht gerade gelehrten, aber doch denkenden Chriſten frommet, ſo daß er zugleich an Einſicht in das Weſen des Chriſtenthums gewinnt, ermuntert wird, für Gottes und Jeſu Werk zu arbeiten, gewarnt wird vor Fehlern im Urtheilen und Handeln, und ſich aufgerichtet und beruhigt fühlt, wenn der Kirche Jeſu wirklich Stürme und Gefahren drohen, oder wenn man ihn auch nur mit ſolchen Befürchtungen ängſtigen will.

Die Nachrichten über die erſte Begründung des Chriſtenthums reichen im Neuen Teſtamente nur etwa bis um das Jahr 64; dann müſſen wir uns hauptſächlich auf die Zeugniſſe der Kirchenväter, oder der angeſehenſten Lehrer in den fünf erſten Jahrhunderten verlaſſen, die zwar nicht alle von gleicher Glaubwürdigkeit, aber eben ſo wie die ſpätern Hiſtoriker von Forſchern, wie Schröckh in Wittenberg, Mosheim, Spittler und Plank in Göttingen, Schmidt in Gießen, Henke in Helmſtädt, neuerlich von Gieſeler in Bonn, Neander in Berlin, Danz in Jena und vielen andern ſcharfſinnigen Gelehrten geprüft und von dieſen Männern bei ihren ruhmvollen Geſchichtswerken gewiſſenhaft gebraucht worden ſind. Die Geſchichte überhaupt hat noch viele dunkle, oder doch nicht hinreichend aufgehellte Stellen, und ſo auch die Kirchengeſchichte; jedoch iſt des Wiſſenswerthen genug vorhanden.

Zur leichtern Ueberſicht theilt man dieſe Geſchichte ebenfalls in gewiſſe Abſchnitte oder Zeiträume.

I. Von der Geburt Jeſu bis zur Zeit Conſtantins, des erſten chriſtlichen Kaiſers; Jahr 1 bis gegen 300.

II. Von Conſtantin bis auf Papſt Gregor VII., den vorzüglichſten Begründer der geiſtlichen Macht (Hierarchie). Vom Jahr 300 — 1073.

III. Von Gregor VII. bis zur Reformation. Vom Jahr 1073 — 1517.

IV. Von der Reformation 1517 — 1830.

Die Chronologie oder Zeitrechnung vor Chriſti Geburt wird aber, je weiter man zurück geht, immer unſicherer. Moſes zählte nach Geſchlechtern; ſpäterhin rechnete man von dem Auszuge aus Aegypten, nachher von Salomos Tempelbau an; oder auch von den Jahren eines Königs, z. B. im ſechſten Jahre des Hiskias. In Rom, das 753, nach andern 754 Jahr vor Chriſti Geburt erbaut wurde, hatte man verſchiedene Arten, die Jahre zu zählen. Z. B. nach den griechiſchen Olympiaden, einem Zeitraume von vier Jahren, und nach den, alle vier Jahre in Olympias gehaltenen, Kampfſpielen benannt. Das Jahr der Geburt Chriſti fiel in das erſte Jahr der 195ſten Olympiade; man zählte nach der Vertreibung der Könige aus Rom nach den Regierungsjahren der Conſuln oder oberſten Verwaltern des Freiſtaates. Dieſe Würde wurde unter den Kaiſern nach Chriſti Geburt beibehalten, ob ſie gleich nur ein Schatten war, und man rechnete die Jahre darnach und auch nach Olympiaden bis 541 nach Chriſto. Die erſten Chriſten, meiſtens Unterthanen der Römer, richteten ſich auch in der Zeitrechnung nach der Sitte derſelben. Im Jahre 284 wurde durch den Kaiſer Diocletian, einen heftigen Verfolger der Chriſten, die Aera (Art die Jahre zu berechnen) Diocletiana gewöhnlich. Die Chriſten führten ſie nach ſeinem Tode unter dem Namen Märtyrer-Aera ein, zum Andenken an die vielen hingerichteten Chriſten. Allein ein frommer Abt, Dionyſius Exiguus in Rom, verwarf dieſe Aera, weil ein ſolcher Chriſtenfeind dieſes Andenkens nicht werth ſey, und nahm das Feſt der Erſcheinung Chriſti als den ſchicklichern Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung an. Sie begann 532 mit dem erſten Januar; das Geburtsfeſt Jeſu ſetzte Dionyſius an den

Schluß des Jahres, den 25. December; doch da die Evangeliſten über dieſen Tag nichts beſtimmt haben, ſo wählten einige Kirchenväter dafür den 6. Januar. Dieſe Aera wurde nach und nach die herrſchende; Karl der Große machte um das Jahr 800 öffentlichen Gebrauch davon. Nach genauern Vergleichungen mit andern geſchichtlichen Ereigniſſen ſoll ſich der gute Abt um vier Jahre verrechnet haben, ſo daß wir 1830 ſchon 1834 ſchreiben ſollten. So iſt, um nur Eins zu erwähnen, Herodes, der Große genannt, nicht 754, ſondern ſchon 750 im Frühlinge geſtorben, Chriſtus aber, das von ihm verfolgte Kind, wäre nach der gewöhnlichen Zeitrechnung erſt 753 geboren. Indeß iſt die Verrechnung eines Abtes eine kleine Nebenſache, und wir zählen nach der einmal gewöhnlichen Art fort*).

*) Dr. Haſe in dem „Leben Jeſu" hält es mit obigem Dionyſius.

Erſter Zeitraum der chriſtlichen Kirchengeſchichte.

Von der Geburt des Heilandes bis zu der Zeit Conſtantins, des erſten chriſtlichen Kaiſers. 1—300.

§. 1.

Geburt Jeſu. — Damaliger politiſcher Zuſtand des jüdiſchen Landes.

Im Jahre 3983 nach der Schöpfung, wie man gewöhnlich annimmt, wurde unſer Erlöſer in dem kleinen, aber ſchon als des berühmten Davids Geburtsort hochgehaltenen Bethlehem, das jetzt nur ein armes Dorf von etwa 600 Einwohnern iſt und etwa drei Stunden ſüdlich von Jeruſalem liegt, geboren. Die meiſten bekannten Länder der drei Erdtheile, Aſien, Afrika und Europa, ſtanden unter der Herrſchaft der Römer. Nach vielem ſchrecklichen Blutvergießen in greuelvollen Bürgerkriegen ſiegte endlich Auguſtus, vorher Octavianus genannt. Der Freiſtaat wurde eine Monarchie, über welche Auguſtus bis zum Jahre 14 nach Chriſti Geburt mit vieler Milde regierte. Ihm folgte ſein Stiefſohn Tiberius, der von 14—37 herrſchte; ein argwöhniſcher, grauſamer Wüthrich. Die Bekanntſchaft mit den wundervollen Erzählungen von den erſten Lebenstagen Jeſu und ſeinen fernern Schickſalen können wir vorausſetzen*). Sein Name Jeſus, (Joſua) mehrern Juden eigenthümlich, hatte bei ihm aber mit Recht die Bedeutung

*) Die verſchiedenen Anſichten darüber werden ſpäterhin mit erwähnt werden.

eines Heilandes und Seeligmachers. Zur Würdigung ſeiner Verdienſte als eines Religionsſtifters iſt ein Blick auf die damalige jüdiſche und heidniſche Welt nothwendig. Das jüdiſche Land, einſt Canaan, nachher von der anſehnlichſten Provinz auch überhaupt Judäa, und jetzt gewöhnlich Paläſtina genannt, im ſüdlichen Aſien, hatte zur Zeit Jeſu gegen Weſten das mittelländiſche Meer; nordweſtlich Phönizien, das als nachheriger Theil der römiſchen Provinz Syrien auch unter dem Namen Syrophönizien vorkommt (Marci 7, 26.) und die großen Handelsſtädte Sidon und Tyrus enthielt; nördlich den durch ſeine herrlichen Cedern berühmten Libanon und Syrien; öſtlich das wüſte Arabien, von dem es durch rauhe Gebirge getrennt iſt, und ſüdlich das ſteinige Arabien zu Gränzen. Es enthielt etwa 450 Q.Meilen Oberfläche, war 30 Meilen lang, 18, hier und da nur 6—10 Meilen breit; hatte in ſeiner Blüthenzeit unter David und Salomo etwa fünf, zur Zeit Jeſu ungefähr drei Millionen Einwohner.

Paläſtina war nach mancherlei Schickſalen kurz vor Jeſu Geburt ebenfalls unter die Oberherrſchaft der mächtigen Römer gekommen. Die alte Eintheilung des jüdiſchen Landes in zwölf Stämme und ſelbſt die Gränzen der beiden ehemaligen Königreiche Juda und Israel wurden jetzt nicht mehr berückſichtiget. Man theilte es in vier Provinzen:

1. Peräa, in weiterer Bedeutung, enthielt die ganze öſtliche Seite des Jordans, des einzigen einigermaßen wichtigen Fluſſes in Paläſtina. Er durchfloß das Land in ſeiner ganzen Länge, ging durch den See Genezareth und endlich in das todte Meer, war aber nirgends über 30 Ellen breit und nicht über 6—7 Ellen tief. Hier lebten mehr Heiden als Juden; es enthielt die im N. T. erwähnten zehn Städte, die mit vielen Vorrechten unmittelbar unter den Römern ſtanden; den nördlichen Theil beherrſchte der Vierfürſt (Tetrarch) Philippus; den ſüdlichen, das eigentliche Peräa, Herodes (Antipas). Auf der Weſtſeite des Jordans war:

2. Galiläa, es ſtand unter eben dieſem Herodes und enthielt unter andern Nazareth, Tiberias, Kapernaum. Die Galiläer waren gutherzig, muthvoll, und ſie verdienten nicht den Ruf der Einfalt, in dem ſie ſtanden. Von dem

ehemaligen Heidenthum waren wenig Spuren mehr vorhanden.

3. Samaria, die kleinſte Provinz. Die Samariter, Nachkommen der heidniſchen Coloniſten und der zurückgebliebenen Israeliten, als das Reich der zehn Stämme von den Aſſyrern zerſtört wurde, hatten ſich in ihren gottesdienſtlichen Einrichtungen den Juden faſt ganz genähert; wurden aber von ihnen äußerſt gehaßt und verachtet. Sie hatten jedoch mehr Sinn für ein geiſtiges Reich des Meſſias als die Juden, nahmen von dem A. T. nur die fünf Bücher Moſes an, und es findet ſich frühzeitig eine Chriſtengemeinde in Samaria. Apoſtelgeſch. 8, 14—17.

4. Judäa, wozu Idumäa, das ehemalige Edom, gekommen war, und deſſen Bewohner allein die ächten Juden und das Volk Gottes ſeyn wollten, und die vorzüglich einen Meſſias im höchſten irdiſchen Glanze als Wiederherſteller der Davidiſchen Macht erwarteten, dabei ängſtlich in der buchſtäblichen Beobachtung ihrer Geſetze waren, ſtand, wie Samaria, im Jahre 6 nach Chriſti Geburt ganz unter den Römern. Als ſich nämlich dieſe das Land unterworfen hatten, ſetzten ſie den Antipater, einen vornehmen Idumäer, als Statthalter ein. Herodes, deſſen Sohn, ſetzte ſich bei den Römern, beſonders bei dem Auguſtus, ſo in Gunſt, daß er im Jahre 37 vor Chriſto jüdiſcher König wurde; jedoch blieb er immer abhängig von den Römern. Er erhielt ohne Verdienſt den Beinamen des Großen, war ein Tyrann, ſelbſt in ſeiner Familie, was er auch durch den Kindermord in Bethlehem bewies; ein Heuchler, der zwar den Tempel ſtückweiſe prachtvoll erneuerte, aber auch den Römern auf alle Art kriechend ſchmeichelte und ihre Sitten nachahmte. Er ſtarb unbetrauert im Jahre 3 nach Chriſti Geburt.

Herodes hinterließ vier Söhne; den älteſten, Herodes Philippus, enterbte er; der zweite, Archelaus, bekam Judäa und Samaria, wurde aber im Jahre 6 n. Chr. wegen ſeiner Grauſamkeit verwieſen, und ſein Gebiet kam zu der römiſchen Provinz Syrien. Der Statthalter hatte ſeinen Sitz in Antiochien. Judäa hatte einen Unterſtatthalter, Procurator oder Landpfleger, der ſich in Cäſarea, am mittelländiſchen Meere,

aufhielt und oft, beſonders an hohen Feſten, nach Jeruſalem zog, um auf Ordnung zu ſehen, Abgaben einzutreiben und Gericht zu halten; hier lag eine römiſche Cohorte (1000 M.) als Beſatzung. Herodes Antipas, dritter Sohn Herodes des Großen, war Regent über Galiläa, verlor aber über dem Streben nach dem Königstitel, Land und Würde. Während ſeiner Regierung wurden Johannes und Jeſus hingerichtet. Philippus, der vierte und beſte Sohn Herodes des Großen, erſter Gemahl der treuloſen Herodias, beſaß den nördlichen Theil von Peräa. (Luc. 3, 1.) Er regierte mild, ſtarb im Jahre 39 n. Chr. Enkel von Herodes dem Großen waren: Herodes Agrippa I. und II. Apoſtelgeſch. 12. Cap. 25, 13. Cap. 26, 1. Im J. 100 ſtarb das Geſchlecht aus. Die Römer waren allerdings tolerant gegen die Religionslehren jedes unterjochten Volkes, ſo lange dieſe nicht dem Staatsweſen gefährlich ſchienen; doch nicht deßwegen, als ob ſie die Religionsfreiheit für ein Recht des Menſchen anerkannt und es daher für Pflicht gehalten hätten, Niemanden in Sachen des Glaubens und Gewiſſens irre zu machen oder zu bedrücken, ſondern mehr aus politiſchen Gründen, um die Nationen nicht zum Mißvergnügen zu reizen, und ſie damit leichter im Gehorſam zu erhalten, den ſie in allen bürgerlichen Pflichten ſtreng forderten; auch wohl oft aus eigner Gleichgültigkeit gegen religiöſe Angelegenheiten. Die richtige Duldung des fremden Glaubens, welche die Wahrheit ſucht und mit Gründen vertheidigt, den Irrthum bekämpft, aber den Irrenden milde behandelt, iſt die Frucht des richtig verſtandenen Chriſtenthums; ſein Stifter und ſeine Gehülfen wenigſtens ſuchten es auf dieſe Art unter die Völker und in die Herzen einzuführen.

Die Juden, eifrige Verehrer des Jehova, haßten und verachteten alle Heiden und beſonders auch die Römer, ihre Oberherren, die dagegen die oft übertrieben und kleinlich ängſtlichen Juden verlachten und verſpotteten und ihre Gewalt gegen ſie mißbrauchten. Die Landpfleger, ſo wie Pontius Pilatus, waren faſt alle höchſt habſüchtige und gefühlloſe Menſchen, bei denen die Juden ſelten Gehör und Recht fanden. Unter dieſer gegenſeitigen Erbitterung entſtanden viele heftige Unruhen, die häufig erſt nach vielem Blutvergießen geſtillt wurden, bis end-

lich im J. 70 nach Chriſto das berühmte Jeruſalem mit ſeinem Tempel durch den Römer Titus zerſtört wurde und der jüdiſche Staat unterging.

Die Juden hatten unter den Römern verſchiedene alte Rechte und eine Art eigener Gerichtsbarkeit, doch bald mit mehrern, bald mit wenigern Einſchränkungen. Ihre gottesdienſtlichen Einrichtungen waren faſt noch wie in der frühern Zeit. Die hebräiſche Sprache war nur noch in den alten Schriften zu finden; zu Jeſu Zeiten war eine aus dem Syriſchen und Chaldäiſchen gemiſchte Sprache gewöhnlich; die Römer hatten ihre lateiniſche; am beliebteſten war aber die griechiſche, in welcher die Apokryphen des Alten Teſtaments und die Schriften des Neuen Teſtaments abgefaßt worden ſind, in welche Sprache auch die übrigen Bücher des alten Bundes zu Alexandrien in Aegypten, wohin ſich viele Juden begeben hatten und wo ſie ſich mit Handel und Wiſſenſchaften beſchäftigten, waren überſetzt worden, und welche Ueberſetzung unter dem Namen der Septuaginta (von 70 Ueberſetzern) bekannt iſt. In dieſer Sprache konnten daher auch die Boten des Evangeliums dieſes herrliche Geſchenk mündlich und ſchriftlich den Völkern am leichteſten mittheilen.

§. 2.

Religiöſer und ſittlicher Zuſtand unter den Heiden und Juden zur Zeit Jeſu.

Die Vielgötterei (der Polytheismus) der Heiden war ſchon an ſich nicht geeignet, die geiſtigen Bedürfniſſe des Menſchen zu befriedigen. In ihr liegt nicht das Ideal ſittlicher Vollkommenheit, kein Antrieb zur Heiligkeit des Herzens und Lebens. Man dachte ſich die über die verſchiedenen Einrichtungen, Kräfte und Wirkungen in der Welt gebietenden Götter und Göttinnen als mächtige, aber doch auch beſchränkte, als übermenſchliche, aber doch mit menſchlichen Schwächen, Fehlern, ſelbſt Laſtern behaftete Weſen, gegen die man mehr ängſtliche Furcht, als Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen hatte; deren Zorn man daher auch, wie den Zorn des beleidigten Sterblichen, zu beſänftigen, und deren Gnade man

wie die Gnade launenhafter, parteiiſcher Menſchen zu erwerben ſuchte. Ihnen, wie einſt dem Moloch, opferte man ſogar Menſchen, ſelbſt die liebſten, die eignen Kinder. Die berühmten Griechen, die durch die Bildung ihrer Sprache und Sitten, durch ihren Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft, durch den Ruhm ihrer Helden und Schriftſteller, ſo vielen Einfluß auf die Bildung und den Geſchmack anderer Völker gehabt haben, ſchmückten beſonders ihre Götterlehre durch ihre Dichter, Bildhauer und andere Künſtler mit allerhand Fabelwerk aus, das wohl die Phantaſie ergötzte, aber ſie auch oft genug mit unſittlichen Bildern erfüllte, Bewunderung der Kunſt, aber nicht immer Reinigkeit des Herzens und Lebens bewirkte. Denn eine Götterlehre, in welcher der Vater ſeine eignen Kinder verſchlingt, von denen die Mutter nur mühſam einige rettet; in welcher der Sohn den Vater vom Throne ſtürzt, die Götter hadern, ſtehlen und aus dem Himmel verbannt, ja beſtraft werden, wie die Menſchen; in welcher der Höchſte der Götter im Himmel und auf der Erde Dinge begeht, die ſich kein ehrlicher und züchtiger Menſch mag nachſagen laſſen: kann unmöglich Ehrerbietung gegen die Gottheit und Veredlung des innern Menſchen erzeugen. Die Götter ſind ſelbſt höchſt genußſüchtig, wie konnte man von Menſchen ſtrenge Beherrſchung der Lüſte und Begierden fordern? Ja die gefährlichſten Neigungen und Triebe der menſchlichen Natur fanden in jenen böſen Beiſpielen, in manchen Abbildungen, in Aufzügen und Feſten, die zur Verehrung der Götter veranſtaltet und mit wilder Luſt gefeiert wurden, in geheimen Verſammlungen (Myſterien) verführeriſche Begünſtigung und Aufmunterung. Die Weiſen unter den Griechen ſprachen auch laut ihren Tadel über ſolche Dichter aus und verlangten, man ſolle der Jugend nicht ſolche Schilderungen in die Hände geben. In Rom, das nach und nach mit feinern Genüſſen bekannt wurde, wo aber auch unter den Kaiſern in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums ein Sammelplatz der höchſten Unſittlichkeit und ſchändlichſten Laſter war, welchen ihre eignen Schriftſteller ſchrecklich genug ſchildern, berief man ſich auf die Lebensweiſe der Götter. Die frühern Weiſen, wie Pythagoras, Plutarch, Solon, Sokrates, Plato unter den Grie-

chen; Numa, Cicero und andre unter den Römern hatten allerdings edlere und erhabnere Vorſtellungen über das Göttliche; ſie gaben auch Winke darüber, aber bei dem Volke ließ man es bei den alten, gewöhnlichen Begriffen: theils weil man ſich nicht viele Mühe mit ihm geben mochte; theils weil man meinte, das Volk könne nur durch Aberglauben und ſinnliches Gepränge folgſam und gewiſſenhaft erhalten werden; theils aus Furcht, weil es freilich gefährlich war, von der Nichtigkeit des Götzendienſtes, der Wahrſagerei und Orakelſprüche zu reden; theils endlich, weil man auch wohl ſich und andere überredete, unter dieſen Fabeln wären wichtige, geheimnißvolle Lehren verborgen. Was jene Philoſophen, Erforſcher und Freunde der Weisheit über die Gottheit, über die Natur und ihr Entſtehen, über Tugend und Glückſeligkeit gedacht hatten und lehrten, das blieb meiſtens in dem kleinen Kreiſe ihrer Schule; nur wenige, wie Sokrates, ſuchten dieſe Weisheit auch für die übrigen Menſchen nützlich zu machen, wofür er aber den Giftbecher trinken mußte. Jene wichtigen Gegenſtände wurden in den Schulen dieſer Männer mehr als Aufgaben zu ſcharfſinnigen Unterſuchungen angeſehen; ſie und ihre Schüler ſtritten darüber und theilten ſich in viele ſehr entgegengeſetzte Parteien. So hatte die eine (Stoiker) allerdings ſehr erhabene Begriffe von der Tugend; man lehrte: ſie ſey die höchſte Würde des Menſchen, ſie müſſe man ehren und ſuchen, ohne auf Vortheile oder Nachtheile zu ſehen, die ſie bringen möchte. Aber man verlangte dabei zugleich eine Gleichgültigkeit, ja Gefühlloſigkeit gegen Schmerz und Vergnügen, welche der Natur des Menſchen entgegen iſt, der ſeine Gefühle wohl beherrſchen, aber nicht ausrotten ſolle. Jene Denkart erzeugte nicht kindlich fromme Ergebung, ſondern kalten Trotz, hochmüthige Selbſtverleugnung, die ſogar den Selbſtmord erlaubte. Ihr gegenüber ſtand eine andere Partei, (die Epikuräer), welche das Wohlſeyn für das höchſte Gut und die Tugend nur darum des Strebens werth hielt, weil ſie zu jenem Wohlbefinden führe, was beſonders von manchen Anhängern ſo gemißbraucht wurde, als ob man ſich alles erlauben könnte, wenn man nur klug und verſchlagen die Nachtheile davon vermeide und an Lebensgenuß gewinne. Was dieſe und andere Philoſophen

über die Gottheit und Vorſehung behaupteten, ſo wie über die Welt und ihre Entſtehung, über die menſchliche Seele, von welcher manche eine Fortdauer und höhere Entwickelung, andere aber ihre Vernichtung glaubten, das beſtand größtentheils in unſichern oft ſonderbaren Vermuthungen, in dunkeln, zweifelhaften Lehrſätzen, welche nicht befriedigten. Dieſe einſeitige und beſchränkte Volksbildung war denn auch in vielen Stücken ſehr bemerklich. Wir finden bei den Griechen und Römern eine oft bewundernswerthe Vaterlandsliebe, aber dabei eine ſtolze, höhnende Verachtung, eine ungerechte Beurtheilung und grauſame Behandlung aller andern Völker; Bürgertugenden, aber nicht die Idee der allgemeinen Bruderliebe; Achtung und Schonung des Mitbürgers, aber nicht allgemeine Achtung der Menſchenwürde. Die Erlaubniß zur Vielweiberei, oder doch Nebenfrauen zu halten, würdigte das weibliche Geſchlecht noch immer herab; es hatte wenig Rechte, wenig Schutz gegen Rohheit und Mißhandlung. Die geſtattete Sklaverei, die rohen Fechterſpiele, worin, zum Vergnügen der Zuſchauer, Sklaven und Gefangene; die Thiergefechte, in welchen Menſchen mit reißenden wilden Thieren, bis auf den Tod kämpfen mußten, zeigen geringe Begriffe von Menſchenwerth. Aber eben eine ſolche ungöttliche Götterlehre und ſolche Grundſätze konnten nicht auf immer beſtehen, ſo ſehr auch kluge Regenten und Prieſter darüber wachten, daß man den Götzendienſt nicht öffentlich antaſten und verwerfen ſollte und ſo eifrig ſie ſelbſt die ungereimten und abergläubiſchen Gebräuche, obſchon mit heimlichem Lächeln, mit beobachteten. Die heidniſchen Tempel und Altäre waren zu Jeſu Zeiten ſchon in ſehr großen Verfall gekommen und ihr und ihrer Diener Anſehen ſank täglich mehr, wie der Tempeldienſt der Diana zu Ephesus beweiſet. Apoſtelgeſch. 19. Es war das Bedürfniß einer beſſern Religionslehre allenthalben erwacht, und es wurde immer lebendiger, als unter mehrern ſchlechten Kaiſern, nach dem Auguſtus, die Schwelgerei, Sittenloſigkeit und rohe Frechheit unglaublich überhand nahm. Viele Menſchen, die in dem bisherigen Aberglauben ſich nicht befriedigt fühlten, verſanken in den Unglauben, leugneten die Vorſehung und Unſterblichkeit.

Ehren- und dankenswerth ſey uns daher zwar das, was weiſe Griechen und Römer in Wiſſenſchaften und Künſten geleiſtet, was ſie uns als Schätze des Geiſtes für unſern Geiſt in ihren Schriften hinterlaſſen haben; anerkennen wollen wir das Große in vielen ihrer Helden und Regenten, das Gute und Erhebende in vielen Ausſprüchen und Handlungen ausgezeichneter Männer unter dieſen Völkern, denn auch unter ihnen hat es Lichtſtrahlen der Wahrheit gegeben, durch die Güte deſſen, der die Sonne über Alle aufgehen läßt. Allein mit dem Plane, den Jeſus für das Heil der Menſchheit entworfen, mit dem Werke der Beſeeligung, das er geſtiftet, mit dem Lichte, das er über die wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen, über ſein Glauben und Hoffen, über Pflicht und Recht verbreitet, mit der Liebe, womit er die ganze Menſchheit umfaßte und zu ſich ziehen wollte, mit dem hellen, reinen Sinne und tadelloſen Wandel Jeſu, mit dem Heldenmuthe, womit er und ſeine Gehülfen verjährte, tief eingewurzelte Irrthümer, Vorurtheile, Fehler und Laſter ungeſcheut angriffen, ohne alle Rückſicht auf das Schickſal, das ſie ſich dadurch zubereiteten, iſt nichts aus dem Alterthume zu vergleichen.

Unter den Juden war durch die Verbannung nach Babylon eine große Veränderung vorgegangen. Der Götzendienſt und alle fremdartige Sitten wurden ihnen ganz verhaßt, die Anhänglichkeit an die väterliche Religion und das Religionsgefühl regte ſich deſto lebhafter. Jedoch dieß wirkte nicht auf ſittliche, kräftigmachende Veredelung; ſie hielten an dem Buchſtaben und drangen nicht in den Geiſt ihrer Propheten, die eine beſſere Zukunft weiſſagten, aber nur unter der Bedingung der ſittlichen Verbeſſerung. Die Juden ſuchten die Religioſität in recht eifriger Beobachtung des Ceremoniendienſtes; wobei die Nation, die dadurch glaubte genug zu thun, immer tiefer ins Verderben ſank. Stolz auf den Namen eines Volks Gottes, auf ſeine Entfernung von dem abgöttiſchen Heidenthum, bildeten ſie die Hoffnung auf einen Meſſias, als ihren Erretter von dem Joch der Römer, und die Erhebung in einen glücklichen Zuſtand, immer ſinnlicher aus. Sie vernachläſſigten in dieſer Einbildung die rechten Mittel, wodurch allein eine Nation achtungswerth und glücklich wer-

den kann; überließen ſich in ihren Träumen irdiſcher Größe Betrügern und Aufwieglern, machten ſich dadurch, ſo wie durch ſtrenge Vermeidung alles Umgangs mit andern Nationen, den ſie als eine Verunreinigung anſahen, allgemein verhaßt oder lächerlich; veranlaßten dadurch oft harte Maßregeln, und man erdichtete über ihren Urſprung, ihre Geſchichte und Religion die abgeſchmackteſten Mährchen.

Das Nachdenken über das Religionsweſen hatte bei den Juden eine ſehr verſchiedene Richtung genommen, und zur Zeit Jeſu finden wir, außer einigen kleinen Sekten, beſonders drei Hauptparteien.

1. Die Phariſäer d. i. Abgeſonderte. Manche ſetzen ihren Urſprung über 300 Jahre vor Chriſto hinaus, als man nach der Verweiſung aus Paläſtina die Mangelhaftigkeit des Moſaismus für die ſo ſehr veränderten Umſtände fühlte und Gelehrte allerhand Zuſätze und Erläuterungen hinzufügten, die ſie für Ueberlieferung von Moſe her ausgaben. Daher ſollten dieſe Traditionen, unter denen es mehr willkührliche Satzungen und Auslegungen, ſtrenge Vorſchriften über Faſten, Reinigen und dergleichen, als geiſtvolle und nützliche Erläuterungen und Anwendungen des Geſetzes gab, ebenfalls ein göttliches Anſehen haben. Als Partei erſchienen ſie zu den Zeiten der Maccabäer, 150 Jahre vor Chriſto, in ihrer ganzen Strenge. Daraus entſtand eben die von Jeſu ſo oft getadelte Werkheiligkeit, womit die Phariſäer ſelbſt offenbares Unrecht (Matth. 23.) zu vereinigen wußten. Aber der gute Schein gab ihnen dennoch bei der Menge, die nicht tief blickte, ein großes Anſehen und ſie hatten großen Einfluß auf das Volk. Sie waren unter einander enge verbunden, hatten viele Gelehrte und viele Mitglieder des hohen Rathes in ihrer Partei und verſchafften ſich allenthalben Einfluß. Jeſus kannte ihren Ehrgeiz, ihre Habſucht und Heuchelei, ob er gleich einzelne Männer, die es treu und ehrlich mit ihrer Anhänglichkeit an das Geſetz meinten, wie einen Nicodemus, ſehr wohl zu unterſcheiden wußte.

2. Die Sadducäer, von ihrem Stifter Sadok ſo benannt, der ungefähr 200 Jahr vor Chriſto lebte, oder, wie andere meinen, von Zedokim, Gerechte, Rechtgläubige, weil

ſie Moſes Geſetz ohne die Tradition annahmen. Indem Sadok lehrte, daß man die Tugend um ihrer ſelbſt Willen achten müßte, kam er auf die Behauptung, daß es keinen Zuſtand der Vergeltung gebe, und ſeine ſpätern Anhänger leugneten gerade zu die Auferſtehung und Unſterblichkeit. Sie galten viel an dem Hofe der Herodianiſchen Fürſten. Jeſus verwarf ihre Irrthümer, „daß ſie die Schrift nicht verſtänden;“ doch eifriger ſprach er gegen die heuchleriſchen Phariſäer.

3. Die Eſſäer oder Eſſener, wohnten am todten Meer, führten eine abgeſonderte, faſt mönchsartige, ſtrenge und friedliche Lebensweiſe; hatten eine gereinigte Sittenlehre, beſchäftigten ſich mit der Beobachtung der Natur, und unterſuchten und benutzten die Heilkräfte derſelben. Den Körper ſahen ſie als ein Gefängniß der Seele an; Moſes Geſetz erklärten ſie mehr bildlich; mißbilligten den Eid, waren aber treu, redlich und verſchwiegen. Indeß ſo lobenswerth Vieles bei ihnen war, ſo iſt doch eine ſolche Abſonderung von der übrigen Welt nicht allgemein anwendbar; auch verleitet ſie leicht zum Stolz; man ſieht ſchon dieſe Entfernung für ein Verdienſt und für die Tugend ſelbſt an, und urtheilt ungerecht über die andern Menſchen. Daß Johannes der Täufer mit den Eſſenern in Verbindung geſtanden habe oder unter ihnen gebildet worden ſey, iſt nicht erweislich, ob er gleich in ſeinen Sitten ihnen ähnlich war; von Jeſu kann man es noch viel weniger behaupten. Das N. T. hat davon gar keine Spuren, und Jeſus war über engherzige Denkart und Sektenſtiftung weit erhaben. Es gab aber noch ſehr viele Juden außerhalb Paläſtina; nur ein kleiner Theil war auf die von dem Perſer Cyrus erhaltene Erlaubniß in das Vaterland zurückgekehrt; eine Menge blieb in Babylon und verbreitete ſich immer weiter. Alexander der Große zog viele in die von ihm erbaute berühmte Stadt Alexandrien am Ausfluß des Nils in Aegypten, und ein daſiger König brachte nachher noch mehrere ins Land. Sie kamen nach Griechenland und Rom, wurden oft ſehr begünſtigt, und dadurch reich, aber auch beneidet; durften Synagogen bauen, und zur Zeit Jeſu fand man faſt im ganzen römiſchen Reiche Juden. Dieſe zerſtreut lebenden Juden blieben aber immer in Verbindung mit ihrer Hauptſtadt, erkannten das Synedrium

oder den hohen Rath als ihre Oberbehörde in Religionsſachen an, ſchickten Opfer und Geldbeiträge in den Tempel, und reiſeten auch, beſonders an hohen Feſten, häufig dahin. Da die Nichtigkeit des Götterdienſtes immer fühlbarer wurde, ſo wendeten ſich manche Heiden zum Judenthum, entweder ganz, daß ſie ſich beſchneiden ließen und Proſelyten der Gerechtigkeit hießen, wobei ſie durch eine Taufe auch bildlich von ihren vorigen Irrthümern gereinigt wurden; oder ſie verehrten doch mit den Juden den einzigen wahren Gott, hießen Proſelyten des Thors, und werden im N. T. Judengenoſſen, auch Gottesfürchtige genannt. Dieſe Juden in Alexandrien wurden nun aber auch mit der griechiſchen Philoſophie bekannt, und machten davon Gebrauch bei der Behandlung ihrer Religionslehre, beſonders von der Lehre des griechiſchen Weltweiſen Plato. Sie ſuchten durch bildliche Deutungen des A. T. neue Schätze der Weisheit in ihm zu entdecken; ihm durch ein neues Gewand mancherlei dem Geſchmack der Zeit entſprechende neue Begriffe unterzulegen, verloren ſich aber darüber in viele unfruchtbare Deutungen und Streitigkeiten. Am berühmteſten war in ſolchen zum Theil ſinnreichen Erklärungen Philo, der auch ſeine Landsleute gegen Verunglimpfungen ſtandhaft vertheidigte. Er ſtarb im J. 42 n. Chr. Zur Kenntniß ſeiner Schriften und Schreibart hat beſonders neuerlich Herr Dr. Großmann in Leipzig gelehrte Beiträge geliefert.

§. 3.

Das Chriſtenthum.

Unter dieſen Umſtänden mußte das Chriſtenthum als Weltreligion, welche die Scheidewand zwiſchen Juden und Heiden durch die Verſicherung aufhob: „von Morgen und Abend her werden ſich die Menſchen zu dieſem neuen Reiche Gottes ſammeln;“ „ihr ſeyd alle Gottes Kinder,“ und da ſie auch dem Aermſten im Volke das Evangelium oder die frohe Botſchaft von der allgemeinen Gnade Gottes verkündigte, höchſt willkommen ſeyn. Von der Kindheit und Jugend Jeſu iſt uns, außer den wenigen, aber viel verſprechenden Nachrichten in den Evangelien, durchaus nichts Zuverläſſiges bekannt; ſo

gern wir auch mehr davon wiſſen möchten. Nur das iſt uns bekannt, daß er ausgezeichnete Gaben des Geiſtes und einen Sinn für alles Wahre und Gute hatte, aus Wißbegierde ſich ſchon frühzeitig mit religiöſen Angelegenheiten beſchäftigte, Sachverſtändige hörte und fragte, und in einer frommen Erziehung gewiß auch ſehr bald mit den heiligen Schriften ſeines Volks und deſſen geiſtigen Bedürfniſſen bekannt wurde. In ſeinem dreißigſten Jahre trat er als Lehrer auf und predigte: Leget die Irrthümer und Laſter ab; das Gottesreich iſt da, die neue Verbindung ſoll angehen, an welcher Alle, die mir vertrauen und gereinigt im Sinne und Wandel ſich nahen, Theil haben ſollen. Wie die Propheten eine ſolche Zeit vollkommener und allgemeiner Gotteserkenntniß und einer ſittlichen Reform angekündiget und darauf vorbereitet, dabei aber freilich auch als Patrioten eine irdiſche Erhebung ihres unglücklichen Volkes gewünſcht hatten: ſo ebnete nun auch kurz vor Jeſu der muthvolle Johannes, „der mehr als ein Prophet war,“ das wahre Bedürfniß der Menſchheit und die Beſtimmung Jeſu mehr als ſie kannte, dem Herrn den Weg. Er redete mit dem Eifer eines Elias vor Hohen und Niedrigen, ſagte die Bedingungen, unter welchen man einzig und allein in dieſes Himmelreich aufgenommen werde, und wurde ein Opfer ſeiner Freimüthigkeit, aber von Jeſu und der Nachwelt hochgeehrt. Jeſus hatte ſich ſelbſt von ihm durch die Taufe, die er als ein tröſtendes Bild der innern Reinigung, auch als einen Gebrauch für ſein Reich aufnehmen wollte, weihen laſſen; überſtand dann eine ſchwere Prüfung in der einſamen Wüſte, wo er unſtreitig mit ſeinem hohen Plane und deſſen Schwierigkeiten beſchäftigt war, und trat dann muthvoll auf.

Für die Beförderung des Werkes wählte er nun auch einen Kreis vertrauter Schüler, beſonders waren es zwölfe, die unter dem Namen der Apoſtel oder Geſandten (Miſſionaire) bekannt ſind. Es waren ungelehrte, aber dabei auch von den Vorurtheilen der jüdiſchen Parteien mehr freie Menſchen; redlich, entſchloſſen, begabt mit geſundem Verſtande und reger Wißbegierde und willig für den Plan ihres großen Meiſters zu leben und zu ſterben. Von der Wirkſamkeit anderer 70 Jünger, die Jeſus (Luc. 10, 1.) ausſandte, und anderer Freunde

wie z. B. eines Nathanael, iſt weiter nichts bekannt. Jene zwölfe waren größtentheils bei Jeſu und er bildete ſie für ſeine Abſicht, daß ſie in alle Welt gehen und die erſten Herolde des Heils werden ſollten. Zwar koſtete es ihm viele Mühe, ihre Schwächen zu verbeſſern, ſie in ſeinen Plan einzuweihen, daß er zwar der Meſſias, der Chriſtus, ſey, aber die Hoffnungen und Erwartungen nicht durch Errichtung eines irdiſchen glanzvollen Reiches, worin ſie die erſten Anſprüche auf die höchſten Würden zu haben glaubten, erfüllen, ſondern daß er ein König und Herr in höherer, geiſtiger Bedeutung ſeyn werde, der ſeinen Unterthanen nur das darbiete, was den Geiſt erleuchte und das Herz beſſere und beruhige. Sie faßten langſam den tiefen Sinn der Worte, aber mit dem Tode und der Auferſtehung Jeſu und durch jene merkwürdige Einweihung am erſten chriſtlichen Pfingſtfeſte drang ein helleres Licht in ihre Seele; doch hatten ſie noch immer mit Vorurtheilen und Schwächen zu kämpfen (Apoſtelg. 10, 34. Gal. 2, 11.). Zu ihnen kam ſpäter Paulus, erſt ein wilder Eiferer gegen das Chriſtenthum, das ihm ein Frevel gegen die Moſaiſche Verfaſſung ſchien; aber als auf dem Wege des Verfolgers mit einem Blitzſtrahl in der Natur auch ein Funke ernſten Nachdenkens in ſein Inneres fiel, wurde er ein treuer, unermüdeter, höchſt verdienſtvoller Apoſtel der bisher gehaßten Lehre, der viele Gemeinden ſtiftete, ſich beſonders der Heiden annahm, als viele Chriſten aus dem Judenthum es unbegreiflich fanden, daß auch Völker ohne die Beſchneidung Mitglieder des Meſſiasreiches werden könnten und dieſen zumutheten, ſie ſollten ſich erſt dem jüdiſchen Geſetz unterwerfen.

Dieſe Religionslehre, die mit dem Leben ihres Stifters enge verbunden iſt, befriedigt noch jetzt alle religiöſen Bedürfniſſe des denkenden, fühlenden und für ſein Heil beſorgten Menſchen. Sie beantwortet hinreichend die ſich ihm aufdringenden Fragen über den Urheber der Welt und die menſchliche Beſtimmung und zeigt ihm die allein richtigen Mittel und Wege, ſie zu erreichen. Sie hebt auf, was einſt Juden und Heiden trennte, und was nur dem Kindesalter der Menſchheit zur weitern Entwickelung dienen ſollte; ſie führt zur würdigen Verehrung Gottes des Heiligen und Vollkommnen im Geiſte

und in der Wahrheit. Sie verwandelt durch hellere Aufſchlüſſe über Gottes Eigenſchaften, über den Zweck ſeiner Weltregierung, über phyſiſche und moraliſche Uebel, die knechtiſche Furcht in demüthige Ehrfurcht, in kindliches Vertrauen zu der unendlichen Gnade, die keine Dienſte und Opfer bedarf und verlangt, wie ſie die Vorzeit darbrachte, ſondern die Jeden väterlich aufnimmt, der ſich ſtets redlich beſtrebt, reines Herzens und frommen Lebens zu ſeyn; aber auch jeden Fehlenden und tief Gefallnen, der mit ächter Reue, mit aufrichtigen Vorſätzen der Beſſerung und im Glauben an die Verheißungen des Evangeliums ſich Gott, dem Gerechten, aber auch Barmherzigen, nahet. Sie zeigt ein hohes Ziel der Vollkommenheit, das der Menſch hienieden nicht erreicht; aber ſie gibt ihm ſichere Hoffnung, daß nach dem Sterben des Körpers der Geiſt in einem neuen Leben auf der begonnenen Bahn zur Vollendung fortſchreiten werde. Sie verſchweigt es nicht, daß es in und außer uns viele gefährliche Feinde gibt, die uns die Erreichung jenes Zieles erſchweren; aber ſie zeigt uns auch Hilfe, die uns den Kampf erleichtert, verſpricht dem, der es mit ſeiner Pflichttreue und mit ſeinem Streben redlich meint, den Beiſtand des göttlichen Geiſtes, endlich den Sieg, die Krone des ewigen Lebens. Sie erweckt Muth und Demuth. Wer dieſe Hauptgrundſätze des Chriſtenthums überdenket, fühlt ſich auch gezwungen, ſie als Wahrheit anzunehmen. Noch mehr aber, wer ſie gewiſſenhaft zu befolgen ſucht (Joh. 7, 17.) und ihre ſeegensreichen Wirkungen aus Erfahrung empfunden hat, muß mit der Schrift die Sendung Jeſu als den größten Beweis der göttlichen Liebe dankbar ehren. Die Sittenlehre des Chriſtenthums, die zwar ernſte und ſtrenge, aber doch, recht verſtanden, keine unnatürlichen, ſondern nur ſolche Forderungen, welche der Vernünftige ſelbſt für recht und gut erklären muß, an den Chriſten macht; und die alles geſetzliche Thun und Laſſen nur dann für ſittlich gut und Gott wohlgefällig erklärt, wenn es aus einem frommen, von Ruhmſucht und Eigennutz freien Herzen kommt, das in Allem Gott die Ehre gibt, von ſeiner Gnade allein beſcheiden des Lebens Glück erwartet, und auch fröhlich iſt in Trübſal, iſt ſelbſt von Gegnern ſeiner Glaubenslehren gerühmt und empfohlen worden.

Das Bekenntniß: „das Evangelium von Jeſu habe eine Kraft Gottes, ſeelig zu machen alle, die daran glauben,“ haben Millionen von Chriſten abgelegt und legen es noch freudig ab. Auch nach den furchtbarſten das Chriſtenthum bedrohenden Stürmen und Gefahren ſteht es in ſeinen Hauptwahrheiten feſt und verbreitet ſich immer weiter; es zeigt ſich unter allen den großen Veränderungen, Zerſtörungen und Stiftungen in ſo vielen Jahrhunderten, bei den rieſenhaften Fortſchritten in Wiſſenſchaften und Künſten, in Erfindungen und Entdeckungen, doch keine religiöſe Anſtalt, die wir mit ihren Grundſätzen des Glaubens und Lebens der chriſtlichen gleichſtellen möchten. Tauſende von ſcharfſinnigen Denkern und Wahrheitsfreunden, anfangs oft Gegner dieſer Religion, haben zuletzt in ihr das Schifflein gefunden, in dem der von Zweifeln, Wünſchen und Sorgen beunruhigte Erdenſohn ſeine ſichere Zuflucht findet und den Hafen ſeiner Zufriedenheit und Seelenruhe gewiß erreicht. Und wer kann den wohlthätigen Einfluß der chriſtlichen Religion, die, gleich einer belebenden Sonne, ſich über alle Lebensverhältniſſe verbreitet, auf die vielſeitige Bildung der Menſchheit und ihre Wohlfahrt verkennen? Wo ſind die mildeſten Regierungen und die glücklichſten Unterthanen? Wo ſind die hellſten Einſichten über das Göttliche und Menſchliche? Wo iſt die meiſte Achtung des Menſchen und der Menſchenrechte zu finden? Freilich nicht in Ländern, und wenn ſie die allerchriſtlichſten und rechtgläubigſten heißen und für dieſen Ruhm mit Feuer und Schwert eifern, wo die Vernunft als Feindin Gottes und des Chriſtenthums verwünſcht, das Selbſtprüfen in Glaubensſachen als Verbrechen beſtraft, dagegen nur neuer Aberglaube und Sauerteig mit dem alten eingetauſcht worden iſt. Aber da, wo Vernunft und Chriſtenthum in freundlicher Gemeinſchaft ſtehen, beide als Geſchenke eines Gottes dankbar benutzt werden, wo ſich jeder Stand an die chriſtlichen Grundſätze der Gottes- und Menſchenliebe bindet, und der Menſch bei bürgerlicher geſetzmäßiger Ordnung auch Glaubensfreiheit genießt, da hat ſich auch der wohlthuende Geiſt dieſer Religion über alle Klaſſen der Einwohner, über alle Zweige der menſchlichen Cultur und Betriebſamkeit verbreitet; denn er veredelt alles Thun und

Laſſen und heiligt alle Verbindungen! Auch da bleiben noch Wünſche und Verbeſſerungen übrig, aber das chriſtliche Ziel heißt: Immer weiter — es erinnert ohne Anſehen der Perſon jeden Stand an gleiche Pflichttreue und gleiche Verantwortung vor dem allgemeinen Oberherrn. Und ſo wird ſchon jetzt, namentlich in proteſtantiſchen Ländern, kein Chriſt, er mag blicken, wohin er will, ein nicht chriſtliches Land dem chriſtlichen Vaterlande, wenn auch noch nicht Alles den Forderungen dieſer Religion entſpricht, vorziehen, ſo wenig es immer bedacht wird, was wir ihm auch in bürgerlicher Beziehung zu verdanken haben.

Iſt aber das Chriſtenthum durch ſeine Grundſätze und wohlthätigen Wirkungen, wo ſie nicht menſchlicher Aberwitz hemmte oder vernichtete, erhaben über jede Religionsſtiftung, ſo wird der Chriſt bei der Betrachtung dieſes wundervollen Werkes, ſeiner Ausbreitung und ſeines feſten Zuſtandes auch das ehren, was uns von der Perſon, von den Thaten und Schickſalen ſeines Stifters Ungewöhnliches, Wundervolles, Außerordentliches erzählt wird. Ohne daß wir uns in Grübeleien über ſeine Perſon einlaſſen und das Unerforſchliche ſeiner Verbindung mit der Gottheit ergründen und es menſchlich beſtimmen wollen, was nur zu oft die Gemüther verwirrt, das Band der Liebe mit Andersdenkenden zerriſſen, Zerrüttungen in der Chriſtenheit angerichtet und das thätige Chriſtenthum in Vergeſſenheit gebracht hat; ohne unſern ganzen Glauben als Chriſten aufzugeben, wenn uns ein Zweifel unbeantwortlich, ein Umſtand dunkel und unerforſchlich bleibt: halten wir uns, in dem Bewußtſeyn, daß alles unſer Wiſſen hier nur Stückwerk bleibt und daß wir Niemanden haſſen und verdammen, der nicht ganz unſerer Ueberzeugung ſeyn kann, an das einfache Bibelwort. Er war nach dieſen Mittheilungen der Menſchenſohn, und wie ein anderer Menſch erfunden, verſucht durch ſchwere Leiden allenthalben, gleich wie wir, doch ohne ſich zu verſündigen. „Er nahm mit den Jahren zu an Weisheit, an Gnade bei Gott und den Menſchen.“ Er lebte in Armuth und Niedrigkeit; denn ſo fand er es ſeinem Zweck angemeſſen, ſchwächte dadurch am ſicherſten die irdiſchen Meſſiashoffnungen, die er auf keine Art begünſtigen wollte; flößte auch

dem Geringſten Muth ein, ſich ihm zu nahen, bewies, daß man ohne äußern Glanz und Ueberfluß doch Gott gefallen könne, und Niemand durfte ſagen, daß irdiſche Vortheile und Ausſichten die Menſchen anlockten, wenn es hieß: Alles Volk hing ihm an und hörte ihn. Nein, er predigte gewaltig und nicht wie die ruhmſüchtigen Schriftgelehrten; ſein Herz ſprach an das Herz; und die herrlichen, lehrreichen Gleichniſſe (Parabeln), die er zugleich mit vortrug, feſſelten die Aufmerkſamkeit und weckten das Nachdenken; doch auch die Wunder, die er an den Menſchen that, und die bei einem wunderſüchtigen Volke zur Beglaubigung eines Propheten faſt nothwendig waren, ſo ſehr auch Jeſus dieſe Wunderſucht tadelte. Aber er that dieſe Zeichen nicht, wie eitle ſogenannte Wunderthäter (Thaumaturgen), auf kindiſches Verlangen und nicht für thörichte Neugierde, nicht um eines flüchtigen Beifalls willen, ſondern um ein ſinnliches Volk für das Geiſtige zu erheben; er benahm ſich dabei würdig für würdige Zwecke. Jeſus, durch dieſes Alles ſchon verehrungswürdig vor allen Religionsſtiftern, ſpricht aber auch von ſich, ſeiner Perſon und Sendung, auf eine ausgezeichnete Art und Weiſe. Er nennt ſich ſelbſt den eingebornen Sohn Gottes, redet von ſeiner innigen Verbindung mit Gott, ſeinem himmliſchen Vater, von dem er alles empfangen, in deſſen Namen und Auftrag er erſchienen und die religiöſe Verbindung ſtifte, der ihn liebe und ihn einſt verherrlichen werde mit himmliſcher Klarheit, weil er ihm gehorche und ſelbſt das Leben aus Gehorſam hingeben werde. Dieſe ſeine Ausſage wird bekräftiget durch die göttliche Weisheit, die er verkündiget, durch die Thaten, „die Niemand thun kann, es ſey denn Gott mit ihm," durch das heilige Leben, das er geführet, durch merkwürdige Ereigniſſe von dem Eintritt bis zu dem Ausgange ſeines Lebens, und durch den Anblick des großen Werkes, das ihm gelungen, wodurch er noch alle Tage bei uns iſt und ſeyn wird, bis an der Welt Ende. Wie einſt am Jordan und auf dem Thabor, ſo ſchallet noch allenthalben die Stimme Gottes in chriſtlichen Ländern: „Dieß iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!"

Sein Lehramt dauerte wahrſcheinlich beinahe drei Jahre. Dann wich er nicht mehr dem ihm längſt angedroheten Tode aus.

Er erkannte ihn als des Vaters Willen und für nothwendig und heilſam zur Vollendung ſeines Erlöſungswerkes und darum war er gehorſam, ſelbſt bis zum Tode am Kreuze. Wie er treulos verrathen, von ſeinen Freunden verlaſſen, von ſeinen Feinden angeklagt, verhöhnt, beſchimpft, dem Römiſchen Gericht überliefert, zum ſchmachvollen Kreuz verurtheilt wurde, wie er unendliche Schmerzen zu erdulden hatte, aber ſie heldenmüthig beſiegte, bei eigner Qual die Freunde und die Mutter nicht vergaß, den Feinden verzieh und für ſie betete, ſo edel und erhaben ſtarb, wie er gelebt, liegt klar in ſeiner Geſchichte. Sehr wichtig waren die Folgen dieſes Todes. Jeſu Werk war vollbracht, er hatte ſein Leben dafür aufgeopfert und den neuen Bund beſiegelt, ſeine Ueberzeugung und den Werth ſeiner Grundſätze an ſich ſelbſt bewährt, und ſteht als Muſter und Vorbild auch im ſchwerſten Leidenskampfe vor uns. Doch belehren uns zugleich die Apoſtel, die nun den Sinn, wie Jeſus die Menſchen erlöſen wollte, gefaßt hatten, über den wichtigen Zweck, daß mit dem Tode Jeſu der Opferdienſt, der reinen Religionsbegriffen nicht angemeſſen iſt, auf immer aufhören ſolle. Sie verglichen, beſonders für die Chriſten aus dem Judenthum, die in der neuen Verfaſſung den Tempel, die Sühnopfer, die Fürbitte, das Allerheiligſte und ſo Vieles, worin ſie Beruhigung gefunden hatten, vermißten und daher oft in ihrem Glauben wankten, die Perſon und die Aufopferung Jeſu mit der Perſon und den Dienſten des jüdiſchen Hohenprieſters, und der Schluß war: „Jeſus, der Heilige, Unſchuldige, hat eine ewige Erlöſung erfunden.“ „Wer in dieſen Glauben mit herzlicher Reue und Beſſerung kommt, findet Gnade und Verzeihung ohne weitere Büßungen und Opfer; will er jedoch opfern, ſo ſind Wohlthun, Mittheilen, Anwendung ſeiner Kräfte für Gottes Abſicht, Opfer, die ihm wohlgefallen.“

Der treue Gehorſam wurde von Gott belohnt. Jeſus ging, zum Troſt und zur Stärkung der Seinen, zur Beſchämung der Feinde aus dem Grabe am dritten Tage hervor; eine Thatſache, welche von vielen Zeugen bekräftiget und auch nach der ſtrengſten Prüfung der Zeugniſſe nicht widerlegt worden iſt, und welche auf jeden Fall zur Ermuthigung der zerſtreuten, furchtſam gewordenen Apoſtel und zur Einführung des Chri-

ſtenthums ungemein mitgewirkt hat. Jeſus blieb noch vierzig Tage unter ſeinen Schülern, da ein Erſcheinen unter ſeinen Widerſachern nur neuen Haß gegen ihn erwecken konnte; beſprach ſich mit ſeinen Jüngern über die Fortpflanzung des Reiches Gottes, und ſchied dann von ihnen eben da, wo er ſchmerzlich im Innern gekämpft hatte, am Oelberge, und ging zu einer für uns unausſprechlichen Herrlichkeit, „er ſitzet zur Rechten Gottes,“ wie es die Bibel ausdrückt. In ihm verehren die Chriſten den Stifter ihrer Religion, das Oberhaupt ihrer Kirche, ihren Erlöſer, und erwarten in ihm einſt ihren Vergelter.

Zur religiöſen Erhebung dienen aber auch äußerliche Gebräuche, wenn Würde und ſinnvolle Bedeutung darin liegt, und man ſie nicht als Zweck, ſondern als Mittel weiſe gebraucht. Jeſus ordnete nur zwei ſolche religiöſe Handlungen an, die einfach und bedeutungsvoll waren; er wußte, was in dem Menſchen war, wie leicht aus einer größern Anzahl mit Pracht und Gepränge, mit Geräuſch und Lärm, nur endlich Schauſpiele werden, die den ſinnlichen Menſchen betäuben oder zerſtreuen, vom ernſten Nachdenken abbringen und den Wahn erzeugen, als ſey mit der Beobachtung dieſer Gebräuche die ganze Chriſtenpflicht von Zeit zu Zeit — abgemacht! Vor ſeinem Hingange zum Vater ordnete der Heiland noch die Taufe beſonders an, und verpflichtete dabei zum Glauben an den Vater, Sohn und heiligen Geiſt; worin alſo der Chriſt die Verſicherung findet, daß Gott ſein Vater, Jeſus, der Sohn Gottes, ſein Erlöſer, und ein heiliger Geiſt, den die Schrift bald den Geiſt des Vaters, bald den Geiſt Jeſu nennt, ein unſichtbarer Beiſtand und Beförderer zu allem Wahren und Guten ſeyn werde. Das heilige Abendmahl ſetzte Jeſus am Abend vor ſeinem Tode ein, und ſprach als Hauptzweck die viel umfaſſenden Worte aus: „Das thut zu meinem Gedächtniß!“ Wir werden nun ſehen, in wie fern die Chriſten den Lehren und Anordnungen ihres Herrn treu geblieben ſind.

§. 4.

Das Neue Teſtament.

Die Urkunden, in welchen die Lehre des Chriſtenthums und die Geſchichte ſeiner Begründung mitgetheilt werden, fin-

den wir in dem zweiten Theile der Bibel, in der Sammlung der Schriften, die wir unter dem Namen des Neuen Teſtaments kennen. Anfangs trugen die von Jeſu gebildeten Schüler das mündlich vor, was ſie von ihm gelernt hatten, und unterrichteten wieder andere zu dieſem Geſchäfte. Bei der vermehrten Anzahl chriſtlicher Gemeinden auch außerhalb Paläſtina, fühlte man bald die Nothwendigkeit und das Verlangen ſchriftlicher Mittheilungen. Die Veranlaſſungen zur Abfaſſung jeder einzelnen Schrift wiſſen wir nicht. Bei dem Matthäus ſcheint es, daß er beſonders Rückſicht auf Chriſten aus dem Judenthume nahm, da er das alte Teſtament ſo häufig zum Beweis der Meſſiaswürde benutzt. Marcus, ein vieljähriger Begleiter, bald von Paulus, bald von Petrus, ſcheint mehr ausländiſche Chriſten, die erſt Heiden geweſen waren, vor Augen gehabt zu haben, als er ſeinen Bericht abfaßte. Lucas, ein mehr gelehrter Mann, war viel mit den Apoſteln umgegangen, und wurde wahrſcheinlich von ſeinem Freunde Theophilus um zuverläſſige Nachrichten von Jeſu erſucht, da es wohl ſchon mehrere Erzählungen geben mochte; Lucas gibt ſie ihm und ſpäterhin in der Apoſtelgeſchichte auch einige Nachrichten von den erſten Bemühungen der Apoſtel, beſonders von Paulus, deſſen treuer Begleiter er lange war. Später mag Johannes, vielleicht mit Rückſicht auf die übrigen Evangelien, ſein Evangelium abgefaßt haben, in welchem uns vorzüglich mehrere herrliche Reden Jeſu aufbewahret worden ſind. Dieſe Männer hatten nicht die Abſicht, vollſtändige Lebensbeſchreibungen Jeſu mitzutheilen, ſondern Denkwürdigkeiten aus ſeinem Leben, wodurch ſich ihre Leſer überzeugen ſollten, daß Jeſus der Meſſias und in welchem Sinne er es wäre. Alles aufzuzeichnen, ſagt Johannes am Schluſſe ſeines Evangelii, ſey unmöglich. Paulus ſchrieb mehrere Briefe an chriſtliche Gemeinden und an ſeine Schüler und Freunde, alle auf beſondere Veranlaſſung, indem er bald Streitigkeiten beizulegen, bald vorgelegte Fragen zu beantworten, bald Irrlehrer zu bekämpfen, bald Belehrungen, Rath und Troſt mitzutheilen ſuchte. Seinen Schülern, dem Timotheus in Epheſus und dem Titus auf der Inſel Creta, gibt er Anweiſung ihr Amt nützlich zu verwalten und bei ſeinem Freunde Philemon bittet er um Ver-

zeihung für einen entwichenen Sklaven Oneſimus. Die Briefe Petri, Johannis, Jakobi und Judä nennt man katholiſche, d. h. allgemeine Briefe, inſofern ſie an mehrere Gemeinden in Aſien gerichtet waren, jedoch ſind die zwei letzten Briefe des Johannes nur an einzelne Perſonen beſtimmt. Der Brief an die Hebräer ſollte vorzüglich Chriſten aus dem Judenthume, welche ſich von ihren Opfern und religiöſen Gebräuchen noch nicht entwöhnen konnten und in dem Chriſtenthume Vieles vermißten, was ihnen einſt theuer geweſen war, überzeugen, daß ſie in der neuen Religionsverfaſſung Alles, und zwar weit beſſer, finden könnten, als in der moſaiſchen Einrichtung, und daß ſie daher in Verfolgungen nicht wankend werden ſollten. — Die Offenbarung Johannis ſagt in hohen prophetiſchen Bildern, das Chriſtenthum werde endlich über Judenthum und Heidenthum ſiegen und wer ihm treu bleibe, werde herrlich belohnt. Dieſe Weiſſagungen ſind zum Theil ſchon, und werden noch immer mehr erfüllt. Nur darf man nicht über jeder Zahl, nicht über jedem einzelnen Bilde und Namen grübeln und eine beſondere Bedeutung herausklügeln wollen. Dieſe Schriften wurden zunächſt in dem Kreiſe, für den ſie beſtimmt waren, benutzt, nachher anderen Gemeinden mitgetheilt, und nach und nach mit ſorgfältiger Prüfung in eine Sammlung gebracht, die man, in Beziehung auf das alte Teſtament, das neue Teſtament oder das Buch nannte, welches die neue Religionsverfaſſung enthält. So haben wir denn alſo das alte und neue Teſtament in der Bibel, in dem merkwürdigſten und wichtigſten Buche in der Welt. Wo dieſes Buch hinkam und verſtändig gebraucht wurde, da hat es die Völker weiſer und beſſer gemacht; wo es unbekannt blieb, da blieben auch die Menſchen, wenigſtens in religiöſer Erkenntniß und Bildung, zurück; wo man es ihnen entzog, da bedeckte bald Finſterniß und Aberglaube das Land. Es iſt das Band, das noch immer die verſchiednen Parteien unter den Chriſten zuſammen hält; es iſt in den allermeiſten Sprachen und Ländern zu finden; es hat ſich ſeit vielen Jahrhunderten als ein von Gott gegebenes und beſchütztes Buch bewährt, ja es ſind eine Menge Ausſprüche, Belehrungen, Warnungen, Ermunterungen, vor mehrern Jahrtauſenden geſprochen, noch bis auf dieſen Tag

gültige, dem Herzen wohlthuende Lehren der Weisheit; ein kräftiger Bibelſpruch dringt noch jetzt durch Mark und Gebein, bringt oft ſchneller Ruhe und Frieden in das bekümmerte zweifelnde Gemüth, als alle künſtlichen Beruhigungsverſuche, denen der Geiſt der heiligen Schrift fehlt. Dieſes Buch iſt, wie faſt jede Gabe Gottes, auch zuweilen verkannt, mißverſtanden und gemißbraucht worden; aber kann das wohl ſeinen Werth vermindern? Es hat unzählige Angriffe erfahren, furchtbare Widerſacher gehabt; allein dieß hat nur ſeine Freunde genöthigt, über ſeinen Inhalt mehr nachzudenken und es mit immer beſſern Waffen zu vertheidigen, und es iſt unverſehrt das Eigenthum der geſittetſten und gebildetſten Völker geblieben. Nicht alle haben es genug geachtet, viele daſſelbe verachtet, aber es iſt oft und, wie wir am Schluſſe dieſer Geſchichte leſen werden, in unſern Tagen aufs neue als ein anerkanntes Geſchenk der Gottheit zur Veredlung der Nationen verherrlicht worden.

„Wir können auch dieſe Schriften mit vollem Vertrauen als ächt anſehen, d. h. daß ſie aus dem Zeitalter und von den Verfaſſern, denen ſie zugeſchrieben werden, hervorgegangen und unverfälſcht zu uns gekommen ſind. Die Wichtigkeit, welche ſie für die Chriſten haben mußten, läßt ohnehin erwarten, daß ſie bei der Sammlung, die man den Canon nannte, nicht leichtglaubig verfahren ſind. Aber die Geſchichte lehrt auch, daß man ſorgfältig dabei handelte. Man war in manchen Fällen zweifelhaft, beſonders auch, weil der Inhalt dieſer oder jener Schrift den Lieblingsvorſtellungen mancher Partei mißfiel, ſo wie ſpäterhin unſer Luther über die Aechtheit des Briefs Jacobi, weil dieſer ſo ſehr auf gute Werke drang und mit Pauli Lehre von dem Glauben zu ſtreiten ſchien, und über die Offenbarung Johannis, wegen ihrer Dunkelheiten, ſehr ungünſtig urtheilte. Jedoch nach näherer Prüfung iſt keine dieſer 27 Schriften allgemein für unächt erklärt*), hinge-

*) Auch erhielten die zwei letzten Briefe Johannis, der zweite Brief Petri, die Briefe Jacobi und Judä und die Offenbarung Johannis nur den zweiten Rang von Glaubwürdigkeit, weil ihre Aechtheit hier und da beſtritten wurde; ſie hießen daher Antilegomena; die andern galten allgemein für ächt und hießen Homologumena.

gen ſind viele ſpätere, den Apoſteln untergeſchobene, z. B. über die Kindheit Jeſu; Briefe an Gemeinden, zwar bisweilen hier und da vorgeleſen, aber nie in jenes Verzeichniß aufgenommen worden. Die Verfaſſer der Schriften des N. T. waren entweder ſelbſt Augen- und Ohrenzeugen deſſen, was ſie erzählen; oder ſie waren mit ſolchen vertraut, wie Marcus und Lucas. Sie waren nicht leichtglaubig, denn Jeſus ſchalt ſie oft wegen ihres Unglaubens und ſie bezweifelten ihres Herrn Auferſtehung, bis ſie ganz überzeugt wurden. Sie erzählen einfach und ungekünſtelt, ohne Spuren einer überſpannten Einbildungskraft oder der Schwärmerei *), von Jeſu Schickſalen, Reden und

*) Die Religioſität in dem Menſchen ruht nicht bloß auf den Schlüſſen der Vernunft, die uns nöthiget, bei dem Sinnlichen an etwas Ueberſinnliches, bei dem Endlichen an das Unendliche zu denken, das wir, wenn wir es gleich nicht mit unſerm Auge ſehen, noch mit unſerm Geiſte faſſen, doch feſt zu glauben genöthigt ſind (Hebr. 11, 1.); auch nicht bloß auf den Begriffen, die wir uns ohnehin nur unvollkommen von den überirdiſchen Gegenſtänden machen, ſondern auch das innere religiöſe Gefühl, ein gewiſſes Sehnen nach etwas Höherem, als die ſichtbare Welt mit ihren wechſelnden Erſcheinungen darbietet, hat daran Theil; es wird in den Stunden des frommen Nachdenkens erregt, erwärmt, es begeiſtert zur Andacht, zum Gebet, zu heiligen Entſchließungen und hohen Hoffnungen. Wird das Gefühl aber ſo vorherrſchend, daß man wohl gar vom Denken, Begründen und Prüfen nichts wiſſen will, ſo heißt dieß Myſticismus. Die Anlage und Neigung dazu findet ſich in vielen edeln Gemüthern und iſt dann mit wahrer, lebendiger Frömmigkeit verbunden. Aber die Myſtiker ſind auch vielen Gefahren und Verirrungen ausgeſetzt. Sie meinen leicht, in unmittelbarer Verbindung mit der Gottheit zu ſtehen und daher von ihr unmittelbare Offenbarungen zu erhalten, oder wohl ſelbſt mit höhern Geiſtern umzugehen; ſie werden leichtgläubig und abergläubiſch, leben nur in ſolchen Einbildungen, werden Schwärmer, die ſo für ihre Meinungen eingenommen und ſo darauf ſtolz ſind, bei aller ſcheinbaren Demuth, daß ſie gar keinen Zweifel dagegen dulden. Dieſe Schwärmer und Enthuſiaſten übertreiben dann Alles, verachten, verdammen Alles, was nicht in der Welt nach ihrem Sinne iſt, gehen in ihren Erwartungen und Hoffnungen über Alles hinaus, wozu die Vernunft, die ſie wohl gar ſchmähen, die Schrift, deren Ausſprüche und Bilder ſie für ihre Denkart, nicht nach den Regeln der Auslegung, deuten, die Natur, auf deren Kenntniß ſie nicht viel halten, und die menſchlichen Kräfte und Verhältniſſe, die ihnen auf ihrer höhern Stufe gering und verächtlich erſcheinen, berechtiget. Viele überlaſſen ſich dabei mehr der Ruhe (Quietiſten), erwarten das Uebernatürliche in ſtil-

Thaten; verſchwiegen ſelbſt nicht ihre Schwächen, Fehler und thörichten Hoffnungen, nicht den erhaltenen und verdienten Tadel, nicht den ungünſtigen Erfolg, den ihre und ihres Meiſters Bemühungen zuweilen hatten. In der Hauptſache: „Jeſus iſt der wahre Meſſias und ſeine Erſcheinung iſt das Heil der Menſchen,“ ſind ſie einig; in manchen Nebendingen weichen ſie von einander ab, und beweiſen gerade dadurch, daß ſie ohne gemeinſchaftliche Verabredung ſchrieben und daher um deſto glaubwürdiger ſind. Was hätte auch dieſe Männer anlocken und beſtimmen ſollen, ſich und andere Leute zu täuſchen, Erdichtungen zu ſchreiben und zu lehren? Sie hatten nicht den

---

ler Selbſtbetrachtung, eine wundervolle Umänderung der verdorbenen Welt, eine Zerſtörung des Reiches des Satans und ſeiner Werke und eine beſſere Zeit des Glaubens. Sie ſuchen ſich durch Verachtung der Welt, ihrer Güter und Freuden, oft freilich mehr in Worten als im Herzen und in der That, durch ſelbſt gewählte unnütze Aufopferungen und Entbehrungen, durch aufgelegte Büßungen und eine Strenge, die nicht ſelten alle natürlichen Gefühle ertödten will und die größten Selbſtpeinigungen und wohl gar Selbſtmord herbeiführt; ſo wie durch beſondere Andachtsübungen zu Theilnahme an ſolchen wundervollen Wirkungen und Erſcheinungen fähig und würdig zu machen. Manche Schwärmer hielten ſich aber auch für berufen, ihre Vorſtellungsweiſe mit wildem Eifer geltend zu machen; ſie wurden Fanatiker, die Andre beſchimpften, verfolgten, welche ſolche Träume nicht für Wahrheit annehmen wollten. Schwärmerei, die zum Fanatismus übergeht, hält zuletzt die ſchrecklichſten Ungerechtigkeiten, ſelbſt den Meuchelmord, für recht, um ſeine Ideen in Staat und Kirche zur Wirklichkeit zu bringen, und die Hinderniſſe gewaltſam hinweg zu räumen. Aus dieſen vorausgeſchickten Bemerkungen werden wir uns nun leicht viele der auffallendſten Verirrungen unter den Chriſten, die falſchen Erwartungen von einer ganz nahen Wiederkunft Jeſu; den Wahn der Chiliaſten, die vor dem Ende der Welt ein tauſendjähriges Reich erwarten, worin alle Fromme ſich wieder vereinigen, und alle Völker bekehrt werden ſollten; das Mönchsweſen, die Kreuzzüge und Wallfahrten u. ſ. w. erklären. Dabei werden wir zugleich einſehen, daß der ächte Glaube auf einleuchtenden und hinreichenden Gründen ruhen muß, und die Prüfung nicht ſcheuen darf; daß dagegen aber auch eine bloße hiſtoriſche Kenntniß der Religionslehren, eine bloße Sammlung von Begriffen, die man davon hat, und die man mit dem kalten Verſtande beurtheilt, wobei nicht das Gemüth und Gefühl mit Kraft, Liebe und Muth zu allem Guten, mit Troſt, Vertrauen und Hoffnung erfüllt wird, noch nicht chriſtliche Religioſität iſt.

geringſten irdiſchen Vortheil, vielmehr Hohn, Verluſt, Marter und Tod für ihre Anhänglichkeit an Jeſu Reich zu erwarten. Bedarf auch der Chriſt, dem die Entſtehung, Verbreitung, Erhaltung und Wirkſamkeit des Chriſtenthums gleichſam als ein Wunder vor Augen liegt, keine gelehrten Beweiſe für die Aechtheit jener Urkunden, ſo iſt es ihm doch erfreulich, daß ſich auch nach ſtrenger Unterſuchung die Aechtheit und Reinheit der Quelle bewährt findet und nichts die Glaubwürdigkeit unſers Canons hat erſchüttern können.

§. 5.

Schnelle Ausbreitung des Chriſtenthums und Einrichtung der erſten Gemeinden.

Die Ausbreitung iſt bewundernswerth. Die Rede Petri am erſten chriſtlichen Pfingſtfeſte brachte 3000 Zuhörer zu der Gemeinde, und es bildeten ſich gar bald in und außer Jeruſalem und unter den Heiden ſolche Vereine. Die ehemals ſchüchternen Freunde Jeſu predigen und bekennen ihren Glauben unerſchrocken vor Hohen und Niedrigen; die Lehre von dem Gekreuzigten, die vielen Juden erſt ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit ſchien, gewann immer mehr Anhänger, und wir finden nun bald chriſtliche Gemeinden in andern Gegenden Aſiens, ſo wie in Griechenland und Italien, ohne daß man jedoch von allen die Zeit der Stiftung und die Stifter genau angeben kann; ſo wie man auch von den wenigſten Apoſteln weiß, welche Schickſale ſie erfahren und wo ſie überall gelehrt haben. Wahrſcheinlich ſind die meiſten wegen ihres Glaubens und ſeiner Verkündigung getödtet worden. Johannes hat, nach mehrern Zeugniſſen, am längſten unter ihnen gelebt und ſoll 89, Andre ſagen 99, Jahr alt zu Ephesus eines natürlichen Todes um das Jahr 100 geſtorben ſeyn, nachdem er vorher durch den Chriſtenverfolger, den Kaiſer, Domitian auf die Inſel Patmos verwieſen worden war. Nach einer fabelhaften Erzählung (Legende) ſoll er in Rom in ſiedendes Oel geworfen worden ſeyn, ohne daß er beſchädigt wurde. Jacobus der Aeltere erduldete zuerſt unter den Apoſteln den Märtyrertod (als Zeuge für die chriſtliche Wahrheit) Apoſtelgeſch. 12. Jacobus der Jüngere

führte die Aufſicht über die Muttergemeinde in Jeruſalem; Philippus lehrte in Phrygien, Thomas in Parthien, Andreas in Scythien, Bartholomäus in Indien, Marcus in Alexandrien. So lauten dieſe und andre Erzählungen, auf die man jedoch nicht ſicher bauen darf. Petrus iſt wahrſcheinlich in Rom geweſen; nach einer alten Sage iſt er und Paulus im Jahr nach Chr. Geb. 67 dort unter dem Kaiſer Nero gekreuziget worden. Aber es gab in Rom eine Chriſtengemeinde, ehe Petrus und Paulus hinkamen und ehe letzterer an ſie ſchrieb; keiner von beiden iſt ihr Stifter. Daß Petrus der erſte Biſchof, und zwar 25 Jahre dort geweſen ſey, erzählt erſt ein Kirchenvater, Hieronymus, nach dem Jahr 400. Man würde über eine ſo wichtige Sache, worauf die römiſchen, ſchon frühzeitig nach dem oberſten Range oder Primate, ſtrebenden Biſchöfe, ihre Anſprüche, Nachfolger des heiligen Petrus zu ſeyn, gründen, gewiß weit mehrere umſtändlichere, und frühzeitigere Nachrichten haben. — Was von einem Briefwechſel Chriſti mit einem Könige Abgarus in Edeſſa in Meſopotamien erzählt wird, daß er Jeſum um Hülfe bei einer ſchweren Krankheit gebeten habe und von einem der 70 Jünger (Luc. 10.) bekehrt worden ſey, iſt Erdichtung, ſo wie überhaupt die ſpätern, nichtbibliſchen Erzählungen über die Apoſtel zuweilen entſtellt ſind, indem ſich die Gemeinden gern rühmten, von einem Apoſtel geſtiftet worden zu ſeyn. Indeß betrifft dieſes Alles Nebendinge; wo chriſtlicher, apoſtoliſcher Geiſt herrſcht, da iſt eine wahrhafte Kirche Jeſu, mag auch ihr Gründer unbekannt ſeyn.

Die Bekenner dieſer Lehre nannten ſich anfangs Brüder, Glaubige; endlich zu Antiochien in Syrien, wo auch frühzeitig Lehrer gebildet wurden, nach Apoſtelg. 11, 26. von Chriſto oder dem Meſſias Chriſtianer, Chriſten, was ihre Feinde als einen Schimpf, die Chriſten aber gar bald als einen Ehrennamen anſahen. Die Haupturſache der ſchnellen Verbreitung und freudigen Aufnahme lag allerdings in der innern Vortrefflichkeit der Lehre; doch aber auch in dem lebhaft gefühlten Bedürfniſſe einer befriedigendern Religion; auch wirkten die günſtigen Umſtände, daß die Römer ſehr duldſam waren, daß das Chriſtenthum zu einer ziemlich ruhigen Zeit und unter einem Volke entſtand, wo der Glaube an Einen Gott, wenn ſchon

nicht ohne Nationalvorurtheile, herrſchend war und das Alte Teſtament ſo viele vorbereitende und mit dem Chriſtenthum übereinſtimmende Wahrheiten enthielt. Die ſo weit verbreitete und ſo gewöhnlich gewordene griechiſche Sprache, die vielen Handelsverbindungen der Völker erleichterte den Fortgang des Evangeliums unter den Nationen, ſo wie auch der Untergang des jüdiſchen Staates den Glauben an Jeſum als den wahren Meſſias beförderte.

Dazu kam der Eifer und die Freudigkeit ſeiner Verkündiger und Bekenner, die ſelbſt den Tod nicht ſcheuten, wenn es ihren Glauben galt; ihre, im Ganzen genommen, ſtrengen und guten Sitten, ihre Sorge und Anſtalten für Arme, Kranke, Verlaßne, ſo wie ihre Eintracht; und ſie gewannen immer mehr Freunde. Allerdings mögen hier und da die Neugierde, falſche Erwartungen, Ausſichten auf Unterſtützung und dergl. gewirkt haben, ſo daß ſich auch wohl manche Menſchen nicht aus den löblichſten Abſichten an die Chriſten anſchloſſen. Aber die Erſcheinung, daß ſich zu dem Guten auch leicht etwas Schlechtes geſellt, kommt ja täglich vor. Nachdem in mehrern wichtigen Städten und dann auch auf dem Lande viele Chriſtengemeinden vorhanden waren, ſo kam nun dieſe Lehre, vermittelſt der Verbindungen, in welchen Rom, Corinth, Epheſus, Theſſalonich, Alexandrien und viele andre Handelsſtädte mit andern Ländern ſtanden, immer weiter. Handelsleute, Reiſende, Krieger, die in andre Länder verſetzt wurden, brachten ſchon einige Kenntniß von ihr mit. Wir finden im zweiten Jahrhundert, wenn auch nicht große Gemeinden, doch ſchon viele Chriſten in Spanien, Brittanien, Frankreich und Deutſchland.

Die Chriſten galten bei den Römern anfangs für eine Secte der Juden, von denen ſie ſich auch erſt allmählig abſonderten. Sie wurden alſo faſt eben ſo, bald mild, bald hart behandelt. Die Einrichtung dieſer jüdiſch-chriſtlichen Gemeinden war faſt ganz von dem Judenthum hergenommen. Man kam in den Synagogen, bald auch in Privathäuſern, in großen Sälen und Zimmern zuſammen; in den Zeiten der Verfolgung auch in Höhlen und Kellern. Man richtete auch Verſammlungs-Oerter zu ſolchen Feierlichkeiten ein, mit einem erhöheten Tiſche zum Vorleſen, Predigen und zur Feier des heiligen Abendmahls; im drit-

ten Jahrhunderte legte man ſchon Kirchen an, in großen Städten mit ziemlicher Pracht. Bilder ſchienen indeß damals den meiſten Chriſten eine Nachahmung des Götzendienſtes. Bei dieſem Gottesdienſte wurden Lobgeſänge angeſtimmt, Abſchnitte aus dem alten Teſtamente, ſpäterhin aus den Evangelien und Briefen des N. T. vorgeleſen und erklärt; es wurde gebetet für die Gemeinde, für ihre Lehrer und für die Obrigkeit; es wurde der Verſtorbenen gedacht, und die Fehler in der Gemeinde oder bei einzelnen Mitgliedern bald mild, bald ſtreng getadelt. Man bediente ſich beim Unterricht der griechiſchen oder lateiniſchen Sprache, welche die Mehrheit verſtand; für die, welche nur andre Sprachen kannten, gab es Ueberſetzer in die Landesſprache. Man benutzte die Pſalmen und auch beſondre Lieder, beſonders Lob- und Danklieder auf Gott und Chriſtum. Dabei feierte man das heilige Abendmahl. Der Lehrer nahm Brot und Wein von den geſammelten Geſchenken, betete dabei und gab es in der Verſammlung herum, und alle aßen von dem heiligen Brote und tranken von dem geweiheten Weine, denn ſie betrachteten ſich in der damaligen Begeiſterung als Brüder, für welche man ſelbſt Hab und Gut zum gemeinſchaftlichen Gebrauche darbrachte, was natürlich bei der Vergrößerung der Gemeinden nicht fortdauern konnte. Auch hielt man bei dem Abendmahl Liebesmähler, wobei der Arme von den Gaben des Reichen mitgeſpeiſet wurde. Aber es fielen ſehr bald Unordnungen dabei vor und dieſe Sitte hörte auf. Die erſten Chriſten kamen faſt täglich zuſammen, feierten jedoch ſehr bald nebſt dem Sabbath auch den Sonntag zum Andenken an Jeſu Auferſtehung; den Todestag Jeſu, und das Pfingſtfeſt, was die Hauptpunkte in der chriſtlichen Geſchichte ausmachte. So wie dieſe Gelegenheit zu ganz andern Feſten gab, als die jüdiſche, ſo war auch die Anſicht von dem Prieſterthum und das ganze Ceremonienweſen von dem jüdiſchen verſchieden. Die ganze Chriſtenheit ſollte ein Gott geweihtes prieſterliches, ein heiliges Geſchlecht ſeyn; jeder ſich ſelbſt und ſeinen Wandel zum Opfer bringen, das Gott gefalle. Zum Andenken an den Todestag Jeſu faſtete man am Freitage, auch an der Mittwoche bis Nachmittags um drei Uhr, im Abendlande nachher auch am Sonnabend. Aus den vierzig Stunden, welche man anfangs zur Fa-

ſtenzeit vor Oſtern beſtimmte, wurden zum Andenken an die Zeit, in welcher Jeſus ſich der gewöhnlichen Nahrungsmittel in der Wüſte enthielt, vierzig Tage; in der Woche vor Oſtern genoß man nur Brot, Salz und Waſſer. Daß Jeſus das Faſten als jüdiſche Sitte beobachtete, aber es nicht für ſeine Verehrer anordnete, daß er nach Matth. 9, 15 keinen Werth darauf legte, daß Paulus auch um der Schwachen willen in manchen Dingen nachſah, den Timotheus, aber nicht den Titus beſchneiden ließ und zuweilen faſtete, aber dabei lehrte: „Im Reiche Gottes kommt es nicht auf gewiſſe Speiſen und Getränke an,“ iſt bekannt. Das Oſterfeſt war dann ein Freudenfeſt, ſo wie die funfzig Tage nachher und das Pfingſtfeſt als eine fröhliche Zeit angeſehen wurden, während welcher man nicht faſtete und nicht knieend betete. Zu den zwei Hauptfeſten kamen immer mehrere auf, auch zum Andenken an minderwichtige Begebenheiten, wie der Beſuch der Maria bei Eliſabeth. Sie haben ſich zuletzt, da man ſelbſt für die vielen Heiligen Feſttage anordnete, ſo vermehrt, daß ſich das Feierliche verminderte, oder daß man ſein ganzes Chriſtenthum in dieſem Ceremonienweſen ſuchte*), daß die Zeit für Berufsabwartung verkürzt wurde, Fleiß und Eifer im Beruf ab-, Müßiggang, Schwelgerei und Verſchwendung überhand nahm und viele Regenten, beſonders ſeit der Reformation, ſich bewogen fanden, ſie wieder auf die Hauptfeſttage und einige feierliche Buß- und Bettage zu beſchränken. In den Verſammlungen konnte ein Jeder, der Gaben dazu hatte, auftreten und die Mitchriſten erbauen; doch nach 1 Cor. 14. waren bald Warnungen vor Zudringlichkeit und Mißbrauch nöthig.

Die Lehrer hatten verſchiedene Namen und Verrichtungen.

---

*) So hat man in Spanien und Portugal außer den 52 Sonntagen jährlich noch 139 Feſt- und Heiligentage, alſo 191 Tage, an welchen das Volk nicht arbeitet. Auch die griechiſche Kirche hat 52 Sonntage, 65 hohe und 36 kleine Feſttage, alſo 153 Tage, wo Gerichts- und Schulferien ſtatt finden, und das Volk wenigſtens theilweiſe müßig geht. Noch fordern Wallfahrten, Gelübde, Prozeſſionen ihre Stunden und die Faſtenzeit ſcheint auch nicht Kraft und Luſt zur Arbeit zu ſchaffen. Die proteſtantiſchen Länder haben unſtreitig das rechte Maß ſolcher feierlichen Tage.

Evangeliſten nannte man die Verkündiger des Evangelii, ſpäterhin auch die Verfaſſer der Evangelien; Aelteſte, Presbyteri, Episcopi, woraus das Wort Biſchof entſtanden iſt, Paſtoren, Hirten der Heerde, waren Lehrer und Aufſeher der chriſtlichen Gemeinden, unter denen weiter kein Rang Statt fand, als den etwa das Alter, vorzügliche Gabe und Erfahrungen von ſelbſt gaben, wo dann gern der jüngere ſich Raths erholte und wo ſelbſt die Chriſten oft bürgerliche Streitigkeiten ſchlichteten, da ſie von heidniſchen Obrigkeiten nicht immer Gerechtigkeit erhielten, und nicht durch Streitſucht den Namen der Chriſten entehren ſollten. Noch gab es Diakone und Diakoniſſinnen, welche bei dem Abendmahl Brot und Wein, das auf einem Tiſche ſtand, reichten, für die Armen und Kranken ſorgten und unter den Aelteſten ſtanden. Späterhin kamen noch die Aemter der Vorleſer und Vorſänger, der Thürhüter und dergleichen dazu.

Man taufte nach der Anordnung Jeſu, oft aber verlangte man nur das Bekenntniß: Jeſus iſt der Meſſias. Späterhin unterrichtete man die Täuflinge vorher ausführlich und ſie hießen dann Katechumenen; ließ ſie dann ein erweitertes Bekenntniß ablegen, woraus endlich unſer apoſtoliſches, d. h. auf die Lehre der Apoſtel gegründetes Glaubensbekenntniß entſtanden iſt. Wer ſich dazu bekannte, wurde dreimal untergetaucht; Kranke, die gern Chriſten ſeyn wollten, beſprengte man nur mit Waſſer. Die Katechumenen taufte man gewöhnlich zu Oſtern oder Pfingſten. Von Oſtern bis zu dem folgenden Sonntage trug der Getaufte ein weißes Kleid, als Bild der Reinigung, daher dieſer Sonntag auch der weiße Sonntag und Quasimodogeniti (als die Neugebornen) hieß. Auch wurden in dem zweiten Jahrhunderte, vielleicht auch ſchon früherhin, Kinder getauft, um auch ihnen die Rechte und Wohlthaten des Chriſtenthums zuzuſichern, und dabei wurden nun Taufzeugen nöthig. Bei der Taufe mußte der Täufling mit einem Handſchlage geloben, dem Teufel, ſeinem Reiche der Finſterniß und ſeinem Gepränge, worunter man auch beſonders heidniſche Schauſpiele verſtand, zu entſagen, ſich dagegen gleichſam als einen Streiter Jeſu Chriſti anſehen und jenes Glaubensbekenntniß als die Parole, das Symbol und Loſungswort des Chriſten betrachten. Aus jener Entſagung entſtand die Beſchwörungsformel (Exor-

cismus) gegen den Satan, indem man ſich den Menſchen vor der Taufe als ein dem Teufel wirklich unterworfnes Geſchöpf dachte, jene mehr bildlichen Ausdrücke eigentlich nahm, den Satan überall als wirklich herumgehend und geſchäftig ſchilderte und gar bald im Aberglauben dem Gebrauche dieſer Formel eine übernatürliche Kraft beilegte, als ob ſie ſchon allein den Menſchen von dem Böſen befreien könnte, da doch die Schrift vorzüglich Widerſtand, Kampf, Nüchternheit und Wachſamkeit gegen daſſelbe fordert.

§. 6.

Verfolgung der Chriſten durch die Juden und die traurigen Schickſale der jüdiſchen Nation.

Wie heftig die feindſeligen Juden die Apoſtel und andere Freunde des Chriſtenthums verfolgten, erzählt die Apoſtelgeſchichte und darauf deuten viele Stellen in den apoſtoliſchen Briefen hin; beſonders war Paulus ein Gegenſtand ihres Haſſes, indem er das Moſaiſche Geſetz als Vorbereitung auf Chriſtum zwar achtete und ſelbſt unter den Juden beobachtete, aber die Chriſten aus dem Heidenthum gänzlich davon freiſprach und (Gal. 2.) ſelbſt den aus Schwäche heuchelnden Petrus nicht ſchonte. Die Sadducäer feindeten ihn vorzüglich wegen der Lehre von der Auferſtehung an, von den Phariſäern traten dagegen mehrere zu dem Chriſtenthum über, doch zum Theil mit großer Anhänglichkeit an die väterlichen Sitten, weßwegen die freidenkenden Chriſten aus dem Heidenthume, die ohne Bedenken Opferfleiſch aßen und an Opfermahlzeiten ihrer Verwandten Antheil nahmen, auch wohl mit dieſer Aufklärung prahlten, Anſtoß gaben; daher Paulus Röm. 14. vortreffliche, für beide Theile heilſame und noch jetzt für ängſtliche und für freidenkende Chriſten wichtige Grundſätze zu ihrem gegenſeitigen Betragen aufſtellte. Aber die Verfolgungen richteten nichts aus, der Muth und die Freudigkeit der Chriſten in den größten Gefahren erwarb ihnen vielmehr neue Anhänger und die vertriebenen Flüchtlinge ſtifteten, wo ſie hinkamen, neue Gemeinden. Unter mehrern ſchlechten Kaiſern, die auf den Auguſtus folgten, und eben ſo ſchlechten Statthaltern, die Judäa mitunter

hatte, und von denen mehrere in der Apoſtelgeſchichte erwähnt werden, wurde das Loos der Juden immer trauriger, und das Land mit Räubern angefüllt, welche einige beſſer geſinnte Landpfleger nicht auszurotten vermochten. Die Juden fanden ſelten Gehör. So hatte unter dem Landpfleger Cumanus ein römiſcher Soldat, der zum Oſterfeſte bei dem Tempel die Wache hatte, ſich unanſtändig vor den Juden entblößet. Dieſe warfen mit Steinen nach ihm und drangen auf Beſtrafung; aber Cumanus ließ die Beſatzung anrücken und viele tauſend Juden kamen um. Unter dem Geſſius Florus, der mit den Räubern gar die Beute theilte, brach die Empörung aus. Ceſtius Gallus mußte ohne Erfolg von Jeruſalem abziehen und wurde auf dem Rückzuge von den Juden geſchlagen. Indeß ſahen die Verſtändigen ein, daß ſie bei ihrer innern ſchrecklichen Zwietracht gegen die geübten römiſchen Heere doch nichts ausrichten würden, und viele flüchteten; beſonders thaten dieß auch die Chriſten, die auf Jeſu Reden aufmerkſam geweſen waren, und begaben ſich nach Pella, einem Städtchen an der Gränze von Syrien, wodurch aber ihre Verbindung mit den übrigen Gemeinden ſehr locker und ihr ehemaliges Anſehen aufgehoben wurde. Nun ſandte der Kaiſer Nero den Vespaſianus, der Galiläa eroberte, aber da er Kaiſer wurde, ſeinem Sohne Titus die Führung des Krieges überließ. Es drängte ſich jetzt Alles nach Jeruſalem, wo ſich Uneinigkeit, Aufruhr, Hunger und Morden, Greuel auf Greuel, Jammer auf Jammer häufte. Vergeblich bot der milde Titus mehrmals den Frieden an. Stürmend nahm der tapfre Feldherr mit ſeinem Heere nach 5 Monaten die Stadt und auch den Tempel ein, den er ſchonen wollte, den aber ein Soldat anzündete. Alles, bis auf eine Mauer, wurde niedergeriſſen; über eine Million Menſchen ſollen durch Schwert, Hunger und Krankheit umgekommen ſeyn; 97,000 wurden gefangen. Noch mehrere Jahre wüthete der Krieg im Lande und das Unglück war unbeſchreiblich. Viele Juden wanderten nach Babylon, wo noch Nachkommen ihrer Glaubensgenoſſen von dem babyloniſchen Exil lebten, welche Griechiſch redeten und ſich der Septuaginta ſtatt der hebräiſchen Bibel bedienten. Andre gingen nach Cyrene in Afrika, viele nach Perſien.

Indeſſen ergriffen die Juden in ihrer Bedrängniß jeden Schein der Hoffnung, daß nun ihr Meſſias kommen werde, und ließen ſich zu neuen Unruhen verleiten. So empörten ſie ſich im Jahr 115 in Afrika und Aſien, vorzüglich in Aegypten und auf der Inſel Cypern, wo ſie 240,000 Einw. umbrachten. Der milde Kaiſer Trajanus ſahe ſich zu der größten Strenge genöthigt. Der Kaiſer Hadrian, der ihre Nationalität nach und nach zu vernichten und ſie mit andern Völkern zu vermiſchen ſuchte, wollte im J. 132 Jeruſalem und den Tempel aufbauen, aber es ſollte eine heidniſche Pflanzſtadt werden. Ein Betrüger Coziba, der ſich nachher Barchochba, einen Sohn der Sterne, nannte und der von Bileam verkündigte Stern ſeyn wollte (4 Moſ. 24, 17), gab ſich für den Meſſias aus, verfolgte die Chriſten, und die Juden ſtrömten ihm von allen Seiten zu; aber das Land wurde furchtbar verheert und es kamen auf 580,000 Juden mit ihrem vermeinten Meſſias um. Hadrian unterſagte den übrigen Juden den Eintritt in Jeruſalem, das er als Widerſacher der Chriſten und Juden wieder aufzubauen anfing, aber dabei zur Kränkung beider die alten Denkmäler ihrer Religion zerſtören oder entweihen ließ. Er baute aus den Steinen des Tempels ein Theater und einen Tempel zu Ehren des Jupiters Capitolinus. Auf die Thore der Stadt nach Bethlehem hin ließ er ein Schwein von Marmor ſtellen; die Stellen, wo Jeſus gekreuziget und auferſtanden war, ſo wie auch Bethlehem, entwürdigte er durch Götzenbilder.

Die den Juden gemeine Klugheit im Handelsverkehr, ihr Religionseifer und ihre heiligen Schriften erhielten jedoch immer unter ihnen eine gewiſſe Verbindung. Sie ſtanden unter zwei Patriarchen; der eine in Bagdad oder Babylon, wo 28 Synagogen waren, hatte ein faſt fürſtliches Anſehen; er gab den Perſern einen Tribut und regierte die im Oſten wohnenden Juden. Die weſtlichen ſtanden unter dem Patriarchen in Tiberias. Als die Juden ſeit der erſten Zerſtörung Jeruſalems mit andern Völkern bekannt wurden, fühlten ſie wohl, daß viele, beſonders bürgerliche Vorſchriften von Moſes nicht mehr für alle Umſtände hinreichten, daß Fälle und Fragen vorkamen, die ſich nach dem Buchſtaben des Geſetzes nicht wohl entſcheiden ließen. Die Rabbinen oder Geſetzausleger gaben nun Zu-

ſätze und Erläuterungen, die man Cabbala, d. h. mündliche Ueberlieferungen, nannte. Wie man in den philoſophiſchen Schulen der Vorzeit überhaupt gern von einer geheimen Lehrart ſprach, welche nicht Jedermann, wie die gemeine, öffentliche, faſſen könne, ſo nahmen auch die Juden an, jene Cabbala ſey nur gewiſſen Perſonen gelehrt worden, welche heilig verpflichtet geweſen wären, davon zu ſchweigen. Wer dieſen Unterricht erhielt, konnte, wie man meinte, noch ganz beſondre geheimnißvolle Lehren aus den Worten der Schrift folgern; ja aus Buchſtaben dergleichen Geheimniſſe hervorbringen; ſich mit Geiſtern in Verbindung ſetzen und dergl. Man fabelte, dieſe Ueberlieferung ſey ſchon dem Adam durch den Engel Raphael mitgetheilt worden; darauf habe ſie ſich verloren, bis ſie Abraham wieder bekommen, worauf ſie ſich ſtets bei einigen Auserkornen erhalten habe. Da die Menge ſolcher Sagen und Ueberlieferungen ſich vermehrte, aber auch Verwirrung zu befürchten war, ſo ſammelte ſie, vorzüglich nach dem J. Chr. 150, der Rabbi Juda der Heilige, der darüber 41 Jahr zugebracht haben ſoll. Dieſes Werk erhielt den Namen Miſchnah, das zweite Geſetz. Moſes ſollte es auf Sinai und von ihm ſollten es Aaron, Joſua, Eleaſar, Jeremias, Baruch, Esra, Simon der Gerechte und zuletzt Juda der Heilige überkommen haben. Allein das Werk ſtammt wohl aus der Zeit 290 vor Chriſto her. Ueber dieſe bändereiche Sammlung gab es nun aber wieder viele neue Auslegungen; beſonders erhielt die Erklärung des Rabbi Jochanan ein hohes Anſehen und wurde um das Jahr 230 nach Chr., unter dem Namen Gemara als der zweite Theil angenommen; und beide machen nun den jeruſalemiſchen Talmud aus. Die Babyloniſchen Rabbinen lieferten aber eine neue eigene Erläuterung der Miſchnah, der nun mit ihr zuſammen der babyloniſche Talmud heißt. Der Talmud, ob er ſchon auch viele ſinnreiche Erklärungen, lehrreiche Erzählungen und Denkſprüche enthält, hindert doch durch den in ihm lebenden phariſäiſchen Geiſt die wahre Aufklärung und ſittliche Bildung des jüdiſchen Volks. Er lehrt eine Menge alberner Fabeln, irriger Satzungen, von denen ſchon Jeſus mehrere als verderblich beſtritt; verpflichtet zu vielen Gebeten, kleinlichen Gebräuchen, z. B. äußerlichen Reinigungen, Faſten, ſo ſtreng, als ob

ſie die Hauptſache wären; erlaubt den Wucher, ſpricht mit Geringſchätzung von Ackerbau und Viehzucht; will die Juden noch immer von andern Völkern abgeſondert wiſſen und hat keine ächte Tugendlehre. Eine kleine Sekte, die Kariten, in der Türkei und in Rußland hält ſich nur an Moſes Geſetz. Der Kaiſer Julian, ein Feind der Chriſten, berief die Juden im Jahr 362 den Tempel aufzubauen, um Jeſu Weiſſagungen zu vereiteln. Aber Sturm und Erdbeben vernichteten das Unternehmen, und die Juden haben nie wieder ein eignes Vaterland erhalten; ſie ſind zerſtreut und haben ſelbſt, wenn auch wider ihren Willen, einige Kunde von dem Chriſtenthum verbreiten helfen. Mit dem Verluſt des Tempels hörten die Opfer auf, was ſie dann durch eine Menge Gebete und Gebräuche zu erſetzen ſuchten. Indeß als um das Jahr 400 und noch länger hin die große Völkerwanderung eintrat, worunter man die furchtbaren Züge von nordiſchen und öſtlichen Völkern Deutſchlands nach den ſüdlichen und weſtlichen Ländern von Europa verſteht, wodurch die römiſche Herrſchaft in Italien und in andern Provinzen zerſtört und neue Reiche geſtiftet wurden: als dadurch überall Unordnung, Verwirrung entſtand, da fand man wenigſtens bei den Juden noch etwas Feſtes und Beſtehendes, und ſie verſtanden es auch, ihre Kenntniſſe, wodurch ſie ſich damals auszeichneten, geſchickt zu benutzen, um ſich Reichthum und Anſehen zu verſchaffen. Durch dieſes Vermögen und ihre Schlauheit waren ſie überall zu gebrauchen; man lieh Geld von ihnen, oder nahm es ihnen auch mit Gewalt. Die ſchrecklichen Verfolgungen und Mißhandlungen, die man ſich nachher von Seiten der Chriſten gegen ſie erlau t, und wodurch man zu ihrer Verſchlimmerung viel beigetragen hat, entſtanden zwar oft aus blindem Religionseifer, aber man blickte auch nicht ſelten dabei auf ihr Geld, oder wünſchte ſie als Gläubiger los zu werden und ſuchte alles auf, was ſie als ſchlecht und verdächtig darſtellen konnte. Man klagte ſie an, daß ſie ſich an dem Bilde des Kreuzes und an geweiheten Hoſtien frevelhaft vergriffen, daß ſie die Brunnen und Flüſſe vergiftet, Kinder der Chriſten geſtohlen oder getödtet, wie es wohl auch die Chriſten zuweilen mit Judenkindern gemacht haben. Wenn eine Landplage kam, ſchob man in n Zeiten des Aberglaubens die Schuld

auf die Juden und verfolgte ſie*). Wohl mögen ſie bald im blinden Haß, bald im Gefühl der offenbaren Ungerechtigkeiten, die man nicht ſelten ungeſtraft an ihnen verüben durfte, den Chriſten manches Böſe zugefügt haben; aber vieles iſt auch unerwieſen. Sie kamen immer wieder empor; eine große Anzahl lebte nach dem Jahr 700, als die Araber, auch Saraʒenen genannt, in Spanien herrſchten, ziemlich ruhig in dieſem Lande, legten gelehrte Schulen an, trieben Arzneikunſt und Mathematik. Sie redeten ſchon längſt nicht mehr in ihrer alten hebräiſchen Sprache, ſondern bedienten ſich entweder der Sprache des Landes, wo ſie lebten, oder einer eignen Mundart, die aus vielerlei Sprachen zuſammengeſetzt und unter dem Namen der jüdiſch-deutſchen bekannt iſt. Bei den Verſuchen, die Juden zu bekehren, waren oft die harten Mittel, die man anwendete, der Eigennutz, den man dabei blicken ließ und nicht ſelten die Unwiſſenheit mancher chriſtlichen Lehrer, welche die Einwendungen der Juden gegen die Meſſiaswürde Jeſu gar nicht zu beantworten vermochten, Hinderniſſe eines glücklichen Erfolgs. Man hat ihnen nach und nach mehr bürgerliche Rechte zugeſtanden. Bei einer Verfolgung in Frankreich ſollen ſie die für den Handelsverkehr ſo wichtigen Wechſelbriefe erfunden haben. Um das Jahr 1490 wurden ſie von dem eifrig katholiſchen Könige Ferdinand in Spanien heftig verfolgt und aus dem Lande vertrieben. Eine halbe Million wanderte aus; viele ließen ſich taufen, blieben aber immer heimlich Juden und bekannten die väterliche Religion ſogleich wieder öffentlich, wenn die Gefahr vorüber war; ſo ging es auch in Portugal. Da die Reformation überhaupt mehr Licht verbreitete und Duldung forderte, ſo wurde auch das Schickſal der Juden erleichtert. Jedoch hat es noch immer nicht an Bedrückungen und Verſpottungen gefehlt und die Verweiſung auf den Handel, als ihren einzigen Nahrungszweig, hat ihren Charakter ſehr verſchlimmert; ja, da ſelbſt dieſes Geſchäft auf mancherlei Weiſe beſchränkt wurde, ſo hielten ſie ſich berechtigt durch Liſt, Schlauheit und Gewandtheit zu erſetzen, was man ihnen an Freiheit verſagte.

---

*) Im vierzehnten Jahrhunderte wurden allein in Baiern 12,000 hingerichtet.

Die Neigung zum Handel und Wucher, und das unſtäte Leben iſt vielen ſo eigen geworden, daß ihnen dieſe Lebensweiſe gefällt und ſelbſt da, wo einige deutſche Fürſten ihnen das Recht, ſich anſäſſig zu machen, gaben, blieb doch die Vorliebe für jene Nahrungszweige. In Polen leben gegen 215,000 und haben auf 300 Synagogen. In Rußland befinden ſich über 426,000. Sie treiben in beiden Ländern viele Handelsgeſchäfte, haben viele Wirthshäuſer inne; ſind aber größtentheils ſehr unwiſſend, unreinlich und ſchlau eigennützig. Man ſucht ſie durch viele Begünſtigungen für das Chriſtenthum zu gewinnen; dieſe bekehrten iſraelitiſchen Chriſten, wie man ſie nennen ſoll, ſind auf 20 Jahr frei vom Civil- und Militärdienſt. In England rechnet man 12,000 Juden; es haben ſich hier, ſo wie auch in Preußen, Vereine gebildet, welche ſie, beſonders arme Kinder, durch Unterricht, durch Ueberſetzungen des A. und N. T. zu bekehren bemüht ſind. In England haben ſie ſich bei der engliſchen Handelsklugheit nie recht wohl befunden. In Frankreich findet man gegen 60,000 Juden; in den Niederlanden 80,000; 20,000 in Amſterdam; in Baiern 53,000; in Sachſen 1300; in Hannover 6000; in Würtemberg 9000; in Baden 16,000; in Kurheſſen 5000; im Darmſtädtiſchen 14,000; in den übrigen Bundesſtaaten 18,000; in Frankfurt am Main 5000; in Lübeck 400; in Hamburg 8000; im Oeſtreichiſchen 453,000 mit vieler Verſchiedenheit in Rechten; in Preußen 300,000; in Dänemark 6000; in Schweden 450; in der Schweiz 1900; in Italien 36,000. In Rom werden ſie mit Strenge und Verachtung behandelt, ſie werden hier und in den Provinzen auf ihre beſtimmten Gaſſen verwieſen, auch wohl zur Nachtzeit eingeſchloſſen und ſie ſollen ſogar wieder genöthigt werden, ihr Abzeichen, bei den Männern ein gelbes Futteral über dem obern Theil des Hutes, bei den Frauen ein gelbes Band an der Bruſt, zu tragen. Auf den Joniſchen Inſeln findet man 7,000 Juden; in der Europ. Türkei 321,000; in Aſien 138,000; in Afrika 504,000; in Marokko allein 300,000; in Amerika, wo ſich eine große Anzahl, doch ohne großen Erfolg, anſiedeln wollte, 5700; in Auſtralien 50. In Spanien und Portugal ſind keine mehr. In einigen Bundesſtaaten, ſo wie in Frankreich und in den Niederlanden können ſie zwar Staatsbürger werden, doch ohne An-

ſprüche auf Staatsämter. Ihre ſteife Anhänglichkeit an die väterlichen Sitten, welche zum Theil auf unſre Länder und Gewohnheiten nicht mehr anwendbar ſind, ihre abgeſonderte Lebensweiſe, ihr Sprechen und Benehmen gibt allerdings den meiſten eine ſonderbare Eigenthümlichkeit, was aber doch kindiſche Neckereien, muthwillige Beleidigungen und Bedrückungen von Seiten der Chriſten nicht entſchuldiget. In einigen Ländern, beſonders in Deutſchland, haben ſie ſich jetzt ſehr empor gehoben, was bei den vielen Hinderniſſen, mit welchen ſie zu kämpfen haben und bei der geringen Ermunterung, die ihnen zu Theil geworden iſt, um deſto mehr Achtung verdient. So ſind in Deſſau, in Frankfurt am Main, in Berlin und in andern Städten wohl eingerichtete Synagogen, in Fürth, einer Bairiſchen Stadt, iſt eine hohe Schule, ſo wie ſich auch an andern Orten gute, der Zeit mehr angemeſſene Schulanſtalten finden. Es hat unter ihnen mehrere vortreffliche Aerzte und andre gelehrte einſichtsvolle Männer und ſonſt ſehr edle Menſchen gegeben, wie in Berlin Moſes Mendelsſohn (ſt. 1786), den viele proteſtantiſche Gelehrte ſchätzten und deſſen Ueberſetzung der Pſalmen, ſo wie eine Schrift: Phädon, über die Unſterblichkeit der Seele, berühmt geworden iſt. Indeſſen näherten ſich dieſe und andre Juden allerdings ſehr den Hauptlehren des Chriſtenthums, wozu auch in neuerer Zeit mehrere übergetreten ſind. Einen wohlthätigen Sinn haben ſie auch oft gegen arme unglückliche Chriſten bewieſen. 1806 berief Napoleon eine große Verſammlung der Juden nach Paris, aber ſie ſcheinen ſeinen Erwartungen nicht entſprochen zu haben; unterdeſſen zog er ſie doch mit zur Militärconſcription, ſo wie es auch jetzt in Polen geſchieht, und es hat ſich die ehemalige Kriegsſcheu ſehr vermindert. 1813 ſind in den Heeren der Oeſtreicher und Preußen viele tauſend jüdiſche Krieger geweſen, von denen viele die rühmlichſten Ehrenzeichen erhalten haben. Man erkennt es jetzt mehr als je, daß es heilige Pflicht ſey, auf die Verbeſſerung ihres Zuſtandes zu denken, Beſchimpfungen und Mißhandlungen zu verhüten; inzwiſchen haben weiſe Regierungen recht ſehr zu erwägen, auf welche Art dieß am beſten zu bewirken ſey, da ſie in dem einen Lande fähiger und würdiger ſind an den Rechten der übrigen Staatsbürger Theil zu nehmen,

als in dem andern; denn wo nur Geld und Schlauheit noch ihre Hauptvorzüge ſind, da möchten ſie leicht der Geſinnung und den Sitten, ſo wie dem bürgerlichen Wohlſtande der Chriſten, gefährlich und ſchädlich werden, da ohnehin ungeheure Geldſummen in ihren Händen ſind. — Von den Samaritanern giebt es nur noch einige Familien in Syrien.

§. 7.
Verfolgung der Chriſten durch die Heiden und ihr Verhalten.

Die Heiden ſahen gar bald ein, daß die Chriſten, die für ihre Religion und deren Verbreitung Eigenthum und Leben wagten, gefährlicher für ſie wurden, als die Juden, und daß dem Götzendienſte, den auch gutdenkende Regenten für unentbehrlich im Staate anſahen, zumal da ſie das Chriſtenthum und ſeine Vorſchrift: „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt und ſeyd unterthan aller menſchlichen Ordnung,“ nicht genug kannten, der Untergang bevorſtehe. Vielen Heiden war es auch ſchon als eine Neuerung anſtößig, indem es bequemer ſchien, bei dem Hergebrachten zu bleiben. Da ferner die Chriſten keine Opfer und kein religiöſes Gepränge hatten, auch, um ſelbſt den Schein der Abgötterei zu vermeiden, nicht einmal bei dem Opfern Weihrauchkörner in die Flamme warfen, wenn es auch nur zur Verehrung des Kaiſers geſchah; da ſie an vielen heidniſchen Feſten, Vergnügen, Hochzeiten, Todtenfeiern und dergl. keinen Antheil nahmen, indem ihnen dabei leicht zugemuthet werden konnte, Fleiſch von Opferthieren zu eſſen, Wein zur Ehre der Götzen auszugießen und ähnliche Dinge: ſo nannte man ſie Feinde des menſchlichen Geſchlechts und Menſchen ohne alle Religion (Atheiſten). Als nun zugleich Prieſter, Kaufleute, Handwerker oft mit dem Verfall des Götzendienſtes an Gewinn verloren, wie z. B. zu Ephesus (Apoſtelgeſch. 19, 27.) ſo wurden Regenten und Unterthanen gegen die Chriſten aufgewiegelt. Erdbeben, Seuchen und andre Landplagen wurden als Strafen für die Duldung der Götzenverächter angeſehen; ihre Standhaftigkeit nannte man blinde Hartnäckigkeit. Es war allerdings ſehr natürlich, daß man auf dieſe Religionsgrundſätze aufmerk-

ſam wurde, da ſie mit der herrſchenden, durch Wahrſagereien bei wichtigen Unternehmungen, durch Opfer, Gelübde und Eide in das Staatsweſen ſo eingreifenden Götterlehre ganz im Widerſpruche ſtand und ihr ſolchen Abbruch that. Ob nicht die chriſtliche Lehre ſtatt des Alten, Sinkenden etwas für Gemeinwohl Beſſeres und Dauerhafteres darbiete, wurde nicht erwogen; oder Stolz und Eigennutz mochte nichts davon wiſſen. Gar bald wurde der Name Chriſten bei den Römern ein Schimpfname; man gab ihnen Schuld, ſie trieben bei ihren nächtlichen Zuſammenkünften die ſchändlichſten Ausſchweifungen, ſchlachteten und verzehrten Kinder, verehrten Eſel und wären Rebellen gegen den Kaiſer, indem ſie die Wiederkunft ihres Königs erwarteten. Das Schlimmſte wurde bald geglaubt und verbreitet und es ergingen über die Chriſten harte Verfolgungen. Doch kam dabei ſehr viel auf die Einſichten und Geſinnungen der einzelnen Statthalter und auf das weiſe Benehmen der Chriſten an; daher ſie oft in einer Provinz hart und grauſam, in der andern ſchonend und mild behandelt wurden. Zuweilen mußten gütige Statthalter der heidniſchen Volkswuth etwas nachgeben. Man nennt zehn Verfolgungen, die jedoch weder immer allgemein, noch gleich heftig waren.

Die erſte Hauptverfolgung war unter dem Kaiſer Nero (J. 64—68) beſonders in Rom ſchrecklich. Dieſer Regent, ein Ungeheuer, ließ ſeine Mutter, ſeine Gattin, ſeinen Bruder und ſeinen Lehrer Seneka aus bloßem Argwohn umbringen; ließ Rom anzünden, um ein Bild von dem Brande der alten durch Feuer untergegangenen Stadt Troja zu ſehen, und auf die Klagen der Römer maß er den Chriſten die Schuld davon bei, die nun ſchrecklich verfolgt wurden. Man nähte ſie in Thierhäute ein und ließ ſie von wilden Thieren zerreißen; andern wurden Kleider mit Oel und Pech beſchmiert angezogen, man zündete ſie bei der Nacht an, um die Gaſſen damit zu erleuchten; andre wurden gekreuziget, untern andern auch, nach einer alten Behauptung, Petrus und Paulus. Nero entleibte ſich endlich ſelbſt.

Die zweite Hauptverfolgung war unter dem Kaiſer Domitian (J. 81—96), dem abſcheulichen Bruder des liebenswürdigen Kaiſers Titus. Er ſtellte ſich anfangs gut; allein ſo

wie in der Einſamkeit Quälen und Tödten der Fliegen ſeine liebſte Beſchäftigung war, ſo wurde es ſpäterhin im öffentlichen Leben das Menſchenmorden. Mehrere Chriſten kamen um, jedoch iſt die Sage nicht gegründet, daß damals der Apoſtel Johannes in Oel geſotten, aber noch gerettet und nach Patmos, einer Inſel bei der jetzigen Türkei, verwieſen worden ſey.

Eine Hauptverfolgung fand Statt unter dem ſonſt löblichen Kaiſer Trajanus (ſt. 117), der keine geheimen Geſellſchaften dulden wollte und dem man die Chriſten als gefährliche Menſchen vorgeſtellt hatte. Ein billigdenkender Statthalter, Plinius der Jüngere in Bithynien in Aſien, noch jetzt durch vortreffliche Schriften bekannt, meldete dem Kaiſer: er habe einige Chriſten, wegen ihrer Hartnäckigkeit, Chriſten zu bleiben, beſtraft; andere hätten geläugnet Chriſten zu ſeyn, hätten des Kaiſers Bilde Wein und Weihrauch dargebracht und von manchen, die Chriſten geweſen, wiſſe er nur, daß ſie an beſtimmten Tagen vor dem Aufgange der Sonne zuſammen gekommen wären, wo ſie ein Loblied auf Chriſtum als einen Gott geſungen, ſich dann, nicht zu Verbrechen, ſondern zur Enthaltung von Diebſtahl, Raub, Ehebruch, Untreue und von andern Vergehungen verbunden hätten; darauf wären ſie aus einander gegangen, bald aber wieder zuſammen gekommen, um gemeinſchaftlich unſchuldige Speiſen zu genießen; nach des Kaiſers Verbot, geheime Geſellſchaften zu halten, ſey es unterblieben. Trajan lobte das Verhalten des Plinius und unterſagte die Chriſten aufzuſuchen, oder auf namenloſe Angeberei hinzurichten.

Unter Antoninus dem Weiſen (ſt. 180) mußten die Chriſten viel leiden, da er ſie für hartnäckige Schwärmer hielt, und beſonders war das Volk gegen ſie aufgebracht. Daß ein Regiment von Chriſten für das Heer des Kaiſers, das in Gefahr geweſen vor Durſt umzukommen, Regen und auf die Feinde Hagel erflehet habe, wie man oft geſagt hat, gehört unter die vielen, damals erdichteten Wunder. Der Kaiſer Septimius Severus (J. 192 — 211) verbot ſeinen Unterthanen Juden oder Chriſten zu werden und verfolgte beide; beſonders ſuchte man Jünglinge und Jungfrauen dadurch zum Heidenthume zu zwingen, daß man ſie wollüſtigen Heiden Preis gab. Ein

gelehrter chriſtlicher Lehrer Tertullian ſchrieb für die Chriſten eine Schutzſchrift, ſchadete ihnen aber durch ſeine Heftigkeit. Einige Kaiſer waren nachher ſehr gelinde, doch hat man ſie ohne hinreichenden Grund für Chriſten gehalten. Decius dagegen (249 — 251) verfolgte die Chriſten heftig. Sie wurden gekreuziget oder enthauptet oder gefoltert, auf glühende eiſerne Stühle geſetzt und verbrannt, oder mit Honig beſtrichen, um von Inſekten zerſtochen zu werden. Aus dieſer Zeit kommt die Legende von den Siebenſchläfern. Sieben Brüder ſollen im J. 250 in eine Höhle geflüchtet und dort eingeſchlafen, aber 447 erſt wieder erwacht ſeyn. Manche Kaiſer wurden dem Chriſtenthum günſtig; Gallienus gab ſchon im Jahr 260 den Chriſten die Zuſicherung einer beſtändigen Duldung und ſie durften ſich öffentlich verſammeln; hatten auch hier und da ihre eigenthümlichen Verſammlungsörter; die Synoden wurden öffentlich gehalten, und manche Chriſten bekleideten anſehnliche Aemter. Allein unter Valerian, mehr aber noch unter dem Kaiſer Diocletian, den ſein Schwiegerſohn Galerius gegen die Chriſten einnahm, ging es ihnen übel. Nach einem Edikt im Jahr 303 ſollten alle gottesdienſtlichen Verſammlungen verboten ſeyn und die chriſtlichen Kirchen niedergeriſſen werden; die ſchöne Kirche in Nicomedien war ſchon geplündert worden; alle Handſchriften der Bibel ſollten verbrannt werden; alle Chriſten ſollten Ehrenſtellen und Würden verlieren, wenn ſie nicht verleugnen wollten; gegen alle, von jedem Stande, ſollte die Folter angewendet werden, die Bürger ſollten ihr Bürgerrecht einbüßen und die Sklaven nie frei werden. Jedes Zwangsmittel war geſtattet und die Vertilgung der Chriſten war beſchloſſen. Indeß milderten viele kaiſerliche Befehlshaber dieſe Härte, beſonders der nachherige Kaiſer Conſtantin, der ſich dadurch einen großen Anhang gegen ſeine Widerſacher erwarb. Außer den Verfolgungen durch Feuer und Schwert traten auch Gelehrte gegen die Chriſten auf, unter ihnen nennt man beſonders Celſus, der die Chriſten einer widrigen Selbſterniedrigung, mit einem unmäßigen Hochmuth verbunden, beſchuldigte; Porphyrius, der die heil. Schrift und Petrus und Paulus viele Widerſprüche aufbürdete, und Hierokles, Statthalter in Bithynien, der unter dem Schein

der Wahrheitsliebe, unverſchämt Lügen von Jeſu und den Apoſteln erzählte. Dieſe Widerſacher, die bald an den Perſonen, bald an der Lehre, bald an den Thaten der Verkündiger des Chriſtenthums etwas zu tadeln ſuchten, und ſtatt gründlicher Unterſuchung, Witz und Spott anwendeten, haben die Wahrheit nicht unterdrücken können.

Die allermeiſten Chriſten bekannten im größten Schmerze mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit den Glauben an Jeſum; dachten an ihn, der ſelbſt ſo viel gelitten, und an die Belohnungen, die er Allen, welche beharreten bis ans Ende, verheißen hatte. Zahlreiche Jünglinge, zarte Jungfrauen, Männer, Greiſe, Weiber und Kinder, Vornehme und Geringe, Gelehrte und Ungelehrte, in den verſchiedenſten Ländern, waren gleich feſt in dem Bekenntniß, und viele Heiden wurden dadurch gerührt und für das Chriſtenthum gewonnen. Wie würden wohl jetzt die Chriſten in einer ſolchen Prüfung aushalten? Viele berühmte chriſtliche Lehrer kamen um. Z. B. Ignatius, Biſchof zu Antiochien, wurde von den Löwen zerriſſen; Polykarpus, Biſchof in Smyrna, noch ein Schüler und Freund der Apoſtel, wurde im J. 167 hingerichtet. Auf Bitten der Gemeinde verbarg er ſich eine Zeit lang auf einem nahen Landſitze, denn ſie billigten es nicht, daß man ſich auch wohl ohne Noth preis gab. Aber das wüthende Volk verlangte ſeinen Tod und er überließ ſich willig, geſtärkt durch Gebet, den Polizeidienern. Da er ſich durch Zureden nicht bewegen ließ, dem Kaiſer zu opfern, ſo ſchimpfte und mißhandelte man ihn. Der Proconſul ſagte: ſchwöre und fluche Chriſto, ſo ſpreche ich dich frei! Da ſprach der Greis: „Ich diene ihm nun 86 Jahr und er hat mir noch nichts Böſes erzeigt; wie ſollte ich jetzt meinen König und Herrn läſtern!“ Er ließ ſich ruhig zum Scheiterhaufen führen, zu welchem der Pöbel von Juden und Heiden Holz zuſammen trug; er betete und erwartete ſtehend den Tod durch die Flammen. Der Volksgrimm legte ſich nun etwas. Ein Biſchof in Lyon, Pothirus, 90 Jahr alt, bekannte mit jugendlichem Feuer ſeinen Glauben und ſtarb im Kerker. Römiſche Bürger wurden enthauptet; die übrigen Bekenner den wilden Thieren vorgeworfen. Manche Chriſten ſcheinen freilich auch in ihrem Eifer gefehlt zu haben. Sie waren eitel auf den

neuen Namen und zeigten zuweilen zu ſehr ihre Verachtung des Heidenthums, beleidigten dadurch Freunde, Verwandte und Vorgeſetzte; auch drängten ſie ſich nicht ſelten vor, um den Ruhm der Märtyrer zu erhalten, wo ſie hätten ohne Bedenken ſchweigen dürfen; ſo wie einer der berühmteſten Lehrer des Chriſtenthums, Origenes, in ſeinem 17ten Jahre kaum konnte abgehalten werden, ſich ſelbſt als Chriſt anzugeben, und ſich mit ſeinem Vater tödten zu laſſen. Man kam heimlich zuſammen zur Zeit der Verfolgung, aber ſpäterhin auch wohl aus Eitelkeit, um chriſtliche Myſterien zu haben. Den Rath Pauli, ſich nicht vor den Heiden durch Proceßſucht verächtlich zu machen, mißverſtanden ſie ſo, daß ſie gar keine heidniſchen Richter bei ihren Streitigkeiten anerkennen und keinen Eid vor ihnen ablegen wollten. Als eine Geſellſchaft, die ihre völlige Einrichtung hatte, ſo innig zuſammenhing, ſich auch durch Zeichen kenntlich machte, viel von einem tauſendjährigen Reiche ſprach, immer zunahm, mußte ſie die Regierungen aufmerkſam auf ſich machen. Die Weigerung mancher Chriſten, Staatsämter und Kriegsdienſte zu übernehmen, Siegeskränze zu tragen und dergleichen, vermehrten den Argwohn. Hätten freilich die Lehrer frei und öffentlich lehren dürfen und hätten ſie Niemandem den Zutritt verſagt; hätte dagegen die Obrigkeit ſie gehört und ihre Grundſätze geprüft, ſtatt nach Angebereien und Vorurtheilen zu richten, ſo würde wohl Manches anders erfolgt ſeyn.

Es unterlagen jedoch auch manche der Furcht und den Martern, läugneten, daß ſie Chriſten wären, oder ſagten ſich von ihnen los; einige eilten zu opfern, ehe ſie noch in Unterſuchung gekommen waren, oder erkauften ſich für Geld ein Zeugniß, daß ſie keine Chriſten wären; manche lieferten auch die heiligen Schriften zum Verbrennen aus. Allein nach den Verfolgungen wünſchten die Abgefallenen wieder aufgenommen zu werden, worüber ſehr bittere Feindſeligkeiten entſtanden. Manche Chriſten, die ſich Katharer oder die Reinen nannten, (welchen Namen auch ſpäterhin ſtrengeifernde Chriſten ſich zueigneten,) an deren Spitze ein Presbyter in Rom, Novatianus, ſtand, wollten die Abtrünnigen ganz ausgeſchloſſen wiſſen, und Lehrer und Chriſten, die etwa des Abfalls verdächtig oder von

ſolchen verdächtigen Männern getauft und zu Lehrern geweihet waren, gar nicht unter ſich aufnehmen, wenigſtens die Mitglieder ſolcher Gemeinden noch einmal getauft wiſſen. Andere waren gelinder und behielten nach vielem Streite endlich auch die Oberhand. So wie man nun überhaupt in den erſten chriſtlichen Gemeinden auf eine gewiſſe ſtrenge Kirchenzucht hielt, Mörder und Ehebrecher geradezu von der Gemeinde ausſchloß, oder Chriſten bei andern Vergehungen nur erſt nach verſchiedenen Bußübungen wieder aufnahm, ſo mußten nun auch die Abgefallenen ſich dieſer Einrichtung unterwerfen; jedoch gab es nach der Größe der Verſchuldung verſchiedene Stufen der Strafen. Sie durften nicht Antheil nehmen an dem heiligen Abendmahl, auch nicht an dem öffentlichen Gebete; mußten in der Verſammlung entfernt ſtehen, ihre Vergehungen bekennen, um Verzeihung bitten, ſich zu einem ſtrengern Leben verſtehen und Werke der Wohlthätigkeit ausüben. Erſt nach unverdächtigen Beweiſen der Beſſerung, oft erſt nach Jahren, nahm man die Reuigen ſtufenweiſe wieder auf. Es waren Einrichtungen, wodurch in den erſten Jahrhunderten eine die Chriſten ſehr empfehlende Reinheit der Sitten befördert wurde, da man es für ein großes Glück hielt, ein Chriſt zu ſeyn. Die Märtyrer hingegen wurden hoch geprieſen; ſehr bald wurde es übertrieben. Ihr Tod erſetzte bei ihnen den Mangel der Taufe; ihr Andenken wurde in ihren Gemeinden jährlich durch ein Feſt auf ihren Gräbern gefeiert, woraus eine übertriebene, abergläubiſche Verehrung erfolgte, und das Zudrängen zu dieſer Todesart noch vermehrte. Das Wort und der Wille eines Märtyrers vor ſeinem Tode galten mehr als der Befehl eines Biſchofs, wobei nicht ſelten Lehre und Kirchenzucht litten.

§. 8.

Schluß dieſes Zeitraums.

Die allgemeine Aufſicht über die Gemeinden führten die Apoſtel und trafen die erſten Einrichtungen. Sie ließen dann auch, wie Paulus, Gehülfen zurück, die jedoch nicht gerade an eine Gemeinde gebunden waren, ſondern lehrten, wo ſich Gelegenheit darbot. Aelteſte (Presbyteren) und Biſchöfe (Epi-

ſkopen) waren anfangs von gleicher Bedeutung; bald aber hieß der vorſitzende Aelteſte der Epiſkopus, und wie er die untern Kirchendiener unter ſeiner Aufſicht hatte, ſo bekam er auch wohl nach und nach die Oberaufſicht über die kleinen Gemeinden, die in ſeiner Nähe oder auf dem Lande entſtanden, denen er aber mehr Rathgeber als Gebieter war.

Es war jedoch natürlich, daß die ältern und erfahrnern Lehrer, beſonders wenn ſie Schüler der Apoſtel waren, oder an großen Gemeinden ſtanden, welche die Apoſtel ſelbſt geſtiftet hatten, zuerſt in wichtigen Angelegenheiten befragt wurden, da man bei ihnen die beſte Kenntniß von dem Sinn und Willen der Apoſtel vorausſetzte. Beſonders ſtanden die Biſchöfe in Jeruſalem, Alexandrien, Rom, Antiochien und Carthago in hohem Anſehen, ohne daß ſie ſich darum ein beſonderes Vorrecht anmaßten. Jeder leitete vielmehr nur die Angelegenheiten ſeiner Kirche; zuweilen kamen mehrere Biſchöfe zuſammen und beſprachen ſich in ſolchen Verſammlungen (Concilien) über das Wohl der chriſtlichen Kirche, ohne daß einer dem andern Vorſchriften machte. Indeß bekamen ſolche Concilien oder Synoden doch bald ein geſetzliches Anſehen, es entſtanden Streitigkeiten und Beſchlüſſe, die nicht immer von einem chriſtlichen Sinne zeigten. Der Biſchof zu Rom wurde frühzeitig ausgezeichnet, weil man aus dem Aufenthalte von Petrus und Paulus daſelbſt ſchloß, daß dort die richtigſte und vollſtändigſte Aufbewahrung von mündlichen Erklärungen der Apoſtel vorhanden ſey; allein nur rathen, nicht befehlen durfte er. So konnten ſich, um das Jahr 150, Polykarpus, ein Schüler des Johannes, und der römiſche Biſchof, Anicetus, nicht über den Tag der Feier des Oſterfeſtes vereinigen; aber ſie ſchieden in Frieden und jeder ließ es bei ſeiner bisherigen Einrichtung. Der Biſchof Viktor in Rom maßte ſich hingegen (um das Jahr 200) an, die Gemeinden in Kleinaſien, welche dieſes Feſt nicht mit den Abendländern zu gleicher Zeit feiern wollten, von der chriſtlichen Gemeinſchaft auszuſchließen, wofür er jedoch von den angeſehenſten Kirchenlehrern ſehr nachdrücklich getadelt wurde.

So ſehr man nun auch den Eifer und die Begeiſterung, die Eintracht, Ordnung und guten Sitten der Chriſten in den

erſten drei Jahrhunderten, im Ganzen genommen, loben muß, ſo zeigte ſich doch auch ſchon der Anfang zu manchen Verirrungen, in welche die Chriſten allmählig in Lehren, Meinungen und Gebräuchen geriethen. Es traten ſowohl gelehrte Juden, wie der beredte Apollo, als Heiden zu dem Chriſtenthume über, die manche eigne Meinungen in daſſelbe übertrugen, ſie in ihm beſtätigt zu finden glaubten, oder an ihm ihren Scharfſinn, wie an den philoſophiſchen Lehrgebäuden, zu üben ſuchten. Wie jene Philoſophen manche Lehren und Anſichten nur als Geheimniſſe für ſich und ihre Schulen behielten, ſo rühmten ſich nun auch manche gelehrte Chriſten (Gnoſtiker) beſonderer Kenntniſſe und Einſichten, die nicht für Jedermann wären, ohne zu bedenken, daß das Evangelium gerade darin einen Vorzug haben ſollte, daß es eben in ſeinen Hauptlehren allgemein faßlich ſeyn und den Armen und Niedrigen ohne Worte menſchlicher, gelehrter Weisheit, Licht und Troſt gewähren ſolle, wenn gleich Gelehrſamkeit zur tiefen Erforſchung, wiſſenſchaftlicher Bearbeitung und gründlicher Vertheidigung der Religion gar ſehr erforderlich iſt. Schon ſpekulirten manche über die Perſon und Würde Jeſu und über den heiligen Geiſt, und indem man ſich gegen den Vorwurf, drei Götter zu verehren, vertheidigen mußte, machte man durch Erklärungen und übelgewählte Gleichniſſe das Geheimnißvolle in der Lehre vom Vater, Sohn und Geiſt nur noch dunkler. Man ſtritt, ob Jeſus einen wirklichen oder nur einen Scheinkörper gehabt und warf darüber Fragen auf, die Niemand beantworten konnte, ſo wie über die Nähe der Ankunft Jeſu, die man mit Ungeduld erwartete und darüber zum Spott wurde. So ſuchte ein Perſer, Manes, die Beſtätigung ſeiner Lehre von einer Lichtſeele und böſen Seele in dem Menſchen und von einem Reiche der Finſterniß und des Lichtes, in dem Chriſtenthume, gab aber den Apoſteln ſchuld, ſie hätten Jeſum mißverſtanden, hielt ſich für den verſprochenen heiligen Geiſt und ſchickte daher ſelbſt zwölf Schüler aus, die aber von den Chriſten als Irrlehrer verworfen und von den Heiden blutig verfolgt wurden. Seine zahlreichen Anhänger, die ſich ſehr weit verbreiteten, hießen Manichäer. Dennoch wirkte das wahre, lebendige Wort im Stillen kräftig fort. Die Bekenner vermehrten ſich, der heid-

niſche Aberglaube und viele rohe Sitten und Gewohnheiten verminderten ſich. Menſchen, um welche ſich keine Schule der alten Weiſen bekümmert hatte, wurden erleuchtet und gebeſſert. Hat man auch die ſittliche Reinheit der erſten Chriſtengemeinden zuweilen übertrieben geprieſen, ſo zeichneten ſie ſich doch ſehr vor der übrigen Welt aus, und auch Heiden haben ihre Enthaltſamkeit, ihre Ruhe und Seelenſtärke bewundert. Ihnen blieben jene ſpitzfindigen Unterſuchungen (1 Tim. 4, 7. Tit. 3, 9.), wenn ſie nicht durch unweiſe und zänkiſche Lehrer mit in die nun beginnenden, verwirrenden, aber nicht beſeligenden Streitigkeiten verwickelt wurden, fremd. Anſtatt über die göttliche Würde Jeſu zu grübeln, erkannten ſie in ihm den hohen Gottgeſandten, in ſeiner Sendung die Liebe des Vaters, und glaubten und befolgten, was er gelehrt; anſtatt über den göttlichen Geiſt, wie und in wie weit er in dem freien Menſchen wirke, ſich in Streit einzulaſſen, nahmen ſie dankbar die Verheißung eines höhern Beiſtandes zum Guten an; anſtatt den Urſprung des Böſen in der Welt ergründen zu wollen, geſtanden ſie lieber die Sündhaftigkeit und Schwachheit des Menſchen ein und gebrauchten die Mittel, ſie zu beſiegen; anſtatt in der dunkeln Geiſterwelt (der Dämonen) fruchtlos mit der Phantaſie herumzuſchwärmen, widerſtanden ſie vielmehr den Verſuchungen zur Sünde und überwanden ſie. (Jac. 4, 7.) Waren ſie in der Erwartung der nahen oder fernen Wiederkunft Jeſu getheilter Meinung: darin waren ſie einig: ſeyd wachſam und betet, daß ihr beſteht. Anſtatt über die Auferſtehung und das Weltgericht zu grübeln, vertrauten ſie ihm, der ſprach: ich lebe und ihr ſollt auch leben. So offenbarte auch das Chriſtenthum ſeine veredelnde Kraft in vielen äußern Erſcheinungen. Die Namen Bruder und Schweſter waren nicht leere Worte. Es war eine heilige Pflicht für Fremde, Arme, Kranke, Witwen und Waiſen und für die um des Glaubens willen Gefangenen zu ſorgen, wobei beſonders die chriſtlichen Hausfrauen ſich ſehr verdient machten. Es war Grundſatz: ſo ein Glied leidet, ſo leiden alle Glieder mit. Man ſammelte Collecten zu dieſem Bedarf: und beſonders zeigte ſich die chriſtliche, ſich aufopfernde Liebe bei Krankheiten und Seuchen, bei welchen die Heiden oft ihre Kranken und Sterben-

den aus Feigheit verließen; die Straßen waren voll Leichname, nur die Habſucht ſiegte über die Todesfurcht. Die Chriſten hingegen in Carthago, ermuntert durch ihren Lehrer Cyprian, begruben die Leichname und retteten die Stadt von der völligen Verpeſtung. So waren die Chriſten auch gewiſſenhaft in den Pflichten gegen den Staat und in ihren Abgaben; nur wo ihr Glaube in Gefahr zu kommen ſchien, da beugte ſie keine menſchliche Macht. Indeß war die Anwendung dieſer Grundſätze zuweilen ſchwierig und die Meinungen waren in manchen Fällen getheilt. Ungern gaben manche Künſtler, Handwerker und Handelsleute den Gewinn von dem Verkehr mit den Götzendienern auf; Tertullian war ſtreng dagegen; ſtrenger noch gegen die Theilnahme an den blutigen Fechterſpielen, die ſelbſt von manchen Geſetzgebern und Staatsmännern, die Philoſophen und gebildet ſeyn wollten, gebilligt und befördert wurden. Die Chriſten ſchloſſen die Theilnehmer an dieſen Spielen, ſo wie an den Thiergefechten, von der Kirchengemeinſchaft aus. „Das Morden,“ ſagten ſie, „wird zur Kunſt gemacht; das Verbrechen wird ſogar gelehrt.“ Auch die Schauſpiele hielt man für ein Gefolge des Götzendienſtes und ihren oft unreinen Geiſt mit der Würde eines Chriſten unvereinbar. Bei der herrſchenden Leibeigenſchaft dachte man zwar darauf, ſich frei zu machen, doch ohne Gewalt und Unrecht; und nicht ſelten bekehrte ein Sklav als Chriſt ſeine Herrſchaft durch Lehre und Wandel; man empfahl beſonders die Freiheit des Geiſtes zu bewahren. Oeffentliche Aemter und Soldatendienſt ſchienen vielen bedenklich, beſonders wenn heidniſche Religionsgebräuche damit in Berührung kamen. Einſeitige Weltverachtung und leichtfertige Weltliebe waren die beiden gefährlichen Klippen.

Unter die vorzüglichſten Lehrer in dieſem Zeitraume gehören beſonders die apoſtoliſchen Väter, d. h. die unmittelbaren und ächten Schüler der Apoſtel, namentlich die, welche Schriften hinterlaſſen haben, wo aber doch manche ihnen untergeſchoben worden ſind. Ein ſolcher Lehrer war Barnabas, einige Zeit Begleiter von Paulus, der Sage nach erſter Biſchof in Cypern; ein Brief, den man ihm beilegt, iſt erdichtet. Clemens, der Römer, wollte bei ſeinen Zweifeln über Gott, über die Welt und die Fortdauer der Seele troſtlos zur Gei-

ſterſeherei in Aegypten ſeine Zuflucht nehmen. Aber er wurde gewarnt, lernte das Chriſtenthum kennen und fühlte ſich beruhigt. Er ſtarb im J. 81, als Biſchof in Rom. Von den Schriften, die man ihm beilegt, iſt nur ſein Brief an die Römer ächt. Ignatius, Biſchof in Antiochien, ein Schüler Johannes, wurde im J. 100 in Rom den wilden Thieren vorgeworfen, unter dem Kaiſer Trajan. Juſtin, der Märtyrer, früher ein Anhänger des Plato, ſtarb in Rom 165. Er hatte zwei Schutzſchriften für die Chriſten geſchrieben. Polykarpus, der 70 Jahr der Gemeinde in Smyrna vorgeſtanden hatte, iſt ſchon erwähnt. Clemens von Alexandrien, war einer der angeſehenſten Lehrer und Schriftſteller bei dieſer Schule. Hier wurden ſehr viele Gelehrte gebildet; unter andern der auf Jahrhunderte einflußreiche Origenes. Dieſen unterrichtete anfangs ſeine Mutter und Schweſter. Im achtzehnten Jahre wurde er Lehrer an dieſer Schule, und Männer und Weiber ſtrömten ihm zu. Sein Biſchof ſtieß ihn aus der Kirchengemeinſchaft, als einen vermeinten Irrlehrer, eigentlich aber, weil Origenes nicht von ihm, ſondern in Paläſtina zum Presbyter geweiht worden war; allein dafür nahm man ihn ohne Anſtoß als Presbyter in Cäſarea auf. Unter der Verfolgung des Maximinus Thrax hielt er ſich eine Zeitlang verborgen, lehrte aber nachher wieder mit dem größten Beifall. Unter dem Kaiſer Decius wurde er eingekerkert und ſtarb (254) an den Folgen der Mißhandlungen. Er hieß, wegen ſeines Fleißes, der Unermüdete, und wurde nach ſeinem Tode von den Verſtändigen bewundert, von den unverſtändigen Eiferern verketzert. Aus ſeiner Schule gingen die gelehrteſten chriſtlichen Lehrer hervor und ſeine Schrift gegen den Celſus iſt von großem Werth. Er nahm bei den Stellen der Bibel, die keinen recht paſſenden, oder gar einen bedenklichen Sinn zu haben ſchienen, noch eine bildliche (allegoriſche) Erklärung an, benutzte auch die Ideen des Plato, die ihn allerdings zu mancher ſonderbaren Deutung der Bibel verführten, jedoch wurden auch ſeine Meinungen oft mißverſtanden und gemißbraucht, und er klagt ſogar, daß man ſeine Schriften verfälſcht habe. Es waren von dem A. T. vier griechiſche Ueberſetzungen vorhanden, die aber von einander abwichen, da die Ueberſetzer die hebräiſche Grundſprache

nicht genug verſtanden hatten; auch waren die Ueberſetzungen verfälſcht worden. Origenes wendete 28 Jahr daran, die erſte Ueberſetzung (die Septuaginta) richtig herzuſtellen; dann ſtellte er ſie mit dem Grundtexte, ſowohl in hebräiſchen als griechiſchen Buchſtaben zuſammen, und dazu die drei andern unverändert, doch mit Bemerkungen, wo ſie fehlerhaft ſchienen, welches mühevolle Werk unter dem Namen Hexapla, oder die Bibel in ſechs Columnen oder Formen und Sprachen noch jetzt berühmt iſt. Uebrigens war Origenes doch ſchon ein eifriger Freund der Mönchstugend und daher unnatürlich ſtreng gegen ſich ſelbſt.

Tertullianus, Presbyter zu Carthago in Afrika, war der erſte gelehrte lateiniſche Kirchenſchriftſteller; ein Mann von ſtrenger Denkart, heftigem Charakter und ſinnlicher Phantaſie. Er lieferte eine Schutzſchrift für die Chriſten, die aber zu heftig war, die Heiden beſchimpfte und den Kaiſer erbitterte. In der ſpätern Zeit trat Tertullianus zu der Partei des Montanus, eines Phrygiers, der um das Jahr 150 lebte und vorgab, ihm habe ſich der heilige Geiſt mitgetheilt, damit er die Vorſchriften Jeſu und der Apoſtel, die noch zu gelinde wären, einſchärfen möchte. Zwei Weiber hatten eben ſolche Einbildungen, verlangten, wie er, mehr und ſtrengeres Faſten, verboten die zweite Ehe, wie man denn überhaupt den guten Rath Pauli, ſich in dieſen, für der Chriſten Habe, Gut und Leben ſo gefährlichen Zeiten, nicht zu verheirathen, ſchon hier und da als ein Verbot der Ehe anzuſehen anfing. Tertullianus und ſeine Anhänger prieſen das Märtyrerthum und die tiefe Verachtung des Irdiſchen, verwarfen den Soldatenſtand, verkündigten das Weltende und tauſendjährige Reich als ſehr nahe, ſahen aber dabei mit Hochmuth auf die übrigen Chriſten. Doch ſcheint es, als ob er ſich zuletzt zurück gezogen und ſeine Meinung geändert habe; indeß blieben ſeine Schriften, die viel Gutes enthalten, in der lateiniſchen Kirche immer in großem Anſehen. Er ſtarb 196.

Cyprian, erſt ein Heide, dann Chriſt und Biſchof in Carthago (ſt. 252), ein gelehrter und eifriger Mann, der den Stolz,

die Uneinigkeit und Nachläſſigkeit unter den Chriſten ſchon häufig tadelte. Er hielt ſich unter der Verfolgung des Kaiſers Decius verborgen, was ihm nachher von der ſtrengen Partei als Feigheit vorgeworfen wurde. Er tadelte diejenigen, welche ſich zu dem Märtyrertode drängten, wenn ſie die Folter und Qual überſtanden, die größten Anſprüche auf die Lehre und das Regiment der Kirche machten, und nur Verwirrung anrichteten. Cyprian war ſehr für das Anſehen der Biſchöfe, und hegte die Meinung, daß durch ſie die apoſtoliſchen Geiſtesgaben fortgepflanzet würden; doch ſolle ſich kein Biſchof über den andern erheben.

Zweiter Zeitraum.

Von Conſtantin dem Großen, dem erſten chriſtlichen Kaiſer, bis auf Papſt Gregor VII., den Hauptbegründer der Hierarchie. 300 — 1073.

§. 9.

Conſtantin der Große.

Nachdem der Kaiſer Diocletian die Kaiſerwürde niedergelegt hatte, wurde (305) das Reich unter vier Herrſcher getheilt, von welchen drei Chriſtenfeinde, der vierte, Conſtantius Chlorus, Conſtantins des Großen Vater, ihr Freund war, der ſie in Gallien und Spanien ſchützte. Sein Sohn ertheilte ihnen (306) dort volle Freiheit, und (312) als alleiniger Oberherr im Abendlande gab er mit ſeinem Mitregenten Licinius, der den Europäiſchen Orient regierte, ein allgemeines Toleranzedict für alle Religionsparteien. Er bekam allerdings an den von ihm begünſtigten Chriſten einen großen Anhang gegen ſeine Mitkaiſer, ſchrieb auch wohl dem Gott der Chriſten ſein Waffenglück zu, doch ſcheint die eigene Ueberzeugung von der Vorzüglichkeit dieſer Lehre den meiſten Antheil an ſeiner Vorliebe für dieſelbe gehabt zu haben. Anfangs verſprach er nur allgemeine Religionsfreiheit, verehrte neben dem Gott der Chriſten auch noch ſeine ehemaligen Götter, entband jedoch die chriſtlichen Lehrer von der Verpflichtung zu öffentlichen Aemtern, beſchenkte ſie und erlaubte den Kirchen Erbſchaften anzunehmen; 324 wurde er Alleinherrſcher und ſprach ſeine Vorliebe für das Chriſtenthum nun freier aus, ohne ſich jedoch jetzt taufen zu laſſen und die heidniſchen Gebräuche ganz zu unterlaſſen. Indeß geſtattete er doch, daß bald aus den vorher bedrückten Chriſten Bedrücker anderer Religionsbekenner wurden. Die

Heiden wurden zwar nicht gemartert und getödtet, aber doch auf mancherlei Art beſchimpft; ihre Tempel wurden verſchloſſen oder zerſtört, oder ihres Schmuckes zur Ausſchmückung der Chriſtentempel beraubt. Den Chriſten gab er vorzugsweiſe Ehrenſtellen und andere Vorzüge, was manche Juden und Heiden bewog äußerlich Chriſten zu werden und innerlich zu bleiben, was ſie waren, eine Heuchelei, die bei vielen Chriſten unter Conſtantins Nachfolgern vorkam. Von jetzt an fiel die chriſtliche Kirche in die Gewalt der Regenten, da ſie vorher nur Schutz und Sicherheit im Staate ſuchte, und jeder Biſchof nach ſeiner beſten Einſicht oder mit Zuratheziehung anderer Biſchöfe das Beſte ſeiner Gemeinde zu befördern ſuchte. Es mußte allerdings den Chriſten erfreulich ſeyn, daß das Oberhaupt des Reichs auch ihres Glaubens war, und ſie an ihm einen Beſchützer gegen Juden und Heiden hatten. Auch bedurften ſie leider deſſelben nun bei ihren eignen Streitigkeiten und Spaltungen. Doch eben dieſe Regenten gingen nun zum Theil zu weit. Statt jede Partei in ihrer Glaubensfreiheit zu ſchützen, der Wahrheit und der Verheißung Jeſu zu vertrauen, daß ſein Reich doch nie untergehen werde; ſtatt gegenſeitige Beſchimpfungen, Verfolgungen, Verfluchungen und gewaltthätige Ausſtoßungen zu verbieten und die freimüthigen Unterſuchungen und Erklärungen zu begünſtigen, ſetzten ſie vielmehr ſelbſt feſt, was geglaubt und nicht geglaubt werden ſollte und halfen die Andersdenkenden verfolgen. Die Chriſten mißbrauchten ſehr bald ihre gewonnene Freiheit. Sie bauten wohl nun prachtvolle Kirchen, wozu der Kaiſer Schätze ſchenkte; bekleideten ſie im Innern mit Marmor; an den Decken war ſchönes Tafelwerk, auf den Altären ſtanden koſtbare heilige Gefäße und anderer Schmuck. Allein viele glaubten auch durch das Erbauen von Kirchen oder durch reiche Beiträge dazu alle ihre Vergehungen gut zu machen und hielten die Zuſammenkünfte und äußerlichen religiöſen Uebungen für die Religion ſelbſt. Die Pracht in den Kirchen zerſtreute oft die Andacht. Das Chriſtenthum iſt zwar weniger ſtreng in Anſehung der Vorſchriften über die Beobachtung der Feiertage, als das jüdiſche Ceremonialgeſetz, und bei den erſten Chriſten erſetzte der eigene Antrieb zu religiöſen Zuſammenkünften den Mangel an be-

ſtimmten Anordnungen; aber jetzt war ſchon eine gewiſſe Lauheit und Kälte eingetreten und Conſtantinus fand nöthig öffentliche Vorſchriften zu geben, wie der Tag des Herrn ſolle begangen werden. Er verordnete, die gewöhnlichen Arbeiten in allen Ständen und Aemtern ſollten dieſen Tag aufhören. Doch dem Landmanne erlaubte er, im Nothfalle die bequeme Witterung zu benutzen. Wenn Gott, ſagte der Kaiſer, eine gute Gelegenheit gibt, die von ihm geſchenkten Landesfrüchte zu gewinnen, ſo darf man ſie nicht unbenutzt laſſen. Da ihn die Römer, wegen ſeines Eifers für das Chriſtenthum, nicht liebten und Rom von ſeinen Aſiatiſchen Ländern ſehr entfernt war, ſo erweiterte er die Stadt Byzanz, verſchönerte ſie auch beſonders durch Kirchen und Paläſte, nannte ſie Neu-Rom und wählte ſie zu ſeiner Reſidenz; man gab ihr nachher den Namen Conſtantinopel. Er beſchäftigte ſich ſelbſt viel mit Andachtsübungen, ſuchte die ſtreitenden Parteien unter den Chriſten zu vereinigen und hat viel für ſeine Glaubensgenoſſen gethan. Auch war er ein tapferer Held und ſiegreich gegen ſeine Feinde. Seine Armee begeiſterte er im Kriege gegen ſeinen Mitkaiſer durch das Kreuz in der Fahne, wozu ihn, wie man ſagt, eine Erſcheinung am Himmel, ſo wie auch ein Traum, in welchem er das Zeichen des Kreuzes ſahe, beſtimmte. Indeſſen ſind doch die Anklagen gegen ihn, daß er treulos, herrſchſüchtig und grauſam geweſen ſey, nur zu gegründet, und er verdient daher nicht mit vollem Recht den Beinamen des Großen. Er hatte ſeinem gefangenen Mitkaiſer feierlich das Leben verſprochen und ließ ihn dennoch hinrichten; ſo wie auch ſeinen eilfjährigen unſchuldigen Sohn Criſpus, blos auf eine unerwieſene Anklage ſeiner Gemahlin Fauſta. Er verſchob die Taufe bis gegen ſein Lebensende, weil er glaubte, dadurch von allen ſeinen Sünden gereinigt zu werden, ging nach der Taufe ganz weiß gekleidet, und ſtarb 337. Nach ſeiner Anordnung wurde ſein Körper in die von ihm erbaute Apoſtelkirche begraben. Dadurch kam die Gewohnheit auf, die Körper angeſehener Chriſten in die Kirchen zu begraben, die man aber jetzt als ſchädlich für die Geſundheit erkannt und meiſtens abgeſchafft hat. Conſtantins drei Söhne waren ehrgeizig, grauſam und regierten unglücklich; zwei kamen um, und der dritte

regierte ſchwach. Da erhielt Julianus, ein Vetter von ihnen, die Regierung, ein Fürſt von vielen großen Eigenſchaften. Da er aber einen ſehr ſchlechten Unterricht im Chriſtenthum, das man ihm aufgezwungen, erhalten hatte, und ihn ſeine chriſtlichen Verwandten hart behandelt, ſeinen Vater und ſeine Verwandten hatten tödten laſſen, auch viele Chriſten durch ihre Streitigkeiten und Sitten, beſonders die Biſchöfe, deren Denkart und Unduldſamkeit er an Conſtantins Hofe hatte kennen lernen, ihm anſtößig wurden, ſo rechnete er der chriſtlichen Lehre ſelbſt an, was nur einige unwürdige Bekenner derſelben verſchuldeten. Er fiel von ihr ab und heißt daher der Apoſtat oder Abtrünnige; bekannte ſich ſogleich zu der heidniſchen Götterlehre, deren Fabeln ihm die Prieſter und Philoſophen als tiefliegende, vielſagende Geheimniſſe der Natur ſehr einnehmend erklärten, auch ihr mehr ſittlich-religiöſen Gehalt, ſelbſt durch Uebertragung mancher chriſtlichen Einrichtungen zu geben ſuchten. Da er ſich aber von den gewöhnlichen Verfolgern unterſcheiden wollte, auch die Chriſten ſchon eine mächtige Partei waren, ſo ſuchte er dieſen auf andere Weiſe zu ſchaden. Er unterſagte ihnen, Unterricht über die Werke griechiſcher Gelehrten zu geben und duldete die Mißhandlungen, welche die Chriſten, die freilich auch oft unbeſonnen eiferten, von den Statthaltern und dem Volke erfuhren. Er beſtrebte ſich, ſeine Hofleute und Krieger durch Schmeicheleien und Geſchenke für ſeine Religion zu gewinnen, erlaubte auch den Heiden Tempel zu erbauen, wobei es nicht ohne Ungerechtigkeiten gegen die Chriſten abging, die er zum Spott Galiläer nannte. Wenn ſie ſich beklagten, ſo ſagte er: Leiden und Dulden iſt euer Theil, euer Gott lehrt ja ſo. Er meinte auch, durch das Chriſtenthum ſey der alte tapfere Römergeiſt und der Staat in Verfall gekommen. Sein Verſuch, Jeruſalem durch die Juden aufbauen zu laſſen, mißlang. Er ſchrieb auch ein Buch, das reich iſt an Spöttereien gegen die Chriſten, aber arm an Gründen gegen ihre Religionslehre. Nach einer zweijährigen Regierung kam er in einem Kriege gegen die Perſer von unbekannter Hand, man glaubt, durch einen Chriſten, um, 32 Jahr alt, und es war zu beklagen, daß er durch Vorurtheile verblendet, die Religion verkannte, die ſo viele tiefden-

kende Weiſe befriedigt hat, da ſeine Mäßigkeit und Selbſtbeherrſchung, ſein Witz und ſeine Gelehrſamkeit, ſein Heldenmuth und manche edle Grundſätze, die er auch im Tode noch äußerte, ihn rühmlich auszeichnen, ſo ſehr ihn auch manche Chriſten herabzuwürdigen ſuchen. Seine Maßregeln gegen das Chriſtenthum haben dieſem wenig geſchadet.

§. 10.

Fernere Verbreitung des Chriſtenthums, beſonders in Deutſchland. Bonifacius. Karl der Große.

Unter den folgenden chriſtlichen Kaiſern erhielt das Chriſtenthum eine noch weit größere Herrſchaft. Der Kaiſer Theodoſius theilte im J. 395 das Reich unter ſeine zwei Söhne; Arcadius erhielt das morgenländiſche, wo Conſtantinopel, und Honorius das abendländiſche, wo Rom die Hauptſtadt war, und ſo entſtand auch eine morgenländiſche und abendländiſche Kirche.

Theodoſius ſuchte das Heidenthum auf alle Weiſe zu unterdrücken, er verbot (381) den Abfall von dem Chriſtenthum und die Opfer, konnte aber nicht allenthalben, am wenigſten im Abendlande, durchdringen. Allein im Orient gingen um das J. 390 die fanatiſchen Mönche weit über die kaiſerlichen Befehle hinaus; ſie rotteten ſich zuſammen, zerſtörten ſchöne Tempel, mißhandelten die Götzendiener, und ſelbſt Mordthaten blieben unbeſtraft. Die Chriſten vergaßen, wie ſie ſelbſt nach Duldung geſeufzet, und wie Jeſus und ſeine Jünger gehandelt hatten. Im Orient waren die Heiden ziemlich unterdrückt; allein im Abendlande dauerte der heimliche Götzendienſt bei den Nationen, die Chriſten wurden, noch lange fort. Im Orient entſtand bald viel Verwirrung. Zwar war es Grundſatz, daß nicht der Kaiſer, ſondern die Biſchöfe über Glaubensſachen zu urtheilen hätten. Jedoch da die Kaiſer nur diejenige Kirche ſchützen und dulden wollten, welche die katholiſche hieß, und die vielen übrigen chriſtlichen Parteien, eben ſo wie die Heiden, verfolgten, und es nun von des Regenten Glaubensanſicht abhing, welche Partei die katholiſche Kirche heißen ſollte: ſo kam

es doch hauptſächlich auf ihn an, was als katholiſche Lehre gelten durfte. Auch legten die ſtreitenden Parteien ihre Glaubensſachen wohl ſelbſt dem Kaiſer zur Entſcheidung vor, riefen oft aus ſehr weltlichen Abſichten, ſeine Hilfe an und nicht nur durch die Zuſammenberufung, ſondern auch durch die Leitung der Concilien und die Beſtätigung ihrer Beſchlüſſe, ſelbſt über Glaubensartikel, ſo wie durch Ernennung oder Beſtätigung der Biſchöfe beſaßen die Kaiſer faſt die ganze Gewalt über den Glauben und das Regiment der Kirche. Das Kaiſerreich war aber durch jene Theilung ſehr geſchwächt und dieß erleichterte es den deutſchen Völkern in der großen Völkerwanderung (J. 400) die römiſche Macht in verſchiedenen Provinzen zu erſchüttern, neue Reiche zu gründen und ſich endlich ſelbſt in Italien feſt zu ſetzen, wo Rom mehr als einmal geplündert, z. B. von dem wilden Alarich, König der Weſtgothen, (409) und der Name der weichlich gewordenen Römer ganz verächtlich wurde. Die entfernten morgenländiſchen Kaiſer verloren nach und nach allen Einfluß auf Rom, wo ſich unterdeſſen der römiſche Biſchof erhob und mit andern, beſonders deutſchen Fürſten, befreundete. Die ſchrecklichen Erſchütterungen und Verwirrungen, welche mehrere Jahrhunderte durch ſolche ungebildete heidniſche Völker, von welchen immer eins über das andere herſtürzte, hervorgebracht wurden, ſchienen für das Chriſtenthum höchſt gefährlich; aber dieſe Völker nahmen bald von den Uberwundenen die beſſere Religionslehre, weiſere Geſetze und mildere Sitten an. So die Gothen, eine mächtige Nation, die ſich von der Oſtſee bis gegen die Donau und das ſchwarze Meer hin verbreitete. Sie wurden mit dem Chriſtenthume ſo bekannt, daß ſchon 360 ein Biſchof unter ihnen, Ulphilas (oder Wolf), eine der griechiſchen und lateiniſchen ähnliche Buchſtabenſchrift erfand und die heilige Schrift in eine für uns freilich nicht mehr ganz verſtändliche deutſche Mundart überſetzte; doch ließ er die Bücher weg, welche von Kriegen viel erzählen, um nicht die Kriegsluſt der Gothen zu nähren. Man hat noch jetzt ein Stück dieſer Ueberſetzung in Upſal in Schweden, und ein kleineres Stück fand man auf der Bibliothek in Wolfenbüttel. Mehrere dieſer Nationen, welche auf ihren Zügen in ihrer Unwiſſenheit auch manche Werke

der Kunſt und Gelehrſamkeit mögen zerſtört haben, ſind dem Namen nach untergegangen, z. B. die Oſt- und Weſtgothen, Alanen, Alemannen, Longobarden u. ſ. w. Allein in das eigentliche innere Deutſchland drang das Chriſtenthum erſt ſpäterhin.

Die alten kräftigen Germanen verehrten die Sonne, den Mond, den Wodan, den Thor als Gott des Donners, eine Göttin Freya und die einzelnen Stämme, wie die Sueven, Saſſen oder Sachſen mögen wohl noch ihre beſondern Stammgötter gehabt, ihnen auch wohl hier und da Menſchenopfer gebracht haben, ſo gern ſie manche Geſchichtsforſcher von dieſem Vorwurfe frei ſprechen möchten. Sie glaubten an eine Fortdauer der Seele, aber ihre Begriffe von Seligkeit richteten ſich nach ihren Vorſtellungen von dem höchſten irdiſchen Lebensglück, das in Krieg und Jagd beſtand. Sie hatten manche Vorzüge vor rohen und ungebildeten Völkern; den Ruf der Ehrlichkeit und Tapferkeit, aber auch den Ruf der Spielſucht und Trunkenheit, und waren reich an Aberglauben. Durch ihre Verbindungen mit den Römern lernten ſie noch manche Laſter, aber auch manche Annehmlichkeiten des Lebens kennen. Am wichtigſten war die Bekanntſchaft mit der chriſtlichen Religion.

Um das Jahr 486 errichteten die Franken ein mächtiges Reich in Frankreich und ihr König Chlodwig oder Ludwig nahm das Chriſtenthum von den überwundenen Galliern an, zu dem ſich ſchon vorher ſeine Gemahlin bekannte. Er hatte in einer zweifelhaften Schlacht ein Gelübde gethan, Chriſt zu werden, wenn er ſiege, was er nach dem Siege auch that, was freilich kein ächter Beweggrund war. Auch änderte er als Chriſt nicht ſeinen treuloſen, herrſchſüchtigen, grauſamen Sinn, und der Eifer, die ketzeriſchen Burgunder und Gothen zu bekehren, war nur ein Schleier für ſeine Herrſchſucht. Ueberhaupt waren bei der Unwiſſenheit der meiſten chriſtlichen Lehrer ſolche Bekehrungen nur erſt ein kleiner Anfang zu etwas Beſſerem. Dieſe Chriſten wurden getauft und lernten bloß einige Gebete, Gebräuche und Namen geheimnißvoller Lehren kennen. Indeß bekannten ſich nach ſeinem Beiſpiele mehrere Franken zu dieſer Religion und verbreiteten ſie weiter. Bei ſeiner Taufe ſoll das heilige Gefäß mit Oel vom Himmel gekommen ſeyn, das

man noch in Rheims zur Salbung der franzöſiſchen Könige aufbewahrt. Als nämlich das Salböl nicht zureichen wollte, brachte, ſagt man, auf das Gebet des Prieſters eine weiße Taube ein Fläſchchen mit viel beſſerem Oel, und flog dann wieder fort. Noch jetzt iſt dieſes Oel nicht erſchöpft; jeder franzöſiſche König wird damit zu Rheims auf der Bruſt, auf dem Rücken und auf dem Ellenbogen, bei ſeiner Krönung, geſalbt. Doch der berühmteſte Verbreiter der chriſtlichen Lehre in Deutſchland iſt Bonifacius geworden. Er ſtammte aus England, wohin 449 viele Sachſen und Angeln von den Küſten der Nordſee unter zwei Anführern, Hengſt und Horſt, gekommen waren und mehrere kleine Königreiche errichtet hatten. In England war das Chriſtenthum längſt von Rom aus bekannt. Allein die Angelſachſen trauten den Britten nicht und wollten das Heidenthum wieder einführen. Papſt Gregor der Große ſchickte daher 597 einen Miſſionär an den Hof des Königs Ethelberth, deſſen Gemahlin eine Chriſtin war. Die Bekehrung machte nun ſchnelle Fortſchritte, es entſtand eine Menge Klöſter, indem ſogar einige Prinzen das Mönchsleben wählten. Auch Bonifacius, der erſt Winfried hieß, bildete ſich in einem Kloſter für den Dienſt der Kirche und beſaß viele Kenntniſſe. Es waren überhaupt aus England mehrere Geſandtſchaften zur Belehrung der Heiden ausgegangen und auch Bonifacius entſchloß ſich zu ſeinen Stammgenoſſen, den Angeln und den Sachſen, welche letztere größtentheils in dem heutigen Weſtfalen wohnten, zu gehen. Die beſſere Bekanntſchaft mit ihrer Sprache, die Begünſtigungen von dem Papſte und von den Fränkiſchen chriſtlichen Königen, die Ausſichten auf Ehre und Belohnungen unterſtützten dergleichen Unternehmungen. 722 ging Bonifacius nach Oberheſſen und der Papſt war mit ſeinem erſten Berichte ſo zufrieden, daß er ihn 723 zum Biſchofe der Deutſchen machte, aber auch durch einen Eid verpflichtete, den Glauben der katholiſchen Kirche zu lehren und ihr und dem Papſte in allen Anordnungen treu zu bleiben. Der Papſt empfahl ihn den Fürſten und den Völkern auf das Nachdrücklichſte. In Heſſen gab es Chriſten, welche noch zugleich den Götzen opferten. Bei einem Dorfe Geismar war eine ungeheuere Eiche, wo man den Thor verehrte, und an

die Bonifacius ſelbſt Hand anlegte, um ſie zu fällen. Das verſammelte Volk hoffte, Thor werde dieſe Beleidigung durch Blitz und Donner rächen; aber die Eiche fiel und das Volk ließ ſich taufen. Aus dem Holze wurde ein Bethaus zur Ehre des heiligen Petrus gebaut. In dem damals großen Reiche Thüringen war das Chriſtenthum nicht unbekannt geweſen, aber es war faſt wieder ausgerottet. Hier war nun Bonifacius ſehr eifrig, predigte auch bei Jena, und ſtiftete zu Ehren des Erzengels Michael in Ohrdruf ein Kloſter. Um dieſe Zeit, vielleicht 718, iſt auch wohl die kleine Kapelle auf Altenberga am Thüringer Walde ohnweit Gotha, zu Ehren Johannes des Täufers erbaut und vermuthlich zur Taufhandlung für die daſige Gegend beſtimmt worden. Da ſich aber die Gemeinden daſelbſt vergrößerten, ſo wurde ſie verlaſſen und man baute andere Kirchen. Um jedoch das Andenken an die erſte Kirche zu erhalten, wurde dort 1811 ein ſchönes Denkmal errichtet. Es iſt ein 30 Fuß hoher Leuchter mit ausgebreiteter Flamme, aus Sandſtein gearbeitet. Ein Holzhauer in Altenberga, Nikolaus Brückner, gab durch ein Vermächtniß die erſte Veranlaſſung dazu. — Bonifacius ließ noch mehrere Gehülfen nachkommen und wurde nun Erzbiſchof; ſpäterhin bekam er ſeinen Sitz in Mainz. Er reiſete nach Rom, wo ihn der Papſt ſehr auszeichnete und ihm große Vollmachten gab; ſtiftete die Bisthümer in Regensburg, Würzburg, auch wohl in Erfurt, ſo wie die berühmte Abtei Fulda, wo ſchon im J. 779 auf 400 Mönche waren und wo er eine Schule anlegte, in welcher die angeſehenſten Familien ihre Söhne erziehen ließen und woher ganz Deutſchland berühmte Gelehrte erhalten hat. Sie iſt 1802 ſekulariſirt oder in ein weltliches Fürſtenthum verwandelt worden, und jetzt unter Kurheſſen gekommen. Bonifacius wollte hier ſeine Laufbahn endigen, doch ſein lebhafter Geiſt trieb ihn noch zu einer Bekehrungsreiſe unter die Frieſen, wohin er viele Geiſtliche mitnahm und mit Glück predigte. Nun wollte er eines Tages die Getauften firmeln, d. h. unter Gebet mit einem geweiheten Oele beſtreichen und einſegnen. Allein Bewaffnete überfielen ſein Lager, das er mit den Seinen aufgeſchlagen hatte, und ermordeten ihn mit ſeinen Gehülfen. Sein Körper wurde nach Fulda gebracht. Er ſtarb 70 Jahre

alt und hat 40 Jahre unter den Heiden gelehrt. Man nennt ihn den Apoſtel der Deutſchen und er war einer der geſchickteſten und eifrigſten Lehrer, verſtand auch die Menſchen zu gewinnen und hat wohl keine harten Zwangsmittel zur Bekehrung angewendet. Er war nicht frei vom Aberglauben und die religiöſe Erkenntniß der Getauften mag oft ſehr dürftig geweſen ſeyn. Auch verlangte er die unbedingte, nachher ſo drückend gewordene Unterwerfung unter die Römiſche Kirche, die ſchon ſo viele Irrthümer und Mißbräuche hatte. Jedoch würde er freilich ohne die Begünſtigung des Papſtes weit weniger ausgerichtet haben und die Folgen, die daraus entſtanden, konnte er nicht voraus ſehen. Man kannte auch in Deutſchland keine anderen Einrichtungen und Stützpunkte für die Kirche, als die, welche Rom darbot. Bonifacius unterſagte zwar auch unſchuldige Dinge, z. B. das Eſſen der Haſen, des Pferdefleiſches; aber er machte doch die Sitten der Deutſchen milder. Diebſtahl, Raub, Ehebruch, das Verkaufen der Sklaven zu Menſchenopfern, die Wahrſagerei und dergleichen wurden von ihm ſtreng verboten. Es wurde zwar die lateiniſche Sprache bei dem Gottesdienſt eingeführt und das Römiſche Recht geltend gemacht, doch hat dieſe lateiniſche Sprache die deutſche nicht verdrängt, auch nicht durch die Vermiſchung mit der Landesſprache eine neue gebildet, wie es z. B. bei der franzöſiſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen der Fall wurde. Die Biſchöfe und Aebte wurden nach und nach zum Theil Fürſten, und in den Angelegenheiten der Kirche und der Regierungen bewirkte dieß große Veränderungen. Noch waren aber die mächtigen Sachſen in Weſtfalen und Niederſachſen, gegen die Nordſee hin, Heiden. Karl, König der Franken, herrſchte über mehrere Volksſtämme und ſuchte auch die Sachſen zu bezwingen, allein es gelang ihm erſt nach einem 33jährigen Kriege, weil er oft abweſend war und die Sachſen ſich gewöhnlich nach einer verlornen Schlacht in Wälder und hinter Sümpfe zurück zogen. Endlich beſiegt nahmen die meiſten mit ihrem tapfern Herzoge Wittekind, einem edeln Weſtfalen, den chriſtlichen Glauben an, empörten ſich aber mehrmals, bis ſie endlich den Frieden nur unter der Bedingung erhielten, daß ſie ſich alle taufen ließen, wobei leider Karl mit Todesſtrafe

5*

drohete; Karl hatte auch 772 bei Paderborn die Irmenſäule, eine von den Sachſen göttlich verehrte Bildſäule, zerſtört. Sie ſtellte einen bewaffneten Mann vor, mit einer Fahne in der rechten und einer Lanze in der linken Hand, und ſie ſtand in einem heiligen Haine. Vielleicht war ſie das Bild des Wodans oder des trefflichen Helden Hermann. Da Karl dem Papſte viele Gefälligkeiten erwieſen und ihn beſonders gegen die Longobarden, die in Italien ein Reich geſtiftet hatten, ſchützte, ſo krönte ihn der Papſt, wie es ſchien, unerwartet, aber doch wohl nicht ohne Verabredung, zum Römiſchen Kaiſer, im J. 800 in der Peterskirche in Rom, warf ſich vor ihm als ſeinem Schutzherrn nieder und Karl hielt nun in Rom ſeinen beſondern Statthalter. Karl that viel für die beſſere Erkenntniß des Chriſtenthums, ſuchte dem Aberglauben zu ſteuern, verbot den Bildern in den Kirchen göttliche Ehre zu erweiſen, wozu man ſich jetzt ſehr hinneigte, unterſagte die Glockentaufe, das Verbrennen der vermeinten Zauberer und Hexen, was bei den Sachſen ſo oft geſchah. Er ſuchte das Anſehen der Religion auf alle Weiſe zu befördern, den Lehrern durch milde Stiftungen und Schenkungen ein anſtändiges Auskommen zu gewähren und ließ ihnen ſelbſt von ſeinen Gütern den Zehnten abgeben. Aber dafür verlangte er auch von ihnen Treue in ihrem Beruf, unterſagte den Biſchöfen, die zum Theil außerordentlich kriegsluſtig waren, in den Krieg zu ziehen, und durch Erbſchleichereien, wobei ſie bald mit der Hölle drohten, bald den Himmel verſprachen, nach Vermächtniſſen zu trachten. Manche Prediger waren zu träge, manche aber auch zu unwiſſend, um zu predigen. Karl veranſtaltete daher eine Sammlung von Predigten, die aus den alten Kirchenvätern deutſch überſetzt wurden und nach den beſtimmten Abſchnitten (Perikopen, Epiſteln und Evangelien) zur Erbauung ſollten vorgeleſen werden. Von post illa, d. h. nach dieſen Abſchnitten ſoll nun dieſe Erklärung vorgeleſen werden, haben die Poſtillen den Namen. Auf Karls Veranſtaltung ſollten in allen Klöſtern Schulen geſtiftet und Bibliotheken angelegt werden; er ließ ſelbſt am Hofe Schule halten und hatte eine Geſellſchaft gelehrter Männer um ſich, worunter ihm vorzüglich Alkuin ein Engländer mit ſeinen Rathſchlägen und

Schriften nützte. Karl verſtand Griechiſch und Lateiniſch, hatte ſonſt noch mancherlei Kenntniſſe, und lebte ſehr einfach und mäßig. Er ſuchte der deutſchen Sprache und den deutſchen Sitten aufzuhelfen, und wollte daher auch die von den Römern herkommenden Monatsnamen mit deutſchen vertauſchen, was wohl eine allgemeine Aufnahme verdient hätte. Er war einer der größten Fürſten Deutſchlands und um deſto achtungswerther, da er ſo wenige Hülfsmittel zu ſeiner Bildung hatte und durch eigne Anſtrengung ſich ſo viele Vorzüge erwarb, jedoch ſind auch viele Flecken in ſeiner Geſchichte. Er war nicht ohne blutige Gewaltthätigkeiten zur Regierung gekommen und ſchonte das Menſchenleben wenig. Die Sachſen bekehrte er mit Gewalt, ließ Tauſende niederhauen, die ſich ſeine Härte nicht wollten gefallen laſſen; die ſogenannten Bekehrten wurden ſchaarenweiſe an die Flüſſe getrieben und getauft, ſehr natürlich blieben viele im Herzen Heiden.

Wie in Deutſchland ſo verbreitete ſich der chriſtliche Glaube auch, obgleich nicht ohne Hinderniſſe, in andre Länder. Nach Dänemark und Schweden kam er nach dem Jahr 800 durch einen Mönch Ansgarius, aus dem Kloſter Corvey, der dafür zum Erzbiſchof von Hamburg und Bremen ernannt wurde. Er ſtand an Einſicht höher als Bonifacius, ob er ſchon auch ſehr an Rom hing. Nach Norwegen kam das Chriſtenthum nach dem J. 900 und von da ging es auch auf mehrere Inſeln, beſonders nach Island über. Die Böhmen und Mähren wurden Chriſten vor dem J. 900, die Ungarn nach dem J. 1000, die Liefländer 1100, die Preußen 1200, die Litthauer 1400; die Polen und Ruſſen etwa nach 900.

§. 11.

Das Mönchsweſen.

Schon in Aegypten, dem Vaterlande der Schwärmerei, findet ſich unter den Prieſtern; bei den Perſern unter den Magiern; bei den Hindus, den uralten Einwohnern in Oſtindien, unter den Braminen; bei den Juden unter den Eſſäern und Therapeuten; bei den Griechen beſonders unter den Pythagoräern die Neigung, ſich von der übrigen Welt abzuſondern. Es geſchah bald, weil die Einſamkeit dem ernſtdenkenden Menſchen

oft ein dringendes Bedürfniß und für ihn ſo wohlthätig wird; bald auch wohl aus Ueberdruß des Lebens, das man zu viel genoſſen hatte, oder worin theils billige, theils übertriebene Wünſche und Anforderungen nicht befriedigt worden waren; bald geſellte ſich der Irrthum dazu, daß, weil der Verkehr und das Umhertreiben im Irdiſchen ſo viele Veranlaſſungen zu Verſündigungen geben, das Irdiſche ſelbſt etwas Sündliches, den Geiſt Ertödtendes und von dem Ueberirdiſchen Abziehendes ſey, das man daher, ſo viel als möglich, von ſich entfernt halten müſſe, und daß man dadurch der Gottheit beſonders wohlgefalle. Es trug jedoch auch die Eitelkeit, die ſich einbildete, durch jene Enthaltſamkeit, durch die Entbehrung irdiſcher Güter und Freuden, durch die Strenge gegen ſich ſelbſt, mehr zu ſeyn oder doch zu ſcheinen, als jene übrigen Weltmenſchen, das Ihrige zu jener Abſonderung und oft ungereimten Lebensweiſe bei. Indeß hörten jene einſiedleriſch oder mönchsartig lebenden Menſchen nicht auf, Bürger des Staats zu ſeyn, wie die Mönche in der Chriſtenheit; auch hatten ſie nicht eine ſo vortreffliche Lehre, wie das Chriſtenthum, vor ſich, die ſie vor jenen Verirrungen ſichern konnte. Aber das Mönchsleben unter den Chriſten war eben ein Beweis, daß man Chriſtum nicht mehr kannte, und aus Unwiſſenheit Bibelſtellen mißverſtand. Die Forderungen an die erſten Anhänger und Verbreiter des Chriſtenthums, daß, wenn ſie anders Verkündiger und Stützen ſeines Reichs werden wollten, ſie entſchloſſen ſeyn müßten, Alles aufzuopfern, wurden zur allgemeinen Pflicht erhoben, und das Zurückziehen aus der übrigen Geſellſchaft für verdienſtlich angeſehen, auch da, wo es nicht nothwendig war und wo man vielmehr durch ein chriſtliches Leben in einem bürgerlichen Wirkungskreiſe Jeſu Abſicht hätte befördern können. Die beſondern Gefahren, in welchen die erſten Chriſten unter Juden und Heiden lebten, und wobei ſie aus Rückſicht auf Gewinn oder Verluſt, als Gehaßte und Verfolgte gar leicht entweder ganz abtrünnig oder Heuchler werden konnten, die es mit Niemandem verderben wollten, machten beſondere aber nicht durchaus allgemeine Vorſchriften und Rathſchläge nöthig über den Umgang mit der damaligen Welt, mit eifernden Juden und heidniſchen Götzendienern; über Verheirathung und dergleichen.

Die erſten Einſiedler unter den Chriſten finden wir in Aegypten. Viele Chriſten entflohen während der Verfolgungen, beſonders unter den Kaiſern Decius und Diocletian, in Höhlen und Wüſten. Als den erſten Einſiedler betrachtet man nach dem Jahr 250 Paulus von Theben in Aegypten. Er war ein frommer und nicht ungelehrter Mann; eine Quelle und ein ihn zugleich ſchützender Palmbaum ernährten ihn; unter geiſtlichen Uebungen ſoll er 113 Jahr alt geworden ſeyn. Antonius, ſein Freund, vertheilte ſein eignes Vermögen unter die Armen, ging in die Wüſte, lebte dort funfzehn Jahr nur von Brot und Waſſer; zerrüttete aber durch ſeine ſtrenge, unnatürliche Lebensart die körperliche und geiſtige Geſundheit; bildete ſich ein, er habe mit dem Satan zu ſtreiten, der ihn ſchlage, und ſchrie oft jämmerlich. Dieſe Einſiedler, auch Anachoreten, und von ihren vielen geiſtlichen Uebungen in Gebet und Faſten, Asceten genannt, lebten von einander getrennt. Aber Pachomius, des Antonius Schüler, brachte nun mehrere ſolcher Eremiten einander näher, baute gemeinſchaftliche Wohnungen und iſt der eigentliche Stifter des Kloſterlebens. Drei oder vier Mönche lebten beiſammen unter einem Prior; mehrere Priorate nannte man ein Cönobium, ein gemeinſchaftliches Beiſammenleben, nachher ein Kloſter (Claustrum, ein verſchloßner Ort). Die Vorſteher hießen Aebte, Väter. Indeß nahm man es dabei noch nicht ſo ſtrenge. Man kam hauptſächlich zuſammen, um zu beten und Gottesdienſt zu halten; jeder ſorgte für ſich; man war durch kein Gelübde gebunden und mancher ging auch wieder davon, wenn ihm dieſe Lebensweiſe mißfiel. Es entſtanden aber daraus manche Unordnungen in dem Staats- und Kirchenleben, denen jedoch Pachomius in etwas ſteuerte, ſo wie auch im vierten Jahrhundert der heilige Baſilius in Cappadocien und im fünften Auguſtinus einige Vorſchriften für die Mönche machten; allein es blieb noch immer eine große Verſchiedenheit über das Alter der Aufzunehmenden, über die Verbindlichkeit im Kloſter zu bleiben und dergl. Der Stifter des regulirten Mönchsweſens im Abendlande iſt Benedikt, ein Italiener. Er ging ſchon im 14. Jahre in eine Wüſte, lebte in einer Höhle, war mit einer Thierhaut bekleidet und ſahe in ſeiner äußern Verwilderung kaum einem Menſchen ähnlich. Er ſammelte die im

Abendlande noch nicht ſo häufigen Einſiedler in Klöſter, führte durch einen Abt mit einem berathenden Senate eine monarchiſche Regierung ein und brachte das Mönchsweſen zu einer großen Feſtigkeit. Er wies den Mönchen zweckmäßigere Beſchäftigungen an; ſie mußten außer dem Beten, Singen und der Selbſtbetrachtung noch die Jugend unterrichten, Handarbeiten vornehmen, erbauliche Bücher für Bibliotheken, die angelegt wurden, abſchreiben; und da man dieß nachher auch auf andre Schriften ausdehnte, ſo ſind durch dieſe zum Theil gelehrten Benediktiner ſehr viele herrliche Werke der Vorzeit erhalten worden. Er führte eine Probezeit ein, ein Noviziat, ehe man wirkliches Mitglied wurde; und endlich ein feierliches Gelübde, wornach man ſich an eine Regel binden, ſich zum blinden Gehorſam gegen die Obern, zur Keuſchheit, Armuth, und zum beſtändigen Bleiben im Kloſter verpflichten mußte, wodurch ſich ſeine Stiftung erhalten hat. Benedikt hatte 529 ſein Hauptkloſter auf dem Monte Caſſino bei Neapel erbaut. Aus dieſem Zweige ſind eine Menge verſchiedner Orden entſproſſen, z. B. die Cartheuſer, Cöleſtiner, Ciſterzienſer, Bernhardiner, Trappiſten und andre, die ſich jedoch durch Tracht, Namen und mancherlei Regeln unterſcheiden. Benedikts Schüler Columbanus trieb es in manchen Vorſchriften bis zur Lächerlichkeit. Wer vergäße, hieß es, das Amen beim Tiſchgebete zu ſagen, ſollte ſechs Peitſchenhiebe haben; wer bei dem Anfange eines Liedes huſtete, oder den Kelch im Abendmahle mit den Zähnen berührte, eben ſo viele. In der erſten Zeit rechnete Niemand dieſe Mönche zum Clerus, ſondern ſie wurden als Laien behandelt. Nach und nach fingen ſie an ſich mit Unterricht abzugeben, und ließen ſich zu Diakonen und Presbyteren ordiniren. Aber die Cleriker ſahen es ungern; manche meinten, der Teufel habe den Mönchen das Verlangen nach geiſtlichen Aemtern eingegeben und man warnte vor ihnen; ja eine Synode in Chalcedon verbot ſogar, ihnen die Weihe zu geben. Doch da die Klöſter auch ihre eignen Kirchen bekamen, ſo weihte man nun wenigſtens die Aebte und Vorſteher, und dieſe thaten es dann auch an Mönchen; die Biſchöfe nahmen Kleriker aus den Klöſtern, wenn ſie keine tauglichen Leute um ſich hatten. Die Mönche wurden allmählig den Geiſtlichen gleich, ja bei der Strenge,

wozu man die Mönchstugend brachte, und bei der Bewunderung, die man ihr erwies, wurden ſie bald noch höher geſchätzt. Die Biſchöfe ſahen in ihnen, den jetzt noch Unterwürfigen, treue Gehülfen für ihre Macht; man munterte die Geiſtlichen auf zum Mönchsleben und im neunten Jahrhunderte durften die Aebte allen Mönchen die untern geiſtlichen Würden ertheilen. So floß der Stand und die Macht des Klerus und der Mönche in Eins zuſammen; das Mönchthum wurde die Schule für den geiſtlichen Stand.

Eben ſo entſtanden um das Jahr 300 auch ſchon Nonnenklöſter, Benediktinerinnen u. ſ. w., und ihre Vorſteherin hieß Aebtiſſin. Auch ſie hatten in Aegypten ihren Urſprung und ihren Namen Nonne d. h. Mutter; auch ihnen prieß man dieſe Lebensweiſe als höchſt ehrenvoll und verdienſtlich an, und ſie hielten es für den höchſten Ruhm, es den Einſiedlern in der Weltverleugnung gleich zu thun. Man ertheilte ihnen mancherlei Vorrechte; erwies ihnen große Ehre, wie denn die Kaiſerin Helena den heiligen Jungfrauen wie eine Dienerin aufwartete. Mönchs- und Nonnenklöſter nahmen nun überhand. Abergläubiſche Fürſten, reiche Privatleute und angeſehene Geiſtliche glaubten kein beßres Werk zu thun, auf keine beßre Art Verbrechen zu vergüten, als wenn man Klöſter ſtiftete, oder Ländereien dazu hergäbe, und Kinder zu dem Kloſterleben beſtimmte oder überredete. Es iſt nicht zu verkennen, daß viele Chriſten dieſes Leben aus guten Abſichten wählten; ſie wollten ſich mehr und ungeſtört mit Gedanken an das Ewige beſchäftigen, ſich in der Demuth und Selbſtbeherrſchung üben, und gewiß hat in den Klöſtern manches bekümmerte Gemüth ſeine Ruhe, mancher Verſtoßene Sicherheit und Schutz gefunden. Durch fleißige Mönche iſt manche Einöde in ein Paradies verwandelt worden; ſie haben in ihrem Eifer für das Chriſtenthum viele Völker früher damit bekannt gemacht, und die barbariſchen Sitten derſelben gemildert; und als in verheerenden Zügen der Krieger alle Wiſſenſchaft und Bildung mit dem Untergange bedroht wurde, fand ſie in den Klöſtern Rettung und Zuflucht. Hier wurden viele Schriften der Vorzeit abgeſchrieben, erhalten und vervielfältiget. Viele verdienſtvolle, aber zuletzt verfolgte und bedrängte Menſchen fanden nach den Stürmen des

Lebens hier einen ſichern Hafen, mancher Arme, mancher Alte und Schwache Unterſtützung und Pflege, mancher Kranke und Verlaßne einen wohlthätigen Aufenthaltsort und Troſt in der Stunde der Angſt und Verzweiflung. Allein die Schattenſeite wurde ſehr bald ſichtbar; ſie wurde endlich ſchrecklich. Denn nicht die ſchöne, erhabne Abſicht, die man bei ſolchen Stiftungen im Auge hätte haben ſollen, Anſtalten für die Wiſſenſchaften, für die Bildung chriſtlicher Lehrer, für die Erleuchtung der Menſchen und Zufluchtsörter, für die arme leidende Menſchheit zu gründen, war oder wurde der Hauptzweck, ſondern Werkheiligkeit; ſtatt des wirklichen Ideals wahrer Chriſtlichkeit ſtellte man ein Trugbild auf. Wir werden noch ſehen, zu welchen Thorheiten und Verirrungen, ja zu welchen Laſtern und Verbrechen das Mönchsweſen geführt hat; viele Hunderttauſende, deren Wollen und Streben nur eine beſſere Richtung verdiente, entzogen ſich und ihre Kräfte dem Dienſte der Welt; viele bereuten nachher ihren Schritt ins Kloſter und gingen troſtlos unter.

§. 12.

Verderbliche Streitigkeiten in der Kirche. Arius. Athanaſius. Neſtorius. Cyrillus. Bilderſtreit. Streit über das Ausgehen des heiligen Geiſtes. Auguſtin. Pelagius. Monophyſiten.

Die chriſtliche Kirche muß allerdings gewiſſe Kennzeichen haben, wodurch ſie ſich von andern religiöſen Gemeinſchaften unterſcheidet, und einen Punkt, in welchen ſich zuletzt alle Chriſten vereinigen. Die vielen Millionen Nichtchriſten (den fremden Knecht) zu richten, zu verdammen, weil er ungetauft lebt und ſtirbt, kommt uns gar nicht zu (1 Cor. 5, 12.); das Wahre und Richtige, was auch ſie durch die geſunde Vernunft gefunden, ableugnen; die lobenswerthen, edeln Geſinnungen und Handlungen, die wir auch unter ihnen finden, für bloße Scheintugenden, oder wie der bald zu erwähnende Kirchenvater Auguſtin that, für glänzende Laſter erklären, ſtreitet mit der Bibel (Röm. 2, 14. 15.) und mit der Vernunft. Nur wer muthwillig widerſtrebt, iſt ſtrafbar und das beurtheilt nur der Allwiſſende. Aber als eine chriſtlich-religiöſe Verbindung müſſen wir uns allerdings von jeder nicht chriſtlichen unterſcheiden, und

das kurze und ſicherſte Bekenntniß liegt unſtreitig in den wenigen bedeutungsvollen Worten, welche der Stifter unſrer Religion bei der Anordnung der Taufe ausſprach, und mit welchen wir zu dem Chriſtenthum eingeweihet werden. Dennoch hat es Jeſus, haben es ſeine Schüler in ihren Schriften nicht für nothwendig geachtet, uns außer der Belehrung, was Vater, Sohn und Geiſt für uns ſind, und welche Wohlthaten wir ihnen zu verdanken haben, uns ein kunſtvoll in einander gefügtes Lehrgebäude mit vollſtändigen für uns ſo faßlichen Begriffen und Beweiſen, daß jede andre Vorſtellungsart und Erklärung ſchlechterdings unmöglich, daher verwerflich und verdammlich ſey, zu hinterlaſſen. Daß aber, ſo einig die Chriſten darin waren, daß nur ein Gott, und ihm, dem Vater, die Schöpfung und Erhaltung des Weltalls beizulegen, der von ihm geſandte Sohn Erlöſer der Menſchen ſey, und der Geiſt, der ſich durch den Vater und Sohn kund thue, auch den Menſchen heilige, dennoch die dunkle Seite dieſer Lehre verſchieden betrachtet werden könne: das lag in ihr ſelbſt und die Geſchichte hat es genugſam beſtätigt. Aber lag nicht darin ebenfalls die Warnung: Wer biſt du, der du den dir und deiner Vorſtellungsart fremden Knecht richteſt? Mußte ſich nicht jeder Lehrer ſagen: Was du noch darüber hinzufügſt und erklärſt, bleibt doch nur ein menſchlicher, alſo auch der Möglichkeit des Irrthums unterworfener Verſuch? Kannſt du dich bei der Erklärung der heiligen Urkunden, die durch Sprache und Alterthum derſelben ſo ſchwer iſt, einer unfehlbaren Einſicht und Erklärungsgabe, und zwar gerade in den dunkelſten Punkten, rühmen? Iſt nicht die Einigkeit im Geiſt das Band des Friedens, die brüderliche Liebe das Höchſte im Chriſtenthum, die ausgleichen, mit ſanftem Gemüthe nachhelfen, den Irrenden tragen und uns ſtets daran erinnern ſoll: Unſer Wiſſen iſt hienieden Stückwerk? Gibt es nicht für den Glauben, für den chriſtlichen Sinn und Wandel klare Wahrheiten genug, wobei der Menſch nie fertig wird, zu denken, zu lernen, und zu vollbringen? Wie Jeſus dachte, als ſeine Jünger lieber Feuer vom Himmel auf ſeine Widerſacher hätten regnen laſſen, findet ſich Luc. 9, 54—56. Marc. 9, 38—40. Ob die Chriſten die Freiheit vom Jüdiſchen Geſetz, von dem Druck und der Verfolgung durch Juden und

Heiden wahrhaft dankbar erkannt, oder bei dem Frieden von außen ſich durch Unverträglichkeit und Hader im Innern und gegenſeitige Liebloſigkeit ſchwer vergangen, einander ſtatt des Guten (1 Cor. 13, 7.) alles Böſe zugetraut und zugefügt haben, werden wir leider nun vernehmen*). Die Streitſucht war anfangs mehr in der morgenländiſchen als in der abendländiſchen Kirche. In der letztern herrſchte wenig Sprachwiſſenſchaft und Forſchungsgeiſt; die neubekehrten Völker nahmen von ihren Prieſtern Alles auf Treue und Glauben an; man drang auf Glauben und Folgſamkeit, lehrte einige Gebete und Gebräuche, erzählte einige Geſchichten und Legenden, beſchäftigte ſich mehr mit der Einrichtung, Erweiterung und Befeſtigung des kirchlichen Gebäudes, als mit der Lehre. Dieſe Chriſten fanden auch die Anforderungen, an welche man den Eingang in den Himmel band, nicht gerade ſo beſchwerlich, wenn

*) Man hat in neuerer Zeit ſelbſt den Apoſtel Paulus als Urheber der Intoleranz angeben wollen. Wer hat aber wohl mehr für die chriſtliche Freiheit geredet und gehandelt? Wer die Nationen von den Jüdiſchen Satzungen freigeſprochen unter großem Kampfe? Wen belegt er mit dem Bann? Die, welche ſich ſelbſt damit belegten, d. h. die leugneten, daß Jeſus der Chriſt ſey, alſo das ganze Gebäude umſtürzten und ſich davon losſagten! Und wenn er über ſolche Sektirer, die den Grundſtein des neuen Reiches verwarfen, (1 Cor. 16, 21. Gal. 1, 8.) das Anathema ſpricht, das freilich Luther durch unſer ſtarkes: „Verflucht,“ überſetzt, und ſie aus der Kirche entfernt wiſſen will, ſo iſt das ein ganz andrer Bann, als er hernach in Rom ausgeſprochen wurde. Das Reich des Meſſias war ein Reich des Lichts; ihm gegenüber ſtand das Reich des Satans, der Finſterniß. Gehe, wenn du glaubſt ſichrer zu ſtehen, in das Reich des Satans zurück, das war die ernſte Anrede an den Leugner der Meſſiaswürde Jeſu. Das Strafamt überläßt aber Paulus der Ankunft des Herrn (Maran atha). Und wenn er (Tit. 3, 10.) anräth den Ketzeriſchen oder ruheſtörenden Menſchen zu meiden; wenn er Blutſchänder, Ehebrecher, Götzendiener nicht dulden will, ſo forderte es vorzüglich die Ehre der ganz neu entſtandenen Gemeinde, nicht den Vorwurf, daß ſie alle Böſewichte aufnehme und alle Laſter in ſich dulde, auf ſich zu laden. Wer ſo für Geiſtesfreiheit ſpricht, wie Paulus, wie er gebietet, für heidniſche Könige und Obrigkeiten, obſchon dieſe „Jeſum nicht liebten,“ und für alle Menſchen zu beten; wer bei einem Alexander dem Schmidt (2 Tim. 4, 14.), der dem Chriſtenthum vielen Abbruch that, doch darauf hinweiſet: der Herr möge richten; wer lehret: „Segnet und fluchet nicht,“ der iſt nicht indifferent, aber auch nicht intolerant.

man es nur mit ihren alten Gewohnheiten, der Trink- und Kampfluſt, der Vielweiberei und mit dem Zehnten nicht ſo genau nahm. Drohungen mit dem Bann und ſeinen zeitlichen und ewigen Strafen halfen hier und da nach, wo man nicht gehorchen wollte.

Im Orient hingegen gab es mehr Kenntniſſe und Forſchungstrieb. Es traten gelehrte Männer zu den Chriſten, die in der neuen Lehre ihre vorigen philoſophiſchen Begriffe wieder zu finden, aufgeklärt und beſtätigt zu finden hofften, oder ſie erſt in ſie hineinlegten. Was alſo z. B. Plato und ſpätere Schüler von ihm über Gott, über eine Weltſeele, über die Vernunft oder den Logos, über den menſchlichen Geiſt, über Dämonen, über das Böſe in der Welt ausgeſprochen, das wendete man auf die dunkelſten Lehren von Vater, Sohn und Geiſt, von der Perſon Chriſti an, und glaubte nun den Schlüſſel zu dem bisher Unbekannten gefunden zu haben. Man fing dann an darüber zu ſtreiten, verſtand einander in dieſen ſchwierigen Punkten oder in der Hitze des Streites nicht, ſuchte das Unerklärliche in noch unerklärlicheren Beſtimmungen und Ausdrükken zu verdeutlichen, oder ſich mit unpaſſenden, wohl gar unſchicklichen Bildern aus der Sinnenwelt zu helfen, und veranlaßte die unglücklichſten Trennungen. Beſonders war die Lehre von der Perſon Jeſu, über das Göttliche und Menſchliche in ihm, ein Gegenſtand hadernder Speculation. Arius, ein durch Gelehrſamkeit, Beredſamkeit und frommen Wandel ausgezeichneter und beliebter Lehrer in Alexandrien behauptete: Chriſtus ſey von dem Vater vor der Weltſchöpfung aus Nichts geſchaffen, ſey alſo ein Geſchöpf, jedoch das edelſte, ganz Gott ähnlich. Das beſtritt Athanaſius, erſt Diakonus, nachher Biſchof daſelbſt, indem er lehrte: der Sohn ſey aus dem Weſen des Vaters gezeuget worden, und ſey gleiches Weſens mit ihm *). Dieſe Ausdrücke fand eine dritte Partei doch nicht

*) Es kam dabei auf einen griechiſchen Buchſtaben an, ob man ſagen ſolle: der Sohn ſey Homouſios, gleiches, oder er ſey Homoiuſios, ähnlichen Weſens; beides Wörter, die im N. T. nicht zu finden ſind. Eine Partei war mit beiden nicht zufrieden, und nun gab es drei Homouſianer, Homoiuſianer und Anomoianer, die einander über lauter

paſſend, indem man leicht auf menſchliche, ſinnliche Vorſtellungen und in eine andere Ketzerei verfalle, auch damit nicht alle Dunkelheiten aufhelle. Die ſubtilen Streitigkeiten erſchütterten die ganze Kirche; kein Theil konnte den andern überzeugen, und vergeblich ſuchte der Kaiſer Conſtantin die Hauptparteien zu vereinigen und zu bewegen, den Streit aufzugeben. Es wurde endlich 325 eine allgemeine Kirchenverſammlung zu Nicäa angeordnet, wo 318 Biſchöfe zuſammen kamen; die Arianer waren die ſchwächern, der Zahl nach; aber beide Theile hatten gelehrte, doch auch ſtreitſüchtige Männer auf ihrer Seite. Arius Lehrſätze wurden verdammt; der Kaiſer, athanaſianiſch geſinnt, bedrohte alle Lehrer, die nicht das nun feſtgeſtellte bekannte Nicäniſche Glaubensbekenntniß unterſchreiben würden, mit Landesverweiſung. Sie unterſchrieben, außer Arius und zwei andern, die dann auch verwieſen wurden. Allein damit war der Friede nicht hergeſtellt; das Glaubensbekenntniß fand viele Gegner; Arius ſtellte ein in etwas andern Ausdrücken abgefaßtes Bekenntniß auf; der Kaiſer erkannte ihn und ſeine Anhänger nun als rechtgläubig an; hingegen manche Biſchöfe, die ſtreng bei der Nicäniſchen Formel blieben und mit den wieder aufgenommenen Lehrern keine Kirchengemeinſchaft halten wollten, ſelbſt Athanaſius (im J. 335), wurden jetzt verwieſen. Arius, den man feierlich in Jeruſalem empfangen hatte, ſt. 336 in Conſtantinopel. Im Orient ſuchte man nun einen Mittelweg zwiſchen Arius und Athanaſius zu gehen (Semiarianer); im Occident blieb man aber dem letztern treu und kein Concilium und keine kaiſerlichen Gebieter, die auch oft verſchiedener Meinung, bald duldſam bald unduldſam, waren, vermochten es, die Spaltungen zu verhüten und Einigkeit herzuſtellen. Nach mehrern Concilien, wobei es oft ſehr wild und tumultuariſch herging, wurden endlich die Arianer mit andern Ketzern unter Theodoſius II. 381 zu Conſtantinopel gänzlich unterdrückt und verloren ſich dem Namen nach.

Ein lange dauernder Streit entſtand, als der übrigens rechtgläubige Neſtorius, Biſchof in Conſtantinopel 428, den

---

Subtilitäten ſchimpften und verketzerten, und die gerade am Hofe gut ſtand, unterdrückte die andere.

Ausdruck verwarf, daß man die Mutter Jeſu eine Gottesgebärerin nannte. Ein zänkiſcher Biſchof, Cyrillus in Alexandrien, beſchloß deſſen Verderben, verfälſchte den Lehrbegriff des Neſtorius und ſtellte ſeinen eignen auf, den man aber auch im Morgenlande verwarf. Auf einem Concilium zu Ephesus 431 wurde erſt Neſtorius, dann Cyrillus abgeſetzt; aber der Kaiſer, erſt des Letztern Feind, ließ ſich umſtimmen; Cyrillus ſiegte, Neſtorius wurde ein zweiter Judas Iſcharioth geſcholten, von einem Orte zum andern verbannt und ſtarb 440. Noch jetzt gibt es auf 400,000 Neſtorianer in Klein-Aſien mit zwei Patriarchen. Die Taufe, das Abendmahl und die Ordination ſind ihre Sacramente; ſie haben aber keine Bibel in der Mutterſprache und ſind ſehr unwiſſend. So entzweite man ſich auch über des Origenes Schriften und Lehren. Ein herrſchſüchtiger Biſchof Theophilus in Alexandrien vertrieb deſſen Anhänger. Der durch Gelehrſamkeit, Beredſamkeit und chriſtliches Leben hochachtungswerthe Biſchof Chryſoſtomus in Conſtantinopel nahm die Vertriebenen freundlich auf, und Theophilus ſollte ſich vor ihm verantworten. Allein Theophilus, unterſtützt von der ränkevollen Kaiſerin Eudoxia und einem Theile des Clerus, deſſen üppiges Leben Chryſoſtomus tadelte, ſtiftete falſche Ankläger an und brachte es dahin, daß dieſer edle Mann auf einer Synode abgeſetzt und verbannt wurde. Allein das erbitterte Volk, das er durch ſeine trefflichen Vorträge und faßliche Bibelerklärung ſehr erbaute, bewirkte ſeine Zurückführung. Eudoxia beförderte aufs Neue ſeine Verweiſung und er ſtarb 407 in Pontus in Aſien. Doch man erkannte gar bald ſeine Unſchuld, und mißbilligte in Rom und faſt überall die ihm zugefügten Mißhandlungen. Unruhen erhoben ſich durch viele andere Spitzfindigkeiten, wobei nicht ſelten die Ungelehrteſten den meiſten Lärm erregten, den Sieg nicht durch Gründe, ſondern durch ihr heftiges Geſchrei oder durch ihren Einfluß bei den Kaiſern errangen. Aber indem z. B. der Kaiſer Valentinian, im Abendlande, alle Nichtathanaſianer verfolgte, mißhandelte ſein Bruder, Valens, im Orient, die Nichtarianer mit wilder Wuth und vielem Blutvergießen; es wurden bald Arianiſche, bald Athanaſianiſche Lehrer angeſtellt oder abgeſetzt, und die armen Gemeinden wurden beunruhiget

und verwirrt. Das zeigte ſich noch beſonders in dem ärgerlichen Streite über die Verehrung der Bilder. Daß chriſtliche Gemeinden das Andenken an einen verdienten Lehrer und Wohlthäter auch durch ein Bild zu erhalten ſuchten, war an ſich nicht zu tadeln; jedoch waren die erſten Chriſten aus Beſorgniß, daß Abgötterei daraus entſtehen möchte, nicht für dieſe Bilder geſtimmt. Aber nachdem der Aberglaube überhand nahm, die Heiligen ſich vermehrten, und man endlich ein Feſt Allerheiligen ſtiftete, wenn etwa einige übergangen worden wären, ſo fing man auch an, ihre Bilder abgöttiſch zu verehren; man fiel vor denſelben nieder, betete vor ihnen und empfahl ſich der Fürbitte der Heiligen bei Gott. Doch das wurde auch oft gemißbilliget. In Conſtantinopel verbot 730 der Kaiſer Leo Iſauricus, ein verſtändiger und kräftiger Regent, dieſen Bilderdienſt, weil man den Chriſten den Vorwurf der Vielgötterei machte, und er ließ die Bilder, freilich mit Ungeſtüm, wegreißen. Da erklärte der Patriarch Germanus, er ſey bereit für die Bilder zu ſterben; und erzählte Wunderdinge von ihnen, wie ſie z. B. geweint hätten, wurde jedoch abgeſetzt; ein Aufruhr des Volks, das die Bilder haben wollte, wurde mit Gewalt unterdrückt und der Patriarch Anaſtaſius beförderte des Kaiſers Abſichten. Ein prächtiges Crucifix im kaiſerlichen Palaſte wurde niedergeriſſen; aber die es herunterſchafften, wurden ermordet, von Weibern zerriſſen, und in des Patriarchen Wohnung wurde mit Steinen geworfen. Doch wurden die andern Bilder, wiewohl unter Blutvergießen, weggebracht, und es durften nur Kreuze ohne Bilder aufgeſtellt werden. Aus Rache trat man in Italien des Kaiſers Bild mit Füßen. Die Bilderfreunde blieben immer zahlreicher als ihre Feinde; ein berühmter griechiſcher Lehrer, Johannes Damascenus, der auch zuerſt in der morgenländiſchen Kirche eine Dogmatik oder wiſſenſchaftliche zuſammenhängende Darſtellung der chriſtlichen Lehre lieferte, vertheidigte die Bilder eben ſo eifrig, wie ſie ein früherer Kirchenvater, Epiphanius in Cypern, als Greuel verworfen hatte, dafür ſoll dem Damascenus, auf Vorbitte der Maria, ſeine abgehauene rechte Hand von neuem angewachſen ſeyn. Im Jahr 732 wurde die Bilderverachtung in Rom für Ketzerei erklärt, hingegen 754 wurden durch den

Kaiſer Conſtantin V. die Bilderverehrer für Ketzer angeſehen, und die widerſpenſtigen Mönche ſtreng beſtraft, die ihn daher ſehr ſchwarz geſchildert haben. Allein 787 ſtellte die herrſchſüchtige Kaiſerin Irene, die ihren Gemahl vergiften ließ, den Bilderdienſt, dem drei Kaiſer entgegen gearbeitet hatten, wieder her, denn der Patriarch dankte ab und gab vor, daß ſeine Kirche, wegen der Verwerfung der Bilder, überall verachtet ſey. Dabei wurden eine Menge Wunder erzählt, z. B. in ein Bild habe ein Jude geſtochen, und es habe geblutet. Mehrere hundert Biſchöfe verdammten die Chriſten, welche ſagten, daß man außer Gott nichts anbeten und verehren dürfe, und die Bilder wurden nun überall wieder aufgerichtet. Noch etlichemal wurde der Bilderdienſt auf Synoden bald ſtreng verboten, bald wieder erlaubt; 842 wurde er, durch die Kaiſerin Theodora, völlig angenommen und mit einem kirchlichen Feſte verewigt. Rom ſtimmte mit ein; Karl der Große ließ zwar eine Erklärung (790) gegen den Bilderdienſt ergehen, und 794 verwarfen ihn 300 Biſchöfe auf einer Synode in Frankfurt am Main öffentlich, obſchon die Päpſte darüber unzufrieden waren. Man geſtattete ſpäterhin aber doch Bilder zum Andenken, auch endlich zur Verehrung der Heiligen. Welch ein Wechſel der Meinungen auf dieſen Kirchenverſammlungen! Nun küßte man die Bilder, legte das Brot darauf, ehe man es aß, und dergl. mehr. Hatte ſich bei dieſen Streitigkeiten die Eiferſucht zwiſchen den Patriarchen in Conſtantinopel und dem Römiſchen Papſte oft deutlich genug geoffenbart, ſo daß nicht ſelten nur der Stolz den Gründen nicht nachgeben mochte: ſo zeigt ſich dieß beſonders noch in dem Streite über ein Wort, worüber man ſich wohl hätte verſtändigen können. Aber jede Partei bildete ſich ein, wer hier nachgebe, der unterwerfe auch ſich und ſeine Kirche der andern, und ſo trennten ſich beide auf immer. Die Erhebung des Conſtantinopolitaniſchen Biſchofs zum zweiten Patriarchen war dem Römiſchen Grund genug, jede Gelegenheit zu benutzen, um ihn nicht weiter empor kommen zu laſſen. Der Kaiſer Zeno hatte eine Eintrachtsformel (Henotikon) 482 bekannt machen laſſen, um mehrere Parteien zu vereinigen; aber ſie führte eine förmliche Spaltung herbei, und der Papſt Felix II. ſprach den Bannfluch über die Urheber

aus. Die nachher erfolgte Wiedervereinigung war nur ſcheinbar; der Bilderſtreit zerriß Alles wieder und 862 unter dem Patriarchen Photius, der den Patriarchen Ignatius verdrängt hatte, wurde der Riß noch unheilbarer und beförderte zuletzt den Untergang des Griechiſchen Reiches. Man hatte im Abendlande zu dem Nicäniſchen Glaubensbekenntniß geſetzt: der heilige Geiſt gehe auch vom Sohne aus (filioque). Photius, ein gelehrter aber unruhiger Mann, machte der Lateiniſchen Kirche darüber den Vorwurf der Willkühr, und verwarf den Zuſatz. Der Streit wurde hitziger; die Päpſte, geſtützt auf den Schutz der Fränkiſchen Regenten, und eifrig in dem Beſtreben, ſich von dem entfernten Oberherrn in Conſtantinopel frei zu machen, wurden gegen die Griechen immer übermüthiger und erbitterter, beſonders als es ihnen mißlang, die neubekehrten Bulgaren unter ihre Aufſicht zu bekommen. Der herrſchſüchtige Papſt Nicolaus I. ſollte den Streit zwiſchen den zwei Patriarchen, Photius, des Kaiſers Günſtling, und Ignatius vermitteln; aber er trat ſogleich als Schiedsrichter gegen Photius auf. Dieſer aber, aufgebracht, daß ſich die Bulgaren an die Römer anſchließen wollten, erklärte ſich in einem Umlaufsſchreiben ſehr heftig gegen Rom und ſprach 867 ein Verdammungsurtheil auf einer Synode in Conſtantinopel über den Papſt aus, das eben ſo derb erwiedert wurde. Photius wurde zwar abgeſetzt und verdammt, aber der Streit hörte nicht auf. Der Papſt Johann ſchien zwar nach des Ignatius Tode des Photius Freund zu werden, erkannte ihn als Patriarchen an; doch da er die Bulgarei nicht erhielt, ſo widerrief er Alles und verfluchte den Photius. Der Zuſatz: „und vom Sohne,“ wurde zwar verworfen, aber Photius wurde 886 abgeſetzt, und ſtarb bald darauf. Mehrere Verſuche, die Vereinigung mit Rom herzuſtellen, woran beſonders den Kaiſern ſehr viel lag, ſchlugen fehl; die Patriarchen machten einander gegenſeitig Vorwürfe über Irrlehren, Mißbräuche und Anmaßungen, die Päpſte traten mit hohen Forderungen auf, und ihre Geſandten legten 1054 noch ein heftiges Banndecret auf den Altar der Sophienkirche nieder; der Patriarch Michael Cerularius beantwortete es mit ſeinen Geiſtlichen durch einen gleichen Bannfluch, und ſo war die Trennung vollendet.

Die Kaiſer, ſtatt ſich mit Regierungsſorgen zu beſchäftigen, miſchten ſich in theologiſche Unterſuchungen, und ſtatt jeden ruhigen und pflichtgetreuen Unterthan zu ſchützen und zu achten, hielten ſie es gewöhnlich mit der einen oder der andern Partei, verfolgten eine große Menge ihrer Bürger, machten ſich dadurch verhaßt und das Reich wurde geſchwächt; es floſſen Ströme von Bürgerblut in den Städten, und einzelne weiſe Regenten vermochten dann nicht die Ordnung ſogleich herzuſtellen. Perſer und Araber griffen das Reich, das einſt ſo furchtbar war, an, und verheerten es. Der Kaiſer Juſtinian (527 — 565) half ihm eine Zeitlang auf. Er ſelbſt beſaß keine ausgezeichneten Eigenſchaften, ſo ſehr er ſichs einbildete; allein er hatte treffliche Gehülfen der Regierung. Seine Feldherren, Beliſarius, den er aber mit Undank behandelte, und Narſes führten glückliche Kriege. Tribonianus und andere Rechtsgelehrte brachten das Corpus Juris, dieſes noch jetzt ſo wichtige Geſetzbuch, zu Stande. Mönche brachten den Seidenbau durch einige Seidenwürmer und die Kenntniß ſie zu pflegen, aus China nach Griechenland, von wo aus er nachher nach Italien kam. Juſtinian ſuchte auch, doch ohne großen Erfolg, den Frieden in der Kirche durch eine Glaubensvorſchrift herzuſtellen, war ſtreng gegen die vermeinten Ketzer, obgleich ſeine eigene Rechtgläubigkeit oft bezweifelt worden iſt. Sein ſchönſtes Denkmal, das er hinterlaſſen, war die Sophienkirche in Conſtantinopel, jetzt eine Türkiſche Moſchee. Der Altar glänzte von Gold und Silber, und alles war ſo prachtvoll, daß Juſtinianus bei der Einweihung, wo er ſie ſelbſt zum erſtenmal betrat, ausrief: „Gott allein die Ehre! Ich habe dich überwunden, Salomo.“ Nach ſeinem Tode ging es höchſt unruhig zu. Kaiſer wurden abgeſetzt, ermordet, und kirchliche und bürgerliche Stürme zerrütteten das Reich.

Im Abendlande wurde der Streit mit einem Brittiſchen Mönche, Pelagius, ſehr wichtig, ſelbſt für die ſpätern Zeiten. Bis zu dem fünften Jahrhundert hatte man die Erbſünde, oder die ſchädlichen Folgen des Sündenfalles und die Unentbehrlichkeit der göttlichen Gnade zur Beſeligung der Menſchen wohl anerkannt, aber auch die Freiheit des menſchlichen Willens, ohne jedoch das Unbeſtimmbare, wie weit jene Folgen gehen,

wo die Freiheit aufhöre und die Gnade beginne und wirke, beſtimmen zu wollen. Der gelehrte Griechiſche Kirchenlehrer Gregorius Nazianzenus lehrte am Ende des vierten Jahrhunderts: daß der Menſch natürliche Anlagen zum Guten habe; keiner jedoch von Natur gut und heilig, keiner ganz böſe und verdorben ſey; daß der Menſch Vernunft und Freiheit beſitze, zwiſchen dem Guten und Böſen zu wählen; daß von dieſem Gebrauche der Freiheit ſeine Beſſerung, mithin ſeine Seligkeit, abhange; der gute Gebrauch werde belohnt, der böſe beſtraft. Aber zugleich hänge dieſe Beſſerung und Beſeligung auch von der göttlichen Gnade ab; ſie und die menſchliche Freiheit wirken hier zuſammen; ja auch die Anlagen und das ſittliche Vermögen in dem Menſchen ſind Gnadengaben von Gott. Allein die Lateiniſche Kirche hegte ſchon ſeit Tertullian die der Griechiſchen ganz unbekannte Meinung von einer Fortpflanzung der Sünde, von einer Vergiftung Adams, die auf ſeine Nachkommen übergegangen ſey. Pelagius und ſein Schüler Coeleſtius, zwei durch Wahrheitsliebe, Scharfſinn und untadelhafte Sitten ausgezeichnete Mönche, lebten um das Jahr 409 in Rom und hoben beſonders die Lehre von dem freien Willen heraus, um den Fleiß in der Tugend zu befördern. Coeleſtius wollte Presbyter in Carthago werden, wurde aber für einen Ketzer erklärt, und begab ſich nach Epheſus; doch fand ſeine Lehre vielen Beifall. Pelagius war in Paläſtina, wo ihn Hieronymus aus ſehr geringfügigen Urſachen verketzerte. Nun wurde auch Auguſtinus, Biſchof zu Hippo in Afrika, nicht eben ein Gelehrter, denn er verſtand nicht einmal die Bibel in den Grundſprachen, aber gewandt in der Disputirkunſt, ein großer Redner, ein kräftiger, und bis zur Hartnäckigkeit feſter und ſtrenger Mann, auf den Pelagius aufmerkſam. Unwillig, daß man des Pelagius vermeinte Irrlehren nicht allgemein verwarf, ſchrieb er mit der heftigſten Bitterkeit gegen ihn und bewirkte, daß des Pelagius Lehrart auf der Synode zu Carthago 416 und auch in Rom verdammt wurde. Achtzehn Italieniſche Biſchöfe, die nicht unterſchreiben wollten, wurden abgeſetzt. Pelagius lehrte beinahe wie der erwähnte Gregorius Nazianzenus: „Es gibt keine Erbſünde; wir werden ohne das Gute und ohne das Böſe geboren, beides iſt Sache unſerer Freiheit; wir

können wählen. Ein Jeder kann alſo die Seligkeit erlangen. Im Chriſtenthum wird eine noch höhere Seligkeit dargeboten, zu welcher die Taufe die nothwendige Bedingung iſt. So wie früher das Geſetz gegeben iſt, um die Vollbringung des Guten zu erleichtern, ſo haben wir jetzt die Lehre und das Beiſpiel Chriſti, und beſondere Gnadenwirkungen. Dieſe aber richten nur bei dem Etwas aus, der ſelbſt zum Beſſern ſtrebt. Gottes Vorherbeſtimmung gründet ſich daher allein auf das Vorherſehen der menſchlichen Handlungsweiſe." Hatten ſich Pelagius und Coeleſtius zuweilen irrig ausgedrückt, ſo konnte man ſich mit ihnen, als billig denkenden Männern, leicht verſtändigen. Allein Auguſtin ſtellte gegenüber die Lehrſätze auf: „Durch Adams Sünde iſt die menſchliche Natur phyſiſch und moraliſch verderbt; dieſe an ſich ſchon verdammliche Erbſünde iſt durch ihn auf ſein ganzes, ſchon in ihm ſich befindliches, Geſchlecht übergegangen, das nur noch freien Willen hat, Böſes zu thun. Aus dieſer verderbten Maſſe beſchloß Gott von Ewigkeit her durch Chriſtum Einige zu retten, die übrigen dem verdienten Verderben zu überlaſſen. Durch die Taufe wird zwar Vergebung der Sünde, auch der Erbſünde, ertheilt, aber die ſittliche Verderbtheit wird nicht aufgehoben. Daher wirkt die göttliche Gnade allein und auf unwiderſtehliche Weiſe in den Erwählten den Glauben wie die Liebe und die Kraft zum Guten. Die Andern, denen die Gnade nicht zu Theil wird, haben an Chriſto keinen Gewinn, und fallen dem Verderben anheim." Nach dieſer Vorherbeſtimmung oder Prädeſtination, welche unchriſtliche Lehre Streit, Troſtloſigkeit und Verwirrung angerichtet hat, waren die ungetauften Kinder ohne Rettung verloren; auch die Getauften, die nicht zur Seligkeit erwählt waren, dem Teufel anheim gefallen, und alle Heiden, deren gute Handlungen nur glänzende Laſter hießen, wurden für verdammt erklärt. Und doch wurde dieſe traurige, auf mißverſtandene Bibelſtellen gegründete Lehre 431 auf einer Synode zu Epheſus als kirchliche Lehre feſtgeſetzt und der Pelagianismus geradezu verdammt. Indeß wurde ſie wegen der unabweislichen ihr entgegen geſtellten Fragen nicht immer feſtgehalten und ſie gefiel am wenigſten den Mönchen, deren Werkheiligkeit ſie nicht begünſtigte. Eine Partei ſchlug einen Mittelweg zwiſchen

Pelagius und Auguſtin ein und ihre Anhänger wurden Semipelagianer genannt; ja bei aller Ehrfurcht gegen den heiligen Auguſtin näherte man ſich doch, um die Lehre, daß man durch gute Werke, als Almoſen geben, Meſſe hören ꝛc., auch etwas für den Menſchen thun könne, zu erheben, dem Pelagius. Sogar wurde 848 der gelehrte Mönch Gottſchalk in Mainz mit Ruthen gepeitſcht, gefangen geſetzt und ſaß ein und zwanzig Jahre im Kerker, weil er Auguſtins ſtrenge Prädeſtination vertheidigte. Pelagius ſtarb ruhig und hochgeachtet in Jeruſalem.

Wie wechſelt und eifert aber der Menſch in ſeinem Wahne, wenn er, ſtatt nur vor Allem zu thun, was Gott von ihm fordert, ſtatt des kindlichen Vertrauens, daß man von ihm nur Gutes erwarten dürfe, auch Alles wiſſen und ergründen will, was und wie Gott ſey und wie er wirke. So entſtanden aus der Frage, ob Jeſus zwei oder nur eine Natur gehabt habe, die aus der göttlichen und menſchlichen zuſammengeſetzt geweſen, was Eutyches, ein Abt in Conſtantinopel, behauptete und mit ſeinen Anhängern ein Monophyſit hieß, auch eine Zeitlang Beifall fand, bis er 451 auf einer Synode zu Chalcedon verdammt wurde, eine Menge anderer Unterſuchungen, z. B. ob man ſagen dürfe: Gott, oder einer aus der Dreieinigkeit ſey gekreuziget worden? ob Jeſus zwei Willen gehabt? ob man auch von zwei Wirkungen ſprechen könne? ob ſein Leib geſchaffen oder unerſchaffen, verweslich oder unverweslich geweſen ſey? ob er der wirkliche oder der angenommene, adoptirte Sohn zu nennen ſey? ob in Gott drei Geiſter wären? Man gerieth dabei auf wahrhaft gotteslästerliche Folgerungen, Meinungen und Antworten, die man gar nicht füglich nacherzählen kann. Bei dem wilden Eifer wußten oft die vortrefflichſten Lehrer nicht, wie ſie ſich vorſichtig genug ausdrücken ſollten, um nicht verketzert zu werden; auch Mäßigung und Billigkeit machten ſchon verdächtig. Auf den Synoden wurde ſelten gründlich unterſucht, ſelten wurden die Gegengründe angehört und geprüft; die Mehrzahl überſchrie die geringere Anzahl der vielleicht gelehrtern Biſchöfe, ſtatt ſie zu überzeugen, und hatte gewöhnlich den kaiſerlichen Commiſſarius, auch wohl mit militäriſcher Macht, zur Seite. Nicht

mit Unrecht nennt man eine ſolche Kirchenverſammlung zu Epheſus im J. 449 die Räuberſynode, indem ein Biſchof bei dem Streite über die beiden Naturen in Chriſto ſo gerauft, geſchlagen und gemißhandelt wurde, daß er darüber ſtarb.

§. 13.

Aberglaube, Irrlehren und Mißbräuche vermehren ſich in der Chriſtenheit.

Sehr natürlich, wenn man erwägt, wozu die meiſten Lehrer ihre Zeit und Kraft damals anwendeten und womit ſie die Seelen ihrer Gemeindeglieder nährten. Das Kreuz, eine heilſame Erinnerung an Jeſum den Gekreuzigten, wurde ſchon dadurch gemißbraucht, daß Conſtantin überall an öffentlichen Orten und in Paläſten Kreuzesbilder anbringen ließ und es dadurch gemein machte. Aber da nun ſeine Mutter Helena ſich einbildete, das, woran Jeſus geſtorben ſeyn ſollte, in dem zerſtörten Jeruſalem gefunden zu haben, ſo glaubte man um deſtomehr an die wundervolle Kraft des Kreuzes. Helena fand, wie man fabelte, auch die zwei Kreuze der beiden Uebelthäter, zwiſchen welchen der Unſchuldige geduldet hatte; man war ungewiß, welches ſein Kreuz ſey; aber auf ein Gebet des Biſchofs von Jeruſalem machte es Kranke geſund, ſobald ſie es anrührten. Halb ließ es nun die Kaiſerin in einem verſilberten Behältniſſe in Jeruſalem; die andere Hälfte legte der Kaiſer in ſeine Bildſäule zu Conſtantinopel; mit den Nägeln ließ er ſeinen Helm und den Zaum des Pferdes beſchlagen. Einige Stücken davon wurden vertheilt, ohne daß durch die unzähligen Späne, die man davon verſchenkte, das Stück kleiner wurde. Das Kreuz ſollte nun in Schlachten ſchützen, den Sieg verleihen, geſund machen u. ſ. w. Cyrillus und Paulinus, zwei berühmte, obſchon nicht ſonderlich gelehrte Kirchenväter, meinten, die ganze Welt ſey mit ſolchen Stücken verſehen.

Wir alle würden uns wohl tief gerührt fühlen, wenn wir die Stätte betreten könnten, wo Jeſus lebte, wirkte und duldete; und es iſt ſehr begreiflich, daß beſonders die ihr nahen Chriſten gern dahin wallfahrteten. Aber ſehr bald hielt man ſolche Wallfahrten für etwas ſehr Verdienſtliches, glaubte,

ein an einer ſolchen Stelle verrichtetes Gebet ſey kräftiger: ſolche Reiſen ſollten Büßungsmittel für Verbrecher ſeyn und man könne alles Böſe dadurch wieder vergüten. Manche Lehrer ſprachen dagegen, aber mit wenig Erfolg. Gregorius von Nyſſa tadelte beſonders an Frauen dieſe gefährliche Wallfahrtsſucht. Chryſoſtomus ſagte: „Es iſt ſchon genug, dahin reiſen zu wollen, aber es iſt nicht nöthig." Doch wünſchte auch er die Ketten, womit, und den Ort, wo Paulus gefeſſelt wurde, zu ſehen. So war es ferner natürlich, daß das Grab eines hochverdienten Apoſtels, oder eines andern treuen Zeugen der Wahrheit dankbar beſucht und ihr Andenken möglichſt bewahret wurde. Aber nach dem Jahre 300 ſuchte man nun noch die Ueberbleibſel oder Reliquien der Körper und Gebeine jener längſt verweſeten Chriſten auf, ſammelte, küßte, verehrte ſie, verſprach ſich Wunder von ihnen, und Betrüger verkauften nun eine Menge untergeſchobener Knochen, Nägel und Haare. So ließ im J. 359 der Kaiſer Conſtantius die vermeinten Körper des Andreas, Lucas und Timotheus in die Apoſtelkirche zu Conſtantinopel begraben. Nachher entdeckte man die Gebeine Johannes des Täufers und nach dem J. 400 ſogar die Reliquien des Propheten Samuels. Alles geſchah angeblich durch Wunder. So zeigte Gamaliel einem Mönche im Traume das Grab des Stephanus. Man öffnet den Sarg. Es entſteht ein Erdbeben. Es duftet nun ein angenehmer Geruch hervor, der 73 Kranke heilt. Man begräbt den Leichnam in die Kirche; der Mönch behält nur einige Erde und etliche Gebeine; man ſchickt ſie nach Spanien und ſogleich fällt ein längſt erſehnter Regen! Auch den Ueberbleibſeln der canoniſirten, d. h. für heilig erklärten Perſonen wurde nun gleiche Ehre erwieſen. Die Gewohnheit mancher Völker, den Körper ihrer verſtorbenen Lieben durch Einbalſamirung vor Fäulniß zu ſchützen, oder wenigſtens die Ueberbleibſel, wenn der Körper verbrannt wurde, in Urnen zu ſammeln, und die Gräber zu ſchmücken, veranlaßte auch wohl die Chriſten zu einer ſolchen Verehrung. Aber dieß ging bei ihnen bis zum Lächerlichen und Abenteuerlichen. Manche Lehrer verwarfen dieſe Sitte; ſelbſt der heilige Antonius lehrte, daß die Körper der Propheten und Apoſtel noch in ihren Gräbern lägen; daß Jeſu Leib bis zu ſei-

ner Auferſtehung im Grabe geblieben, und daß man auch heilige Körper nicht außerhalb der Erde laſſen müſſe. Er ſelbſt ließ ſich an einen Ort begraben, den Niemand erfuhr. Andere Kirchenlehrer dagegen beſtärkten dieſen Aberglauben. Ambroſius, ein ſonſt ausgezeichneter, aber hierin ſchwacher Mann, Biſchof in Mailand, erzählte, der Apoſtel Paulus habe ihm im Traume, nach vielem Beten und Faſten, befohlen, an einer beſtimmten Stelle nachgraben zu laſſen; er werde die Leichname zweier Märtyrer finden, denen zu Ehren er eine Kirche dorthin bauen ſolle; eine Schrift bei ihren Häuptern werde ihm die Namen angeben. Man fand zwei rieſenhafte Körper mit den ganzen Gebeinen und vielem Blute. Sie wurden in eine Kirche gebracht, und die ganze Nacht betete man. Am andern Tage hielt Ambroſius eine Predigt, worin er ſagte, die beiden lange unbekannten Märtyrer Protoſius und Gervaſius wären nun erſchienen und hätten die eine geraume Zeit an Märtyrern unfruchtbare Gemeinde erfreut und viele Kranke ſchon geſund gemacht. Die Arianer und die Kaiſerin Juſtina lachten freilich über ſolche Mährchen und ſprachen von Betrügerei; aber das Volk glaubte doch dem Ambroſius. Man brachte nun ganze Kiſten mit Reliquien aus Aſien. Viele der nachherigen Kreuzfahrer hielten ſich für überſchwenglich belohnt, daß ſie Jeſu Dornenkrone, die auf 1000 Dornen haben und an jedem Charfreitage bluten ſollte, die Nägel, den Schwamm, den Purpurrock, und dergleichen Dinge von der Kreuzigung her, hatten theuer erkaufen können. Man zeigte Ueberreſte von Jeſu, von den Apoſteln, die ſteinernen Krüge von der Hochzeit in Cana; Windeln; Stroh aus der Krippe; Heu, das den Ochſen und Eſeln in jenem Stalle entfallen war; die Würfel, womit man über Jeſu Kleider geloſet hatte; ja man zeigte Hemden u. ſ. w. wie ſie bei den Juden gar nicht im Gebrauch waren; rothe Pantoffeln, worin Maria zur Eliſabeth gegangen war und manche Reliquien verbietet der Anſtand zu nennen. Man war auch eiferſüchtig auf ihren Beſitz, ſtahl ſie einander weg, wie z. B. der heilige Heſychius den Körper des heiligen Hilarion auf der Inſel Cypern entwendete und mit nach Jeruſalem nahm, worüber kein geringer Streit entſtand. Es mußte endlich verboten werden, Leichname auszugraben und zu verkaufen.

Man trug dergleichen Reliquien bei ſich, in dem Glauben, daß ſie mehr helfen, tröſten und ſchützen ſollten, als Chriſtus ſelbſt. So fand der Papſt Gregor der Große in den Haaren Johannes des Täufers einen großen Troſt*). Die heilige Lucilla küßte jederzeit vor dem Abendmahl den Knochen eines Märtyrers. Eine Menge Geld floß in die Fabriken der betrügeriſchen Reliquienkrämer.

Aus den Heiligen, wofür man in den erſten Jahrhunderten die Märtyrer als treue Zeugen der Wahrheit anſahe, wurden nach der Vorſtellung des Aberglaubens ſeit dem vierten Jahrhundert Fürſprecher bei Gott, wiewohl auch erſt viele Lehrer dieſe Fürbitte verwarfen; der edle Chryſoſtomus lehrte: „nur bei Menſchen müſſe man ſich zuweilen an die Thürhüter und Günſtlinge wenden, bei Gott bedürfe man keiner Mittelsperſon.“ Hingegen Ambroſius, Hieronymus und Auguſtinus vertheidigten den Aberglauben, ſchrieben den Heiligen eine Menge Wunder zu, forderten zur Anrufung der Märtyrer auf, weil dieſe ihre Sünden mit ihrem eignen Blute abgewaſchen hätten und daher nur deſtomehr für unſere Sünden bitten, ja Gott ſelbſt zur Abänderung ſeiner Rathſchlüſſe bewegen könnten. Nachdem das Märtyrerthum aufhörte, erhob man Lehrer und Mönche, die es in unnatürlichen Büßungen und Peinigungen recht weit gebracht, oder der Kirche große Dienſte geleiſtet hatten, zu Heiligen. Die Biſchöfe hatten anfangs das Recht der Heiligſprechung oder Canoniſation in ihrem Sprengel. Allein ſie thaten es ſo häufig und nahmen es ſo wenig genau, daß Karl der Große Einhalt thun mußte. Als

*) Als Reliquien finden ſich noch in Aachen: 1) Das weiße Kleid der Maria, als ſie in Bethlehem entbunden wurde. 2) Die heiligen Windeln; ſie ſind von Tuche, dicht wie ein Filz. 3) Ein Linnentuch, mit dem Blut Johannes des Täufers befleckt. 4) Ein grobes Linnentuch, welches Jeſus am Kreuze um ſich hatte, mit Blut befleckt. Jene Reliquien, die man bei ſich trägt, ſind ähnlich den Amuleten, oder Steinen, Stücken Metall u. dergl., worauf gewiſſe Figuren oder Charaktere geſchrieben oder eingegraben ſind, und welche Araber, Türken, Tibetaner und andere Orientalen im Vertrauen bei ſich führen, daß ſie dadurch vor Unglück beſchützt werden. Nach Aachen wanderten 1496 auf 10,000 Pilger, im Jahre 1818 noch auf 40,000.

die Päpſte anfingen feierlich zu canoniſiren, ſo wurde es gewöhnlich, daß ein ſolcher Canoniſatus auch in der ganzen Chriſtenheit für einen Heiligen mußte gehalten werden *). Unter den vielen Heiligen wurde nun aber vorzüglich der Mutter Jeſu eine hohe Verehrung bewieſen, ſo daß der Cardinal Damiani um das J. 1050 predigte: „Dir iſt gegeben Allgewalt im Himmel und auf Erden; dir iſt nichts unmöglich.“ Man nannte ſie eine Gottesgebärerin, behauptete, auch ſie ſey ohne Erbſünde empfangen, wiewohl ſpäterhin Auguſtin und die Dominicaner dieß leugneten, und manche Lehrer mit ſolchen Vergötterungen unzufrieden waren. Man feierte ihr zu Ehren ein Feſt der Verkündigung, Heimſuchung, Geburt, Reinigung, ihrer Himmelfahrt, und verſprach ſich durch das Gebet an ſie und von ihrer Vermittelung bei Gott die erſprießlichſten Wirkungen. Die Feſte zum Andenken der Apoſtel und Heiligen nahmen überhaupt ſehr überhand und wurden häufig Veranlaſſung zum Müßiggange und zur Schwelgerei. Jeſu und der Maria zu Ehren kam auch der Roſenkranz **) auf. Doch ſchon

---

*) Die Canoniſation, welche Alexander III. 1170 für ein ausſchließendes Vorrecht des Papſtes erklärte, wird für eine wichtige Feierlichkeit gehalten. Die Wunder und der Lebenswandel werden geprüft; der Satan, der dem Heiligen gern die Ehre ſtreitig machen möchte, gibt ſich alle Mühe, ihn durch den ſogenannten Teufelsadvokaten anzuklagen; verliert aber natürlich allemal den Proceß. Nun wird der Bewährte zuerſt ſelig geſprochen (Beatifikation), man ſammelt neue Wundererzählungen von ſeinen Reliquien und Geld zu den vielen Koſten der Handlung und, gewöhnlich am Todestage des Heiligen, wird er in den Canon oder in die Litanei der Heiligen in der Meſſe aufgenommen; es wird ſeine Verehrung anbefohlen, Kirchen und Altäre werden ihm geweihet und die Reſte ſeines Körpers als Reliquien aufbewahrt. So wurde Ludwig IX. von Frankreich, der auf einem Kreuzzuge 1270 geſtorben war, canoniſirt; 1793 ein Capuciner wegen ſeiner Wunder; er war ſchon 1694 verſtorben; 1825 wurde der Franciscaner, der heil. Julian, ſelig geſprochen; unter ſeinem Bilde ſtand, er habe Vögel am Bratſpieße wieder lebendig gemacht!!

**) Er beſteht aus einer Schnur von 150 Kugeln in 15 Abtheilungen durch 15 größere Kugeln. Man zählt die Gebete darnach ab; bei den 10 kleinern ſpricht man den Gruß des Engels Gabriel: Gegrüßet ſeyſt du; (Ave Maria); bei den größern das Vater unſer (Pater noster) und das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß. Es heißt auch Pſal-

nach dem Jahr 400 rühmten ſich Mönche 100, 300, ja 700 Gebete nach einander verrichtet zu haben. Damit entſtanden auch noch mancherlei Lehren und Lehrmeinungen. So vom Fegefeuer. Schon Griechiſche Philoſophen ſprachen von einer Reinigung der Seele nach dem Tode. Einige Kirchenväter waren dieſer Lehre ebenfalls geneigt. Aber Kirchenlehre wurde ſie erſt durch den Papſt Gregor um das J. 600 und nachher mit den ſonderbarſten Vermuthungen ausgeſchmückt. Da der Menſch hier nicht von allen Fehlern frei werde, auch nicht für alle büßen und genugthun könne, ſo müſſe er, lehrte man, erſt durch ein Feuer gepeiniget und gereiniget werden. Man berief ſich dabei auf Stellen, wie 2 Macc. 12, 38. Offenbar. Joh. 21, 27. beſonders 1 Cor. 3, 13., die aber, wie überhaupt die ganze Bibel, nichts davon enthalten.

Dieſe Menſchenſatzung wurde dann mit allerhand Mährchen ausgeſchmückt. Gregorius behauptete, daß dort beſonders das unmäßige Lachen und Schwatzen abgebüßt werde. Beda der Ehrwürdige, ein berühmter Lehrer in England, gelehrt, aber dabei ſehr abergläubiſch, erzählt: ein Mönch habe das Fegfeuer geſehen, und zwar in einem langen Thale, deſſen eine Seite mit Flammen angefüllt, die andere aber durch Hagel und Schneegeſtöber ſchrecklich kalt war, ſo daß der Mönch das Thal für die Hölle hielt. Hier war nun Alles voll von Menſchenſeelen; Feuerklumpen ſtiegen in der Finſterniß, wie aus einem Brunnen hervor, und fielen zurück. Die Seelen ſprangen von einer Seite zur andern oder fuhren wie Funken im Rauche in die Höhe mit einem abſcheulichen Geſtanke. Hinter ſich hörte der Mönch zugleich Klaggeſchrei und Hohnlachen; böſe Geiſter ſchleppten die Menſchenſeelen jedes Standes und

---

ter, weil es 150 Pſalmen gibt; die Gebete enthalten die vornehmſten Geheimniſſe des Lebens Jeſu und der Maria. Jede Abtheilung iſt ein kräftiges Mittel gegen den Teufel, indem auch Davids Harfe gegen Sauls böſen Geiſt 10 Saiten hatte. Man hält dieſes Gebet für ſehr erſprießlich und mit reichen Ablässen begnadigt. Gregor XIII. ordnete 1573 ein beſonderes Roſenkranzfeſt an. Auf ähnliche Weiſe tragen die Muhamedaner eine Schnur mit 99 Kügelchen, womit ſie 99 Eigenſchaften Gottes bezeichnen wollen. Auch Indiſche Völker bedienen ſich ſolcher Schnuren zur Abzählung ihrer Gebete.

Alters in den Abgrund. Auch den Mönch bedroheten die Geiſter; Feuer ſprühete aus den Augen, Naſenlöchern und aus dem Munde. Da führte ihn ſein Begleiter, ein glänzender Geiſt, auf ein helles, ſchönes, blumenreiches Feld, wo fröhliche Menſchen waren und liebliche Geſänge ertönten. Der Mönch glaubte, dieß ſey der Himmel, aber der Führer erklärte, es ſey nur deſſen Nachbarſchaft und für die noch nicht zu dem Himmel Vollkommnen beſtimmt. In jenem furchtbaren Orte aber, den er geſehen, würden die gezüchtigt, die ſich erſt in der Todesſtunde gebeſſert hätten. Am Tage des Gerichts, nach der Büßung kämen ſie in den Himmel. Jedoch verhelfe das Gebet der Lebenden, ihre Almoſen, Faſten und beſonders die Abendmahlsfeier vielen früher zur Seligkeit. Da auch andere Mönche ſehr oft ſolche Wehklagen gepeinigter Verſtorbenen hörten, ſo war es natürlich, daß die Lebenden ſo viel als möglich Meſſen bezahlten, um die Ihrigen bald zu erlöſen.

Die Lehre von der Buße erhielt eine andere Geſtalt. Die Apoſtel verlangten Sinnes- und Lebensbeſſerung, und es bekannte auch wohl mancher neu aufgenommene Chriſt die Fehler ſeines vorigen Zuſtandes; aber ohne dazu genöthigt zu werden, z. B. Apoſtelgeſch. 19, 18. 19. In der erſten Kirche legte man auch wohl den Abtrünnigen und andern groben Sündern gewiſſe Strafen und Büßungen auf, beſonders um das öffentliche Aergerniß wieder gut zu machen, wobei der Sünder knieend die Gemeinde um Verzeihung bitten mußte, und dann erſt wieder aufgenommen und zum Abendmahl zugelaſſen wurde. Allein ſchon nach dem J. 400 verlangte man, daß der Büßende, ſtatt jener öffentlichen Beichte, eine beſondere vor dem Prieſter ablegen, dabei ſeine Sünden namentlich angeben und von dem Prieſter Losſprechung oder Anordnung von Büßungen, worüber ſonſt die Gemeinde mitſprach, erwarten ſollte. Indeß ſcheint es, daß der Papſt Leo um das J. 460 durch dieſes Geſetz zunächſt die öffentliche Beſchämung verhüten und die Fehlenden geneigter machen wollte, ihr Unrecht zu bekennen. Gezwungen wurde Niemand dazu.

Die eigentliche Ohrenbeichte wurde jedoch erſt 1215 durch Papſt Innocenz III. geſetzlich. Man belegte nun auch mehrere religiöſe Feierlichkeiten mit dem Namen der Sacramente. Die-

ſes Lateiniſche, nicht bibliſche Wort, das bei den Römern unter vielerlei Bedeutungen auch den Eid, beſonders den Soldateneid, bezeichnete, bedeutete bei den Kirchenvätern, die es in die Theologie übertrugen, bald ein Geheimniß, bald eine dunkle Rede und ſchwere Lehre; endlich auch religiöſe Ceremonien, die man als Myſterien behandelte und denen man eine geheimnißvolle Kraft zuſchrieb. Die Taufe und das Abendmahl wurden ſchon frühzeitig Sacramente genannt. Verſteht man unter dieſem unbeſtimmten Worte jede religiöſe Feierlichkeit, ſo kann es mehrere Sacramente geben, nimmt man aber nur die von Chriſto ſelbſt angeordneten heiligen Gebräuche dafür an, ſo ſind bei uns mit Recht nur die Taufe und das Abendmahl Sacramente. In der erſten Zeit war man noch verſchiedener Meinung; manche Lehrer ſprachen von ſechs, und rechneten dazu die Salbung, die Ordination, den Mönchsſtand und die Religionsgebräuche bei Verſtorbenen. Andre nannten den Körper und das Blut Chriſti ein Sacrament, ſo auch das Fußwaſchen Chriſti. Eine Vorliebe zu der Zahl Sieben ſcheint die erſte Veranlaſſung gegeben zu haben, daß die abendländiſche katholiſche Kirche im zwölften Jahrhundert ziemlich allgemein die ſieben Sacramente annahm: die Taufe, die Firmelung, das Abendmahl, die Buße oder Beichte, die letzte Oelung, die Prieſterweihe und die Ehe. Die Taufe, Firmelung, und Prieſterweihe haben einen unvertilgbaren Einfluß auf die Seele und ſind nicht zu wiederholen, (character indelebilis) wie es bei den andern geſchehen kann*). Uebrigens war man über die Nothwendigkeit dieſer Handlungen und über ihre Wirkungen

---

*) Wir wollen ſogleich einiges Eigenthümliche der katholiſchen Kirche beifügen. Bei der Taufe wird der Täufling an der Kirchthüre empfangen, zum Zeichen, daß man nur durch die Taufe in die chriſtliche Kirche eingehen könne. Unter Gebeten und Exorcismen wird er zum Taufſtein gebracht; es wird ihm Salz in den Mund gelegt, als Bild der Kraft der chriſtlichen Lehre gegen die Fäulniß der Sünde, und damit das Kind Geſchmack an guten Werken finden möge. Stirn, Augen, Bruſt, Schultern und Ohren werden mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet, Naſe und Ohren mit Speichel beſtrichen, als Bild, daß er wie der Blindgeborne zu Siloa (Joh. 9, 11.) durch das Waſſer nun zum geiſtlichen Lichte gelange. Der Täufling oder die Pathen ſagen das apoſtoliſche

nicht ganz einig. Wo man mit Auguſtin ein gänzliches Verderben des Menſchen durch die Erbſünde, ewige Verdammniß aller Nichtgetauften und auch der ungetauften Kinder, und die Befreiung von der Erbſünde durch die Taufe annahm, da eilte man ſo ſchnell als möglich mit der Taufe, woraus dann auch die oft mit großen Unordnungen verbundenen Nothtaufen entſtanden ſind.

Die Feier des Abendmahls wurde ebenfalls ſehr verändert. Anfangs feierte man es ganz einfach und oft zur dankbaren Erinnerung an ſeinen Stifter, daher es auch ein Dankſagungsmahl (Euchariſtie) genannt wurde, und zur Belebung

---

Glaubensbekenntniß her und das Vater unſer; er wird auf der Bruſt und zwiſchen den Schultern mit dem heiligen Oel geſalbt, gleichſam zum Streite gegen Teufel und Sünde, wie die alten Wettkämpfer zu ihrem Kampfe. Dann erfolgt die Taufe; nachher wird der Täufling mit dem Chrisma (einem Salböl, das der Biſchof am grünen Donnerstage zum Gebrauch bei der Taufe, Firmelung, Ordination und letzten Oelung bereitet), auf dem Scheitel geſalbt und für ein Glied an dem Haupte, an Chriſto, erklärt. Er erhält ein weißes Kleid, als Bild der Unſchuld, bekommt eine brennende Kerze in die Hand, als Ermahnung, ſein Licht auch Andern leuchten zu laſſen; und ſein, gewöhnlich von einem Heiligen hergenommener Name ſoll auch ihn zur Heiligung erwecken. Man ſpricht auch von einer Begierdtaufe, die ſo gut ſeyn ſoll wie die Waſſertaufe, wenn man nehmlich die Taufe ſehnlich begehrt, aber ihrer nicht theilhaft werden kann. Bluttaufe nannte man den Märtyrertod, wodurch auch ein Ungetaufter ſelig werden kann; die Taufe der Thränen iſt in der Buße. Seit dem zehnten Jahrhundert beſtimmte man auch einen förmlichen Taufact zur Einweihung der Glocken, dergleichen man ſchon nach dem Jahr 400 in Italien hatte, und verband damit die noch nicht überall vertilgte ſchädliche Einbildung, daß das Lauten bei Gewittern Schutz verleihe. Die Firmelung ſoll den Glauben ſtärken und erneuern (die Confirmation unſerer Kirche). Sie ſoll erſt ertheilt werden, wenn das Kind ſeinen Verſtand hat gebrauchen lernen, nicht vor dem ſiebenten Jahre. Nur der Biſchof kann eigentlich ſie verrichten. Er zeichnet mit dem Chriſam oder geweiheten Oele dem Kinde „im Namen des Vaters" ꝛc. ein Kreuz auf die Stirn, weihet es damit zum Streiter, und verſichert ihm durch die Salbung Kraft dazu; dann gibt er ihm einen Backenſtreich, als Erinnerung an die Widerwärtigkeiten und Verfolgungen, die den Chriſten treffen. Man beruft ſich für die Firmelung beſonders auf Apoſtelgeſch. 1, 3. Cap. 8, 14—17. Cap. 19, 6. 1 Joh. 2, 20. 27, was aber Alles keine beſtimmte Anordnung dieſes Gebrauches beweiſet.

des chriſtlichen Glaubens. Die Feierlichkeit wurde noch erhöht, indem man es mehr in ſtillen Zuſammenkünften, wobei kein Nichtchriſt, ſelbſt kein Katechumene zugegen ſeyn durfte, beging; doch legte man auch gar bald dieſen geheimnißvollen Weſen einen zu hohen Werth bei. Ueber die Einſetzungsworte kommen ſchon ſehr vielfache Vorſtellungen, Bilder und Redensarten vor, ſo daß, wenn das Anſehen der Kirchenväter etwas für die Richtigkeit einer Auslegung entſcheiden dürfte, ſowohl Katholiken, als Reformirte und Lutheraner mehrere Stimmen für ihre Erklärungsart und Anſicht beibringen könnten. Indeß wurde noch nicht darüber geſtritten. Man ſprach auch von einem Opfer bei dem Abendmahl, inſofern Brod und Wein, wie ein Opfer auf den Altar gebracht wurde; nannte es auch wohl ein Lob- und Dankopfer. Allein um das Jahr 830 behauptete Paſchaſius Radbert, ein Mönch in dem Kloſter Corvey, daß in dem Abendmahle, wenn gleich die Geſtalt des Brotes und Weines noch vorhanden ſey, doch nach der Conſecration nichts anderes als der Leib und das Blut Chriſti, alſo eben das Fleiſch genoſſen werde, welches von der Jungfrau Maria geboren worden, am Kreuze gelitten habe und wieder auferſtanden ſey; ein Prieſter ſey dabei die Mittelsperſon zwiſchen Gott und Menſchen, es werde ſinnlich, nicht bloß im Sacramente, ſondern in der Wahrheit mit den Händen der Prieſter betaſtet, gebrochen und mit den Zähnen der Gläubigen zermalmet. Dieſe Vorſtellungsart fand man zwar ſchon hier und da, aber ſie war nicht die älteſte und herrſchende und gab nun Veranlaſſung zu den unſeligſten Streitigkeiten. Manche blieben bei der einfachen Art der Einſetzung und lehrten, es ſey genug, wenn der Prieſter Brot und Wein einſegne und es zur Stärkung des Glaubens darreiche; andre fanden bloß Bilder von dem Leibe und Blute Jeſu in dem Brot und Weine; andre, wie ein gelehrter Archidiaconus Berengarius zu Angers in Frankreich, näherten ſich 1045 mehr Zwingli's Meinungen, mußten aber widerrufen. Doch ſelbſt Papſt Gregor VII. war ziemlich ihrer Meinung. Radbert, fleißig und eifrig, ſich Kenntniſſe zu erwerben, aber ein ſpitzfindiger Geheimnißſucher, hatte ein Buch vom Abendmahle geſchrieben und ſeine Behauptung darin zu rechtfertigen geſucht. Er ſtützt ſich bei

ſeiner Meinung, daß Brot und Wein durch die Einſegnung wahrhaftig Leib und Blut werden, auf das ſechſte Capitel des Evangel. Johannis, beſonders vom 52ſten Verſe: Mein Fleiſch iſt die rechte Speiſe ꝛc. Aber Radbert, überhaupt kein großer Ausleger, ſahe nicht, daß Jeſus dieſe Worte lange vor der Einſetzung des Abendmahls geſprochen, von welcher überdieß Johannes nichts erzählt und bei welcher die Jünger gewiß die Einſetzungsworte nicht in Radberts Sinne genommen haben. Dieſer Radbert ſahe nicht, daß die allerdings ſtarken, den Juden daher auffallenden, aber doch nur bildlichen Ausdrücke darum von Jeſu gewählt wurden, weil vorher von dem leiblichen Brote die Rede und dieß der Uebergang zu der Verſicherung war, V. 35.: wer zu Jeſu als dem Brote des Lebens komme und an ihn glaube, den werde nicht hungern und dürſten, wobei er V. 65. ausdrücklich ſagt: nur der Geiſt ſeiner Rede mache lebendig, nicht Körper und Fleiſch, nicht das bloße Wort ſeines Vortrags; nur in der innigſten Vereinigung mit ſeiner Wahrheit und ſeinem Sinne ſey die wahre Befriedigung zu finden. Da gab es nun Auslegungen und Widerlegungen, daß und wie die Verwandlung, oder Transſubſtantiation, auf welche Radberts Lehre hinführte, zu erklären ſey. Er will, daß Waſſer mit dem Weine vermiſcht werde, weil aus Jeſu Wunde Blut und Waſſer floß; beruft ſich zur Beſtätigung dieſer wundervollen Verwandlung auf eine Menge andrer Wunder und deutelt dann mit zahlreichen myſtiſchen Vergleichungen, von welchen in Jeſu und der Apoſtel Lehre keine Spur zu finden iſt. Es entſtanden wirklich Streitigkeiten, Meinungen und Fragen, deren man ſich ſchämen muß; das Dunkelſte und Unbegreiflichſte war in dieſen Zeiten der Finſterniß das Annehmlichſte und Willkommenſte, und wurde endlich Glaubensartikel. Auch begann ſeit 1053 ein Streit über das geſäuerte Brot, das die Griechen, und über das ungeſäuerte, das die Abendländer bei dem Abendmahl gebrauchten; man nannte die letztern Azymi, Ungeſäuerte; verglich ſich zwar 1439 zu Florenz, daß „ſowohl in dem geſäuerten als ungeſäuerten Waizenbrote der Leib Chriſti zu Stande gebracht werde,“ aber die Vereinigung hierüber, ſo wie über andre Lehren, dauerte nicht lange. Deſto weniger ſahe man auf das Wahre, was zu einer würdigen

Feier des Abendmahls gehört, auf eine zweckmäßige Vorbereitung und Gemüthsbeſchaffenheit. Auch fand ſich hier und da eine gewiſſe Lauheit ein, ſo daß nach dem Jahr 500 Anordnungen nöthig wurden, man ſolle das Abendmahl wenigſtens jährlich dreimal genießen. Man gab es auch Kindern, und den Sterbenden wenigſtens den Wein, wenn ſie das Brot nicht mehr genießen konnten. Nachdem man es als ein Geheimniß zu betrachten angefangen hatte, ſo wurde es nach dem Gottesdienſt gehalten; es erging an die Fremden, an die Katechumenen und Büßenden der Zuruf: Ite, Missa est (concio). Geht, die Verſammlung iſt geſchloſſen! Die ganze Abendmahlsfeier bekam davon den Namen Missa, die Meſſe. Die Erinnerung an die Aufopferung Jeſu brachte aber jezt die Vorſtellung hervor, daß bei dieſer Meſſe Jeſus jedesmal wieder als ein Opfer der Verſöhnung dargebracht werde, daß es Todten und Lebenden nüze, ja, daß es auch nur von einem einzelnen Prieſter genoſſen, andern Chriſten zu Gute käme, wenn ſie ſichs nur zueigneten. Daher die vielerlei Meſſen; die Privatmeſſen, wenn man das Abendmahl außer dem Gottesdienſt mit einer kleinen Anzahl Chriſten genießt; bei ſtillen Meſſen genießt es der Prieſter allein; die Gebete werden nicht abgeſungen, ſondern ſtill abgeleſen; die Handmeſſen, die täglich geleſen werden und wofür das Geld auf des Prieſters Hand gelegt wird. Papſt Gregor I. ordnete um das Jahr 600 die Meßgebräuche an. Sie beſtehen erſtlich aus dem Offertorium, oder der Aufhebung und Verehrung der Hoſtie, die gewöhnlich in einer koſtbaren Kapſel (die Monſtranz) liegt. Dann folgt die Wandlung währens der Einſegnung des Brotes und Weines; und drittens die Sumtion oder der Genuß des conſecrirten Brotes und Weines. Iſt mit der Meſſe Muſik verbunden, ſo iſt es ein Hochamt; dieſe Muſik, welche gewöhnlich das Kyrie, Gloria, Sanctus, Benedictus und Agnus dei oder auch das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß zum Text hat, heißt auch oft eine Miſſa. Je höher der Rang des Meſſe leſenden Prieſters iſt, für deſto feierlicher wird ſie gehalten; die höchſte alſo iſt die, welche der Papſt verrichtet. Sehr feierlich iſt die Heilige-Geiſt-Meſſe bei einer Wahl oder Verſammlung der Geiſtlichen, wobei der Geſang: Komm heil'ger Geiſt rc. (veni

creator Spiritus) angeſtimmt wird. Nun wurde das Meſſele-ſen eine reiche Quelle zum Gewinne. Man ließ Meſſen leſen bei jedem wichtigen Vorhaben, bei einer Seereiſe; für gutes Wetter; zur Abwendung des vielen Regens. Es kamen die Meſſen für Verſtorbene auf, Exequien, Seelenmeſſen, um ſie aus dem Fegefeuer zu retten. Dieſe Meſſen werden auch wohl durch ſchöne Trauermuſiken und andre rührende Feierlichkeiten erhöhet. Eine trockne Meſſe iſt die, welche auf dem Schiffe zur See gehalten wird, ohne den Kelch, indem man fürchtet, daß durch die Bewegung des Schiffs etwas Wein könne verſchüttet werden. Es ſind daraus große Mißbräuche entſtanden. Verdorbne Menſchen glaubten, für Alles Vergebung zu erlangen, wenn ſie Meſſen für ſich halten ließen; Banditen hörten erſt eine Meſſe und bereiteten ſich damit vor, einen Meuchelmord zu begehen, zumal wenn es einem Ketzer galt. Der Aberglaube machte ſie auch zu Ordalien oder Gottesurtheilen. Die alten Deutſchen glaubten nämlich, in zweifelhaften Fällen entſcheide die Gottheit auf wundervolle Art, wer Recht oder Unrecht habe. Daher wurden gerichtliche Zweikämpfe in Gegenwart der Prieſter angeordnet; der Beſiegte galt für den Strafbaren; wobei gar oft der gewandte, ſtarke Verbrecher triumphirte. Zu dieſen Urtheilen, welche die Chriſten, geſtützt auf mißverſtandne Bibelſtellen, annahmen, gehörte die Feuerprobe, wobei der Beklagte über glühende Kohlen oder ein glühendes Pflugſchaar barfuß gehen, oder ein glühendes Eiſen in bloßer Hand oder auf der Bruſt einige Schritte tragen, oder durch ein Feuer gehen, oder in einem mit Wachs überzogenen Hemde durchs Feuer gehen mußte. Blieb er unverſehrt, ſo wurde er für ſtraflos erklärt. So das Bahrrecht. Man legte den Ermordeten auf eine Bahre. Der angebliche Mörder mußte vorüber gehen und die Wunden berühren; floß Blut heraus oder Schaum aus dem Munde, ſo hieß der Beklagte ſchuldig. Die Waſſerprobe beſtand darin, daß ein Beklagter im Vorhofe der Kirche, nach Beſprengung des Ortes mit Weihwaſſer und einigen Gebeten des Prieſters, aus einem Keſſel mit ſiedendem Waſſer einen Stein oder Ring mit bloßer Hand heraus nahm und dieſe Hand dann mit geweihetem Wachſe verſiegeln ließ. War ſie beſchädigt, ſo war er ſtrafbar. Vornehme Perſonen

konnten die Probe auch durch Andre für ſich übernehmen laſſen. So weihte man einen Biſſen und gab ihn dem Angeklagten in der Erwartung, daß, wenn er als ein Schuldiger doch den Biſſen genommen habe, ihn Gott augenblicklich werde umkommen laſſen. So war es auch bei dem Abendmahlsgenuß; auch hier ſollte Gott wunderbar richten, wenn man das conſecrirte Brot empfange. — Die Hexenwage, nach welcher man Angeklagte wog, und wenn ſie ungewöhnlich leicht, ſie für ſchuldig anſahe; ſo wie die Hexenprobe auf dem Waſſer, wobei man eine Frau, die der Zauberei verdächtig war, auf das Waſſer legte, und ſchwamm ſie, dieſelbe verdammte, ſind ſehr ſpät abgeſchafft worden. Doch auch damals verwarfen und verboten manche Kaiſer und Päpſte dieſe Albernheiten, welche dennoch von manchen Biſchöfen vertheidiget wurden.

§. 14.

Wohlthätige Wirkungen des Chriſtenthums und einige ſeiner vorzüglichen Lehrer.

Man kann freilich auch die verdienſtvollſten Lehrer von den Gebrechen ihres Zeitalters nicht frei ſprechen; von der Theilnahme an Streitigkeiten, da leider ſelbſt Mäßigung und Schweigen der Ketzerei verdächtig machte; von dem Aberglauben; von der Vorliebe für die Mönchstugenden. Gelehrſamkeit war allerdings im Orient zu finden und auch erforderlich, da ſcharfſinnige und gelehrte Gegner eine gleiche gründliche Vertheidigung nöthig machten. Den unnützen Fragen wurde zu viel, den nothwendigen und allgemein nützlichen zu wenig Zeit und Mühe gewidmet. Indeß blieb doch das Chriſtenthum nicht ohne wohlthätige Wirkung. Man muß nur auch den Zuſtand der Völker betrachten, unter welchen dieſe Religion eintrat. Verſunken war Rom und Griechenland in großes Sitten-Verderben, in empörende Wollüſte; die vielen jämmerlichen Kaiſer nach Chriſti Geburt, gingen darin voran. Das Chriſtenthum bewährte ſich durch ſeine Strenge als das Salz der Erde in dieſer Fäulniß, wenn es auch viele Chriſten in dieſer Strenge übertrieben. Bei den kräftigen aber auch rohen Völkern, die mit dieſer Religionslehre bekannt wurden,

mußte auch die Sinnlichkeit durch äußere Gebräuche beſchäftiget und ihren ungeſtümen, heftigen Leidenſchaften, ihren ſchlimmen, tief eingewurzelten Gewohnheiten mußte auch durch eine ſtrenge Kirchenzucht entgegen gearbeitet werden. In dem äußern Cultus erwachte doch der Sinn für etwas Höheres und Heiliges, das man freilich auch durch Gemeines und Unheiliges entſtellte. Es war indeß der Anfang zu einer Beſchränkung alter wilder Rohheit, die Vorbereitung zur geiſtigen Auffaſſung der Religion und zu einer beſſern Bildung. Eine Taufe, das Hinweiſen auf einen Gott, einen Erlöſer und eine Seligkeit, mußte, ſo viel auch Aberglaube damit vermiſcht war, doch nach und nach Scheu und Ehrfurcht vor einem höhern Weſen und das Gefühl von einer gewiſſen Gleichheit unter den Menſchen, bei aller übrigen bürgerlichen Verſchiedenheit, ſo wie den Gedanken, daß man keinen Menſchen wie ein bloßes Thier behandeln dürfe, erwecken. Dieſe beſſern Begriffe der Menſchlichkeit drangen auch allmählig in die Rechtspflege, ſo daß nicht überall Gewalt für Recht erging oder die Willkühr herrſchte. In der Aufnahme aller Menſchen in die Kirchengemeinſchaft und in der Theilnahme an allen chriſtlichen Uebungen erkannte man, daß der Menſch dem Menſchen in der höchſten Beziehung doch nicht ſo fern ſtehe, als nach irdiſchen Verhältniſſen. Die Kirchengewalt überſchritt ſehr bald ihre Gränzen und Befugniſſe; aber es fanden doch auch viele unſchuldig Verfolgte und Verurtheilte biſchöflichen und kirchlichen Schutz vor ihren Bedrängern und Tyrannen, den man aber freilich auch bald mißbrauchte. Der Zuſtand der Sklaven ließ ſich noch wenig durch Geſetze verbeſſern; man weiß ja, wie noch jetzt, tauſend Jahre ſpäter, bei hellern Begriffen und lautem Tadel, chriſtliche Völker in Rückſicht der Sklaverei und Leibeigenſchaft denken und handeln. Allein es milderte ſich doch damals das Loos dieſer Klaſſe, indem ihre Herren durch das Chriſtenthum milder und mit andern Grundſätzen bekannt, auch Loslaſſungen und Loskaufungen der Sklaven für ein verdienſtliches Werk angeſehen wurden. Es zogen auch die Biſchöfe mehrere in ihre Dienſte, ja nach dem Jahre 816 kam es ſo weit, daß dieſe Herren ſolche Diener freiſprachen, ſie für den geiſtlichen Stand bildeten und manche dieſer Freigelaßnen gelangten bis

zur Biſchofswürde. Durch die Taufe erhielten die Kinder einen höhern Werth in den Augen der Eltern und damit auch eine beſſere Pflege und Erziehung. Mit dem Grundſatze: Hier iſt kein Mann noch Weib, ihr ſeyd Eins in Chriſto Jeſu, erhielt das weibliche Geſchlecht eine ehrenvollere Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft. Die Mißbilligung und Erſchwerung der leichtſinnigen Eheſcheidungen, der Vielweiberei, der blutſchänderiſchen Ehen, das wiederholte Gebot: du ſollſt Vater und Mutter ehren, erhob dieſes Geſchlecht auf die ihm gebührende Stufe würdiger Beachtung und Behandlung. Gregorius von Nyſſa ſagt: „Beide Geſchlechter ſollen gleich geehrt werden, da ſie dieſelben Tugenden ausüben, dieſelben Kämpfe zu beſtehen haben und dieſelben Belohnungen erwarten." So ſprachen ebenfalls andre Kirchenväter und trugen dadurch bei, daß die Kaiſer Theodoſius und Juſtinianus auch die Geſetze zum Beſten des Weibes änderten. Bei dem Unkraut unter dem Waizen blieben auch fruchtbare Körner. Viele gewiß ſehr ehrenwerthe Männer mögen uns dem Namen nach unbekannt ſeyn, die mehr durch mündlichen als ſchriftlichen Unterricht gewirkt haben; viele werden nur gelegentlich erwähnt; gerade manche, die man als Ketzer gebrandmarkt und deren Schriften man zu vertilgen geſucht hat, haben, wie man aus den geretteten Bruchſtücken ſieht, Vortreffliches gelehrt, vorzüglich das Praktiſche empfohlen, und herrſchenden Vorurtheilen geradezu widerſprochen, wofür ſie freilich oft genug leiden mußten. Und wenn die berühmteſten Lehrer auch nicht immer die gelehrteſten waren und nicht immer das reine Evangelium verkündigten, ſo theilten ſie doch auch viel Wahres und Gutes mit, und ihr Eifer, wenn auch nicht immer verſtändig, ihr ſtrenges Beiſpiel wirkte doch auch wohlthätig auf das Gefühl der Andern, ſo daß ſie erkannten, dieſe Religion habe eine große Kraft über die Menſchen.

Unter die merkwürdigſten Lehrer dieſer Periode gehört Euſebius, Biſchof zu Cäſarea in Paläſtina, der gelehrteſte Biſchof zu ſeiner Zeit; er war rechtgläubig, aber billig denkend, daher der Ketzerei verdächtig. Er hinterließ mehrere zum Theil verloren gegangene Schriften; ihm verdanken wir beſonders die beſten Nachrichten über die frühere Kirchengeſchichte in 10

Büchern. In der Lebensbeſchreibung des Kaiſers Conſtantins hat ihn die Dankbarkeit gegen dieſen Chriſtenfreund etwas parteiiſch gemacht. Er ſtarb 340.

Ambroſius, Biſchof in Mailand, geb. 340. geſt. 397., einer der angeſehenſten Lehrer im Abendlande. Als er noch in der Wiege lag, ſoll ein Bienenſchwarm ſein Geſicht bedeckt und damit ſchon ſeine künftige Größe und die Süßigkeit ſeines Vortrags angekündigt haben. Er ſollte die Bahn ſeines Vaters, eines mächtigen Oberſtatthalters in Gallien, betreten, und war ſchon Statthalter in einem großen Bezirk Oberitaliens; Mailand war ſein Aufenthaltsort. Als der daſige Biſchof geſtorben war, und die dortigen Katholiſchen und Arianer nicht in der Wahl einig werden konnten, rief ein Kind aus der Menge: „Ambroſius iſt Biſchof!“ Dieſer Zufall vereinigte alle Parteien. Ambroſius verſuchte auf alle Art das Amt auszuſchlagen, da er gar nicht darauf vorbereitet war. Allein er mußte den Bitten nachgeben. Seine übrigen Kenntniſſe und Erfahrungen, ſo wie ſeine Fähigkeiten würden ihn bald zu einem ausgezeichnet nützlichen Lehrer erhoben haben, wenn er es auch für ſeine erſte Pflicht gehalten hätte, ſich ſelbſt gründlich durch eigne Prüfung über den urſprünglichen wahren chriſtlichen Glauben zu unterrichten. Allein ſein Beſtreben ging dahin, Alles, was er als katholiſche Lehre fand, mit aller Kraft zu ſchützen. Daher wurde er der eifrigſte Vertheidiger des Mönchsweſens. Beſonders ſuchte er Jungfrauen für das Kloſterleben zu gewinnen, worin ſeine Schweſter Marcellina mit ihrem ſtrengen Beiſpiel vorangegangen war. Er ſchrieb ein Buch über ſolche Jungfrauen, und predigte eifrig über das Verdienſt der Eheloſigkeit, ſo daß viele Eltern ihren davon hingerißnen Töchtern unterſagten, ihn zu hören. Ja er nennt es ruhmwürdig, wenn ſie ſelbſt wider der Eltern Willen ehelos blieben. „Ueberwinde erſt die Furcht vor den Eltern,“ ſagt er; „wenn du dein Haus überwunden haſt, ſo überwindeſt du auch die Welt.“ Wer erinnert ſich nicht dabei an Matth. 15, 3—9? Seine Beweiſe nimmt er vorzüglich aus dem hohen Liede Salomonis. So ſoll der beabſichtigte Brudermord an Joſeph und die Verſenkung in den Brunnen ein Bild der Menſchwerdung Jeſu ſeyn; Davids und Bathſebas

Vermiſchung ein Bild der Vereinigung der Völker, die mit Chriſto nicht durch die geſetzmäßige Ehe des Glaubens verbunden waren. David, den Gott gerechtfertiget, ſolle man nicht tadeln. — Ueberall ſieht Ambroſius Vorbilder. Abrahams Verbindung mit der Magd vertheidigt er damit: das ſey vor dem Geſetz und Evangelium geſchehen; im Paradieſe habe Gott den Eheſtand gelobt, aber den Ehebruch nicht unterſagt; bei den Töchtern Loths rechtfertige die gute Abſicht, die Menſchen zu vermehren, die That — und dergleichen Abgeſchmacktheiten mehr. Er ſtritt auch mit Eifer über die ewige Jungfrauſchaft der Maria, und man hielt es für einen abſcheulichen ketzeriſchen Irrthum, wenn Jemand behauptete, ſie habe nach der Geburt Jeſu noch mehrere Kinder geboren. So war er ferner ein eifriger Gegner der Arianer, ohne jedoch die Todesſtrafen zu billigen. Unter ſeinen vielen Schriften iſt die, welche von den Pflichten der Lehrer handelt, ſehr berühmt geworden und enthält viel allgemein Nützliches. Verdienſtlich iſt, was er als Liederdichter für den Geſang geleiſtet hat, manche Lieder, z. B. Nun komm der Heiden Heiland (veni redemtor gentium) ſind in unſre Kirche übergegangen. Er führte es ein, daß nicht bloß Einzelne, ſondern auch die ganze Verſammlung ſang. Das: Herr Gott, dich loben wir ꝛc. (Te deum laudamus) iſt nicht von ihm; man kennt den Verfaſſer nicht. Rühmlich iſt ſeine Uneigennützigkeit und Wohlthätigkeit; er vertheilte ſein ganzes Vermögen; aber Tadel verdient ſeine große Verehrung der Märtyrer, die er Fürbitter unſrer Schwachheit nannte, und der Reliquien, denen er Wunderkraft zuſchrieb; ſo wie er zuweilen ſich ſeines Standes annahm, wo dieſer Unrecht hatte. So war auch ſein Verhalten gegen den Kaiſer Theodoſius nicht ganz zu billigen. Ein Kutſcher war wegen eines Verbrechens zu Theſſalonich von dem Feldherrn gefangen geſetzt worden. Das Volk verlangte zu einem Wettrennen ſeine Loslaſſung, und als der Feldherr ſich weigerte, kam er mit vielen andern Kriegern in einem Auflaufe ums Leben. Auf Ambroſius Fürbitte verzieh jedoch der Kaiſer der Stadt. Allein in des Biſchofs Abweſenheit wurde Theodoſius von den Räthen umgeſtimmt, und ſtatt die Verbrecher auszuſuchen, wurden alle Einwohner, Schuldige und Unſchuldige, Einheimiſche und

Fremde, man ſagt, auf 7000 Menſchen grauſam niederge- hauen. Des Kaiſers Wille war wohl überſchritten worden und ſein Widerruf kam zu ſpät. Ambroſius hielt dem Theodoſius erſt ſchriftlich ſein Unrecht vor; verlangte aber auch, daß er ſich einer kirchlichen Büßung unterwerfen ſollte und brachte es durch ſeine eifrigen Vorſtellungen dahin, daß ſich der Kaiſer, dem er außerdem nicht den Eintritt in die Gemeinde erlauben wollte, mit allen Ehrenzeichen ſeiner Würde in der Kirche nie- derwarf, ſeine Sünde bekannte, um Verzeihung bat und nun acht Monate einſam in ſeinem Pallaſte lebte, auch troß aller Fürſprache doch erſt dann in die Gemeinde aufgenommen wurde, als er ſeine Handlung öffentlich mißbilligte, und verſprach, es ſollten künftig allemal zwiſchen einem Todesurtheil und der Vollziehung dreißig Tage vorübergehen. Der Kaiſer bewil- ligte Alles und äußerte, als von dem nachſichtigen Biſchof in Conſtantinopel geſprochen wurde: „An Ambroſius habe er den rechten Biſchof kennen lernen.“ Man hat des Ambroſius Muth und des Kaiſers Gehorſam gerühmt. Allein ſo ſehr auch der mächtige Regent an ſein Unrecht erinnert werden durfte, vor Gott reuevoll um Vergebung flehen und den böſen Eindruck zu vermindern ſuchen ſollte, ſo litt doch durch eine ſolche öf- fentliche Demüthigung das kaiſerliche Anſehen, das ohnehin geſunken war und ſtand das Staatsoberhaupt nur einigermaßen unter der Kirche, ſo konnte dieſe ſolche Auftritte, wie hernach auch geſchah, bei geringern Dingen wiederholen.

Hieronymus, ein gelehrter und angeſehener Presbyter (ſt. 420), erhielt in Rom eine wiſſenſchaftliche Bildung, beſuchte aber auch die Gräber der Apoſtel und Märtyrer und beſonders die Katakomben oder unterirdiſchen Grüfte, worin auf beiden Seiten der Wände die Leichname lagen, unter denen auch wohl Körper der Chriſten waren und wo nachher eine Fundgrube für Reliquien geöffnet wurde. Hieronymus gerieth in Rom auf grobe Ausſchweifungen, änderte ſich aber, reiſete viel her- um, hatte aber gar bald bei manchen klugen Gedanken auch abgeſchmackte. So wollte er einen Traum gehabt haben, in welchem er vor Gottes Gericht geſchlagen worden ſey, weil er den Cicero geleſen habe. „Du lügſt, du biſt kein Chriſt, ſon- dern ein Ciceronianer,“ ſprach der Richter; „wo dein Schatz

iſt, da iſt auch dein Herz." Er ſchwur, keine heidniſchen Schriften mehr zu leſen, hielt jedoch den Schwur nicht; bewirkte aber, daß faule Kirchenlehrer ſich bei ihrem Mangel an Sprachkenntniſſen auf ihn beriefen. Er floh in Einöden, da ihn aber ſeine ſinnlichen Begierden immer noch verfolgten, ſo fing er an, das Hebräiſche, als Hülfsmittel dagegen, von einem Juden zu erlernen. Er ſchrieb nun viel; unter andern das Leben des erſten Einſiedlers, Paul von Theben, Briefe und Auslegungsſchriften über die Bibel. Er wurde als Presbyter in Antiochien mit in die damaligen Streithändel gezogen; ging nach Conſtantinopel, wo er Griechiſche Schriften von dem Origenes, den er früher lobte und ſpäter verwarf, ins Lateiniſche überſetzte. In dieſen Schriften zeigt er zwar viele Gelehrſamkeit, aber wenig Urtheil und Geſchmack, wenn er den Sinn angibt. Verdienſtlich iſt beſonders ſeine lateiniſche Bibelüberſetzung. Er hatte ſchon die ältern Ueberſetzungen berichtigen helfen; aber auf Bitten ſeiner Freunde lieferte er eine neue. Er beſaß damals noch die meiſten, obſchon beſchränkten, Sprachkenntniſſe im Hebräiſchen und Chaldäiſchen, Griechiſchen und Lateiniſchen. Auguſtinus, der davon nicht viel verſtand, rieth ihm von ſeinem Vorhaben ab, aber Hieronymus blieb dabei und überſetzte das alte Teſt. aus dem Hebräiſchen, mit wenig Rückſicht auf die Septuaginta, worüber er bitter getadelt wurde. Bei dem neuen Teſtamente änderte er aber nur wenig von den vorhandnen alten Lateiniſchen Verſionen, um ihre eifrigen Anhänger nicht zu kränken. Seine ganze Ueberſetzung hatte große Mängel; er hatte auch wenig Vorarbeiten und eilte zuweilen; er fand da und dort Widerſpruch, aber ſehr viele Kirchen nahmen ſie gar bald an. Es wurde durch Gelehrte noch Manches nach der Urſprache verbeſſert; um das Jahr 800 gelangte dieſe Ueberſetzung ziemlich in allgemeinen Umlauf und wurde endlich, nach manchen Streitigkeiten und Unruhen die Grundlage zu der in der katholiſchen Kirche unter dem Namen Vulgata aufgenommenen kirchlichen Ueberſetzung. Nur die Pſalmen behielt man in der alten Ueberſetzung bei, weil man gewohnt war, ſie darnach abzuſingen. Die Vulgata überſetzt den Grundtext nicht immer richtig, und nicht eben immer gut Lateiniſch; die Proteſtanten legen ihr daher nur einen Werth bei, inſofern

ſie bei manchen Fehlern doch auch oft wörtlich treu überſetzt und die richtige Erklärung des Urtextes beſtätiget, aber auch in andern Stellen zeigt, wie durch falſche Ueberſetzungen manche nicht chriſtliche Lehren in der katholiſchen Kirche aufgekommen und bewieſen worden ſind. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunſt ſind ſehr viele verſchiedne Ausgaben von dieſer Vulgata erſchienen; manche katholiſche Theologen berichtigten ſie nach verſchiednen Handſchriften, worüber ſie aber getadelt, ja verketzert wurden. Auf dem Concilium zu Trident 1546., das vollends feſtſetzte, was der rechtgläubige Katholik als Lehre ſeiner Kirche unbedingt anſehen und annehmen, und was er als Irrlehre verwerfen ſollte, wurde denn auch die Vulgata für authentiſch erklärt, d. h. für alleingültig in kirchlichem und theologiſchem Gebrauche, in öffentlichen Vorleſungen, Disputationen, Predigten und Erklärungen. Dabei ſollte „Niemand gegen denjenigen Verſtand, den die heilige Mutterkirche angenommen hat, oder noch annimmt, als welche allein von dem wahren Verſtande und der Auslegung der heil. Schrift urtheilen könne, oder auch wider die allgemeine Uebereinſtimmung der Kirchenväter erklären; wenn auch ſolche Erklärungen niemals ans Licht geſtellt werden ſollten. Damit ſollte nun zwar nicht alles fernere Forſchen und Auslegen der Bibel gerade zu unterſagt ſeyn; es haben vielmehr viele katholiſche Gelehrte ſich auch mit Schrifterklärung lebhaft beſchäftiget. Allein indem ihnen vorgeſchrieben iſt, was ſie als alleinigen Lehrbegriff anſehen, und daß, wenn ſie auch einen Irrthum in der Vulgata finden, dergleichen es unläugbar in ihr gibt, ſie doch davon ſchweigen, alle Lehren und Beweisarten unangetaſtet laſſen und nicht das Richtigere lehren ſollen, ſo ſind ihrem Forſchen ſehr enge Gränzen geſetzt worden; es wird für ſie ziemlich überflüſſig, ja bedenklich, wenn dabei Zweifel gegen eine Kirchenlehre entſtehen ſollten, die ſie nicht bezweifeln dürfen. Eben dieſes Verbot, ſelbſt zu prüfen und zu fragen, ob denn auch eine Lehre in der heiligen Schrift gegründet ſey, erzeugte zwar blinden Glauben, führte aber auch immer mehr höchſt auffallende Irrthümer herbei, gegen welche ſich doch endlich die durch

die Erkenntniß der wahren Chriſtusreligion aus den wirklichen Urkunden erleuchtete geſunde Vernunft empört fühlte. Und wie überhaupt die vollkommene Einheit und Einigkeit in der katholiſchen Kirche durch ſolche Befehle und Beſchlüſſe doch nicht erreicht wurde, wie ſich vielmehr ein unaufhörlicher Zwieſpalt auch in ihr bis auf dieſen Tag nachweiſen läßt, ſo zeigte ſich dieß gar bald auch nach jener ſo berühmten Kirchenverſammlung bei der Vulgata. Papſt Sixtus V., ein gelehrter, ſehr ſtrenger und in vieler Hinſicht achtungswerther Papſt, ließ dieſe aus alten Handſchriften, Randanmerkungen und Erklärungen entſtellte Ueberſetzung, woran auch ſchon viele Theologen gebeſſert hatten, durch einige Gelehrte berichtigen und 1590 dieſe Ausgabe, „vermöge der ihm von Chriſto übertragenen apoſtoliſchen Auctorität,“ für den einzig gültigen Text erklären, welchen man, nach den Ausſprüchen zu Trident, für die authentiſche Vulgata, „bei Strafe der Ungnade Gottes des Allmächtigen und der Apoſtel Petrus und Paulus, ſo wie des dadurch verwirkten Kirchenbannes,“ anerkennen ſollte. Und doch ließ ſchon 1592 Clemens VIII. eine andre, von der Sixtiniſchen ſehr abweichende Ausgabe hervortreten und 1593 eine in Quartform, die wieder in manchen Stellen abweicht. Dieß Alles haben nicht nur die Proteſtanten, ſondern auch helldenkende Katholiken nicht ohne Grund benutzt, um zu beweiſen, daß die Päpſte auch in Glaubensſachen irren können. — Hieronymus war ein ganz vorzüglicher Beförderer des Mönchsweſens. Er ſelbſt zog die Einſamkeit dem öffentlichen Lehramte vor, lehrte aber auch aus ſeinen Einöden mit der größten Begeiſterung; gab den Mönchen in einigen Briefen ſtrenge Regeln und preißet ſie ungemein wegen ihrer Entſagung der Welt; doch will er, daß ſie ſich mit nützlichen Handarbeiten, Acker- und Gartenbau; mit Flechten von Körben, Netzen, mit Bücherabſchreiben u. ſ. w. beſchäftigen ſollen. Ganz beſonders aber ſucht er das weibliche Geſchlecht in die Einſamkeit zu ziehen. Marcella und Paula, zwei Witwen, wurden dafür gewonnen und werden dafür von ihm hochgeprießen. Marcella ſtiftete viele Klöſter in Rom, führte mit Hieronymus einen gelehrten Briefwechſel und theilte viele Wohlthaten aus. Paula, eine vornehme Frau, verließ als Witwe ihre fünf Kinder, lebte erſt

in der Wüſte des Antonius und beſuchte dann mit Hieronymus das heilige Land, küßte dort den Stein, der auf Jeſu Grabe gelegen, und leckte die Grabesſtelle mit gläubigem Munde, ſahe die Gräber der 12 Propheten und Johannes des Täufers, wo aber böſe Geiſter unter allerhand Martern brüllten; vor den Gräbern der Heiligen heulten Menſchen wie Wölfe, oder bellten wie Hunde, oder knirſchten wie Löwen, oder ziſchten wie Schlangen. Für ſie alle betete Paula mit Thränen. Nach drei Jahren ihres Aufenthalts in Bethlehem ſtiftete ſie dort ein Mönchskloſter und drei Nonnenklöſter. Die Nonnen hielt ſie ſtreng; durch Faſten dämpfte ſie die Ueppigkeit und war gegen ſich ſo ſtreng, daß ſie in den härteſten Krankheiten auf bloßer Erde in einem härenen Hemde lag; und ganze Nächte unter Weinen und Beten zubrachte, um, wie ſie ſagte, das Geſicht zu ſchänden, das ſie einſt mit Schminke bemahlt; den Leib zu plagen, der ſo viel genoſſen habe, und das lange Lachen durch Weinen zu erſetzen. Sie wußte beinahe die heilige Schrift ganz auswendig und konnte die Pſalmen hebräiſch ſingen. Sie ſtarb 404, Biſchöfe trugen die Bahre und die Kerzen. Hieronymus ſchrieb in ſeiner Gedächtnißſchrift: „Wenn alle Glieder meines Leibes in Zungen verwandelt würden, ſo könnte ich doch nichts ſagen, was der Tugend der heiligen Paula würdig wäre.“ Wirklich brachte es Hieronymus durch ſeine faſt verführeriſchen Schilderungen der Gefahren, zu Ausſchweifungen verführt zu werden und durch ſeine Reden über den Werth des Kloſterlebens, bei vielen Jungfrauen dahin, daß ſie ſich im Stolze unnatürlich mißhandelten und Geſundheit und Leben einbüßten.

Athanaſius, geb. 296 in Alexandrien, hielt ſich eine Zeitlang bei dem Einſiedler Antonius auf, wurde 319 Diakonus in Alexandrien und als ſolcher zeichnete er ſich ſchon 324 zu Nicäa gegen die Arianer durch feurige Beredtſamkeit und heftigen Eifer aus. Er wurde 326 Biſchof, und wurde als der Vater der Rechtgläubigkeit und als der Anführer der Katholiſchen angeſehen. Seine Lobredner ſagen: „ſein Angeſicht und ſein Gemüth haben einem Engel geglichen.“ Sein Leben iſt eine Kette von Unruhen; weder er und ſeine Anhänger, noch ſeine vielen Gegner, die ſich wider ihn vereinigten, blieben in

den Schranken der Mäßigung. Als er dem Arianiſch geſinnten Kaiſer nicht gehorchte und nicht auf der Synode zu Cäſarea 334 erſchien, mußte er 335 nach Tyrus kommen. Er brachte 49 Biſchöfe mit und nun gab es auf beiden Seiten Beſchuldigungen und Verkleinerungen; die Arianer ſetzten den Athanaſius ab. Der plötzliche Tod des Arius wurde von ſeinen Anhängern den Athanaſianern beigemeſſen, dieſe hingegen hielten ihn für Gottes Strafgericht. Im J. 338 wurde Athanaſius aus ſeiner Verbannung zurückgerufen und feierlich aufgenommen; aber es entſtanden neue Unruhen. Athanaſius hielt 340 eine Synode zu Alexandrien mit faſt 100 Biſchöfen und vertheidigte ſich gegen die wider ihn erhobnen Anklagen, ſuchte dann Beiſtand in Rom, allein die Gegner, beſonders die Anhänger des Biſchofs Euſebius, die nicht ganz Arianiſch geſinnt, aber auch nicht Athanaſianiſch waren, verwarfen jene Einmiſchung, hielten 341 eine Synode in Antiochien, wo ſie ſich der katholiſchen Lehre ſehr näherten. Jedoch ſie hatten ſich zugleich angemaßt, einen gewiſſen Georgius aus Cappadocien zum Biſchof in Alexandrien zu wählen. Der Statthalter von Aegypten ſollte ihn einſetzen. Da gab es nun die ſchrecklichſten Auftritte zwiſchen beiden Parteien. Die katholiſche ſchrie über Unrecht, daß man ihren Biſchof verdränge und ging deſto fleißiger zu ihm. Nun ließ der Statthalter liederliches Volk aus Juden und Heiden in die Kirche bringen, welches die größten Schändlichkeiten beging, den Götzen opferte und eine Kirche anzündete. Am Charfreitage ging der abſcheuliche Georgius mit dem Statthalter in eine andere Kirche, 34 Chriſten wurden gefangen geſetzt und gemißhandelt und Athanaſius entkam mit Mühe nach Rom. Hier ſoll er das unter ſeinem Namen noch vorhandene Athanaſianiſche Glaubensbekenntniß aufgeſetzt haben, das man auch das Quicumque nennt, weil es damit anfängt. Es ſagt gleich zum Anfange: „Wer ſelig werden will, muß vor allen den katholiſchen Glauben haben, wer ihn nicht unverändert erhält, iſt gewiß ewig verloren.“ Und dieſer beſteht nun nach Athanaſius Meinung darin: „daß man einen Gott in der Dreiheit, und die Dreiheit in der Einheit verehre.“ Die Gelehrten haben jedoch erwieſen, daß dieſes Bekenntniß nicht das Werk des Athanaſius, ſondern erſt aus dem fünften

oder ſechſten Jahrhunderte abzuleiten ſey. Ein anderes, kürze-res hat ſich noch unter ſeinen Schriften gefunden. In Rom nahm man ſich des Athanaſius an und um die Erbitterung der Parteien zu vermindern, wurde eine allgemeine Kirchenver-ſammlung in Sardica veranſtaltet 344. Auf 150 Biſchöfe ka-men zuſammen; indeß die morgenländiſchen riſſen ſich bald los, hielten eine Synode für ſich und thaten die Abendländer in den Bann. Athanaſius wurde jedoch 346 zurück gerufen, da Geor-gius geſtorben war, und von dem Kaiſer freundlich empfangen. Man kam überein, daß in jeder Stadt, wo eine Partei die Oberhand hatte, auch der Gegenpartei eine Kirche überlaſſen werden ſollte. Allein Athanaſius hatte ſchon ſein Anſehen ge-mißbraucht; er ſtörte den Frieden durch heftige Schriften ge-gen die Euſebianer; ſetzte die Arianiſchen Biſchöfe in Aegypten und Libyen geradezu ab und verletzte eigenmächtig die Rechte vieler Kirchſprengel. Der Kaiſer wurde gegen ihn aufgebracht, die alte Parteiwuth wachte auf; auf einer Kirchenverſammlung in Mailand 355, wobei 300 Biſchöfe waren, wurde des Athanaſius Verdammungsurtheil ausgeſprochen; wer nicht un-terſchrieb, wurde ſeines Amtes beraubt und verwieſen. Da fehlte es nun nicht an Heuchlern und Ueberläufern, die aus Furcht oder um dem Kaiſer gefällig zu ſeyn, ſprachen, wie er wollte; und die ſiegreichen Arianer behandelten die Gegner eben ſo hart, wie es dieſe thaten, wenn ſie die Oberhand hatten. Viele Chriſten mußten ins Gefängniß, in Bergwerke oder wur-den anders wohin verbannt. Ein heidniſcher Schriftſteller ver-ſichert: „wilde Thiere könnten gegen die Menſchen nicht wü-thender ſeyn, als es die meiſten damaligen Chriſten gegen einan-der geweſen wären.“ Athanaſius, den der Römiſche Biſchof Li-berius durchaus nicht mit verdammte, wurde von kaiſerlichen Soldaten in der Nacht in ſeiner Kirche überfallen und viele An-weſende wurden gemißhandelt oder getödtet; doch Athanaſius wurde halbtodt gerettet. Nun ſetzte man in ganz Aegypten wieder die katholiſchen Biſchöfe ab und vertrieb alle Kirchendiener dieſer Partei. Athanaſius hielt ſich in Einöden verborgen von 356 bis 361, und lieferte hier viele Schriften für ſeinen Glauben und Schutzſchriften für ſeine Partei; mit gut gemeintem Eifer und nicht ohne Nutzen für die Geſchichte, aber oft ſind ſie

ſeicht, theologiſch ſpitzfindig, parteiiſch, ſchmähend, indem er ſelbſt ſeinen Landesherrn den Antichriſt nennt und ihn mit Saulus und Pilatus vergleicht. 361 kam er zurück und blieb mit kurzer Unterbrechung bis an ſeinen Tod 373 Biſchof, nachdem er von ſeinem 46jährigen Biſchofsamte 20 Jahre im Exil zugebracht hatte. Bei ſeinem Aufenthalt in Rom mit einigen Mönchen im J. 340 brachte er erſt das Mönchswesen, das man in Rom, wegen der damit verbundenen kümmerlichen Lebensart, verachtete, und wozu ſich noch keine angeſehene Frauensperſon verſtanden hatte, in mehr Aufnahme. Die heilige Marcella, eine angeſehene, reiche Witwe, machte mit den Anfang.

Hilarius, Biſchof vom Pictavium, war Zeitgenoſſe des Athanaſius, bekämpfte im Abendlande die Arianer, wurde verwieſen und ſtarb 368. Ein großer Bibelerklärer war er ebenfalls nicht; viele damalige Lehrer hielten es für zu gering, bei den ſchönen einfachen Gleichniſſen und Ausſprüchen des Erlöſers ſtehen zu bleiben und trugen wunderliche Geheimniſſe aus ihrer erfinderiſchen Einbildungskraft hinein. So ſagt Hilarius: „Der Verkauf von zween Sperlingen, Matth. 10, 29., bedeutet den Verkauf des Leibes und der Seele an die Sünde, die der Vater unſers Körpers iſt.“ Die fünf Brote, Joh. 6, 9., zeigen die 5 Bücher Moſes an; die zwei Fiſche die Predigten der Propheten und Johannes des Täufers und dergleichen mehr.

Baſilius der Große, (ſt. 379) Biſchof zu Neucäſarea in Cappadocien, ſtammte von einer anſehnlichen Familie ab, wurde in Conſtantinopel und Athen gebildet und gehört unter die ausgezeichneten Gelehrten ſeiner Zeit. Er wurde ein vertrauter Freund des Gregorius von Nazianz; beide zogen ſich bald von der Welt zurück und wurden beſonders Freunde des Mönchslebens, mit Geringſchätzung andrer Wiſſenſchaften. Baſilius zog herum, um das Mönchswesen recht kennen zu lernen; hielt ſich in Wüſten eine Zeitlang auf; verſagte ſich, um des Betens willen, den Schlaf; verſchenkte ſein Vermögen, genoß nur Brot, Salz und Waſſer, ſelten Wein; ſchlief auf der Erde und verrichtete die ſchwerſten Arbeiten. Er ſtiftete ſelbſt eine Mönchswohnung, warb für das Mönchthum an und gab längere und kürzere Mönchsregeln, die auch in das Lateiniſche

überſetzt wurden. Viele Mönche nannten ſich nach ihm, und richteten ſich nach der kürzeren Regel des heiligen Baſilius. Vorzüglich viel gilt er aber noch im Morgenlande und in der Griechiſchen Kirche, die ihn als einen ihrer vorzüglichſten Schutzheiligen verehrt und ſein Feſt den erſten Januar feiert; doch einen beſondern Orden hat er eigentlich nicht geſtiftet. Es iſt ſehr zu beklagen, daß dieſer Baſilius mit ſeinen Gaben und nicht geringen Kenntniſſen, mit ſeinem edeln Willen und Eifer, mit ſeinem milden, friedlichen Sinne, der gern ausgleichen wollte, und auch die chriſtliche, ſo ſehr vernachläſſigte Sittenlehre einzuſchärfen bemüht war, doch auch von den Fehlern ſeiner Zeit nicht frei blieb. Er wurde in die Alles verwirrenden Streitigkeiten mit hineingezogen und gab ſich vergebliche Mühe, das Dunkle aufzuhellen; denn wenn er in dem damals entſtandenen Streite über den heiligen Geiſt und deſſen Theilnahme an der Schöpfung ſich ſo erklärt: „Denke dir zuerſt die urſprüngliche Urſache der Geſchöpfe, den Vater; die ſchaffende Urſache, den Sohn; und die vollendende, den heiligen Geiſt: woher ſind dieſe Erklärungen genommen und was iſt dadurch an Deutlichkeit und Fruchtbarkeit bei dieſer Lehre gewonnen? Und ſeine Beweiſe ſind oft ſonderbar. Auch er wurde verketzert und angefeindet. Seine Vorliebe für das Mönchsweſen trübt ſein ſonſt helles Auge, er peinigt ſich ſelbſt auf eine faſt grauſame Weiſe und hat offenbar ſeine Kraft geſchwächt und ſein Leben verkürzt. Er verwarf nicht, wie ſo viele ſeiner Zeitgenoſſen, das Leſen und Benutzen der heidniſchen Schriftſteller, wie etwa Hieronymus, der ihnen viel zu danken hatte, und dennoch Jedermann mit den Worten vor ihnen warnte: „Was haben Chriſtus und Belial, die Pſalmen und Horatius, die Evangelien und Virgilius, die Apoſtel und Cicero mit einander zu ſchaffen? Wir dürfen nicht zugleich den Kelch Chriſti und den Kelch der Teufel trinken. Baſilius hingegen ſagt: „Wie ſich die Soldaten durch Spielen zum Kampfe vorüben, ſo müſſen auch wir uns auf den allergrößten Kampf gefaßt machen, mit Dichtern, Geſchichtſchreibern, Rednern und allen Menſchen umgehen, die etwas zur Beſſerung unſrer Seele beitragen können.“ So übte ſich Moſes in der Aegyptiſchen und Daniel in der Chaldäiſchen Gelehrſamkeit, ehe ſie zu den göttli-

chen Lehren übergingen.“ Nach dieſen vernünftigen Grundſätzen lehrt er nun, wie man jene auswärtigen Kenntniſſe benutzen, daß man bei Dichtern nur gute Handlungen nachahmen, wenn ſie aber Laſterthaten wohl gar billigen, die Ohren verſtopfen müſſe, wie Ulyſſes vor den Sirenen; die Kunſt der Redner durch Lügen zu überreden, dürfe man ſich nicht aneignen. Man könne das ganze Gedicht des Homers als ein Lob der Tugend anſehen. Was Solon, Theognis, Prodikus von dem Herkules am Scheidewege zur Empfehlung der Tugend geſchrieben, ſolle man nicht bloß leſen, ſondern auch üben, ſonſt gleiche man Schauſpielern, die nur kurze Zeit Könige ſind. Er rühmt, was Plato lehrt, daß bloß gerecht ſcheinen, ohne es zu ſeyn, die höchſte Ungerechtigkeit ſey, und fügt hinzu, daß von Perikles, Euklides aus Magara und Sokrates ſolche edle Handlungen erzählt werden, die mit den chriſtlichen Lehren, dem, der uns auf den rechten Backen ſchlägt, auch den linken darzureichen, das Unrecht geduldig zu ertragen und den Feind zu ſegnen, ſo ſehr übereinſtimmen. Gleich den Bienen ſollen wir aber nur das Nützliche aus den Büchern ziehen.“ Merkwürdig ſind des Baſilius Predigten über die Schöpfungsgeſchichte, wo er eine Menge ſinnreicher, aber auch ungereimter Deutungen anbringt. „Das Unkraut iſt ein Bild der Ketzer; die Roſe war anfangs ohne Dornen, ſie bekam dieſelben zur Erinnerung an die Sünde, welche Dornen und Schmerzen in die Welt gebracht. Viele Fiſche freſſen einander, wie die Mächtigen die Schwachen unterdrücken. Von den Krebſen, die ſich mit Liſt der Muſchelthiere bemächtigen, lerne man Thätigkeit in der Erwerbung ſeines Unterhalts, aber ohne Schaden des Nächſten; von den Zugfiſchen Sorge für unſer Beſtes; von der Biene Fleiß; von den Störchen Gaſtfreiheit und Sorge für alte Eltern; vom Eisvogel, für den Gott im Winter das ſtürmiſche Meer ruhen läßt, Muth, Gott um Alles zu bitten; von der Turteltaube, daß auch unter Thieren keuſche Witwenſchaft dem öftern Heirathen vorgezogen werde. Daß der Geier meiſtens ohne Begattung Junge zur Welt bringt, mögen die Spötter merken, die es für unmöglich erklären, daß eine Jungfrau gebären und doch Jungfrau bleiben könne.“ Baſilius gehörte zu den abergläubigſten Verehrern der Heiligen. Wenn die

erſten Chriſten für alle Heiligen beteten, und für die Märtyrer, ſo wollten ſie ihnen die ewige Ruhe erflehen. Baſilius hielt ums J. 360 eine Rede über vierzig Soldaten, die Märtyrer geworden waren und ſagt: Wo zween oder drei verſammelt ſind im Namen des Herrn, da iſt er in ihrer Mitte; wie vielmehr, wo vierzig ſind! Wer Trübſal leidet, der nimmt zu dieſen Vierzigen ſeine Zuflucht, um davon befreiet zu werden; wer ſich freuet — thut es, um in ſeinem Wohlſtande zu bleiben. Vereiniget alſo auch eure Gebete mit den Märtyrern." Er ruft aus: „O heilige Verſammlung! o geheiligtes Heer! o gemeinſchaftliche Beſchützer des menſchlichen Geſchlechts! Theilnehmer der Sorgen! Mitgehülfen des Gebets! höchſt mächtige Geſandte!" Will man dieß auch nicht als Empfehlung anſehen, ſie anzurufen, ſondern nur ihre Fürbitte zu ſuchen, ſo iſt doch beides nicht chriſtliche Lehre. Indeß bei manchen Schwächen bleibt er immer ein ausgezeichneter Kirchenlehrer dieſer Zeit.

Gregorius von Nazianz, geb. 329, hatte ähnliche Gaben, Kenntniſſe, Geſinnungen und Neigungen, wie ſein Freund Baſilius; beide waren wohlgeſinnt für das, was ſie als chriſtliche Wahrheit anſahen und unterſtützten einander; doch keiner ließ ſich blindlings durch den andern leiten; keiner billigte auch unbedingt des Andern Handlungsweiſe. Sein Vater und Vorgänger im Biſchofsamt, Gregorius, war erſt noch ein Heide geweſen, aber die Mutter, eine eifrige Chriſtin im Wachen und Beten, die den Umgang mit heidniſchen Verwandten ſtreng mied, ihnen nicht einmal eine Hand reichte, bekehrte ihn durch allerhand Vorſtellungen, denen ein wundervoller Traum zu Hülfe kam; Träume leiteten überhaupt auch oft Mutter und Sohn. Wider ſeinen Willen wurde er von ſeinem Vater zum Presbyter geweihet, der ihn gern zum Gehülfen haben wollte, da der Sohn mehr die Einſamkeit liebte und ſich daher einige Zeit zu dem Baſilius flüchtete, jedoch „um kein ungehorſamer Jonas zu ſeyn," bald zurückkehrte, im J. 362 ſein Amt antrat und ſich in ſeinen Predigten kräftig vertheidigte. Er ſchrieb dann zwei Reden gegen den abtrünnigen Kaiſer Julian, die dem Biſchof wenig Ehre machen, indem ſie die elenden Vorgänger des Kaiſers ungemein rühmen, den Julian aber nur ſchmähen und nicht im chriſtlichen, milden Wahrheitsſinne ab-

gefaßt ſind. Nach dem Tode ſeines Vaters entwich er wirklich von Nazianz aus Liebe zur Einſamkeit; allein bald wurde er von den Katholiſchen nach Conſtantinopel zu Hülfe gegen die mächtigen Arianer gerufen, wo er in vielen Predigten die orthodoxe Lehre mit Beredtſamkeit vertheidigte, aber freilich die Gegner nicht überzeugte. Es waren viele dunkle Worte und Redensarten, aber wenig bibliſche Religionslehre, ja man hat ihm nicht mit Unrecht Schuld gegeben, er habe ſich in dem Fluß und Eifer der Rede ſelbſt von dem Nicäniſchen Bekenntniß entfernt. Seine Beredtſamkeit, die auch zuweilen Heftigkeit wurde, erwarb ihm aber vielen Beifall; man gab es ihm durch Lobſprüche und Händeklatſchen lebhaft zu erkennen, und er ſcheint damit nicht unzufrieden geweſen zu ſeyn; auch Ketzer und Heiden waren oft unter ſeinen Zuhörern. Indeß fehlte es doch auch nicht an Täuſchungen und Kränkungen; faſt mit Gewalt machte man ihn zum Biſchof; allein die Widerſacher machten ihm die Würde ſtreitig, weil er ſchon Biſchof in Nazianz ſey. Er brachte rühmlich der Ruhe und Einigkeit das Opfer, daß er ſeine Stelle niederlegte und 381 zum Bedauern ſeiner Gemeinde Conſtantinopel verließ; doch konnte er einige beißende Anſpielungen auf die neidiſchen Biſchöfe in ſeinen Predigten und Schriften nicht unterdrücken. Er nahm zwar das Biſchofsamt in Nazianz wieder an; doch gab er es auch bald wieder ab und lebte in philoſophiſcher Ruhe, doch mit möncһiſcher Strenge in der Einſamkeit, ſchrieb Briefe und viele Gedichte z. B. über ſein Leben; über die Pflichten der Jungfrauen; über die Plagen Aegyptens; über die Apoſtel; von der Trinität, von den Engeln und Teufeln u. ſ. w. Sie ſind aber ſehr mittelmäßig. Er ſt. 390. 500 Jahr hernach ließ ein Kaiſer die Gebeine aus Cappadocien abholen und in der Apoſtelkirche zu Conſtantinopel beiſetzen. Gleichwohl will man auch dieſen Körper in einer Kapelle der Peterskirche in Rom; die Venetianer wollen ihn in der Zachariaskirche, ſo wie die Einwohner in Thamar in Portugal einen Arm von ihm beſitzen!

Epiphanius, Biſchof in Conſtantia auf der Inſel Cypern, ſtand durch die Wunder, die ihn bekehret und durch die, welche er ſelbſt verrichtet, ſo wie durch ſeine dreißigjährige, auch in dem Biſchofsamte geübte, ſtrenge Mönchstugend in hohem Anſe-

hen; doch beſaß er auch Sprachkenntniſſe und hat die Ketzereien nachdrücklich mit beſtritten. Sein Eifer gegen Chryſoſtomus, weil dieſer den Origenes ehrte, war unverſtändig; er ſt. 403; ſelbſt bei ſeinem Grabe ſollen noch Teufel ausgetrieben worden ſeyn. Seine vielen Werke beſchäftigen ſich mit der Trinität, wo ihn ebenfalls die Worte: Gezeugt, geſchaffen, geboren u. dergl. von dem Sohne Gottes gebraucht, zu ſehr vielen vergeblichen Unterſuchungen veranlaſſen. Er ſchreibt wortreich, weitſchweifig, ohne Ordnung und Verſtändlichkeit. Aufgefordert von mehrern Mönchen, daß er als ein neuer Apoſtel oder Johannes ſie über alle Ketzereien belehren möchte, ſchrieb er ein berühmtes Werk, das er Panarion oder einen Apothekerkaſten nannte, indem es Mittel gegen die giftigen Stiche der ketzeriſchen Schlange enthalte. Achtzig Ketzereien werden darin aufgezählt; zwanzig gehören in die Zeiten vor Chriſto und zwar in fünf Gattungen, wovon die erſte den Barbarismus enthält, der von Adam bis Noah gedauert habe, indem die Menſchen damals noch keinen Anführer gehabt, ſondern ſich ſelbſt überlaſſen geweſen wären. Seine Beweiſe ſind ſonderbar. Dann folgt der Scythismus von Noah bis Phaleg und Regu 1 Moſ. 11, 18. 19; nachher der Hellenismus, das Griechenthum mit ſeinen Philoſophen; dann die Ketzereien der Samaritaner und der Juden, unter welchen er ſieben Parteien findet. Die zum Theil ſonderbaren Namen der ſechzig andern Ketzereien unter den Chriſten ſind meiſtens von ſehr geringen Irrungen und Abweichungen hergenommen; er vergleicht ſie mit Salomos ſechzig Kebsweibern. Dieſe Schrift zeigt von einer großen Beleſenheit, von vielem Fleiße und von einem wohlgemeinten Eifer für die Religion, aber ſie hat viele Unrichtigkeiten und die wahre Beſtimmung, das ächte Chriſtenthum zu zeigen, der Verwirrung in der Kirche zu ſteuern, die Gemüther zu beruhigen, konnte es gar nicht erreichen. Auch waren ſeine Zeitgenoſſen und Nachfolger gar nicht mit ihm einig, was denn eigentlich Ketzerei zu nennen ſey. Wie Epiphanius in der Griechiſchen Kirche, ſo machte Philaſtrius, ein eifriger Ketzerbekehrer, zuletzt Biſchof und jetzt noch Schutzheiliger (ſt. 387) in Brescia im Venetianiſchen ein ſolches Verzeichniß für die Abendländer und brachte die Zahl gar auf 150 mit wunderlichen Namen,

z. B. die Fröſcheverehrer, welche die Fröſche ſollten verehrt haben, die die Aegypter plagten, um durch dieſe Verehrung Gottes Zorn abzuwenden; die Mäuſeverehrer nach 1 Sam. 6, 4. 5. — So ſind Ketzer, die nur einen Himmel — eine Erde annehmen — die leugnen: Gott habe das Waſſer auch geſchaffen 1 Moſ. 1, 2. — daß Noah die Erde unter ſeine drei Söhne vertheilt habe — die glauben, das Einhauchen, das dem Adam wiederfuhr, ſey einerlei geweſen mit dem, was Jeſus an ſeinen Jüngern verrichtete. — Man erſtaunt mit Recht über ſolche Einfälle. Daß in der Kirche, die man die herrſchende und katholiſche nannte, auch Irrthümer ſeyn könnten, durfte gar Niemand ſagen, wenn er nicht verketzert werden wollte. Man berief ſich ſchon auf das Alterthum dieſer Kirche, auf ihre Uebereinſtimmung, auf die Heiligen und Märtyrer, auf die Wunder, die in ihr geſchehen ſeyn ſollten. Allein man ſieht ſchon damals, wie es mit der Uebereinſtimmung der berühmteſten Lehrer ſtand. Auguſtin nahm 88 Ketzereien, Theodoretus nahm 20 Jahr ſpäter nur 56 an; und ſeit 326 — 435 hatte man 66 Geſetze gegen die Ketzer gegeben.

Johannes, mit dem, wegen ſeiner einnehmenden Beredtſamkeit, ihm beigelegten Zunamen Chryſoſtomus, Goldmund, war geboren 347 in Antiochien und dort unterrichtet worden. Er ging drei Jahr mit dem Biſchof Meletus um und wurde auch von ihm getauft. Chryſoſtomus ſoll ſeit dieſer Taufe weder geſchworen, noch geflucht, noch geſchmäht, noch gelogen haben. Er lebte bei ſeiner Mutter mit übertriebener Mönchsſtrenge, wobei ſelbſt ſeine Geſundheit litt und rettete ſich durch die Flucht vor dem Biſchofsamte, das er ſchon vor ſeinem dreißigſten Jahre annehmen ſollte, worüber er ſich in einer beſondern Schrift „vom Prieſterthume,“ die ſeine Beſcheidenheit und ſeine hohen Begriffe von der würdigen Führung des Biſchofsamtes rühmlich beweiſet, ausführlich rechtfertiget. Vorzüglich verlangt er, man ſolle vielen Fleiß auf die Predigt wenden. „Die meiſten Zuhörer wollen nicht wie Schüler den Redenden als ihren Lehrer anſehen, ſondern wollen Zuſchauer von Schauſpielen ſeyn; trennen ſich auch, wie dieſe, in Parteien und hören den Einen mit Zuneigung, den Andern mit Haß.“ Ein Prediger arbeite ſeine Predigten ſo aus, daß ſie

Gott gefallen. Das ſey ſein Ziel, ſein größter Troſt, nicht menſchliche Lobſprüche. Es iſt dieſes das Hauptbuch jener Zeit über das Lehramt; nur daß er die Lehrer nach der gangbaren Vorſtellung nicht als Führer und Begleiter zur Frömmigkeit und Seligkeit, ſondern als Prieſter und Vermittler zwiſchen der Gottheit und Menſchheit anſieht; daß er das Abendmahl, das Liebe und freudige Dankbarkeit erzeugen ſoll, wegen ſeiner Würde ein „ſchauderhaftes Opfer" nennt, und glaubt, daß bei dieſer Feier die Engel, ganze Haufen himmliſcher Kräfte an dem Altare ſind, die ein an Offenbarungen gewöhnter Alter, in weißen Kleidern, gebeugt wie Soldaten vor dem Könige, wirklich um den Altar herum ſoll geſehen haben, was nebſt manchen Uebertreibungen, Flecken in dem noch immer geſchätzten Werke ſind. — Seit dem Jahre 375 lebte er unter Einſiedlern, zwei Jahre allein in eine Höhle eingeſchloſſen; wegen ſeiner geſchwächten Geſundheit kehrte er 380 nach Antiochien zurück, und wurde Diakonus. In ſeiner Einſamkeit hatte er mehrere Schriften geliefert: z. B. über die Zerknirſchung des Herzens; Etwas zur Empfehlung des Mönchslebens ꝛc. Jetzt ſchrieb er einige Troſtſchriften für einen Freund, der vom Satan beſeſſen zu ſeyn glaubte; für junge Witwen, über das eheloſe Leben. Eine Anzahl Predigten oder Homilien waren gegen die Anomäer oder Eunomianer gerichtet, welche behaupteten, daß der Sohn Gottes dem Vater unähnlich ſey; acht gegen die Juden, in deren Synagogen zu Antiochien noch manche Chriſten gingen, theils als Zuſchauer, theils um manche Feſte mit ihnen zu begehen, worüber die chriſtlichen Lehrer ſehr aufgebracht waren und die Juden, wie Gregorius von Nyſſa in einer Predigt, „Herrenmörder, Prophetenmörder, Gotteshaſſer, Advokaten des Teufels ꝛc. nannten." Auch der ſonſt milde Chryſoſtomus, der Bannflüche ſonſt ſehr mißbilligte, nennt ihre Synagogen „Räuberhöhlen und einen Aufenthalt der Dämonen; ſie würden durch die heiligen Bücher eben ſo wenig heilig, als die Hände des Henkers es würden, weil ſie einen Heiligen gepeinigt hätten." In einer Predigt ſagt er ſehr vernünftig über den Bann, daß viele gar nicht wüßten, was ein Anathema bedeute. „Es heißt Jemanden dem Teufel übergeben, ſo daß er keine Hoffnung zur Seligkeit hat und für Chri-

ſtum fremd iſt. Wer biſt du denn, daß du dir ſo viel Macht und Gewalt anmaßeſt? Zu ſeiner Zeit wird der Sohn Gottes ſchon kommen und die Schafe von den Böcken ſcheiden. Der Apoſtel ſcheint das Wort nur aus Noth in zwei Stellen (2 Cor. 16, 21. Gal. 1, 8.) und dort nicht einmal von einer beſtimmten Perſon gebraucht zu haben. Zwar ſagen die, welche zu allem Böſen fertig ſind: Es iſt ein Ketzer, in dem der Teufel wohnt und der viele verführet. Aber nach 2 Tim. 2, 25. ſoll man ihn doch ſanft und langmüthig, ohne Haß oder Verabſcheuung behandeln. Bringt dieſes keinen andern Nutzen, ſo hat es gewiß dieſen, daß du dich durch die Liebe als einen wahren Jünger Jeſu vorſtellſt, ohne welche aller Eifer nichts iſt (1 Cor. 13, 1. Joh. 13, 35.). Paulus wollte wohl um ſeiner Brüder willen von Chriſto verbannt ſeyn; aber andre belegt er weder mit Bann noch mit Beſchimpfung und Gewaltthätigkeiten. Wenn er nicht gelitten, gebeten, ermahnt hätte, würde er Gott nicht ſo viele Völker und Städte ganz dargebracht haben. So ſagt er zu den Athenern nicht: Ihr ſeyd Atheiſten und durchaus gottlos, ſondern: Ihr verehret einen unbekannten Gott, und dieſen kündige ich euch an. O Wunder; o väterliches Mitleiden! Er ſpricht von einer Verehrung Gottes, ob ſie gleich Abgötter und Gottloſe waren. Warum? weil ſie ſich wenigſtens einbildeten, Gott zu verehren. Dieſem ahmt nach, ich will es auch thun. Gottes gleiche Güte fordert uns Alle dazu auf. Sollen wir nicht auch für unſre Feinde beten? Wenn derjenige, den du zu verfluchen beſchloſſen haſt, noch am Leben iſt, ſo handelſt du gottlos, daß du einen Menſchen, der ſich noch beſſern kann, völlig abſchneideſt; iſt er ſchon todt, ſo gebührt dir ſolches noch weniger, weil er ſeinem Herrn ſteht oder fällt und weiter unter keiner menſchlichen Gewalt ſteht. Woher wiſſen wir es, mit welchen Worten er ſich am jüngſten Tage anklagen oder vertheidigen wird? Ketzeriſche Lehren alſo muß man verfluchen*) und widerlegen; der Menſchen aber ſelbſt ſchonen und für ſie beten!" Vortreffliche Grundſätze, die aber der gute Chryſoſtomus doch nicht immer genau befolgte, indem er z. B. in Phönizien Götzentempel durch Mönche mit kaiſerlicher Vollmacht

*) Doch wohl auch erſt unterſuchen, ob ſie dieſen Namen verdienen?

zerſtören ließ! Im J. 387 brach ein Aufruhr gegen den Kaiſer Theodoſius in Antiochien aus, indem die Unterthanen durch ſchwere Steuern und dabei beſonders von den Einnehmern bedrückt wurden. Kaum konnte ſich der Statthalter vor dem Pöbel retten und die kaiſerlichen Bildſäulen wurden niedergeriſſen und beſchimpft. Alle Einwohner zitterten bei ruhiger Ueberlegung vor den traurigen Folgen; in den Straßen war es öde, aber in den Kirchen ſuchte man Troſt. Chryſoſtomus zeigte ſich hier als einen treuen Hirten; er ſuchte zu tröſten, aber auch zu beſſern *). Er hielt die „ein und zwanzig Homilien über die Bildſäulen und wirkte dadurch ſehr viel Gutes. Beſonders eiferte er über das leichtfertige Schwören und Gottesläſtern, da gerade die Nachſicht gegen ſolche Menſchen das Unglück mit herbeigeführt hatte. Der Biſchof Flavianus reiſete ſelbſt zum Kaiſer, um die Stadt durch ſeine Fürbitte zu retten; und es gelang ihm. Unterdeſſen aber ängſtigte man ſich durch die allerſchlimmſten Nachrichten; viele Antiochener entwichen; aber Chryſoſtomus flößte den Zurückgebliebenen Muth und Vertrauen ein. Viele Stellen dieſer Reden wurden auswendig gelernt und die Einwohner waren ganz davon erbauet, ſo wie von ſeinen Reden über die Taufe, Beſſerung u. dergl. 397 wurde er, faſt gezwungen, Biſchof in Conſtantinopel. Der neidiſche, zänkiſche, habſüchtige und unruhige Biſchof Theophilus in Alexandrien wurde genöthigt, ihn dazu zu weihen. Chryſoſtomus, ein Mann voll Wahrheitsliebe, der im Bewußtſeyn ſeiner Pflicht und redlichen Abſicht freimüthig ſprach, dabei ſehr mäßig und enthaltſam lebte, paßte nicht ganz in die Nähe des Hofes. Er bemerkte gar bald die großen Fehler unter der daſigen Geiſtlichkeit, den Hang zum Wohlleben, zur Schmeichelei bei den Großen und ſo mancherlei Gebrechen. Um dieſen Zuſtand zu verbeſſern, ſetzte er unwürdige Lehrer ab und nahm beſſere an; wurde aber auch wohl durch manche Menſchen und Nachrichten getäuſcht und machte ſich viele Feinde unter ihnen und den Mönchen, die ihn einen mürriſchen, harten und hochmüthigen Mann ſchalten. Er rügte die Mißbräuche bei der Verwaltung des Kirchenvermögens, ſchränkte den Aufwand ein, der bisher auch für den

*) Was thun die Geiſtlichen in Spanien?

Biſchof in Schmauſereien, ſeidenen Tapeten und dergl. gemacht wurde; that dagegen den Armen viel Gutes, und ließ Krankenhäuſer, beſonders auch für Fremdlinge, bauen; vielleicht war er etwas zu ungeſellig und unzugänglich, weil er Zerſtreuungen vermeiden wollte; allein dafür war er um ſeiner Predigten, Amtstreue und tugendhafter Lebensweiſe willen bei den übrigen niedern Ständen deſto beliebter. Ob er nun gleich die Ruhe ſuchte und den Frieden liebte, ſo wurde ihm doch ſein Alter ſehr verbittert; er ſollte zwiſchen mehrern Biſchöfen und Gemeinden Frieden ſtiften, vermehrte aber dabei, ſo wie durch den Tadel der Großen, ſeine Widerſacher, wozu beſonders die herrſchſüchtige und geldgierige Kaiſerin Eudoxia gehörte. Am meiſten feindeten ihn die erwähnten Theophilus und Epiphanius an. Sie gaben ihm nebſt andern Fehlern vorzüglich Schuld, daß, weil er den Origenes nicht geradezu mit verdammte, vielmehr deſſen große Gelehrſamkeit hoch ſchätzte, ohne ſeine Verirrungen zu billigen, er ſelbſt Origeniſt ſey. Er wurde 403 wegen 29 gegen ihn erhobener Klagpunkte, die aber mehr einige Unvorſichtigkeiten betrafen, von einer Synode, unter dem Vorſitz des Theophilus, der ſelbſt über 70 Punkte verklagt war, abgeſetzt und auf kaiſerlichen Befehl aus der Stadt gebracht. Schimpflich war es für Hieronymus, daß er jenen Verleumdern beiſtimmte und in einem ſchleichend andächtigen Tone, der mit dem verketzernden ſo natürlich gepaart iſt, wie man beide, ſagt ein großer Geſchichtſchreiber, in ſolchen Köpfen unzähligemal beiſammen findet, ausrief: Sie iſt gefallen, Babylon! Das Volk war höchſt aufgebracht und erhielt ſeinen Biſchof wieder, der nun ſeine Sache vor einem unparteiiſchen Concilium führen wollte. Theophilus war geflüchtet. Allein er wiegelte überall die Biſchöfe gegen den Chryſoſtomus auf; und mit Hülfe der Eudoxia, die freilich eine Predigt über die Herodias auf ſich bezogen hatte, wurde dieſer 404 aufs Neue abgeſetzt. Es war an einem Sonnabend vor Oſtern. Die ſiegende Partei fiel nun in die Kirchen, oder ſchickte Soldaten hinein, welche die Anhänger des Chryſoſtomus zerſtreuten und ſchlugen und bis zum Oſtermorgen fort wütheten; ja man bedrohte den Biſchof mit Meuchelmord; nur ſeine zahlreichen Anhänger ſchützten ihn. Seine Verfolger ſtellten dem Kaiſer vor, es werde

nur Ruhe, wenn Chryſoſtomus fort ſey. Arcadius verwies ihn daher; unter zahlloſen Thränen ſeiner Gemeinde ging er den Soldaten entgegen und reiſete nach Nicäa. Allein die Unruhe vergrößerte ſich, zumal da plötzlich die Hauptkirche und das Rathhaus, zwei ſchöne Gebäude, wegbrannten und jede Partei der andern die Schuld beimaß; die Johanniten, ſo hießen des Chryſoſtomus Anhänger, wurden darüber gefoltert, geſtanden aber nichts, wiewohl vieler Verdacht auf einige fällt. Chryſoſtomus wurde nach Armenien geführt, fand überall Freunde und war unaufhörlich thätig, um ſchriftlich und mündlich zu belehren und zu tröſten. Der Neid und die Bosheit der Biſchöfe vertrieben ihn aber immer weiter; er ſtarb auf ſeiner beſchwerlichen Fortreiſe, 60 Jahr alt, zu Comana in Pontus. Als ſein Ende herannahete, zog er beſſere Kleider an, genoß das heilige Abendmahl und ſagte: „Gott ſey in Allem geprieſen! Amen!" machte das Zeichen des Kreuzes und verſchied. Er hat wohl als Menſch gefehlt, aber er ſteht weit über allen damaligen Biſchöfen, namentlich über ſeinen Widerſachern, die Vieles in ſeinen Reden und in ſeinem Verhalten verdrehet, übertrieben, dazu unſichre Gerüchte aufgehaſcht und ihn höchſt ungerecht behandelt haben. Theophilus und ſein Nachfolger Cyrillus verfolgten ihn noch nach ſeinem Tode. Er betrug ſich muſterhaft gegen ſeine Ankläger, ſo wie auch als Verurtheilter, Zurückberufener und wieder Verbannter; nur in einigen Predigten zeigt ſich einige lebhafte Empfindlichkeit; doch wird freilich von den Zuhörern auch manche Predigt ſogleich auf Perſönlichkeiten gedeutet. Seine ungemein zahlreichen Vorträge behandeln theils ganze Bücher, theils einzelne Stellen der Bibel. Paulus und beſonders der Brief an die Römer waren ihm vor allen ſehr werth. Er verliert ſich nicht häufig in Spitzfindigkeiten und hat er auch ſelbſt eine Stelle nicht ganz richtig erklärt: Beſſerung und Troſt ſind immer ſeine Hauptzwecke. Man hat unter ſeinem Namen auch eine Liturgie, wovon aber wohl nur einige Stücke ihm zugehören und das Uebrige ſpätern Urſprungs iſt. Ob ihm zwar gleich der Beifall und das Vertrauen ſeiner Zuhörer viel werth war, ſo billigt er doch die gewöhnliche Art, wie man Predigten, welche gefielen, auszeichnete, nicht ganz. Man rief nämlich dem Prediger oft, wie aus einem

Munde, laute Lobſprüche oder Ermunterungen zu, nannte ihn einen Rechtgläubigen, einen dreizehnten Apoſtel; man fiel laut ein, wenn er eine bibliſche Stelle anführte, und brachte ſie mit zu Ende; es erhob ſich auch wohl ein verworrenes Geſchrei der Bewunderung und des Vergnügens; man bewegte die Hände, hüpfte in die Höhe, wehte mit den Schnupftüchern und dergleichen Unſchicklichkeiten fielen oft vor. Auguſtinus und Chryſoſtomus waren ſehr dagegen. Letzterer geſteht, er freue ſich erſt über den Zuruf; aber wenn er zu Hauſe bedenke, daß die Zuhörer keinen Nutzen erhalten, vielleicht unter Lobſprüchen dieſen verloren haben, ſo ſeufze und weine er. „Folgt mir,“ ſagt er noch, „wir wollen das Geſetz feſtſtellen, daß es keinem Zuhörer erlaubt ſeyn ſoll, die Redner durch lauten Zuruf zu unterbrechen. Will er bewundern, ſo mag er ſtillſchweigend bewundern. Aber Fleiß und Eifer gehe nur auf die Aufnahme des Geſagten! Nichts iſt in der Kirche ſo anſtändig als Stillſchweigen und gute Ordnung. Das Getümmel gehört für die Schauplätze, Bäder, Marktplätze und öffentlichen Aufzüge.“ Auguſtin nannte ſolche Lobſprüche nur Blätter von den Bäumen, nicht Früchte. Doch ſchienen beide dieſen lauten Beifall mehr einſchränken als ihn ganz aufheben zu wollen, da ſie ihn doch zuweilen, wahrſcheinlich als ein Zeichen der Ergebenheit und Dankbarkeit, nicht verwarfen.

Die größte Schwäche des Chryſoſtomus war ſein Aberglaube. Er hat viel zur übermäßigen Verehrung der Märtyrer beigetragen. „Ihre Gräber,“ ſagt er, „ſind ſichere Häfen, Quellen von geiſtlichem Waſſer und unerſchöpfliche Schätze von Reichthümern. Nicht bloß die Gebeine der Märtyrer, ſondern auch ihre Gräber und Behältniſſe fließen über vom Segen.“ „Laßt uns vor den Ueberbleibſeln (der Märtyrerinnen Berenice und Prosdace) niederfallen, ſie bitten und anflehen, daß ſie unſre Fürſprecherinnen werden. Als Verſtorbene tragen ſie die Wundenmale Chriſti; und wenn ſie dieſelben zeigen, ſo können ſie den König zu Allem bereden. So laßt uns durch ſie, indem wir durch unaufhörliche Beſuche ihre Vertrauten werden, Gottes Gnade erwerben.“ Allerdings ſagte er auch in andern Stellen, bei Menſchen müſſe man ſich erſt an ihre Thürhüter und Schmeichler wenden; bei Gott finde ſich nichts

dergleichen, man ſolle geradezu ohne Mittelsperſon zu ihm gehen. Chryſoſtomus widerſpricht ſich hierin oft. Man erkennt ſeine Meinung auch aus ſeinem Glauben, daß noch täglich von den Märtyrern Wunder verrichtet würden. Leichtgläubig nahm er daher auch ſolche Erzählungen auf und hielt Lobreden auf ſolche Märtyrer. Die Kaiſerin Eudoxia ließ im J. 398 die Ueberbleibſel einiger ſolcher Zeugen aus einer Kirche in eine andre ſchaffen, zog ſelbſt im kaiſerlichen Schmucke mit dem Chryſoſtomus hinter den Trägern der Kiſte her und berührte das darüber gedeckte Tuch. Eine unzählige Menge Mönche, Nonnen und Geiſtliche folgten dem Zuge unter Fackelſchein; erſt gegen Morgen kam man an. Nun predigte Chryſoſtomus und begann: „Wovon ſoll ich reden? Ich ſpringe vor Entzücken, ich bin unſinnig, aber dieſer Unſinn iſt beſſer als die Klugheit ſelbſt. Ich fliege und tanze und werde hoch empor gehoben; ja ich bin trunken von dieſer geiſtlichen Wolluſt!!" Wer ſucht hier den Chryſoſtomus? Mußte man ſich nicht einbilden, man brauche nur hinter einem ſolchen Reliquienkaſten einher zu ſchlendern und man habe das gottwohlgefälligſte Werk verrichtet? Es iſt zu verwundern, daß er von der Mutter Jeſu geringſchätziger dachte, als z. B. Auguſtin, der behauptete, es ſey keine Frage, daß ſie jede Sünde habe überwinden können. Tertullian hatte ihr Unglauben vorgeworfen; Origenes meinte: ſie habe ſich wie die Apoſtel an ihres Sohnes Leiden geärgert; Chryſoſtomus glaubte, der Engel habe ihr die Empfängniß Chriſti darum eher gemeldet, weil ſie ſonſt leicht, bei der plötzlichen Entdeckung dieſer Veränderung, möchte außer ſich geweſen ſeyn und ſich das Leben durch einen Strick oder das Schwert hätte nehmen können. Daß Jeſus ſprach: „Wer iſt meine Mutter? u. ſ. w." damit wollte er ihren übermäßigen Ehrgeiz beſtrafen; ſie dachte ſie könnte ihrem Sohne befehlen; ſie konnten insgeſammt lieber hineingehen und ihn hören. Das Wunder auf der Hochzeit zu Cana verlangte Maria wahrſcheinlich, wie Chryſoſtomus muthmaßt, aus der Schwachheit, ſich durch ihren Sohn mehr Anſehen zu geben. Das Mönchsweſen hatte an ihm einen kräftigen Beförderer. Er ſchrieb drei Bücher gegen die, welche es zu hindern ſuchten. Die Spötter vergleicht er mit Nero und

mit den Juden, den Chriſtenverfolgern. Den heidniſchen Vätern, deren Söhne wider ihren Willen Mönche geworden, und wie die Väter ſagten, ihnen geraubt worden wären, antwortet er, ſie hätten keinen Begriff von wahrer Glückſeligkeit; ein Mönch genieße mehr Anſehen als die Fürſten; wenn er in eine Stadt komme, ſo ſey es als wenn ein Engel vom Himmel herabgeſtiegen komme. Die Städte hält Chryſoſtomus für ſo ruchlos, daß man in der Einöde ſeine Rettung ſuchen müſſe. Die Eltern, die ſich dem Willen der Söhne, Mönche zu werden, widerſetzen, erinnert er an das jüngſte Gericht und die Nachläſſigkeit des Eli ſey noch nicht ſo ſtrafbar, als wenn Eltern ihre Kinder von der Möncherei, wo allein Seelenheil zu finden ſey, abhielten; ſie ſind ärger als Kindermörder. Wer vollends aus dem Kloſter wieder in die Welt zurücktrat, den ſucht er durch die Vorſtellung von Himmel und Hölle zu erſchüttern. Das Feuer in dieſer, ſagt Chryſoſtomus, iſt nicht wie das irdiſche, ſondern unauslöſchlich. In einem ſehr heißen Bade, in einem hitzigen Fieber kann man ſich einen Begriff davon machen. Es wird brennen, aber nicht leuchten; die Verdammten ausgenommen wird alles einſam, nur Martern werden da ſeyn. Chryſoſtomus ſucht zwar auch die Würde des Eheſtandes zu behaupten; aber er meint nach 1 Cor. 7, 7. wolle Gott eigentlich, daß ſich alle Menſchen der Ehe enthalten ſollten. Allein da er die Schwachheit des Fleiſches gekannt, habe er kein nothwendiges Gebot daraus gemacht. Wie der fromme Chryſoſtomus 1 Moſ. 1, 26—28. und das Beſtehen der Menſchen mit dieſen und andern nicht eben vorſichtigen Aeußerungen vereinigen konnte, iſt ſchwer zu ſagen.

§. 15.

Fortſetzung.

Auguſtinus, dieſer ſo berühmte Kirchenlehrer, den wir ſchon in den Pelagianiſchen Streitigkeiten haben kennen lernen, war 354 geb. zu Tagaſte in Numidien in Afrika; ſein Vater, ein Heide, wurde ſpät durch ſeine Gattin Monica ein Chriſt, ſie aber hat auf die Bildung ihres Sohnes den wichtigſten Einfluß gehabt. In der Römiſchen Sprache war er wohl geübt, aber

in der Griechiſchen und vorzüglich in der Hebräiſchen war er ein Fremdling, ob er ſich ſchon an die ſchwierigſten Stellen und Bücher des A. und N. Teſt. wagte. Sein lebhafter, im Zuſammenſtellen, Vergleichen und Vermuthen gewandter und ſcharfſinniger Geiſt half ihm aber oft durch; doch daß es ihm an Sprachkenntniſſen fehlte, davon ſind überall Spuren und Beweiſe zu finden. In ſeinem 17ten Jahre kam er nach Carthago und gehört unter die durch Beredtſamkeit ausgezeichneten Jünglinge, überließ ſich aber auch, wie ſchon vorher, Ausſchweifungen und einem frevelhaften Muthwillen gegen Lehrer und neue Ankömmlinge; er zeugte ſogar mit einer Buhlerin einen Sohn. Seine Wißbegierde und Einbildungskraft, die immer beſchäftigt ſeyn wollten, zogen ihn zu der Sekte der Manichäer, wo er ſichere Auskunft über die damaligen Streitigkeiten zu finden hoffte; er blieb neun Jahr bei ihnen, ohne jedoch unter ihre vertrauten Anhänger aufgenommen zu werden, ſo wie er überhaupt dieſen Aufenthalt als verderblich für Glauben, Herz und Sitten ſchildert. 384 kam er nach Mailand, entſagte zur Freude ſeiner Mutter dem Manichäismus, indem ihn Ambroſius mehr auf den Glauben verwies, worin jene Partei bei aller Spekulation doch nichts ergründen konnte; entfernte zwar ſeine Buhlerin, die nun einen beſſern Wandel zu führen anfing, nahm aber eine andre an, ſo wie ihn überhaupt nur die Furcht vor dem künftigen Gericht von gänzlicher Sittenloſigkeit abſchreckte. Allmählig fing er aber an in die Kirche zu gehen, lernte eifrige Chriſten und das Leben des heil. Antonius kennen, das auch ſchon manche zu Chriſten und Mönchen umgeſchaffen hatte, und nun fühlte er ſich auf einmal mächtig erſchüttert. Mit bitterem Unwillen über ſich ſelbſt, obſchon nicht ohne Kampf mit ſeinen Neigungen, eilte er in einen Garten, weinte heftig, warf ſich unter einen Baum nieder und betete; glaubte, daß ihn eine himmliſche Stimme auf die heilige Schrift weiſe, ſchlug die allerdings auf ihn paſſende Stelle auf: „Röm. 13, 13. 14. und wurde auf einmal ein aufrichtiger Rechtgläubiger und ein ſtrenger Ascet, ließ ſich aber erſt im 33ſten Jahre mit ſeinem Sohne von Ambroſius taufen. Es iſt wohl erklärbar, wie Auguſtin, mit ſeinen Gaben und ſeiner Lebhaftigkeit, zu einer ſolchen Veränderung

kam. Die Welt- und Sinnenluſt hatte ihn doch nicht gänzlich befriedigt; die Manichäer auch nicht. Es wurde bei ihm nach und nach die Sehnſucht nach etwas Beſſerem rege; er benutzte dazu eifrig die ihm dargebotnen Mittel, den Umgang mit angeſehenen Männern und die Schrift, ſo weit er ſie mit ſeinen Sprachkenntniſſen verſtand, und mit Recht dankte er Gott für dieſe Führung zu einer beſſern Sinnes- und Lebensart. Aber ihm erſchien bei dieſer allerdings merkwürdigen Veränderung Alles außerordentlich und wundervoll. Bei ſeiner gereizten und überſpannten Phantaſie bildete er ſich ein, wie Antonius und Conſtantin ein Zeichen vom Himmel vernommen, und unwiderſtehlichen Beiſtand Gottes erhalten zu haben. Er nahm dabei leichtgläubig alle die oft geiſtloſen Deutungen des auch nicht gründlich gelehrten Ambroſius über die heilige Schrift an, ſo wie alle die ſo oft getadelten Irrthümer der Zeit. Nun lieferte er eine ſo große Menge Schriften über die mannigfaltigſten Gegenſtände, daß man ſchon bei der Hälfte vollkommen das Wahre, Gute und Nützliche ſeiner Arbeiten beſitzen könnte; ein großer Theil ermüdet durch Weitſchweifigkeit, Dunkelheit und Wiederholungen. Er ſpricht anfangs noch viel von Willensfreiheit, aber nachdem er ſich immer tiefer in ſeine ſchon erwähnte Prädeſtinationslehre hineingearbeitet hatte, nimmt er Alles zurück, womit er eben den Menſchen als ein freies Weſen könnte dargeſtellt haben. Das neunte Capitel an die Römer wurde die Grundlage ſeines Syſtems, aber eben hier zeigte er ſich auch als einen ſchwachen Ausleger, der gar nicht die Grundbedeutung der Wörter, worauf gerade hier Alles ankam, genau kennt, nicht auf das Ganze und den Zuſammenhang achtet, und Meinungen, die nur ihm angehören, als bibliſch vorausſetzt, ohne ſie erſt zu beweiſen, und nun darauf fortbauet. Wo er nicht mehr fortkommen kann, ob es ſchon andern Auslegern gelungen iſt, da beruft er ſich auf das Unerforſchliche in Gottes Rathſchlüſſen oder hilft ſich durch allegoriſch-myſtiſche Deutungen. Glücklicher war er noch in dem neuen Teſtamente, als wenn er ganze Bücher des alten erklären wollte. Z. B. Pſ. 1, 1. bezieht er auf Chriſtum. Nur da, wo er praktiſch wurde, wo er Anleitung zum Lehren, zur erbaulichen Behandlung bibliſcher Stellen gibt, liefert er ſo

manche moraliſche Nutzanwendung, aber er verirrt ſich auch bald. In der vortrefflichen Bergpredigt verſteht er unter dem Berge die größern Gebote der Gerechtigkeit, weil die kleinern den Juden ertheilt worden wären. Racha Matth. 5, 22. ſoll nichts bedeuten, ſondern nur eine Erregung des Unwillens ſeyn. Ueber den Widerſacher V. 25. iſt Auguſtin zweifelhaft, ob es der Teufel, oder Gott, oder ſein Gebot, oder ein Menſch, oder das Fleiſch ſey. Das tägliche Brot im Vater Unſer kann nicht die täglichen Bedürfniſſe anzeigen, denn wir ſollen ja nicht ſorgen, was wir eſſen werden; noch weniger alſo darum beten; auch nicht das Sakrament des Leibes Chriſti, denn viele Morgenländer genießen es nicht täglich, können alſo auch nicht ſo beten. Es bleiben alſo nur die Gebote Gottes übrig, welche der Herr eine Speiſe nennt, die man täglich betrachten muß." Eine Lieblingsſache war es für den Auguſtin, Fragen zu beantworten, die er ſich ſelbſt aufgab, oder die ihm Andere vorlegten, da man ſeine Neigung zu ſolchen Unterſuchungen kennen lernte, und zu ſeinem Scharfſinne, worauf er ſich mehr als auf ſeine Gelehrſamkeit verlaſſen konnte, Zutrauen hatte. Die Fragen und Antworten ſind oft eben ſo überflüſſig als ſonderbar. Z. B. „Wie iſt Chriſtus zugleich im Leibe ſeiner Mutter und im Himmel geweſen? Antw. Wie das Wort eines Menſchen, welches zwar viele hören, aber doch auch einzelne ganz hören. — Warum erſchien der Sohn Gottes als ein Menſch, und der heilige Geiſt als eine Taube? Jener kam, um den Menſchen ein Beiſpiel des Lebens zu geben, dieſer erſchien, um die Gabe ſelbſt, zu welcher man durch ein gutes Leben gelangt, anzudeuten. War das Einblaſen Gottes in den Adam ſeine Seele? Hat der Körper Chriſti noch immer Knochen und Blut oder die übrigen Züge von Fleiſch?" — In einer Schrift gegen die Lüge war er ſehr ſtreng gegen alle ſogenannte Nothlügen; indeß, meint er, die Heiligen der Schrift haben nicht gelogen, wenn ſie die Wahrheit verheimlichten. Abraham ſagte nicht, es iſt nicht meine Frau, ſondern nur: es iſt meine Schweſter; weil ſie wirklich ſeine nahe Verwandte war. Jacobs Verſtellung gegen ſeinen Vater war ein Geheimniß, wodurch nach Luc. 13, 28. die künftige Oberherrſchaft des jüngern Bruders ſollte angedeutet werden. Im

J. 390 wurde Auguſtin Biſchof in Hippo und groß war ſein Anſehen durch den Ruf von ſeiner Gelehrſamkeit, Schriftſtellerei, Lehrgabe, Beredtſamkeit, Thätigkeit gegen die Ketzer und Streitfertigkeit für den Lehrbegriff, wo er durch ſeine Gewandtheit ſo oft ein glücklicher Sieger war; ſo wie er ſich auch durch ſeinen Eifer im Amte, ſeine Uneigennützigkeit und ſeine möchsähnliche Lebensweiſe ſehr empfahl. Er ſelbſt ſprach mit keiner Frau allein und der Kleriker durfte auch keine Schweſter bei ſich haben. Er predigte ſehr oft, und wo er hinkam, forderte man ihn dazu auf. Er handelt ſelten Gegenſtände ausführlich ab, ſpricht mehr in Sentenzen und gibt kurze Betrachtungen über eine Glaubens- oder Lebenspflicht. Einen großen Theil ſeiner Zeit und Kraft verwendete er gegen die Ketzer. Um das Jahr 387 ſetzte er ſeine vielen Streitſchriften gegen die Manichäer auf, an welcher Partei er Vieles mit Recht tadelt, aber dabei nicht ihre beſſern Grundſätze mit Gerechtigkeit würdiget. In einer Schrift: „Von dem freien Willen,“ ſind ſeine Ausdrücke ziemlich Pelagianiſch; aber er ſchränkt ſie anderwärts wieder ein. Dann machte ihm eine andere Partei, die der Donatiſten, viel zu ſchaffen, die man eigentlich nur als Schismatiker betrachtet, indem ſie nicht ſowohl vom katholiſchen Glauben abwichen, ſondern ſich nur von der katholiſchen Kirche losſagten, weil dieſe nicht ſtreng genug gegen die abtrünnigen Kirchenlehrer zur Zeit der Verfolgung verfahren ſey. Mehrere Kirchenverſammlungen zu Carthago und kaiſerliche ſtrenge Geſetze gegen ſie, beſonders die unermüdete Geſchäftigkeit Auguſtins, brachten viele Donatiſten dahin, daß ſie ſich an die katholiſche Kirche anſchloſſen; die letzte Unterredung war 411, wo 286 katholiſche und 279 Donatiſtiſche Biſchöfe zuſammen kamen und wobei es mehr Gezänke als gründliche Belehrung gab. Auguſtin und der kaiſerliche Commiſſarius ſiegten; ihre Anhänger ſtützten ſich auf den ſehr unſichern Schluß: „ihre Kirche ſey die allgemein verbreitete oder katholiſche, alſo die wahre Kirche.“ Außer den Arianern waren es nun auch vorzüglich die Pelagianer, die Auguſtin bekämpfte. Die Streitpunkte ſind ſchon erwähnt. Da beide Anführer es gut meinten, ſo hätte nun eine ruhige genaue Erörterung und Beſtimmung dieſer Behauptungen, die

man in mehr als einem Sinne verſtehen konnte, ſo wie der Gründe, beſonders der bibliſchen Ausſprüche, worauf man ſich dabei berief, und der Folgerungen, wohin die eine oder die andere Meinung führe, entſcheiden und auf die rechte Bahn leiten ſollen. Denn nicht davon, daß Auguſtin ein angeſehener Biſchof und ſeine Gegner uur zwei Mönche waren; nicht von den Synoden, wie ſie damals gehalten wurden, von denen die eine 415 zu Jeruſalem den Pelagius für einen Ketzer, die andre in eben dieſem Jahre zu Diospolis oder Lydda ihn für ein Mitglied der katholiſchen Kirche erklärte, was die nachfolgenden wieder verwarfen; nicht davon, daß eine große Anzahl Biſchöfe auf dieſer und eine andre auf jener Seite war, und wobei viele vergebliche, zweideutige und bedenkliche Worte in der Heftigkeit des Streites auf beiden Seiten vorkamen, nicht davon konnte die Richtigkeit der Lehre abhängen. Aber Auguſtinus und der verketzernde Hieronymus, der gleichwohl in der Lehre von der Erbſünde, wo man auf eine Fortpflanzung der Seele durch die natürliche Zeugung gerieth, dieſen Act gar für Sünde hielt und mit dem Auguſtin nicht übereinſtimmte, waren nicht die zur gründlichen Unterſuchung, Ueberzeugung, und zur Nachgiebigkeit, wo ſie eines Irrthums konnten überführt werden, geeigneten Männer. Sie blieben bei ihren Anſichten und gewohnten Bibelerklärungen; beriefen ſich auf das Hergebrachte, ſo unſicher es auch war, und auf die Ausſprüche der ältern Kirchenväter, von denen nur wenige, wie etwa Tertullian, Spuren von der Lehre einer Erbſünde haben. Hingegen die frühern Griechiſchen Theologen ſprachen über den freien Willen ganz ſo, wie Pelagius, ob man ſchon ihre Worte gern verdrehen oder ſie lieber einer Unvorſichtigkeit beſchuldigen wollte. Auffallend iſt noch, daß man an dem Pelagius und ſeinem Freunde viel Liebes und Gutes ſah, als man ihre Ketzerei nicht kannte; daß man es ihnen aber Alles abſprach, als man bemerkte, daß ihr Glaube nicht Auguſtiniſch ſey; noch auffallender, daß man ſpäterhin Schriften entdeckt hat, die man dem Hieronymus zuſchrieb, die man aber nachher als Schriften des Pelagius erkannt hat, die alſo doch nicht ſogar irrgläubige Sätze enthalten müſſen. Auguſtin nahm übrigens gegen die Ketzer einen ziemlich vornehmen Ton an; er ſcheint zuweilen

ſchonend und duldſam; allein er betrieb es doch, daß ſie vertrieben und ihnen Hab und Gut und Kirchen durch kaiſerliche Befehle entriſſen wurden, und ſtellte zuerſt den Satz auf: Gewaltthätigkeiten gegen Ketzer ſind eben ſo nothwendig als nützlich. Merkwürdig war Auguſtins Schrift über „Glaube, Liebe, Hoffnung," was ein Handbuch der Religion ſeyn ſollte. Neben dem Nützlichen bringt er aber auch ſein Gewebe von theologiſchen Subtilitäten, viele überflüſſige Fragen, Verdammung der Ketzer vor, und da er nur recht viel geglaubt wiſſen will, ſo hat er deſto weniger für das thätige Chriſtenthum mitgetheilt. Seine „Selbſtbekenntniſſe" in dreizehn Büchern ſind ſehr berühmt, jedoch von ſeinen Verehrern übertrieben geſchätzt worden. Es iſt eine treue Darſtellung ſeiner Schickſale, ſeines ungebeſſerten und gebeſſerten Zuſtandes, mit des Verfaſſers Vorzügen und Fehlern. Viel Wahres und Gutes findet ſich darin; aber die Spiele ſeiner erhitzten Einbildungskraft, die Spitzfindigkeit vieler Fragen und Unterſuchungen, mönchiſche Grundſätze in der Sittenlehre, ſeichte Erklärung der Bibel, geſuchter Witz und Weitſchweifigkeiten befriedigen nicht den denkenden Chriſten. Eine Schrift über den Unterricht der Katechumenen gibt viele heilſame Rathſchläge. In dem Buche über die Dreieinigkeit iſt Auguſtin ſo ganz in ſeiner Spekulation. Da bringt er heraus, man könne auch ſagen: der Sohn habe ſich ſelbſt geſendet; daß die drei Engel, die dem Abraham erſchienen, ein Bild der drei göttlichen Perſonen ſind; er ſtellt in ſechs Büchern Bilder auf, welche die Dreiheit in der Einheit erläutern und beweiſen ſollen; z. B. Gedächtniß, Verſtand und Willen machen ja auch nur eine Subſtanz. Das größte und gelehrteſte ſeiner Werke iſt das Buch: von der Stadt Gottes (de civitate dei). Die Heiden machten gar mancherlei Einwendungen gegen das Chriſtenthum; manche behaupteten, es ſey dem Römiſchen Reiche gar nicht angemeſſen, da es lehre: man ſolle nicht Böſes mit Böſem vergelten, ſich Alles, alſo auch Raub und Plünderung, gefallen laſſen. Auguſtin ſcheint durch ſolche Vorwürfe mit zur Abfaſſung der Schrift veranlaßt worden zu ſeyn. Der Abend ſeines Lebens war auch durch die Einfälle fremder Völker ins Römiſche Reich, und beſonders, als die Vandalen, die dem Arianismus ergeben waren, in Afrika ein-

fielen, und die Länder, die Kirche und ihre Lehrer ſo viel litten, getrübt. Er tröſtete und half, wo er konnte. Hippo wurde belagert, da ſtarb er, 430, im ſechs und ſiebzigſten Lebensjahre. Auch um ſeine Gebeine, die eine Menge Wunder ſollten verrichtet haben, zankte man ſich; ſie ſollten zuletzt nach Pavia in die Peterskirche gekommen ſeyn; allein 1695 wollte man erſt ihren wahren Aufenthalt dort entdeckt haben. Nach einem langwierigen Prozeß darüber mag man wohl die Gebeine eines Unbekannten ihm zugeeignet haben; ſo wie ihm auch Schriften untergeſchoben ſind. Er ging ſeine Bücher noch einmal durch und zählt ſelbſt 93 Schriften in 232 Büchern; ſein Schüler, der Biſchof Poſſidius, macht mit den Briefen und einzelnen Predigten 1030 Schriften nahmhaft. Kein Lehrer der alten Kirche hat ein ſo unerhörtes Anſehen ſo lange behauptet wie er, auf keinen hat man ſich ſo häufig berufen, keinen ſo geehrt und nachgeahmt wie ihn. Er hat zwar mehrere Klöſter geſtiftet, aber keinen eigentlichen Orden mit einer von ihm ſelbſt beſtimmten Regel; erſt durch die Päpſte ſind ſeine Stiftungen unter dieſem Namen vereiniget worden. Auch Luther gehörte zu dieſem Orden, ſeine theologiſche Denkart war ganz nach Auguſtin gebildet und er berief ſich gewöhnlich auf dieſen Kirchenvater, wenn man ihm die Einführung neuer, unerhörter Lehren ſchuld gab. Späterhin verließ er zwar Auguſtins harte Lehren von der Gnadenwahl u. ſ. w., erkannte auch deſſen Schwäche im Hebräiſchen; aber die Lehren von der Erbſünde, von der Gnade, mit einigen Milderungen, waren nach ſeiner Meinung am beſten von dieſem Kirchenlehrer behandelt. Auch Melanchthon, ob er zwar vieles milderte, ſchätzte ihn, wenigſtens in der erſten Zeit, ſehr hoch; Calvin gründete auf ihn ſein Lehrgebäude.

Unter den Römiſchen Biſchöfen dieſer Zeit hat man mehrere ausgezeichnet, ja einige mit dem Beinamen des Großen beehrt, freilich nach damaligen Begriffen. Leo der Große, Biſchof von 440 — 461, hat eine außerordentliche Menge von Predigten und auch einige andere Schriften geliefert, und gewann durch ſeine Beredtſamkeit vielen Beifall. Dabei war er ſehr wachſam gegen alle Ketzereien. Allein zugleich zeigt ſich in ihm ein ſehr reges Streben, den Römiſchen Biſchofsſitz

über andere zu erheben, und diejenigen, die nicht ſeinen Vorrang anerkennen wollten, von der Kirchengemeinſchaft auszuſchließen. Ein großes Verdienſt war es aber, daß er als Mitgeſandter des Kaiſers an den wilden Hunnenkönig Attila 452 dieſen von Rom zurückhielt. Die Fabel ſagt: der heilige Petrus habe neben dem Leo in prieſterlicher Kleidung majeſtätiſch und mit grauem Haupte geſtanden und dem Könige mit bloßem Schwerte den Tod gedrohet. 455 drang der König der Vandalen, Genſerich, auf Rom ein. Leo that eine Fürbitte und erhielt, daß die Stadt mit Feuer und Schwert verſchont wurde; aber die Soldaten des Königs plünderten dafür 14 Tage. Leos Gaben und Eifer, die damalige Theologie zu entwickeln und zu vertheidigen, ſein Einfluß und Anſehen bei Hofe und bei allen wichtigen kirchlichen Angelegenheiten, beſonders aber ſeine zum Theil glücklichen Beſtrebungen, die Macht des Römiſchen Stuhls zu erweitern, haben ihm ſeinen Beinamen erworben. Er gab auch mehrere Kirchengeſetze, worunter beſonders die Verordnung merkwürdig iſt, nach welcher die von einigen Biſchöfen eingeführte Gewohnheit, daß man bei der Kirchenbuße ein geſchriebenes Bekenntniß der einzelnen Sünden der Gemeine vorleſen ließ, ganz abgeſchafft ſeyn ſollte, indem es, wie Leo erklärte, genug ſey, wenn die Verſchuldungen der Gewiſſen den Prieſtern allein in einem geheimen Bekenntniſſe angezeigt würden, indem ſich viele ſcheuten und ſchämten, vor der Gemeinde und ſelbſt vor ihren Feinden ihre Vergehungen zu geſtehen und dadurch von der Beſſerung abgehalten würden. Man kann ſeine Anſicht nicht mißbilligen; was in der erſten kleinern, engverbrüderten Kirche viel für die Sitten gewirkt hatte, mochte wohl jetzt unter andern Umſtänden mehr ſchaden als nützen. Nur freilich traten an die Stelle jener Demüthigungen ſolche Abbüßungen, die den Büßenden bequem und dem Clerus einträglich wurden. Leo beſtellte auch Wächter zu den Gräbern in der Peterskirche, wo die Leichname von Petrus und Paulus liegen ſollten. Er ſelbſt wurde 461 in dieſe Kirche begraben; allein dreimal ſind ſeine Gebeine verſetzt, und auch außerhalb Rom ſind Reliquien davon vertheilt worden.

Gregorius der Große (590 — 604) erſt ein Mönch, der ſogar Wunder that, dann Diaconus in Rom, wurde als des

Papſtes Geſchäftsträger nach Conſtantinopel geſchickt. Hier erſuchten ihn einige Mönche um eine Erklärung und Deutung des Buches Hiob, das gerade am ſchwierigſten auszulegen iſt und am wenigſten bearbeitet war. Er wagte ſich daran durch Vertrauen auf Gott, wie er ſagt, „der die Zungen der Kinder beredt macht und ſogar eine Eſelin reden läßt,“ und erklärt nun, ſo gut es geht, hiſtoriſch, allegoriſch und moraliſch. Er meint, man könne unmöglich Alles nach dem Buchſtaben nehmen, z. B. die Verwünſchung des Geburtstages, und bediente ſich zu ſeinen Führern der Lateiniſchen Ueberſetzungen. Das Werk, das in ſechs Haupttheilen 36 Bücher enthält, und das größte ſeiner Schriften iſt, wurde erſt in Rom vollendet. Da Gregorius weder morgenländiſche Sprachen verſtand, nicht einmal Griechiſch, um die Ueberſetzungen zu benutzen, weder Dichter noch ſcharfſinniger Philoſoph war, ſo ſchiebt er nun oft ſeine Gedanken, Einfälle und Deutungen mit manchen myſtiſchen Spielereien ein, wodurch dieſes geiſtreiche aber auch dunkle Buch viel von ſeinen herrlichen Schilderungen der Größe Gottes und von ſeinen Troſt- und Sittenlehren verliert. Hiob iſt, nach Gregors Deutung, das Bild von Jeſu als Schmerzentragendem; ſeine 7 Söhne bedeuten ſiebenfache Gnadengaben des heiligen Geiſtes, die den Apoſteln mitgetheilt wurden, die drei Töchter drei Claſſen von Chriſten: Hirten, Enthaltſame und Verheirathete; die Schafe des Hiobs ſind die Juden auf der Weide des Geſetzes; die Kameele ſind die Heiden oder die Samariter, die Ochſen die jüdiſchen Lehrer unter dem Joche des Geſetzes. „Wir beſitzen 7000 Schafe, wenn wir unſchuldige Gedanken im reinen Herzen, mit einem innerhalb uns ſelbſt aufgeſuchten Futter weiden; 3000 Kameele, wenn alles in uns hoch und gekrümmt iſt, Alles der Vernunft des Glaubens unterworfen, und in der Erkenntniß der Dreieinigkeit freiwillig in der Begierde der Demuth gebeugt wird; 500 Joch Rinder haben wir, wenn die Harmonie der Begierden das harte Herz pflügt, 500 Eſelinnen (Cap. 1, 3.) wenn wir die Fleiſchesluſt im Zaume halten. Der Arctur (Cap. 9, 9. Cap. 38.) iſt die allgemeine Kirche; der Orion bedeutet die Märtyrer; die Hyaden die Lehrer; der Behemoth Cap. 40. den Satan.“ Das Werk wurde angeſtaunt; ein Lob-

redner ſagte: „man könne ſeine Vortrefflichkeit nicht ausſprechen, wenn auch alle Glieder eines Weiſen in Zungen verwandelt würden.“ Gregor wurde nun Abt in Rom, und regierte ſehr ſtreng. Ein Mönch Juſtus, zugleich Arzt, hatte einiges Geld von ſeinem Verdienſt verſteckt. Er näherte ſich dem Tode und man erfuhr es. Man mußte nun alle Gemeinſchaft mit ihm aufheben, und er ſchied traurig aus der Welt. Gregor ließ ihn in einen Miſthaufen begraben und drei bei ihm gefundene Goldſtücke hineinwerfen, wobei alle Mönche ſchrieen: „Dein Gold ſey dir zum Verderben!“ Nach 30 Tagen wurde der Propſt beauftragt, 30 Tage hinter einander Opfer oder Gebete für ihn darzubringen, und am dreißigſten Tage meldete man: der Verſtorbene ſey nun aus dem Feuer, das ihn marterte, erlöſet. Das erzählt Gregorius ſelbſt!! 589 entſtand nach einer großen Ueberſchwemmung der Tiber eine fürchterliche Peſt in Rom. Ein Engel mit einem Schwerte erſchien dem Gregor, ſteckte es in die Scheide und die Peſt hörte auf. Gregor wurde nun Papſt, wie es ſcheint, ungern, und vertheidigt ſich daher in einem Werke: „von der Regel für einen Lehrer,“ worin er unter andern auch ſagt: ein Prieſter dürfe keine kleine Naſe haben, d. h. nicht unfähig ſeyn, Gutes und Böſes zu unterſcheiden; aber auch keine große und gekrümmte Naſe, d. h. er ſoll nicht allzuſpitzfindig ſeyn; auch ſey er nicht bucklicht, d. h. nicht von der irdiſchen Sorge niedergedrückt; nicht triefäugig, d. h. nicht Fleiſcheslust darf ſeiner Fähigkeit zur Erkenntniß der Wahrheit hinderlich ſeyn; auch ſoll er nicht die Krätze haben, d. h. nicht von dem Muthwillen der Fleiſchesluſt beherrſchet werden. Dann folgen aber viele ſehr nützliche Regeln, wie man die ſo verſchiedenen Claſſen der Chriſten, mit ſo verſchiedenen Gemüthern, behandeln ſolle; er ſucht einen frommen, thätigen und klugen Lehrer zu bilden; nur gedenkt er nicht auch der Vorbereitung durch Gelehrſamkeit, und mißdeutet viele Bibelſtellen. Er war ſehr wohlthätig, wofür auch Chriſtus einſt ſein Gaſt geweſen ſeyn ſoll; war eifrig, die Heiden zu bekehren, freilich nicht bloß durch Milde; in Sardinien geſtattete er, daß neben dem Unterricht harte Auflagen und Schläge bei den Bauern angewendet wurden. Die Juden behandelte er viel milder, verbot allen Zwang

und bezahlte eine ihnen geraubte Synagoge. Zu den Angelſachſen wollte er noch als Mönch ſelbſt reiſen; man behielt ihn aber zurück und nun unterſtützte er einen Mönch Auguſtin mit ſeinen Gehülfen auf alle Art in dieſem Bekehrungsgeſchäfte, machte ihn auch zum Erzbiſchof in Canterbury, betrachtete aber immer dieſe Kirche als eine Tochter der Römiſchen, ſo wie er überhaupt dem heiligen Petrus keine vermeinten Rechte ſchmälern ließ. Er war ſtreng gegen ſich ſelbſt; aber auch gegen andere, eiferte ſehr gegen die Simonie, indem beſonders die Fränkiſchen Könige manches Amt für Geld beſetzten; und er wollte die Lehrer abgeſetzt wiſſen, die ſich hierin vergangen hätten. Die Kleriker ſollten für ihre Amtsverrichtungen nichts fordern, ſondern ſich mit Geſchenken begnügen. Von dem Werthe des Mönchslebens hatte er die höchſten Begriffe und wird nicht mit Unrecht ein Vater der Mönche genannt, der gern die ganze Welt in ein großes Kloſter verwandelt hätte. Er war ſtreng gegen die Mönche, erweiterte aber auch ihre Rechte und Freiheiten, und nahm es ſehr übel auf, als 593 der Kaiſer Mauritius den weltlichen Geſchäftsleuten und den Soldaten den Eintritt ins Kloſter unterſagte. Gregor ſchickte das Geſetz herum, ſchrieb aber auch dem Kaiſer, er halte es für ungerecht; erinnert an ähnliche Verbote des Apoſtaten Julians, an die Nähe des Gerichts, „wo der Herr bei brennendem Himmel, bei ſchimmernden Elementen, mit Engeln und Erzengeln erſcheinen und Rechenſchaft fordern werde.“ Man nennt ihn auch den Vater der Ceremonien. Er hat allerdings das ſchon eingeführte Gepränge im Abendlande noch verſchönert, vermehrt und allgemeiner gemacht, indeß war ſchon ſeit 200 Jahren genug dafür geſchehen. Allein er verlangte doch nicht, daß die Römiſche Kirche allein das Muſter kirchlicher Gebräuche ſeyn ſollte; er ſtellte es dem Auguſtin in England frei, die Gebräuche anzuordnen, die er für Gott wohlgefällig hielt. Gregor benutzte vorhandene Liturgien, hat aber, beſonders bei der Feier des Abendmahls, bei welchem er den Gebrauch des Vater Unſers einführte, manches geändert. Zu ehren iſt es, daß er jede gottesdienſtliche Bilderverehrung verwarf, aber deſto auffallender iſt ſein übriger höchſt abgeſchmackter Aberglaube. Er verſchenkte mehrere Schlüſſel, die über dem Körper

des Apoſtels Petrus geweiht waren; „es ſtecke,“ wie er ſagte, „etwas von den Ketten Petri darin, und ſie ſollten Wunder bei Kranken wirken.“ Seine Reliquienverehrung erlaubte ihm nicht, der Kaiſerin Conſtantina zu gehorchen, die bei der Einweihung einer dem Apoſtel Paulus gewidmeten Kirche das Haupt oder ſonſt eine Reliquie von dieſem Apoſtel haben wollte. Da ſollten, wie er glaubte, mehrere Perſonen plötzlich geſtorben ſeyn, die ſich dieſem Körper genähert hätten, oder gar etwas von ihnen hätten entführen wollen; aus einem Tuche von einem ſolchen Körper, das man zerſchnitten habe, ſey Blut gefloſſen. Noch ſchlimmer ſieht es mit ihm in einem Buche aus, das er in dieſem Geiſte geſchrieben hat, „von dem Leben und von den Wundern der Italiäniſchen Väter ꝛc.“ Eben um dieſer gar zu argen Leichtgläubigkeit willen wollte man es für untergeſchoben erklären, aber es iſt ächt, und Gregors Freunde ſuchten ſeine Ehre dadurch zu retten, daß ſie die Wahrheit ſeiner Erzählungen durch die Verheißung Jeſu, den Seinen Wunderkraft zu verleihen, die gerade zu jenen Zeiten um der Ketzerei willen höchſt nothwendig geweſen ſey, und neue Bekehrung bewirkt habe, beweiſen wollen. Man vernehme nun einige dieſer Wunder: Ein Abt Honorius gab einem großen fallenden Felſen durch Gebet und Kreuzeszeichen eine ganz andere Wendung. Die Pferde eines Longobardiſchen Kriegsheeres konnten nicht von der Stelle, bis man einem Abte das Geraubte zurückgegeben hatte. Ein Beinſtiefel eines verſtorbenen Heiligen erweckte einen todten Knaben. Ein Mönch beſtellte eine Schlange im Namen Chriſti zur Wächterin ſeines Gartens und ein Dieb wurde gefangen. Ein anderer Menſch ſtahl einen Schöps bei dem Grabe eines Heiligen; allein der Dieb mußte bis zu dem folgenden Tage mit dem Schöps in der Hand unbeweglich ſtehen bleiben; erſt auf das Gebet der Cleriker konnte er, und zwar kaum leer, fort. Ein Knabe, dem Tode nahe, wurde in den Himmel erhoben, und ſprach nun zum Beweiſe, daß er da geweſen ſey, mehrere Sprachen, ſtarb aber doch nach drei Tagen in Tollheit.“ Auch dieſes Buch erhielt ſeine Bewunderer. So hatte ſich auch noch kein Kirchenlehrer über das Fegfeuer erklärt, wie er; durch Gregor iſt es recht eigentlich Kirchenlehre geworden. Verdient

machte er ſich, als die Longobarden ſeit langer Zeit auch Rom bedroheten, das von dem entfernten Kaiſer Mauritius nicht hinreichend geſchützt, ja von deſſen Exarchen, wie die in Ravenna ſich aufhaltenden Statthalter des mittlern Italiens hießen, und die nur ihren, nicht des Landes Vortheil und Sicherheit berückſichtigten, mehr in Gefahr gebracht wurden. Gregorius beſänftigte die Longobarden 595, und ſchloß mit ihnen Frieden, was der Kaiſer aber mißbilligte. Gregorius ſtarb 604, und wie er überall Geheimniſſe ſahe und Wunder fand, ſo erzählen auch ſeine Anhänger von ihm ſolche Thaten. So ſollte er den Teufel mit Reliquien aus einer Arianiſchen Kirche, die er zu einer katholiſchen einweihte, vertrieben haben; man ſah den Satan in der Geſtalt eines Schweins hinauslaufen. Als einſt eine Frau lachte, daß das geweihete, von ihr ſelbſt bereitete und als Geſchenk dargebrachte Stück Brot der Leib Chriſti ſeyn ſollte, wurde es auf gemeinſchaftliches Gebet in ein Stück eines blutigen Fingers und auf ein gleiches Gebet, als die Frau beſchämt worden war, wieder in Brot umgewandelt. Auch die Seele des Kaiſers Trajanus wurde durch Gregorius Gebet am Grabe des Petrus von den Schmerzen der Hölle befreit; doch kam ſie nicht in das Paradies. Gelehrſamkeit hat dieſer Papſt weder beſeſſen noch befördert; doch verbeſſerte er die Schulen durch Sängerchöre, erfand ſelbſt Melodieen und von ihm ſchreiben ſich noch die an verſchiedenen Orten gewöhnlichen, jugendlichen Schulfeſte her. Den Streit, der unter Leo dem Großen ſchon heftig darüber geführt wurde, daß der Patriarch von Conſtantinopel auch zum ökumeniſchen oder allgemeinen Biſchof erhoben wurde, ſetzte Gregorius weder zu ſeiner Ehre noch mit günſtigem Erfolge fort.

Eine Erwähnung verdient noch der Engländer Beda, der Ehrwürdige (ſt. 735.). Er war beleſen, fleißig, benutzte ſehr gut andere Schriftſteller und lieferte mancherlei Bücher, worunter aber die geſchichtlichen den größten Werth haben, beſonders ſeine Engliſche Kirchengeſchichte. Er war ſehr thätig für die Verbreitung des Chriſtenthums in ſeinem Vaterlande; jedoch der Aberglaube beherrſchte ihn ebenfalls; er ſchrieb den Reliquien und dem Kreuzeszeichen eine Menge Wunder zu; glaubte Fabeln, die das Fegfeuer beſtätigen ſollen und half

dieſe Lehre in England fortpflanzen. Seine Bibelauslegung iſt mittelmäßig. Alcuin, ſein Landsmann, der ſich nach deſſen Schriften bildete und ihn an Gelehrſamkeit noch übertraf, endlich 782 an Karls des Großen Hof kam, konnte ſich doch auch nicht von den Feſſeln des allgemeinen Aberglaubens losmachen.

Dieß ſind die berühmteſten, wenn auch lange nicht die allein verdienten Lehrer dieſes Zeitraums. Ihr Leben, ihre Meinungen und ihre Wirkungen ſind darum etwas ausführlicher beſchrieben worden, weil ſie nicht nur für ihre Zeit beſtimmten, was man ſich unter dem Chriſtenthum zu denken habe, ſondern weil man ſich auch ſo oft auf ſie berufen, auf ihre Anſichten und Erklärungen Syſteme, Lehren und Meinungen gegründet hat und ſich noch jetzt auf ihr Anſehen bezieht. Gelehrte Kenner dieſer Kirchenväter haben hinreichend dargethan, daß ſie weder unter ſich auch nur im Weſentlichen vollkommen einig ſind, noch auch ein ſpäteres Lehrſyſtem mit allen und jeden ihren Behauptungen übereinſtimme; daß man ſie daher nicht als Quelle, ſondern nur zur Erläuterung und Beſtätigung einer Wahrheit, wenn man dieſe erſt aus anderweitigen Gründen gerechtfertigt hat, gebrauchen dürfe.

§. 16.

Erweiterung der geiſtlichen, beſonders der päpſtlichen Macht.

Die erſte Verbrüderung der ſich täglich vermehrenden Gemeinden hob ſich natürlich von ſelbſt auf; es mußten, wollte man zur gegenſeitigen Wohlfahrt in einer gewiſſen Verbindung bleiben, andere Einrichtungen getroffen werden. Jede Gemeinde hatte ihre eigenen Vorſteher und dienſtthuenden Perſonen, die ſie ſelbſt mit wählte. Die äußerliche Verbindung mit andern Gemeinden erhielt ſich durch die Aehnlichkeit der Verfaſſung, durch die Mittheilung der noch ſeltenen Abſchriften der heiligen Schriften und intereſſanter Nachrichten, durch gegenſeitige Beſuche der Lehrer und Gemeindeglieder und nützliche Rathſchläge. Die erſten Lehrer drangen jedoch vor allem auf innere moraliſche Einheit, auf gleiches Ringen und Streben nach dem Reiche Gottes durch Jeſum; auf die Einigkeit

im Geiſte durch das Band des Friedens. Indeß brachten mancherlei Umſtände die Gemeinden in ein gewiſſes gegenſeitiges Verhältniß, das an ſich nicht zu tadeln war und ſo lange jeder Theil in billigen Schranken blieb, ſehr wohlthätig wurde. Die Gemeinden auf dem Lande hatten zwar ihre eigenen Biſchöfe und Verfaſſungen, doch oft erbat man ſich auch wohl Lehrer von der benachbarten Stadtgemeinde, und blieb dadurch mit ihr in Verbindung. Die kleinern Gemeinden mit ihren Lehrern ſchloſſen ſich nach und nach an die Hauptſtädte der Provinz an; denn ſie fanden hier oft Schutz, Sicherheit und Unterſtützung, Fürſprache bei den Statthaltern und Gaſtfreundſchaft bei chriſtlichen Familien. Ein ſolcher Biſchof in der Hauptſtadt einer Provinz bekam den Titel Metropolitan; und wie man gern einen ausgezeichneten Mann in einer ſolchen Stelle ſah, ſo bewieſen ihm auch die andern Biſchöfe von ſelbſt eine gewiſſe Ehrfurcht, und räumten ihm mit andern Vorrechten auch den Vorſitz bei ihren Synoden oder andern Zuſammenkünften ein; doch band man ſich dabei nicht immer an den nächſten Metropoliten; vielmehr wählte man dazu gar oft den älteſten Biſchof. Indeß wurde es bald gewöhnlich, daß nur dieſe Metropoliten die Synoden veranſtalteten, leiteten und die Biſchöfe, Presbyteren und Diakonen verpflichteten, dahin zu kommen. Was nun hier über die Angelegenheiten der Kirche, auf Klagen über Gemeinden oder Lehrer beſchloſſen, oder ſonſt für nöthig erachtet wurde, das führten dann die Biſchöfe in ihren Kreiſen oder Diöceſen aus. Die Gemeinden wurden aber gar bald weniger um Etwas befragt, beſonders als die Vorſtellung, daß der heilige Geiſt die Beſchlüſſe eingebe, herrſchend wurde, indem ſchon Cyprian im J. 252 die Formel gebrauchte: „Es hat uns auf Eingebung des heiligen Geiſtes und Anweiſung des Herrn, durch viele und klare Offenbarung gefallen ꝛc.“

Man ſahe aber wohl auch ein, was ein ſolches feſtes Zuſammenhalten in einer Provinz wirken könne; und nahe lag die Meinung, daß eine ſowohl äußerliche Vereinigung der Chriſten in der ganzen Welt, als auch eine innere gänzliche Gleichheit in allen Lehren und Gebräuchen, oder eine katholiſche, d. h. allgemeine Kirche alle Spaltungen verhüten, und alle Chriſten zu

einem Volke Gottes veſt verbunden werde, dem kein äußerer und innerer Feind beikommen könne; eine Idee, die auch ſchon Cyprian hatte. Indeß eine ſolche Gleichheit und Einheit, wie man ſie nachher erzwingen wollte, war weder möglich, noch lag ſie in dem Chriſtenthum, noch iſt ſie für die freie Entwikkelung und ächte chriſtliche Bildung heilſam.

Man dachte aber auch am Anfange dieſes Zeitraumes noch nicht daran, ein ſolche vollkommene innere und äußere Einheit zu erzwingen, wie es nachher und doch vergeblich verſucht worden iſt. Die nahen und entfernten Provinzen bemühten ſich allerdings ihre Verbindungen als Chriſten unter einander zu erhalten und noch enger zu ſchließen. Die Biſchöfe ſchickten ſich ihre Synodalbeſchlüſſe zu, meldeten einander die Wahl oder den Antritt zu ihren Aemtern, oft auch mit einem ſchriftlichen Glaubensbekenntniß als Beweis ihrer Rechtglaubigkeit. Man gab reiſenden Chriſten Zeugniſſe und Empfehlungsbriefe, vorzüglich auch wohl, damit nicht Spione, Betrüger, Bettler, ſpäterhin auch Ketzer, die Güte und das Zutrauen andrer Gemeinden mißbrauchen möchten. Man dachte noch gar nicht daran, ein einziges ſichtbares Oberhaupt der Kirche zu haben, oder dem Petrus und Rom einen wirklichen Vorrang oder eine Oberbiſchöflichkeit zuzueignen. Jede Provinzialkirche hielt ſich unter ihrem Metropoliten für unabhängig von allen andern; der Glaube an ihr unſichtbares Oberhaupt vereinigte Alle. Es bildete ſich zwar nun auch der Begriff einer katholiſchen Rechtglaubigkeit. Man berief ſich bei abweichenden Meinungen ſchon frühzeitig auf die Lehren und Zeugniſſe der von den Apoſteln geſtifteten Gemeinden, die man in der Nähe hatte; auf die Corinthiſche, Theſſalonichiſche, Epheſiniſche, und ſo auch auf die Römiſche Gemeinde. Was beſonders die Patriarchen, wie man dieſe angeſehenen Biſchöfe auch nannte, in Alexandrien, Antiochien, Rom und Conſtantinopel billigten, hatte vorzügliches Gewicht, doch richtete jeder ſeinen Sprengel ein, wie es ihm heilſam ſchien. Da Rom die einzige apoſtoliſche Kirche im Abendlande war, ſo hielt man ſich mehrmals für genöthigt, aber nicht für verpflichtet, ſich hier Raths zu erholen. Dieſe Gemeinden, unter welchen aber die Römiſche gar nicht die älteſte war, auch nicht einmal erweiſen kann, daß ſie ein Apo-

ſtel geſtiftet habe, machten die erſten Anſprüche auf den Ruhm der Rechtglaubigkeit; allein es war an keine Unterordnung zu denken; und wenn man von einer katholiſchen Kirche im Römiſchen Reiche ſprach, ſo dachte man nur an das Römiſche Gebiet, nicht an die Kirchen in der übrigen chriſtlichen Welt; ökumeniſche oder allgemeine Synoden, welche die erſten chriſtlichen Kaiſer anordneten, umfaßten nur die Biſchöfe ihres Reichs, nicht die der ganzen Chriſtenheit. Indeß lag es in den Umſtänden, daß Rom bald ein großes Anſehen erlangte. Wer dieſe Königin der Welt auch nur nennen hörte, fühlte eine gewiſſe Ehrfurcht, und man trug dieß auch auf den Namen Römiſche Kirche über. Die daſige Gemeinde wurde bald die bedeutendſte; reiche und angeſehene Leute traten zu ihr und es entſtand gar leicht die Vorſtellung: hier müſſe ſich die reinſte Ueberlieferung der chriſtlichen Lehre erhalten haben. Die Vergrößerung der Gemeinden machte auch mehr Aemter zur Lehre, zur Verſorgung der Armen und Kranken nöthig; dieſe Angeſtellten betrachteten ſich allmählig als ein beſondres von den Gemeinden unabhängiges Collegium, und man fing bald an, die jüdiſchen Vorſtellungen von den Prieſtern, als Vermittlern zwiſchen Gott und den Menſchen, auf die chriſtlichen Lehrer überzutragen, die Biſchöfe als die Hohenprieſter, die Presbyteren, Diakonen u. ſ. w. als die übrigen Prieſter und Leviten anzuſehen, obgleich das N. Teſt. lehrt, daß alle Chriſten ein Gott geweihetes Prieſterthum ſeyn ſollten. Man behauptete, die Biſchöfe wären Nachfolger der Apoſtel mit den apoſtoliſchen Gaben, die ſie durch Auflegen der Hände auf die Ordinirten von einem Zeitalter auf das andre fortpflanzten. Dadurch wurde die Idee immer allgemeiner, der Klerus oder geiſtliche Stand ſey unmittelbar von Gott zur Aufbewahrung der Lehre und heiligen Gebräuche, gleichſam der Myſterien, eingeſetzt, und daher über alle Stände der Nichtgeiſtlichen erhaben, von denen ſie jedoch noch immer, wenigſtens wegen des Unterhaltes, abhängig blieben, der ihnen durch freiwillige Gaben, beſonders von Lebensmitteln und nachher durch eine Abgabe für jede Amtsverrichtung gewährt wurde. An den Wahlen zu den geiſtlichen Aemtern behielten die Gemeinden immer weniger Antheil, was freilich auch darum nöthig wurde, weil bei ſolchen Wahlen

häufig Parteien, Spaltungen und Erbitterungen entſtanden, und man ſich nicht immer erlaubter Mittel bediente, um ſich einen Anhang zu verſchaffen. Die untern Geiſtlichen wurden meiſtens von den Biſchöfen und Presbyteren gewählt; die Biſchöfe von dem ganzen Klerus. Indeß gab es auch in dieſen Zeitraum hinein in allen dieſen Angelegenheiten noch viele Verſchiedenheiten. Es war natürlich, daß die chriſtliche Kirche, als ſie die herrſchende im Römiſchen Reiche wurde, und die Kaiſer ſich als die Oberherrn derſelben betrachteten, eine ganz neue Geſtalt erhielt; aber auch begreiflich, wie bei der neuen Verbindung zwiſchen Staat und Kirche Eingriffe und Fehlgriffe von beiden Theilen ſtatt fanden, die beiden höchſt verderblich wurden. Indem man das Eigenthümliche der weltlichen und kirchlichen Gewalt verkannte und vermiſchte, begnügten ſich die Biſchöfe nicht mit dem hohen Beruf, oder vergaßen vielmehr, das Evangelium lauter und kräftig zu verkündigen und der Gemeinden Seelenheil durch Sorge für das Ganze und für den Einzelnen zu befördern. Sie mengten ſich vielmehr mit jedem Jahrhundert immer mehr in ganz weltliche Angelegenheiten, Streitigkeiten und Kriege, ſtatt durch die Religion des Friedens dieſe Uebel beſeitigen zu helfen; ſie geizten nach Ehre, Reichthum und irdiſcher Luſt, ſtatt durch Wort und Leben zu lehren, wie man dieß Alles als Chriſt zu beurtheilen und zu gebrauchen habe. Aber auch den Kaiſern genügte nicht die Oberaufſicht, daß ihrer Regierung kein Eintrag geſchehe, nicht das Schutz- und Schirmrecht über die Kirche, und die darin liegende vielfache Veranlaſſung, ohne tyranniſche Befehle, doch wohlthätig für das Gedeihen der Religion zu wirken, nämlich: durch fromme Theilnahme an Religionsübungen, ohne darin allein den Glauben zu ſuchen; durch Achtung gegen achtungswerthe Lehrer, ohne abergläubiſch demüthige Verehrung derſelben; durch eine billige Sorge für ihren anſtändigen Unterhalt und durch Unterſtützung dürftiger Gemeinden bei ihren kirchlichen Bedürfniſſen, ohne dabei unmäßig Schätze an die Kirche zu verſchwenden. Viele Kaiſer freuten ſich mehr des Glanzes ihrer Obergewalt, und überſahen dabei ihre wirklichen Rechte; ſie machten einen Stand reich und mächtig, der darüber ſeine Beſtimmung verſäumte. Sie miſchten ſich dagegen durch Macht-

ſprüche in Glaubensſachen, wo doch nur Gründe entſcheiden können; ſie ſetzten Glaubenslehren nach ihrer Anſicht feſt oder beſtätigten ſie, und ließen Ketzer aufſuchen, verurtheilen, verweiſen oder hinrichten. Dabei trat nicht ſelten, wie wir geſehen, der Fall ein, daß der eine Regent verdammte und verfolgte, und hingegen ſeine Nachfolger die Verfolgten wieder aufnahmen und ſchützten, und an der Partei ihres Vorgängers das Vergeltungsrecht ausübten. Wir haben geſehen, wie die Heuchelei, die ſich zu dem Glauben des jedesmaligen Kaiſers wendete, und wie in der Kirche Mißtrauen, Unruhe und Verwirrung überhand nahmen, indem die armen Laien nicht wußten, wer Recht oder Unrecht habe und zu wem ſie ſich halten ſollten. Jetzt wurde die Kirche, die einen Theil von den Staatseinkünften, viel von den Gütern und Schätzen der heidniſchen Tempel, ſpäterhin auch von den eingezognen Gütern der Ketzer erhielt, ſich dabei unbedingt Eigenthum erwerben und Vermächtniſſe und Schenkungen annehmen durfte, wozu man ſich im Aberglauben, gleichſam als verdiene man damit allein den Himmel, wetteifernd erbot, nach und nach unermeßlich reich. Beſonders hatte dieß die Römiſche Kirche benutzt; die Stadt war an ſich ſehr wohlhabend, und dieſe Kirche hatte ſich nach dem Jahr 400 ſchon ſehr anſehnliche Beſitzungen in Italien, Spanien und Gallien, ſelbſt in Aſien erworben. Schon Conſtantin hatte dieſen Biſchof ſehr begünſtiget. Daß aber dieſer Kaiſer den Kirchenſtaat als einen Nachlaß des heiligen Petrus (Patrimonium Petri) an die Römiſche Kirche ſollte verſchenkt haben, wie man ehemals vorgab, erklären jetzt ſelbſt katholiſche Gelehrte für eine Erdichtung. Man ſchenkte Grundſtücke, um Kirchen und Klöſter darauf zu buuen, fügte aber dann auch Güter hinzu, um die Mönche und Geiſtlichen reichlich zu erhalten. Freigebig waren auch die bekehrten Franken. Der ſonſt geizige König Chlodwig, ſeine Söhne und die Großen des Reichs gaben ſo viel, daß ſein Enkel Chilperich meinte: der arme König werde bald bei den Biſchöfen betteln müſſen. Er hatte vor einem Treffen dem heiligen Martin ſein Pferd gelobt; da er ſiegte, mußte er es bei der Kirche zu Tours in Frankreich mit der damals ſehr großen Summe von 200 Goldgülden einlöſen, wobei er äußerte: der heilige Martin iſt zwar

ein guter, aber theurer Patron. Indem der Klerus bei ſolchen Geſchenken den Gebern verſicherte, daß Gott ihnen alle Wünſche erfüllen, die Sünden vergeben, den Seelen Ruhe gewähren wolle, ſicherte man zugleich dieſe Schenkungen durch die kräftigſten Flüche gegen Alle, die ſich daran vergreifen möchten; ſolche Frevler, hieß es, ſollten wie Datham und Abiram (4 Moſ. 16.) lebendig von der Erde verſchlungen werden und in die Hölle fahren; auch nicht eher Vergebung der Sünden erhalten, bis ſie der Teufel erhalten würde. Dieſe gräßlichen Verwünſchungen beſtätigten auch die Synoden!! Indeß traf es doch zuweilen ein: Wie gewonnen, ſo zerronnen! In jenen unruhigen Zeiten wurde von frechen Räubern auch wohl wieder ſo viel geſtohlen und weggenommen, als geſchenkt worden war; man benutzte den Raub, lachte über die Flüche und ſchauerlichen Erzählungen von göttlichen Strafgerichten und beruhigte ſich endlich damit, daß man die benutzten Güter den Beraubten wieder im Teſtament vermachte. Auch die Könige und Großen erpreßten manchen Beitrag zu den allgemeinen Laſten. Sehr reich wurde ferner die Geiſtlichkeit durch beſtimmte Abgaben. Dahin gehörte der Zehnten, wie er in dem Judenthum gewöhnlich war. Karl der Große führte ihn geſetzlich ein; ſpäterhin wollte man ihn ſogar auf den Gewinn und Verdienſt von allen Berufsarten ausdehnen, was aber den größten Unwillen erregte. Indeß erhielten auch die Geiſtlichen außer dem, was ſie für die Amtsverrichtungen bekamen, viel für ihre Dienſte in andern Angelegenheiten. Sie waren es, welche in dieſen Zeiten der Unwiſſenheit faſt allein ſchreiben und leſen konnten; ſie wurden daher zu vielen weltlichen Geſchäften gebraucht und bekamen auch dadurch noch beſondern Einfluß an Höfen und bei dem Volke. Freigebig war Karls Sohn, Ludwig der Fromme, noch mehr der Kaiſer Otto I. (ſt. 973.), der nicht nur eine Menge Bisthümer, wie in Meißen, Merſeburg, Zeiz, das nachher nach Naumburg verlegt wurde, in Brandenburg und Poſen und ein Erzbisthum in Magdeburg ſtiftete, ſondern den Klöſtern und Biſchöfen ganze Grafſchaften, Gauen, Städte und Dörfer ſchenkte, ohne dabei auf zweckmäßige Anwendung zu dringen.

Mit dem Reichthum wuchs auch die Macht, das Anſe-

hen und die Ehre des Klerus. Er ſtrebte nicht allein von den Dienſten und Pflichten gegen den Staat frei zu werden, die ſich mit ſeinem Amte der Seelſorge freilich nicht alle vertrugen, ſondern wollte auch bei ſeinen eignen Gütern von jenen Laſten befreit ſeyn. Es war allerdings am ſchicklichſten und wirkſamſten, wenn die Lehrer bei Verletzung ihrer Amtspflichten, oder bei Mißhelligkeiten von ihren vorgeſetzten Geiſtlichen belehrt, zurechtgewieſen und das anſtößige Beiſpiel der Prozeß- und Streitſucht verhütet wurde. Aber gar bald kam es dahin, daß der Klerus einen weltlichen Gerichtshof bildete und daß nicht allein die Laien ihre Schuldklagen und andre Beſchwerden gegen Geiſtliche dort anbringen ſollten, ſondern ſpäterhin ſtand es auch den Parteien unter den Laien ſelbſt frei, das weltliche oder geiſtliche Gericht zur Führung ihrer Rechtsſache zu wählen. Aus den Schiedsrichtern der erſten chriſtlichen Kirche, die aus religiöſen Beweggründen die Streitigkeiten zu ſchlichten und die Prozeſſe vor heidniſchen Obern zu verhüten ſuchten, wurden obrigkeitliche Behörden. Doch konnte man jetzt von dem Ausſpruch der Kirche immer noch in Civilſachen an die höchſte Staatsbehörde appelliren. Allein die Streithändel bürgerlicher und kirchlicher Art gränzten oft ſo nahe an einander und gingen ſo in einander über, daß ſich die geiſtliche Gerichtsbarkeit ſehr weit ausdehnen ließ und durch die kirchlichen Strafen, denen ſich Hohe und Niedere unterwerfen mußten, endlich ſehr furchtbar wurde.

Außer den Teſtamentsſachen, die man, vielleicht um die Heiligkeit der Vermächtniſſe zu ſichern, dahin zog, wurde beſonders das Eheweſen, da man die Ehe als ein Sacrament betrachtete, ganz dort verhandelt. Man hatte wohl früherhin dem Biſchof ſein Vorhaben, ſich zu verehelichen, gemeldet, und ſeinen Rath geſucht, beſonders um die bedenklichen Verheirathungen mit Nichtchriſten zu verhüten; und es war im chriſtlichen Geiſte, daß die Ehe, ein für das ganze Leben ſo wichtiges Verhältniß, durch Gebet und Einſegnung geweihet wurde. Aber nun wurden zu den Eheverboten, welche der Staat feſtgeſetzt hatte, da auch ſchon unter Juden und Heiden, beſonders unter den Römern, nahe Verwandte, auch Ehebrecher einander nicht heirathen durften, noch viele kirchliche Erſchwerun-

gen hinzugefügt. Man durfte ſich nicht in der Adventszeit und Faſtenzeit, nicht mit Nichtchriſten und nach dem Jahre 694 auch nicht mit Ketzern verheirathen. Man nahm es nicht nur ſtreng mit den alten Geſetzen, ſondern erfand ſogar eine geiſtliche Verwandtſchaft zwiſchen Täuflingen und Pathen, was ſich ſeit 694 ſogar auf die Eltern des Täuflings und andre Fälle erſtreckte. Allen dieſen ſogenannten geiſtlichen Verwandten wurde die Verheirathung unter einander unterſagt. Die Eheſcheidungen wurden freilich nach den römiſchen Geſetzen zu gelinde behandelt, was dem Leichtſinn und der Gewiſſenloſigkeit willkommen, aber für die häusliche und bürgerliche Wohlfahrt ſehr gefährlich war; jedoch die durch die Kirche herbeigeführten Geſetze ſahen die Ehe als ganz unauflöslich an; ſie geſtatteten zwar endlich die Trennung, aber eine zweite Heirath wurde als verächtlich betrachtet, erſchwert und endlich gar verboten.

Man darf freilich dabei den traurigen Zuſtand der Rechtspflege in der damaligen Zeit nicht überſehen. Die Geſetze waren höchſt mangelhaft und ihre Anwendung oft ſchwierig. Das Menſchenleben und die Menſchenwürde wurde nicht ſonderlich geachtet, am wenigſten in Anſehung der Armen und Niedern. Leibeigene, Dienende, Untergebne fanden vor dem gewöhnlichen Gericht ſelten Schutz und Hülfe und wurden ſo oft das Opfer der Privatrache und andrer Leidenſchaften. Das weibliche Geſchlecht hatte wenig Schutz gegen Mißhandlungen; Gewalt ging in jener Zeit der Unwiſſenheit, Wildheit und Unordnung, oft dem Recht vor. Das Chriſtenthum wurde aber Allen gepredigt und erzeugte und belebte die Vorſtellung, daß vor dem menſchlichen Richterſtuhl ſelbſt der Geringſte im Volke, eine menſchliche und gerechte Behandlung verlangen dürfe. Man ſuchte daher ſolchen Schutzloſen mehr Sicherheit zu verſchaffen; die Tempel wurden, wie ſchon bei den Heiden und bei den Juden, Freiſtätte, Zufluchtsörter für Verfolgte, freilich späterhin auch Sicherheitsörter für offenbare Verbrecher. Die Kirche legte dann wenigſtens kräftige Fürbitte ein zur Erlaſſung oder Milderung der Strafe. In manchen Ländern erhielten ſelbſt die Biſchöfe von den Regenten eine Art von Oberaufſicht und den Auftrag, ungerechte Richter zu warnen, ſie dem Könige anzuzeigen und aus der Kirchengemeinſchaft zu ſtoßen; mancher

harte und ungerechte Richter wurde geſchreckt und nicht wenige Unterdrückte, die ſonſt kein Recht und keinen Zufluchtsort finden konnten, fanden beides in der Kirche; allein um des Mißbrauchs willen ſahe man ſich gar bald genöthigt, jene Begünſtigungen zu beſchränken.

Das Anſehen dieſes Standes ſtieg auch in dieſer Zeit durch die beſondre Kleidung, die ihm vorgeſchrieben wurde; die Tonſur des Haares, jedoch nach verſchiedenem Schnitte, ſo wie auch die ſchwarze Kleidung der Biſchöfe und andrer Geiſtlichen bei Amtsverrichtungen waren ſchon im vierten Jahrhunderte gewöhnlich *). Man forderte neben einer ſchicklichen Kleidung allerdings auch Auszeichnung durch Gelehrſamkeit und gute Sitten, doch legte man nur zu bald jenen äußerlichen Dingen den höchſten Werth bei. Es bildete ſich die innere Verfaſſung des Lehrſtandes nun immer mehr aus; es war ja auch nothwendig, daß jedem Mitgliede die ihm zukommenden Pflichten und Rechte genauer beſtimmt wurden. Doch nahmen ſich die Biſchöfe manches Vorrecht heraus und verlangten unbedingte Folgſamkeit von der untern Geiſtlichkeit. Dieſer Gehorſam wurde indeß durch die Hoffnung, auch einſt jene Höhe erſteigen zu können, durch die Abhängigkeit von Biſchöfen, welche als oberſte Verwalter der Kirchengüter ihre Anhänger am beſten bedenken konnten und durch die in den Klöſtern eingeführte Unterwürfigkeit, aus welchen man ſpäterhin vorzüglich die Prieſter und Biſchöfe nahm, ſehr erleichtert. Indeß mußte man auch freilich in jener Zeit des Fauſtrechts, wo Ordnung, Zucht und Sitten unbeſchreiblich litten, den Biſchöfen und Metropoliten viele Gewalt einräumen, wenn das Beſtehende erhalten, und der Lehrſtand vor gänzlicher Verwilderung, Verwirrung und vor Verachtung aller wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen bewahrt werden ſollte. Da nach und nach immer mehr Kirchen auf dem Lande und in den Städten erbauet wurden, ſo mußten auch hierin manche neue Einrichtungen getroffen werden. Die Lehrer und übrigen Chriſten, die ſich zu einer Kirche hielten, machten eine Parochie aus, die jedoch anfänglich noch ſehr abhängig von den Stadtkirchen waren, in welchen

*) Man hat ſich ſogar über den verſchiednen Haarſchnitt verketzert.

letztern man allein die Sacramente verwalten durfte. Die Landbiſchöfe ließ man allmählig ausſterben, oder entzog ihnen manche Rechte; z. B. die Ordination der Geiſtlichen. Doch bekamen ſchon im fünften Jahrhundert die Landgeiſtlichen das Recht zu taufen, zu trauen und das Abendmahl zu reichen, erhielten auch ihre beſondern Einkünfte und Accidenzien. Die Biſchöfe bekamen ihre beſondere Diöceſe, und durften ſich nicht in die Angelegenheiten eines andern biſchöflichen Sprengels miſchen; auch ſollte keiner verſetzt werden, damit nicht Ehr- und Geldgeiz genährt würde; doch machte man hier gar bald Ausnahmen. Die Metropoliten entſchieden bei Streitigkeiten der Biſchöfe, weiheten Kirchen ein, wenn es mit beſonderem Glanze geſchehen ſollte, ertheilten den Biſchöfen Päſſe, wenn dieſe verreiſen wollten, und wie die Biſchöfe, ſo hatten auch die Metropoliten ihre beſtimmten Oerter, welche zu ihrem Amte gehörten und welche ſie von Zeit zu Zeit viſitiren ſollten; nur veränderte ſich dieß oft bei dem Wechſel der Regierungen in den politiſchen Umwälzungen. Der Metropolit hatte den Vorſitz bei Synoden, die gleichſam ein berathender Senat für ihn ſeyn ſollten, ſo wie er auch bei der Ordination mehrere Biſchöfe zu Hülfe nehmen mußte.

§. 17.

Fortſetzung.

Allein im fünften Jahrhundert erhoben ſich unter den Metropoliten die Biſchöfe von Rom, Conſtantinopel, Alexandrien und Antiochien. Die drei erſten hatten ſchon wegen ihrer großen Städte und Sprengel ein vorzügliches Anſehen und hießen daher die Primaten. Die Griechiſchen Kaiſer erhoben nun auch ihren Biſchof, der vorher unter einem andern Metropoliten ſtand, 381 zu einem Primaten, und unterwarfen ihm mehr als 20 Provinzen und Metropoliten. Dieſe vier Biſchöfe bekamen den Namen Patriarchen. Der Conſtantinopolitaniſche ſtieg vorzüglich im Anſehen durch die Nähe des Kaiſers; er führte die Biſchöfe bei ihm ein und man ſuchte darum auch gar ſehr ſeine Gunſt. Es gab jetzt gleichſam vier von einander ganz unabhängige kirchliche Republiken; die je-

doch noch lange nicht alle chriſtliche Gemeinden, wie z. B. in Perſien, Arabien ꝛc, in ſich faßten. Dieſe Patriarchen bekamen und nahmen immer mehr Rechte. Sie ordinirten die Metropoliten, entſchieden deren Streitigkeiten, ſo wie auf den von ihnen zuſammen berufenen Synoden in Glaubens- und andern Angelegenheiten. Rom hatte das kleinſte Gebiet, ob ſich gleich dieſe Biſchöfe für das Haupt aller Kirchen in Italien, Spanien, Gallien und Afrika aus dem unerweislichen Grunde anſahen, daß Petrus und ſeine Nachfolger dieſe Gemeinden geſtiftet hätten. Dadurch entſtanden aber mancherlei Streitigkeiten mit den Metropoliten und den übrigen Biſchöfen, die an Rechten und Anſehen überhaupt viel verloren. So hatten ſie erſt die Klöſter unter ſich, und behandelten die Mönche, die unbedingte Folgſamkeit und Selbſtverleugnung als die höchſte Tugend anſahen, faſt als Sklaven; allein viele Klöſter machten ſich nach und nach von ihnen los, und erhielten von den Königen, vorzüglich nach dem Jahre 800, beſondern Schutz, eigne Gerichtsbarkeit und andre Vorrechte. Ja bei dem Anſehen des Mönchslebens war es um das Jahr 760 dahin gekommen, daß auch die Geiſtlichen unter dem Namen Canoniker zu einem canoniſchen Leben verpflichtet wurden, d. h. ſie ſollten beiſammen wohnen, ihre Arbeiten und Erholungen, wie die Mönche, eintheilen, in beſtimmten Stunden oder Horen ihre Pſalmen abſingen, gemeinſchaftlich ſpeiſen und ſich gleichförmig kleiden. Sie bekamen dazu Vorgeſetzte, Pröbſte (praepositi), Dechanten (Decani) *); ihre Verſammlungen hießen ebenfalls Capitel, ſie ſelbſt Brüder (fratres), und ihre Wohnungen Monaſterien (Münſter). Dieſe Capitel beſchränkten aber gar bald die Gewalt des Biſchofs, verlangten beſonders einen immer größern Antheil an der Verwaltung und an dem Genuſſe des Kirchenvermögens, und wollten ſich ganz als die frühern Presbytercollegien angeſehen wiſſen. Die Archidiakonen und Archipresbyter, die ſich ſchon im vierten Jahrhundert finden, und die als Vicare die kleinen Sprengel der biſchöflichen Diöceſe, ſtatt des Biſchofs, beſuchen ſollten, wurden ebenfalls bald ſo mächtig, daß ſie die Parochen bedrückten und ſich ſelbſt

*) urſprünglich Vorgeſetzte, die zehn Untergebne hatten.

den Biſchöfen widerſetzten, denen überdieß die Patronatsverhältniſſe manche Unannehmlichkeiten brachten. Man freute ſich ja wohl, daß ſich Erbauer von Kirchen und Stifter von Parochien fanden; man verwilligte ihnen gern vortheilhafte Bedingungen. Aber man fühlte doch in kurzer Zeit das Läſtige, wenn Patrone unwürdige Candidaten zu einem Amte präſentirten und der Biſchof ſich genöthigt ſahe, ſie zurückzuweiſen; oder wenn dieſe Patrone und ihre Nachfolger ſich höchſt eigennützig bei der Mitverwaltung des Kirchenguts bewieſen. Vorzüglich aber machten die Caplane und Burgpfaffen den Biſchöfen das Leben ſchwer, indem ſie unter dem Schutz ihrer Herren ſich nicht viel um die Befehle, Anordnungen und Strafen der Vorgeſetzten bekümmerten, und die Patrone immer weniger für die Erhaltung des übrigen Klerus hergeben wollten. Die Biſchöfe hatten in den unruhigen Zeiten gewiſſe Advocaten oder Schirmvögte angenommen, die ihnen rechtlichen und bewaffneten Schutz gewähren ſollten, auch wohl Gericht hielten und für die Biſchöfe in den Krieg zogen, aber auch gar bald als königliche Aufſeher über die Biſchöfe läſtig wurden, und vor allem auf ihre eigne Bereicherung dachten.

Doch vorzüglich wurden nun die Biſchöfe noch beſchränkt durch ihre Patriarchen, die aber ſelbſt, bald über Lehren, bald um der eiteln Ehre und des Vorrangs willen, höchſt uneinig unter einander wurden, und einander in den Bann thaten. Beſonders geriethen die Patriarchen in Rom, die ſich vorzugsweiſe den Namen Papae, Väter der Gläubigen, zueigneten, mit den von dem Kaiſer zwar zuweilen gedemüthigten, aber auch wieder erhobenen Patriarchen zu Conſtantinopel in heftigen Kampf, wobei es endlich den Römiſchen Biſchöfen gelang, vollſtändig zu ſiegen und einen Supremat zu gründen, vor dem ſelbſt Kaiſer und Könige mit ihren Völkern zitterten. Zu dieſer Oberbiſchöflichkeit ſchritt man nur nach und nach, auch wohl durch klug gewählte Umwege; zuweilen ſchien ein Rückſchritt ſtatt zu finden, aber unerwartet war man um einige Stufen höher empor geſtiegen, bis endlich die Päpſte als Herren der Chriſtenheit in dem, ſcheinbar wenigſtens, größten Glanze auf der erſehnten Anhöhe ſtanden. Mehrere Umſtände begünſtigten dieſe Hierarchie. Bei den unſeligen Streitigkeiten unter

den Chriſten in dieſem Zeitraume, ſuchte jede Partei einen anſehnlichen Biſchof für ſich zu gewinnen. Man berief ſich z. B. auf eine Entſcheidung in Rom, wo man dann gern das Schiedsrichteramt übernahm und leicht verwandelte man nun hier die Bitte in ein ſchuldiges Geſuch, den guten Rath in eine oberbiſchöfliche Vorſchrift und um den Papſt zum Freunde zu haben, äußerte ſchon mancher Schmeichler, man müſſe die Sache in Rom anbringen. Schon 347 wurde es auf einer Synode feſtgeſetzt, daß man nach Rom appelliren dürfe und der Papſt auch das revidirte Urtheil beſtätigen müſſe. Die Kaiſer Gratian und Valentinian II. III. räumten ihm 379, 381 und 447 ſchon eine Jurisdiction über die Biſchöfe ein, die ſich dort ſtellen und ſeinem Urtheil unterwerfen mußten. Jedoch nicht nur alle morgenländiſchen Biſchöfe, ſondern auch ſpätere Kaiſer mochten von dieſem Supremat nichts wiſſen. Indeß die Vorſtellung davon war doch nun lebendig geworden, und der Papſt Felix II. that wirklich im Jahre 484 den Patriarchen von Conſtantinopel in den Bann; man behauptete: Chriſtus habe Matth. 16. dem Nachfolger des Petrus den Supremat übertragen und die Nicäiſche Synode habe es beſtätigt; es gründe ſich alſo nicht allein auf canoniſche, d. i. kirchliche Ausſprüche, die man freilich ohne Prüfung und Sichtung von Verfälſchungen geſammelt, und denen man ein geſetzliches Anſehen gegeben hatte, ſondern auf ein wirkliches göttliches Recht. Allein bei jenen Synoden, ſelbſt wenn ſie allgemeine hießen, hatten die Römiſchen Biſchöfe keinen Vorzug. Die Kaiſer ſchrieben damals gewöhnlich die Concilien, dergleichen 325 in Nicäa, 381 und 553 in Conſtantinopel, 431 zu Epheſus, 451 zu Chalcedon gehalten wurden, aus; kaiſerliche Räthe leiteten das Ganze, ſahen auf Ordnung, und ohne die kaiſerliche Genehmigung hatten die Beſchlüſſe keine Gültigkeit. Man ſchickte dem Papſte Leo 451 die Acten einer Synode zu, weil man es gern ſahe, wenn auch andre Kirchen damit übereinſtimmten; allein als er gegen einige Beſchlüſſe proteſtirte, wurde es gar nicht beachtet. Aber deſto größere Ehrfurcht hegte man gegen die zwei neuen Sammlungen von Canonen oder Regeln, die man aus den Protokollen der Synoden und aus ältern Sammlungen, wovon man eine ſogar den Apoſteln beilegte, gezogen

hatte, die eine für das Morgenland, die andre für das Abendland, wobei es die Sammler aber nicht genau nahmen, ob etwas nur Vorſchlag oder Geſetz, und ob es für eine oder für alle Kirchen beſtimmt war. Dieſe Regeln wurden bald ein neues Band für die Kirche und erhielten geſetzliche Kraft. So ſehr man ſich nun auch im Abendlande daran gewöhnt hatte, den Römiſchen Biſchof als den erſten in der Chriſtenheit anzuſehen, ſo blieb er doch über das ſiebente Jahrhundert hinaus Vaſall des Griechiſchen Kaiſers; das Gebiet gehörte zum Kaiſerthum, hatte kaiſerliche Statthalter, gab Tribut und Schutzgeld und hielt einen Abgeordneten am kaiſerlichen Hofe. Der Kaiſer ſchickte den Römiſchen Biſchöfen, wie andern Vaſallen, Reſcripte und Decrete zu, und noch im Jahr 682 wurde verordnet, daß kein neuer Papſt ſollte conſecrirt werden, wenn nicht erſt die kaiſerliche Genehmigung erfolgt ſey. Allein die Einfälle vieler deutſchen Völker in Italien, die 476 dem abendländiſchen Kaiſerthum ein Ende machten, und durch welche auch Rom unbeſchreiblich litt, beſonders der Longobarden, die ſich 568 im obern Italien feſtſetzten, der Lombardei den Namen gaben und ein Reich ſtifteten, das über zweihundert Jahre dauerte, ſchwächten die kaiſerliche Macht und die Päpſte, die von ihr keinen Schutz erhielten, achteten auch wenig auf ſie.

Vorzüglich gewann in den neuern chriſtlichen Staaten, wo Unwiſſenheit und Aberglaube herrſchte, die päpſtliche Macht. Die Longobarden zwar geſtatteten ihr keinen großen Einfluß; auch in Spanien, wo ſich die Sarazenen oder Araber mit ihrer Muhamedaniſchen Religion nach dem Jahr 711 verbreiteten, gedieh das päpſtliche Anſehen nicht. Hingegen in England, wo der Mönch Auguſtin um das Jahr 597 bekehrt und alles nach Römiſcher Art eingerichtet hatte, verehrten die meiſten Könige und die Nation den Papſt als ſeine treuergebnen Söhne; Auguſtin wurde Erzbiſchof von Canterbury und Primus der Engliſchen Kirche; dieſe Stelle vergab der Papſt und conſecrirte die Erzbiſchöfe. Ein eben ſo freundſchaftlicher Verkehr ſchien im Fränkiſchen Reiche einzutreten. Der heilige Remigius von Rheims war hier ein vorzüglicher Bekehrer und der erſte bekehrte König Chlodwig oder Ludwig ſtand mit dem Papſte im beſten Vernehmen. Die merkwürdigſten Bekehrer, die faſt alle

aus England oder Irland kamen, Kilian, Willebrod und beſonders Bonifacius, der in Eid und Pflicht für den Papſt genommen war, unterwarfen ja alles dem Papſte; die deutſchen Biſchöfe verſprachen im Jahr 744 im Namen ihrer Kirchen feierlich dem Römiſchen Stuhle beſtändigen Gehorſam; und Bonifacius veranlaßte die neuen Erzbiſchöfe, die Pallien oder Inſignien ihrer Würde in Rom zu holen, woraus eine Obſervanz und förmliche Anerkennung der Römiſchen Obergewalt wurde. Das Anſehen des Papſtes ſtieg jedoch hier beſonders um das Jahr 750. Der Fränkiſch-merovingiſche Königsſtamm war durch ſchwache Regenten ſo in Verfall gekommen, daß ihre Majores domus oder Oberhaushofmeiſter faſt ganz an ihrer Stelle das Regiment führten. Dem tapfern Major domus Pipin gelüſtete nach der Königskrone, die der ſchwache Childerich ohnehin nur dem Namen nach trug. Um aber das Volk und, wie es ſchien, ſein eignes Gewiſſen bei dieſer Entthronung zu beruhigen, ließ er ſich von dem Papſte Zacharias ein Gutachten ausſtellen, ob es nicht für ihn Pflicht ſey, den zur Regierung unfähigen König, den, ſo wie auch deſſen Vorgänger freilich die mächtigen Staatsbedienten immer in einer Art von Gefangenſchaft gehalten und ſchlecht hatten erziehen laſſen, abzuſetzen und ſeine Würde zu übernehmen? Die Entſcheidung fiel nach Wunſch aus und Bonifacius wurde abgeſchickt, den neuen König zu ſalben. Dem armen Childerich wurde das lange Haar abgeſchnitten und er ſelbſt in ein Kloſter verſtoßen!! Pipin war dankbar. Er zog nach Italien, um dem Papſte gegen die ihn drängenden Longobarden zu helfen; er ſchlug ſie und ſie mußten, was ſie von dem ſogenannten Erbtheil Petri an ſich geriſſen hatten, und noch ein Stück Land dazu hergeben, das Papin Alles dem Papſte überließ, und wobei er ſich nur das Amt eines oberſten Schutzherrn vorbehielt. Damit wurde alſo der Papſt zugleich ein weltlicher Fürſt; die Rechte der Griechiſchen Kaiſer über Rom wurden dadurch aufgelöſet und der Gedanke nahe gebracht, daß die Päpſte über die Könige und Länder entſcheiden könnten. Pipin hatte freilich noch weitere Pläne auf Italien, die auch ſein Sohn, Karl der Große, ausführte und wobei er die Freundſchaft des Papſtes wünſchte. Karl beſiegte die Longobarden,

ließ ſich zum Könige von Italien und im Jahr 800 zum Römiſchen Kaiſer krönen und übte über das päpſtliche Gebiet, welches er ſo anſehnlich vermehrte, daß der Papſt mehr Land als die angeſehenſten Herzöge in Italien hatte, doch alle Rechte des oberſten Landesherrn durch ſeine Stellvertreter aus.

Indeß fügten ſich dieſe unwiſſenden deutſchen Völker mehr in die Glaubensvorſchriften der Geiſtlichkeit, als es im Orient der Fall war, wo man ſich daran gewöhnt hatte, daß die Kaiſer auch in Glaubens- und Kirchenſachen ein entſcheidendes Wort mitſprechen, und wo auch gelehrte Unterſuchungen angeſtellt wurden. Im Abendlande dagegen meinte man, was die Biſchöfe anordneten, das müſſe man als Glaubensartikel annehmen. Niemand widerſprach daher, als der Papſt Zacharias und der heilige Bonifacius einen Prieſter als Ketzer verdammten, weil er lehrte: „die Erde iſt rund und wird auch auf der andern Seite bewohnt und von Sonne und Mond beſchienen.“ Nur an manche Einrichtungen mochte man ſich nicht gewöhnen, beſonders widerſetzten ſich die höhern Stände, namentlich den neuen, ihnen höchſt auffallenden Ehegeſetzen, woran die Römer ſchon eher gewöhnt waren. Dagegen herrſchte an den verſchiednen kleinen Engliſchen und an andern Höfen noch lange Vielweiberei. Die Deutſchen, beſonders die Franken, hatten ſchon früherhin Diebſtahl, Raub, ſelbſt Mordthaten mit Gelde abgebüßt; es kam bald dahin, daß man die canoniſchen Strafen ebenfalls in andre Strafen verwandelte, was man Indulgenzen nannte, und zuletzt konnte man ſich von allen Büßungen durch Geld loskaufen; doch wendete man anfangs dieſe Gelder für Arme und zu andern wohlthätigen Zwekken an. Von dem Banne machte man bei dieſen Völkern noch wenig Gebrauch, bis man fühlbare Nachtheile damit verbinden konnte. Wie der Aberglaube in Deutſchland den Klerus begünſtigte, ſo gewann dieſer auch an Anſehen bei Hohen und Niedern durch ſeine Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten. Man fragte die Biſchöfe auch um Rath in weltlichen Dingen; als Beſitzer großer Güter und als Gewiſſensräthe konnten ſie den Regenten viel ſchaden und nützen. Indeß behaupteten ſich doch die kräftigen Regierer in vielen Vorrechten; ſie ließen keinen Biſchof ohne ihre Einwilligung wählen und keine Wahl

ohne ihre Beſtätigung gelten. So ſchrieben auch die Könige die Synoden aus und beſtätigten die Beſchlüſſe; durch ihre Hofgeiſtlichen blieben ſie immer mit den Ereigniſſen und Bedürfniſſen der Kirche bekannt. Die Freiheiten der Kirche und die Gerichtsbarkeit der Biſchöfe war auch beſchränkter als im Orient. Karl der Große befragte zwar bei ſeinem Eifer, das Chriſtenthum immer weiter zu verbreiten, den Papſt über manche Einrichtungen, ſahe es aber nicht als Schuldigkeit an und betrachtete die kirchlichen Sachen mehr als Nationalangelegenheiten. Auf manchen Conventen, wobei auch weltliche Herren waren, und die man mehr als Nationalverſammlungen betrachtete, wurde der Papſt oft gar nicht erwähnt oder als beſchränkt gedacht durch die alten Canone und die höchſte Staatsgewalt. Karl und ſein Nachfolger erneuerten das Recht, Commiſſarien bei der Papſtwahl zu haben und ſie zu beſtätigen, und 825 mußte ein Papſt, der in eine Mordgeſchichte verwickelt war, ſich ſelbſt vor den kaiſerlichen Abgeordneten ſtellen. Ueberhaupt hatte Karl ziemliche Ordnung in das Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche gebracht; er gebot und wachte über das canoniſche Leben der Geiſtlichen, beförderte die Viſitationen der Kirchen, und ſein Eifer für die Wiſſenſchaften ließ eine gute Zukunft hoffen. Allein ſein Sohn, Ludwig der Fromme, mild, jedoch ſchwach und mehr abergläubiſch, fehlte bei dem beſten Willen, womit er die chriſtliche Religion, beſonders in den nördlichen Gegenden, ſelbſt in Dänemark, zu verbreiten, den Luxus der Biſchöfe einzuſchränken und das canoniſche Leben nützlich zu machen ſtrebte, doch durch unzeitige Nachgiebigkeit. Frühzeitig vertheilte er das große Reich unter ſeine drei Söhne; Lothar, der älteſte, bekam das Kaiſerthum und die zwei jüngern Brüder ſollten von ihm abhängig ſeyn. Allein ihr Vater bekam noch einen Sohn und nun ſollte eine neue Theilung erfolgen. Das wollten jene drei Erben nicht und es kam zum Kriege, in welchen leider ſich auch der Papſt und die Biſchöfe miſchten und die Partei der Söhne nahmen. Dieſe meinten, es ſey der kürzeſte und ſicherſte Weg, den Vater zu verdrängen, wenn ſie ihn im Namen der Kirche durch die Biſchöfe abſetzen ließen. In Gegenwart des Erzbiſchofs von Mainz, andrer Biſchöfe, und ſonſt noch vieler Zuſchauer, auch eines Geſandten des

Griechiſchen Kaiſers, mußte 833 der arme bedauernswerthe Vater in der Marien-Kirche zu Soiſſons in Frankreich vor dem Altare auf eine härene Matrazze niederknieen, Kirchenbuße thun, laut bekennen, daß er durch ſeine Nachläſſigkeit in der Regierung Gott und die Kirche geärgert, und ſich an der Nation verſündiget habe. Der gute Monarch las das Sündenbekenntniß ſelbſt ab, legte es dann auf den Altar, entkleidete ſich von dem kaiſerlichen Gewande mit allen Kriegs- und Ehrenzeichen, zog das Kleid eines büßenden Sünders an und wurde in ein Kloſter geſperrt. Den einen Sohn Ludwig reuete zwar die That und viele Große fühlten auch ihr Empörendes; der Vater kam wieder auf den Thron, allein eben dieſer Sohn empörte ſich auch wieder und unter dieſen Unruhen ſtarb der Vater. Das böſe Beiſpiel unter Pipin und unter dieſen Söhnen Ludwigs wirkte fort; 843 entſetzte eine Synode der Biſchöfe den Kaiſer Lothar; 858 eine andre Karl den Kahlen, König der Weſtfranken. Beides kam zwar nicht zur Ausführung; aber man erkannte doch, wie ſehr der Klerus ſeine Gränzen ſchon verkannte und Alles verwirrte.

Allein eine eben ſo unerwartete als unglaublich folgenreiche Erſcheinung im neunten Jahrhundert, eine Sammlung falſcher Kirchengeſetze, brachte die päpſtliche Gewalt mächtig empor und gab ihr nun auch eine ſcheinbar auf der Geſchichte ruhende Grundlage. Die Canonſammlung des Römiſchen Abts Dionyſius war in Franken im ſechſten Jahrhundert die Hauptquelle des Kirchenrechts, mit verſchiednen Zuſätzen. Unvermuthet kam nun eine neue vermehrte Sammlung, die man einem Spaniſchen Biſchof Iſidorus zuſchrieb, zum Vorſchein. Sie enthielt neue, unerhörte Decretalen, und ihr Hauptzweck war Beſchränkung der Metropoliten, Erhebung der Primaten und beſonders der Kirchengewalt des Papſtes. Das Machwerk enthält in drei Abtheilungen: 1) 61 Briefe von Päpſten aus den drei erſten Jahrhunderten; 2) Canone von den Concilien; 3) Briefe von den Päpſten bis zu Gregor dem Gr. um das Jahr 600. Die Entſtehung dieſes verfälſchten Iſidoriſchen Werks ſetzt man zwiſchen die Jahre 829 — 845; es erſchien im öſtlichen Franken und ein Diakonus in Mainz, Benediktus Levita, iſt vorzüglich der Theilnahme an der Betrügerei

höchſt verdächtig. In dieſen Zeiten der Unwiſſenheit ſtaunte zwar anfangs Jedermann das Werk an, aber man gab vor, es ſey ſchon unter Karl dem Großen aus Spanien gekommen, berief ſich nach und nach und in einzelnen Fällen darauf, beſonders bei den Unruhen und in der Zwietracht der Nachkommen Karls des Großen und am Ende des neunten Jahrhunderts wurde es als gültig beſtätigt. Es verbreitete ſich ſehr bald, und behielt ſein Anſehen bis die Reformation die Veranlaſſung zu der Entdeckung gab, daß dieſe Sammlung das untergeſchobene, mit ſchamloſen Erdichtungen angefüllte Werk eines Betrügers ſey, was jetzt auch viele Katholiken anerkennen, ob ſie gleich nicht alle zugeben, daß dadurch vorzüglich das Papſtthum in Deutſchland mit befeſtiget worden ſey. Der Verfertiger widerſpricht ſich und verräth ſich oft ſelbſt, indem er die Zeiten verwechſelt, Schriften von frühern Päpſten anführen läßt, die erſt Jahrhunderte hernach geſchrieben worden ſind und manche Briefe geradezu erdichtet hat. Alles zielt auf Verherrlichung des Papſtes. „Gott,“ ſo heißt es, „hat ihm die Macht im Himmel und auf Erden verliehen; der Papſt iſt eigentlich der einzige Biſchof der Chriſtenheit, die übrigen ſind nur ſeine Stellvertreter; der Nachfolger des heiligen Petrus iſt allein ihr Richter; vor ihn nur gehören alle wichtigen Kirchenſachen; an ihn darf man in allen Dingen appelliren; er allein kann neue Biſthümer ſtiften, Concilien anordnen und ihren Beſchlüſſen geſetzliche Kraft geben. Biſchöfe können nur unter ganz beſondern Umſtänden angeklagt werden; laſterhafte Biſchöfe müſſen zwar ermahnt, aber im ſchlimmſten Falle als eine Strafe Gottes ertragen werden; es iſt ein Eingriff in die göttlichen Majeſtätsrechte, wenn ſich ein weltliches Tribunal an ihnen vergreift.“ Dieſe wunderlichen Sätze wurden auf eine eben ſo wunderliche Art bewieſen. „Weil Chriſtus,“ ſo hieß es, „nur zu Petrus (deſſen Schwächen und Verirrungen man nicht erwähnte,)“ geſagt hat: wirf dein Netz aus; weil Petrus allein ſein Schwert gegen Malchus gezogen, darum hat er des Himmelreichs Schlüſſel bekommen. Weil Paulus gelehrt: es ſey ihm zu gering, ſich von einem menſchlichen Gericht richten zu laſſen; ferner weil er fragt: wer biſt du, daß du einen fremden Knecht richteſt? ſo iſt es auch gegen alle

göttlichen Geſetze, daß die Größern von den Kleinern ſollten gerichtet werden.“ Was konnte nun der Laie gegen den Biſchof, was konnte ſelbſt ein Metropolitan gegen ihn ausrichten, da man alles nach Rom ſpielen konnte, dabei langwierigen Proceſſen und doch wohl ungerechten Entſcheidungen entgegen ſehen mußte? Die Verhältniſſe des Staates und der Kirche und der Subordination in dem Klerus waren ganz geſtört, was auch die traurigſten Erfahrungen beſtätigten.

Der Papſt Nikolaus I., höchſt herrſchſüchtig, was er auch in den Händeln mit den Griechiſchen Patriarchen zeigt, machte zuerſt von dieſen verfälſchten Decreten Gebrauch, doch mit großer Vorſicht. In der Ehecache des leichtſinnigen Königs Lothar von Lothringen, der ſeine unſchuldige Gattin Theutberg um einer Buhlerin willen verdrängte, trat allerdings Nikolaus, der von allen Seiten um ſein Urtheil aufgefordert wurde, mit lobenswerthem Muthe auf die Seite der Königin, mißbilligte die ihr widerfahrne Mißhandlung, willigte nicht in die Eheſcheidung, ſetzte die für den König parteiiſchen Erzbiſchöfe von Trier und Cöln auf eine freilich despotiſche Weiſe ab und erreichte ſeine Abſicht. Aber in vielen andern Fällen bewies dieſer Papſt genug, es ſey ihm in Allem vorzüglich um die Erweiterung der päpſtlichen Macht zu thun. Er brachte die Nationalkirchen um alle Selbſtſtändigkeit, indem er verlangte: „ohne ihn ſolle keine Synode ausgeſchrieben werden;“ und ſo ſehr die Könige und die Metropoliten, die ſich, ohne an die Folgen zu denken, ſelbſt zuweilen auf die falſchen Decretalen beriefen, ſich anfangs über dieſe Anmaßungen wunderten, ſo unterſuchte ſie doch Niemand weiter und es proteſtirte auch Niemand dagegen; Stillſchweigen galt ſehr bald für Anerkennung. Der erſte Biſchof im Abendlande müſſe auch den erſten König des Abendlandes krönen, war das herrſchende Vorurtheil, und damit verband man dann auch das vermeinte Recht über Kronen zu verfügen. Erinnerten nun auch nachher einige muthige Regenten den Papſt, wie z. B. den Nachfolger des Nikolaus, Hadrian, daran, „man könne nicht begreifen, wie ein Römiſcher Biſchof ſich in die Händel der Könige miſche und mit Bannflüchen über Königreiche entſcheide; er und die Biſchöfe möchten doch mit ihren Schlüſſeln des Himmelreichs die feind-

lichen Normänner, die im untern Italien eingefallen waren, vertheidigen;" achtete man auch nicht überall viel auf dieſe Flüche; ſprachen beſonders die Franzöſiſchen Biſchöfe in einem Proceſſe gegen einen jungen leichtfertigen Biſchof, daß ſie ihr Richteramt nie aufgeben würden; griff der Erzbiſchof von Rheims, Hincmar, ein gelehrter, aber etwas unruhiger Mann, ſelbſt die Gültigkeit der Decretalen an und ſchrieb im Namen ſeines vom Papſte gröblich verletzten Königs unter andern: „der Papſt müſſe nicht viel mit Königen umgegangen ſeyn, weil er nicht mit ihnen zu ſprechen verſtehe; es ſey eine ganz neue Unverſchämtheit, gegen einen König von Frankreich den Ausdruck: „befehlen;" zu gebrauchen und ihn nur als den Schirmvogt, nicht als den Landesherrn der Biſchöfe anzuſehen; ein Römiſcher Biſchof habe wie jeder andere in der Welt den Geſetzen der Kirche, der Kaiſer und Könige zu gehorchen:" ſo ſchwieg der Papſt eine Zeitlang klüglich, wurde höflich und gab nach, benutzte aber bald die günſtigere Zeit deſto beſſer. Leider gaben dazu die vielfältigen kriegeriſchen Unruhen in Deutſchland, Frankreich und Italien, wobei die Italieniſchen Städte und Fürſten die auswärtige Obergewalt abſchütteln und verſchiedne Prinzen gern Könige, ja Kaiſer werden wollten, dazu Veranlaſſung genug, und indem jeder Regent die Päpſte auf ſeiner Seite zu haben wünſchte, bot man ihnen von ſelbſt Gelegenheit dar, ſich für Herren über die Monarchen zu erklären. In Italien ging es freilich an den Höfen der Fürſten höchſt unſittlich zu; Ehebruch, Meineid und Giftmiſcherei kamen häufig vor. Aber auch Rom war im zehnten Jahrhundert höchſt berüchtigt durch die Ausſchweifungen und Schändlichkeiten, in welchen Volk und Regierung verſunken waren. Selbſt ein Römiſcher Schriftſteller, Baronius, geſteht zu, daß die Päpſte ein höchſt ärgerliches Leben führten, tröſtet ſich jedoch damit, ihr geiſtliches Oberhaupt, Chriſtus, habe die Chriſtenheit nicht verlaſſen und der Glaube habe keinen weſentlichen Schaden genommen!! Sergius III., Johannes X. XI. XII. (der XI. war ein unehelicher Sohn von Sergius III.) werden vorzüglich als ſchamloſe Wollüſtlinge geſchildert und mehrere unzüchtige Weibsperſonen als ihre vertrauten Freundinnen genannt; Aemter und Würden wurden ohne Scheu verkauft (Si-

monie), oder an Verwandte, beſonders an uneheliche päpſtliche Abkömmlinge ꝛc., verſchenkt (Nepotismus). Der päpſtliche Palaſt glich unter Johann XII. einem Türkiſchen Serail; eine dieſer Frauen beherrſchte ihn ſo, daß vielleicht von ihr oder einer ähnlichen Despotin die Fabel entſtanden iſt, eine Päpſtin, Johanna, habe auf dem Thron geſeſſen. Die politiſchen Verwirrungen im obern Italien nöthigten endlich ſelbſt den Papſt 951 den tapfern König Otto, mit deſſen Vater Heinrich I. das Sächſiſche Haus 918 die deutſche Königswürde, nach dem Ausſterben der Karolinger, überkommen hatte, zu Hülfe zu rufen. Otto heirathete die ſchöne Witwe des Königs Lothar von Italien, wurde 962 auch Römiſcher Kaiſer, und bei ſeinen übertriebenen Schenkungen an den Klerus ſahe er doch auch auf Gerechtigkeit und Ordnung. Johann XII. hatte ihn gekrönt und ihm gehuldigt, war aber auch der erſte, der ſich gegen ihn empörte und die Römer aufwiegelte, wobei der Kaiſer in große Lebensgefahr kam. Otto ſchonte anfangs den wegen ſeines Wandels angeklagten Papſt; allein alle Warnungen waren vergebens. Johann XII. wurde abgeſetzt und Otto verordnete, daß jeder rechtmäßig erwählte deutſche König zugleich Römiſcher Kaiſer und König von Italien ſeyn, und kein Papſt ohne deſſen Einwilligung und Beſtätigung gewählt und geweihet werden ſollte. Johann wich dem neuen Papſt Leo VIII.; aber kaum war Otto entfernt, ſo kam Johann XII. zurück und Leo mußte fliehen. Johann XII. ſtarb 964. Otto half Johann XIII. zur päpſtlichen Würde, obſchon die Römer bereits einen andern Papſt aus Haß gegen die Deutſchen gewählt hatten. Allein Treue und Glaube, Geſetz und Recht galten wenig in Rom. Nach Ottos Tode (973) war dort wieder die heilloſeſte Unordnung. Sein Sohn Otto II., ein mehr ruhmſüchtiger als geiſtvoller Fürſt, ſo wie der Enkel, Otto III., der ſehr liebenswürdig und reich an vielumfaſſenden Entwürfen war, indem er das große Römiſche Reich herſtellen und Rom zu ſeiner Reſidenz machen wollte, auch in Sylveſter II., der ſein Lehrer geweſen war, und vorher Gerbert hieß, einen gelehrten und vorzüglichen Mann auf den Römiſchen Stuhl ſetzte, verloren beide in der Blüthe ihrer Jahre in Italien, wohin ſie unaufhörlich wegen der Empörungen der

Einwohner ziehen mußten, das Leben. Otto II. ſtarb 983, Otto III. 1002, wahrſcheinlich an Gift; Sylveſter II. ſtarb 1003. Aber auch die Römer waren unter einander nicht einig; ſie empörten ſich gegen ihre Gebieter; bald wurde ein Papſt ermordet, bald ein anderer abgeſetzt und eingeſperrt, und ſchon jetzt gab es mehrere Päpſte zugleich; eine geraume Zeit gar keinen. Heinrich II., der letzte Kaiſer aus dem Sächſiſchen Hauſe († 1024) und Conrad II. († 1039), der ſich (1027) in Rom krönen ließ, hatten wenig mehr als die Titel. Die Päpſte wurden gewählt und behaupteten ſich ohne große Rückſicht auf die deutſchen Oberherren zu nehmen, was die Römer auch gern ſahen, in dem ſtolzen Wahne, daß ſie durch die Päpſte nun eigentlich über die Kaiſerwürde verfügen könnten. In dieſer Einbildung beſtärkte ſie unter andern der Zufall, daß die Polen 1041 einen Prinzen Caſimir, den ſie erſt vertrieben hatten und der in einem deutſchen Kloſter ſtak, durchaus zu ihrem Könige haben wollten, wozu nun päpſtliche Dispenſation gegen reichliche Gebühren ertheilt, aber zugleich auch das Anſehen der Päpſte mächtig geſteigert wurde. Man wählte jetzt die Päpſte nach Gefallen. Johann XIX. war bei ſeiner Wahl 1024 zur höchſten geiſtlichen Würde noch ein Laie, aber Verwandtſchaft und Geld ſiegten bei dieſem unerhörten Falle. Benedikt IX. war bei ſeiner Wahl erſt 10 Jahr alt, wurde im 17ten Jahre wegen ſeiner ſchlechten Sitten aus Rom verjagt, von dem Kaiſer Conrad II. zurückgebracht, 1044, 24 Jahr alt, wieder verwieſen und an ſeine Stelle Sylveſter III. gewählt. Nach drei Monaten kam er wieder zurück, verkaufte aber, da er ſich allgemein gehaßt und verachtet ſah, ſeine Würde 1044 an Gregor VI. und dankte ab. Sylveſter war zurückgetreten. Gregor VI. verzichtete aber auch auf die Würde und ihm folgte Clemens II., der bald ſtarb, und nun beſtieg der unruhige Benedikt VI. zum vierten Mal den Thron, ohne die Sitten zu ändern, dann dankte er für immer ab. Der Kaiſer Heinrich II., der von drei Päpſten, Benedikt IX, Sylveſter III. und Gregor VI. hörte, von denen jeder in Rom ſeinen Palaſt, ſeine Kirche und ſeine Anhänger hatte, ließ ein Concilium zuſammen kommen. Gregor erſchien dabei, legte aber, da man ihn an ſeine Simonie erinnerte, ſeine Würde nieder und Cle-

mens II., Biſchof in Bamberg, wurde Papſt; ein ehrenwerther Mann, der Heinrich III. krönte, aber nur ein Jahr regierte. Unter den folgenden Päpſten hatte ſchon der nachherige Gregor VII. die Hand mit im Spiele. Leo IX. († 1054) war herrſchſüchtig und mehr ein Krieger; er zog als Oberfeldherr gegen die Normänner, die er dem Griechiſchen Kaiſer als reißende Thiere ſchilderte, die ihn aber, als ſie ihn gefangen bekamen, mit Achtung und Wohlwollen behandelten, und ohne Löſegeld entließen. So ſtand es in Deutſchland und Italien am Schluß dieſes Zeitraums mit der chriſtlichen Kirche und ihrem Verhältniſſe zum Staate; ſo in Frankreich. Allerdings war es meiſtens noch Kampf, wo auf beiden Seiten die Leidenſchaft für irdiſche Zwecke mit focht und der Sieg war nicht ſelten noch unentſchieden.

§. 18.

Fortſetzung.

Wie erſt die Großen der Kirche unüberlegt geſchenkt hatten, ſo wollten manche ihrer Nachkommen nun auch, ohne nach Geſetz und Recht zu fragen, wieder nehmen; wogegen ſich freilich der Klerus zu ſchützen, aber auch jede Schranke, die man ſeiner Bereicherung entgegen ſtellte, zu durchbrechen ſuchte. Wenn die Geiſtlichkeit ihre Aemter ſelbſt beſetzte, ſo gab es wohl auch Fehlgriffe; Verwandte und Geld vermochten auch hier zuweilen nicht wenig; indeß wurde doch im Ganzen mehr auf die Tauglichkeit des zu Erwählenden geſehen. In Frankreich wurde namentlich eine Prüfung der Sitten und Kenntniſſe angeordnet und manchem Unwürdigen die Weihe verweigert. Die Könige und andre Fürſten dagegen empfahlen oder ernannten oft geradezu ihre Lieblinge und Günſtlinge zu den wichtigſten Stellen und man mußte der Gewalt nachgeben. Den Königen blieb indeß immer noch, trotz der Decretalen, das Recht, die Wahl eines Biſchofs zu beſtätigen oder zu verwerfen, Synoden anzuordnen, die oft mit den Reichstagen zuſammentrafen, auf welchen die Biſchöfe eine beſondere Kammer bildeten, und durch ihre großen Grundbeſitzungen als Reichsſtände Abgaben mit verwilligten und, beſonders bei außerordentlichen Nothfällen, die Laſten der andern Stände mit tragen halfen.

Die Jurisdiktion über die Biſchöfe war noch eine Zeitlang ſchwankend; es gab Fälle, wo ſie vor das weltliche Gericht gezogen und von den Kaiſern ſtreng behandelt wurden. Sie blieben alſo immer noch in einer gewiſſen Abhängigkeit vom Staate und wurden es noch mehr durch das im neunten Jahrhunderte ſich mehr ausbildende Feudal- oder Lehnsſyſtem, wozu der Grund ſchon früher in den neuen deutſchen Staaten gelegt worden war. Die Gothiſchen, Fränkiſchen, Angelſächſiſchen und Longobardiſchen Könige vertheilten nämlich das Meiſte von dem, was ſie ſich aus dem eroberten Lande vorbehielten, an Perſonen aus ihrem Gefolge. Dieſen wieſen ſie die Einkünfte zu, ſie ſelbſt behielten ſich das Eigenthumsrecht und gewiſſe Dienſte als Bedingungen vor, welche die Lehnsleute gern übernahmen. In jenen Zeiten der Unſicherheit und des Fauſtrechts trat man aber auch oft freiwillig in dieſes Verhältniß. Der Begüterte übergab ſein kleines Eigenthum dem reichern und mächtigern Nachbar, ließ ſich aber wieder damit belehnen, machte ſich zu gewiſſen Abgaben und Dienſten verbindlich, unter der Bedingung, daß er nun gegen feindliche Angriffe mit aller Macht geſchützt würde. So hielt es der Mächtige mit einem noch Mächtigern und ſo hingen alle Glieder des Staates enge zuſammen. So wurden auch die Biſchöfe Lehnsleute der Könige, denn man ſahe ihr Gut doch auch im Allgemeinen als zu dem Staatsgut gehörig an; ſie bedurften Schutz von dem Könige, der auch ihnen allein die Befugniß geben konnte, ihren Burgen und Städten gewiſſe Vorzüge zu ertheilen, z. B. Marktgerechtigkeit, Zölle anzulegen, Münzen zu ſchlagen, und dergl. Im zehnten Jahrhundert bekam jedoch die Belehnung der Biſchöfe eine beſondere feierliche Form. Die Uebergabe des Lehns oder geliehenen Gutes, die man die Inveſtitur nannte, mußte vor der Conſecration des Geiſtlichen geſchehen. Es wurden dazu bei den Biſchöfen ein Stab und ein Ring (Annulus et baculus) als ſymboliſche Zeichen gebraucht und ihnen als Inſignien ihres Amtes von dem Könige übergeben. Damit ſchien nun den Regenten die biſchöfliche Unterwürfigkeit geſichert zu ſeyn, indem ſie dieſen Geiſtlichen wenigſtens als Lehnsleuten beikommen, auch ſich bei dem weltlichen Beſitz in ihre weltlichen Händel miſchen und ihnen die Lehngüter ſogar einziehen

konnten. Allein die Biſchöfe fingen nun dagegen an, eine doppelte Perſon in ſich zu unterſcheiden, indem ſie ſagten: als Inhaber und Verwalter der ihnen vom Staat verliehenen Güter wären ſie des Königs Lehnsmänner und Vaſallen, aber nicht als Biſchöfe; in dieſer Hinſicht wären ſie die von Chriſto ſelbſt angeordneten Vorſteher und Repräſentanten der Kirche. Der König, ſo konnte man folgern, darf alſo den Biſchof nicht aus der Kirche verjagen, aber er kann die Kirche umzingeln und den Biſchof darin verhungern laſſen. Man ging weiter, ſtellte 881 auf einer Synode in Frankreich die Lehre auf: „Gott hat ſelbſt die Regierung der Welt zwiſchen den Prieſtern und den Königen getheilt; jeder Theil muß in ſeinem Wirkungskreiſe bleiben; die Prieſter müſſen den Königen das Zeitliche und Irdiſche, dieſe den Prieſtern das Geiſtliche und Ewige überlaſſen. Daß aber das Prieſterthum viel höher ſteht, als die königliche Würde, ſieht man daraus, daß Könige nur durch Prieſterhände können geſalbt werden; kein König aber kann einen Prieſter conſecriren; die Könige ſind überdieß dem Gewiſſen des Biſchofs übergeben, weil er auch für ihre Seelen verantwortlich iſt." Das hieß alſo: die Biſchöfe ſind als ſolche von weltlicher Seite unantaſtbar; aber es gibt Fälle, wo die Biſchöfe eine Gewalt über die Könige haben können. Nun waren zwar dieſe Grundſätze nicht allgemein anerkannt; aber die Vorſtellung verbreitete ſich, daß die Salbung und Krönung nicht bloß Einweihungsfeierlichkeit, ſondern der Akt ſey, durch welche den Königen und Kaiſern ihre Würde erſt eigentlich übertragen werde, und daß ſie ohne der Prieſter Dienſt und Vermittelung nicht dazu gelangen könnten. Auch fanden es deutſche Biſchöfe ſchon nicht recht ſchicklich, daß ſie ihre geweiheten Hände, die alle Tage in der Meſſe den Leib Chriſti berührten, gerade wie andre Vaſallen, bei dem Lehnseid in Laienhände legen ſollten, wornach jedoch die Könige nicht fragten. Indeß erhielten die Biſchöfe als Geiſtliche den erſten Stand in der Nation. Als die großen weltlichen Lehnsherren ihre Beſitzungen erblich machten und durch Vererbung immer mächtiger wurden, ſo vereinigten nun auch die Biſchöfe mehrere Biſthümer in einer Perſon, und man hat Beiſpiele aus dem zehnten Jahrhundert, daß ein Biſchof in Italien zwei Erzbiſthümer

und noch mehrere Bisthümer beiſammen hatte, wozu denn auch die weltlichen Herren ſchwiegen, indem ſie anfingen, ihren jüngern Söhnen oder ihren Verwandten, wenn auch nicht eben einen Beruf mit Arbeiten, ſodoch eine Verſorgung damit zu verſchaffen. Da nun aber die Biſchöfe immer mehr für das Weltliche ſorgten, als für ihre Pflichten als Geiſtliche, zum Theil perſönlich mit in den Krieg als Anführer ihrer Mannſchaft zogen, oder ſich der Jagd und andern öffentlichen Vergnügungen leidenſchaftlich überließen, ſo war es natürlich, daß ihr Anſehen immer mehr ſank, und ſelbſt ihr Strafamt wenig wirkte. Die weltliche Macht wurde zwar angewieſen, die kirchlichen Verbrecher zu zwingen, daß ſie ſich vor der geiſtlichen Behörde ſtellten und ihr gehorchten. Aber die Weltlichen waren dazu nicht immer bereitwillig, und was konnte ein Biſchof mit einem Grafen, Herzog und Könige anfangen, wenn dieſe gegen Ehe- und Keuſchheitsgeſetze geſündiget hatten? Um behutſam zu gehen, unterſchied man jetzt die Excommunication, die nur einen Ausſchluß von der Kirchengemeinſchaft bezeichnen ſollte, von dem Bannfluche, der mit wirklichen zeitlichen und ewigen Strafen bedrohete, den man aber ſparſam anwendete, ſobald man etwa merkte, daß der Verbrecher nicht viel darnach fragen würde. Man fing an immer mehr bürgerliche Nachtheile damit zu verbinden, verbreitete den Glauben, man ſey unter dem Banne zu keinem Amte und Kriegsdienſte fähig und verliere alle bürgerliche Ehre. Zuweilen forderten ſelbſt Könige ihre Biſchöfe zu dieſem Bannfluche gegen widerſpenſtige Vaſallen auf; denn es ſchreckte allerdings manchen, wenn er als Excommunicirter nun nicht würdig ſeyn ſollte, eine Rechtsſache vor einem geiſtlichen Gericht zu führen, Zeuge dort zu ſeyn, zu heirathen, in ſofern ihn kein Prieſter trauen durfte und er andre Beſchimpfungen mehr erfuhr. Wer in dem Banne ſtarb, kam natürlich nicht in den Himmel. Daher ſuchte man auch wohl, oft für vieles Geld, den Bann ſelbſt von Verſtorbenen wieder aufheben zu laſſen. Ein gutherziger Biſchof von Toul, der einige räuberiſche Edelleute in den Bann gethan hatte, die nicht viel darauf zu achten ſchienen und die er doch auch, im Fall ſie zur Nachtzeit plötzlich ſterben ſollten, nicht gern verdammt wiſſen wollte, erfand ein eignes Auskunftsmittel dadurch, daß er ſie

jedesmal des Nachts heimlich abſolvirte und am Morgen wieder excommunizirte. Ob nun gleich die Bannflüche immer gräßlicher klangen, ſo fruchteten ſie doch bei manchen Mächtigen wenig; keiner verlor ja dadurch ſeine Würde oder ſein Amt. Da verſtärkte man im zehnten und eilften Jahrhunderte den Bann durch die furchtbaren Interdikte, womit der trotzige Beleidiger der Kirche und der Ort und Gau, der dazu gehörte, belegt wurde. Auf Befehl des Biſchofs mußte nun der ganze äußere Gottesdienſt darin aufhören; die Kirchen wurden verſchloſſen, die Reliquien aus den Augen entfernt, die Crucifixe und Heiligenbilder verhüllt, keine Glocken durften geläutet, keine Sacramente verwaltet, keine Verſtorbenen in geweihete Erde begraben werden; ſelbſt das Grüßen und Bartſcheeren ſollte unterbleiben, bis die beleidigte Kirche verſöhnt ſey. Es iſt leicht einzuſehen, wie ſehr dadurch das abergläubiſche Volk erſchreckt und zugleich erhitzt wurde, zu verlangen, daß man doch ja dieſen Fluch eiligſt abwenden möchte, und daß ſie lieber für die Kirche als für ihre verdammten weltlichen Oberherren kämpften. Die erſten etwas unvorſichtigen Verſuche gelangen zwar nicht recht, aber ſpäterhin ſahe man, wie viel ſich damit ausrichten ließ. Wie man ſich äußerlich gegen die weltliche Macht waffnete und ſich über ſie zu erheben ſuchte, ſo befeſtigte ſich auch die Geiſtlichkeit im Innern. Obſchon die Biſchöfe durch die päpſtliche Einmiſchung in ihre Rechte an Gewalt und Einkünften verloren, ſo hatten ſie doch in dem Papſte eine kräftige Stütze in den vielen Fällen, wo ſeine eignen Vortheile nicht litten. Es wurde ſchon mancher Gebrauch von den falſchen Decretalen für den Nutzen der Biſchöfe gemacht; es war ſchwer für die untere Geiſtlichkeit dieſe Obern anzuklagen; in Prozeßſachen gegen einen Biſchof ſollte er wenigſtens zwölf Biſchöfe zu ſeinen Richtern haben und nur auf die Ausſage von 12 unverwerflichen Zeugen verurtheilt werden; berief er ſich auf den Papſt, ſo konnte ihn kein anderes Gericht vorfordern. Die Biſchöfe gewannen ſodann auch durch manche neue oder erweiterte Quellen der Einnahme, die ihnen durch das Ordiniren, durch das Einweihen der Kirchen und Altäre ausſchließlich zugeeignet wurden. Die Ordinationsgebühren wurden dadurch häufig, daß man, um immer Miſſionarien an die Hei-

den vorräthig zu haben, Mönche und andre Männer im voraus ordinirte, ohne ſie in ein Amt oder in einen beſtimmten Sprengel einweiſen zu können. Da gab es zwar für die Biſchöfe Einnahmen, aber auch Unordnungen; indem eine Menge ſolcher wandernder Prieſter bei den Burgherren aufgenommen wurden, oder ſonſt am unrechten Orte Amtsverrichtungen vornahmen, welchem Unfug erſt nachher die Päpſte ſteuern konnten. Durch die neue Zehntordnung, nach welcher ſie den Zehnten von ihren eignen Pächtern und von allen Gutsbeſitzern, ja ſelbſt von dem Gewinn aller Handthierungen verlangten, ſtieg ihr Reichthum unermeßlich und der Klerus erhielt jetzt das Recht, dieſe Abgaben ſelbſt mit Execution beizutreiben. Doch vertheilte ſich dieſer Reichthum, weil die Biſchöfe nun auch wieder viele Leute zu den Arbeiten und zu den Dienſten für die Staats- und Kriegslaſten und für ihren Hof beburften. Sie ſahen ſich genöthigt, Rittern gewiſſe Güter in Lehn zu geben und bekamen ſehr anſehnliche Lehnsleute, die ſich aber auch ſehr bald in erblichen Beſitz zu ſetzen ſuchten, wodurch die Kirche wieder verlor, da die Schirmvögte und Lehnsleute ihre Forderungen immer höher trieben. Auch die Capitel verlangten ihren beſondern Antheil auf eigne Rechnung; und da man überhaupt in jener Zeit glaubte, geleiſtete Dienſte am beſten durch Anweiſung auf Grundſtücke oder auf die darauf laſtenden Abgaben vergelten zu können, wobei der Lehnsherr und der Belehnte ſich gegenſeitig recht gut geſichert glaubten, ſo wurde nach und nach zu jedem Amte ein ſolches Kirchengut verliehen; ja als man zuweilen mehr Geiſtliche als Aemter hatte, oder manche nicht recht brauchbar waren, ſo gab man dieſen ein ſolches Beneficium auch ohne Amt (officium), und verpflichtete ſie allenfalls zu dem täglichen Abbeten der canoniſchen Horen. Auch dieſe Lehen ſuchte man erblich zu machen; manche Geiſtliche, die ſich noch nicht an die Eheloſigkeit banden, ſuchten ſo viel als möglich dieſe Güter an ihre Söhne zu bringen. Aber dawider trat Gregor VII., in der folgenden Periode, kraftvoll auf.

Der Cölibat*) war es hauptſächlich, der, je mehr er für

*) Ein klaſſiſches Werk darüber haben die Profeſſoren Dr. Joh. Ant. und Auguſtin Theiner in Breslau geliefert — über dieſes und andre Ge-

heilig gehalten wurde, die innere Verkettung des geiſtlichen Standes unter ſich und an ſeinen Monarchen in Rom befördern half. Die Geſchichte lehrt Folgendes:

Bis zu dem Jahr 250 dachte noch Niemand daran, den Geiſtlichen das Heirathen verwehren zu wollen. In den erſten drei Jahrhunderten wird einer großen Menge verheiratheter Biſchöfe und Presbyteren gedacht, die auch, wenn ſie verheirathet in den Lehrſtand traten, den Eheſtand fortſetzten. Nur erſt als die Mönchstugend in Aufnahme kam und die Unbekanntſchaft mit dem Geiſte des Chriſtenthums überhand nahm, wurde auch die Eheloſigkeit als die höchſte chriſtliche Tugend geprieſen. Der Eheſtand, welchen die Schrift ſelbſt als eine göttliche Anordnung betrachtet, welche nicht nur für die Erhaltung, ſondern vorzüglich auch für die ſittliche Bildung und Erziehung der Menſchheit, nicht nur als eine Quelle vieler edeln häuslichen Freuden, ſondern auch als eine Uebungsſchule vieler oft ſchweren Tugenden höchſt wichtig iſt, wurde dann als etwas Unheiliges, mit der Prieſterweihe Unverträgliches, angeſehen; die Mönche, wo ſie hinkamen, und der unwiſſende Haufe verlangten von ihren Lehrern ein eheloſes Leben. Auf der Synode zu Nicäa 325 wollten einige Biſchöfe den Cölibat geſetzlich machen, aber man verwarf den Vorſchlag; nur verdächtige Haushälterinnen ſollte man fortſchaffen. Allein bald nachher verſuchten einige Biſchöfe, beſonders im Orient, die Eheloſigkeit in ihren Diöceſen geſetzlich zu machen. Zuerſt ſollte kein Biſchof und Presbyter nach ſeiner Ordination heirathen, oder wäre er verheirathet, ſo ſollte er ſich von ſeiner Ehefrau trennen; bald verlangte man es auch von den Diakonen und Subdiakonen. Man nahm die Decrete darüber vom Papſt Innocens I. nach dem Jahr 400 in die Geſetzſammlung des Dionyſius auf und beſtätigte ſie im Occident. Hingegen wurde man im Orient nachgiebiger und eine ökumeniſche Synode 692 in Conſtantinopel forderte den Cölibat nur von den Biſchöfen; die Presbyteren und Diakonen durften verheirathet blei-

---

brechen der Römiſchen Kirche ſpricht auch ſehr nachdrücklich die Schrift: „Die katholiſche Kirche in Schleſien."

ben, doch ſich nicht erſt nach der Ordination verheirathen; aber am Ende des vierten Jahrhunderts gab es noch immer ſogar verheirathete Biſchöfe. Durch den Cölibat kamen die Geiſtlichen immer weniger in Berührung mit den Laien, was man auch damit bezwecken, und ſie allmählig von weltlichen Geſchäften, Vormundſchaften, Bürgſchaften für Laien, von Pachtungen der Laiengüter entfernen wollte. In den folgenden Jahrhunderten ſuchte man immer mehr den Cölibat zu erzwingen, achtete nicht auf den häufigen Widerſpruch, auf die Unordnungen und ſchädlichen Beiſpiele der Ausſchweifungen; ja man war lieber in vielen Fällen nachſichtig bei den ärgerlichſten und ſtrafbarſten Vergehungen gegen die Geſetze der Zucht und Keuſchheit, als daß man die Ehe, die man als ein Werk des Teufels anſahe, geſtattet hätte. Man wollte alſo den Klerus durch den Cölibat enger mit einander verbinden, ihn über die Laien durch den Schein der Heiligkeit erheben und zugleich die Verminderung des Kirchengutes verhüten, die Vermehrung aber befördern. Denn allerdings war es einigen verheiratheten Geiſtlichen gelungen, die ihnen verliehenen Benefizien und Aemter wieder an ihre Kinder zu bringen, und außer den Erſparniſſen ſelbſt manches Stück Land auch wohl erblich zu machen. Bei den Canonikern war es bisher mit der Eheloſigkeit ſchon ziemlich gelungen, da keine Weibsperſon ihre gemeinſchaftliche Wohnung betreten ſollte, aber als in Klöſtern und überall die Kirchenzucht erſchlaffte, fanden es doch die Canoniker bequemer, die Kirchengüter unter ſich zu vertheilen und vereinzelt für ſich zu leben; man gab bald vor, das Gebäude ſey zu enge, bald es ſey baufällig; man kam zum Chor und zum Capitelhalten zuſammen, fragte aber übrigens wenig nach ſeinem Berufe, nach dem Biſchofe und ſeinem Tadel. So ſehr man nun auch gegen die Ehe eiferte, ſo waren doch in Frankreich, Spanien, England und Deutſchland im zehnten und eilften Jahrhunderte noch viele Geiſtliche auf dem Lande ungeſtört verheirathet. Ja ein Canon bedrohete ſogar den mit dem Banne, der einen verheiratheten Prieſter für unfähig zu ſeinem Amte erklären würde. Es leuchtet nun ſehr ſichtbar der Plan hervor, daß ſich in dem kirchlichen Verein Glied an Glied, Stand an Stand ketten, und zuletzt in einem oberſten Ringe Alles ſollte feſt gehalten

werden. Der Statthalter Chriſti in Rom ſollte das Ganze erhalten und lenken; auf ihn ſollten alle Gemeinden bei ihren Seelenbedürfniſſen, und wenn es die Noth zu erfordern ſchien, auch in leiblichen Anliegen hinblicken und von ihm Rath, Troſt und Hilfe erwarten und ſie bei ihm oder den Untergeordneten und Gehilfen ſuchen. Die weltliche Macht ſollte zwar ihren Wirkungskreis behalten, aber überſchritt ſie ihn, oder verirrte ſie ſich und fehlte, wenigſtens nach der Anſicht der geiſtlichen Gewalt, ſo mußten dieſer, die ja das Höchſte, das Seelenwohl für Erde und Himmel zu beſorgen hatte, Mittel zu Gebote ſtehen, bei deren Anwendung ſich auch die größten Monarchen beugen mußten. In dieſem Geiſte ſollte die ganze Geiſtlichkeit wirken, nur für die Hierarchie leben und wirken, aber daher auch nur von den Lenkern derſelben Lob und Lohn, Erhöhung und Bereicherung erwarten, an ſie allein, nicht an den Staat, ſich anſchließen. Dazu wirkten mittelbar die Fürſten, wider Wiſſen und Willen auf vielfache Art; darauf arbeiteten ebenfalls Metropoliten und Biſchöfe hin. Sie bedachten aber nicht, was man ſich endlich in Rom gegen ſie ſelbſt und ihre Kirchſprengel herausnehmen, und was der Papſt, wenn er als der allgemeine Biſchof ſich nun auch damit als den Biſchof jeder Diöceſe anſehen konnte, verordnen, verlangen und gewinnen werde. So konnten die Biſchöfe freilich die Conſecration in Rom erlangen, wenn ſie der Metropolit verweigerte; aber welche Unordnungen und Streitigkeiten entſtanden dadurch in der Diöceſe und wie ging es ihnen, wenn ſie etwa ſelbſt Metropoliten wurden! Wie leicht konnte man bei den dem Papſte eingeräumten Rechten in Rom abſolvirt werden und dann des Bannes lachen, den der vorgeſetzte Biſchof ausgeſprochen hatte! Die Biſchöfe erhielten zwar durch ihr Oberhaupt einigen Schutz gegen die Gewaltthätigkeiten der Weltlichen, aber er war in vielen Fällen nur ſchwach; ſie wurden dagegen ſehr oft in die verdrießlichen Händel des Papſtes mit verwickelt und mußten von ihrem Landesherrn deſto mehr leiden. Sie proteſtirten freilich noch oft gegen päpſtliche Eingriffe, aber ſie hatten ſich dieſer Macht ſchon zu ſehr hingegeben, als daß ſie viel ausgerichtet hätten. Die Metropoliten, die ſich am meiſten hätten vorſehen ſollen, wurden durch das

ſogenannte Pallium, oder den biſchöflichen Mantel gewonnen! Es war dieß eigentlich ein Griechiſch-kaiſerlicher Schmuck; aber die Kaiſer geſtatteten auch einigen der angeſehenſten Biſchöfe das Pallium zu tragen, überſchickten es auch wohl zum Geſchenk *). Im fünften und ſechſten Jahrhundert ſchickten die Päpſte und die Patriarchen das Pallium auch ihren Metropoliten zu, doch immer erſt mit kaiſerlicher Erlaubniß. Bald darauf verband man damit die Vorſtellung: erſt die Ueberreichung des Palliums ſey der eigentliche Beſtätigungsact für einen Metropoliten. Die Römiſchen Biſchöfe ſchickten es gewöhnlich an dieſe, die ſie ſich zugleich als Vicare, Agenten und Correſpondenten auserkoren hatten. So wurde es alſo ein reizendes Zeichen einer nähern Verbindung mit dem Papſt, das man daher natürlich auch nur von Rom aus erhalten konnte. Der heilige Bonifazius hatte es bekommen und die neuen Metropoliten im Fränkiſchen Reiche trachteten ebenfalls darnach, damit war die Sache im Gange. Den Metropoliten, die es in Rom ſuchten, wurde eine Acte des Gehorſams vorgelegt und ſie fanden in der Würde eines Beauftragten kein Bedenken, das Verlangen des Beauftragenden zu erfüllen, da ſie nun auch meinten, als Bevollmächtigte des Papſtes viel höher zu ſtehen. Man kam endlich noch weiter durch die Vorſtellung, daß man erſt durch das Pallium aus einem Erzbiſchof der Metropolitan werde, und nun mußte man ſich beeilen es in Rom zu holen, ja Könige verwendeten ſich für ihre Biſchöfe, die nur ſehr oft über die ungeheuern Koſten, welche die päpſtliche Kanzlei erhielt, klagten; aber ob das theure Pallium zur würdigen Führung des chriſtlichen Lehramts nun eben auch nöthig ſey: auf dieſe und andre Fragen ließ man ſich nicht ein.

§. 19.

Mohammed.

Es kann uns bei einem ſolchen Zuſtande in der chriſtlichen Kirche wenig befremden, daß es in dieſem Zeitraume

---

*) Dieß prächtige Kleidungsſtück beſtand damals wahrſcheinlich aus Purpur und war mit Gold geſtickt; jetzt iſt es nur ein etwas breiter wol-

einem unternehmenden und kein Mittel ſcheuenden Manne gelang, eine neue Religionslehre bekannt zu machen und weit zu verbreiten.

Arabien, eine Halbinſel in Aſien, durch eine Erdenge und das rothe Meer von Afrika getrennt, wird in das wüſte, felſige und glückliche Arabien eingetheilt, hat Felſen und Sandwüſten, aber auch ſehr fruchtbare Landſtriche, Getreide, Wein, Zimmt, Datteln, Myrrhen und iſt das Vaterland des Kaffees. Im Innern gibt es noch Nomaden, die mit ihren Heerden von einem Weideplatz zum andern ziehen. Die Araber beſtehen aus mehrern Stämmen, die ihre Emirs oder Fürſten haben. Sie ſind kriegeriſch, räuberiſch, aber auch gaſtfrei und haben eine eigene wohlklingende Sprache. Sie hatten mancherlei Kenntniſſe, beſonders auch von dem geſtirnten Himmel. Hier trat Mohammed auf. Er ſtammte aus einer fürſtlichen Familie in Mecca, wurde daſelbſt wahrſcheinlich 569 geboren, aber, da er noch zwölf Brüder hatte, von ſeinem Oheim, der ein Kaufmann war, auch für dieſen Stand beſtimmt. Sein guter Verſtand, ſein angenehmes Betragen, ſo wie ein ſchöner Körperbau machten ihn bald beliebt. Eine reiche Witwe, in deren Dienſte er war, heirathete ihn wegen ſeiner Geſchicklichkeit und Treue. Auf ſeinen Reiſen lernte er beſonders die Neſtorianer kennen; doch hielt er ſich auch oft in der Einſamkeit zu ſtillen Selbſtbetrachtungen auf. Da er ſahe, daß die Juden ſich mehr mit den Spitzfindigkeiten des Talmuds, als mit Moſis Geſetz beſchäftigten, die Chriſten hingegen über die Perſon Chriſti ſtritten, und ihm mehrere Götter anzunehmen ſchienen, ſo entſtand in ſeinem lebhaften Kopfe der Gedanke, durch eine neue Religionslehre Einheit des Glaubens unter die verſchiedenen Parteien zu bringen, welcher Gedanke ihn ganz begeiſterte. In ſeinem vierzigſten Jahre predigte er zu Mecca und berief ſich auf Offenbarungen, die er erhalten; beſonders habe ihm der Engel Gabriel zugerufen: O Mohammed, du biſt der Geſandte Gottes. Seine Frau, mit welcher er, ob ſie ſchon funf-

lener Kragen, der über den Schultern hängt; ein Streif davon hängt über den Rücken, der andere über die Bruſt herab, beide ſind mit einem rothen Kreuz beſetzt.

zehn Jahre älter war als er, ſehr glücklich lebte, ihr Oheim und Mohammeds Diener waren ſeine erſten Gläubigen. Drei Jahre hatte er mehr im Stillen gewirkt; im vierten trat er nun öffentlich auf. Bei einigen Arabern fand er Beifall, aber unter ſeinen mächtigern Stammgenoſſen vielen Widerſtand. Er mußte unter großer Gefahr im J. 622 nach Jatſchreb fliehen, das mit Mecca in Feindſchaft war, ihn gern aufnahm und ihm zu Ehren hernach Medina al Nabi, d. i. die Stadt des Propheten genannt wurde. Von dieſer Flucht (Hedſchra oder Hegira) haben ſeine Anhänger ihre Zeitrechnung angefangen. Er fand in Medina viele Freunde, nahm die prieſterliche und fürſtliche Würde an, verheirathete ſich nach dem Tode ſeiner Frau wieder und man ſahe nun, daß er ſeine Religion auch mit dem Schwerte verbreiten wollte. Die Luſt nach Beute vereinigte ſich bei ſeinen Anhängern mit Religionsſchwärmerei. Indeß wurde doch ſein Heer auch geſchlagen und er ſelbſt verwundet; allein bald machte er ſich wieder furchtbar; er unterwarf ſich etliche Arabiſche Stämme theils durch Güte, theils durch Grauſamkeit; nahm 630 auch Mecca mit Sturm ein, wo er die Götzenbilder zerſtörte und die Einwohner zu ſeiner Religion nöthigte. Im J. 632 zog er mit mehr als 100,000 Anhängern zum letzten Mal, aber am glanzvollſten dahin. Er ſtarb 632 im 63ſten Lebensjahre, in Medina; man ſagt von Gift, das ihm eine Weibsperſon eingegeben habe, um ſeine göttliche Geſandtſchaft zu prüfen. Anfangs ſcheint Ehrgeiz, ein Religionsſtifter zu heißen, am meiſten auf ihn gewirkt zu haben; aber ſeine lebhafte Einbildungskraft, die Betrachtung des Lebens anderer Religionsſtifter und das Gefühl des Bedürfniſſes einer Vereinigung unter den verſchiedenen ſtreitenden Parteien, mag ihn endlich wohl dahin gebracht haben, daß er ſich als von Gott wundervoll berufen und unterſtützt anſahe. Seine Lebensgeſchichte kann man aber nicht ganz von Zuſätzen reinigen; die Chriſten haben ihm mit Parteilichkeit und Haß eine Menge Ungereimtheiten angedichtet, ſeine Anhänger aber ihn durch fabelhafte lächerliche Wunder zu erheben geſucht, z. B. es ſey ein Theil des Mondes in ſeinen Aermel gefallen, er habe ihn aber wieder an den Himmel geworfen; aus ſeinen Fingern ſey Waſſer geträufelt; Steine, Bäume und Thiere hätten ſeine gött-

liche Geſandtſchaft beſtätigt; eine Taube, (die gewöhnt war, aus ſeinem Ohre Futterkörner zu holen) habe als Werkzeug des göttlichen Geiſtes ihn belehrt, weßwegen auch zu Mecca keine Taube getödtet wird, weil man ſie alle als Sprößlinge jener Eingeberin betrachtet. So fabelte man auch, daß Mohammeds Sarg in der Luft hange, und dergl. mehr. Der Plan dieſes Mannes war zunächſt, die alte patriarchaliſche, einfache Religion herzuſtellen; daher preißt er vorzüglich den Abraham, der weder Jude noch Chriſt, ſondern Muſelmann (aus Moslemin, d. i. Rechtglaubige) geweſen ſey, und von deſſen Sohn Ismael die Araber abſtammten. Von Jeſu ſprach Mohammed mit der größten Achtung, meinte aber thöricht genug, man habe einen andern, Jeſu ähnlichen, Menſchen ergriffen und getödtet. Die Juden verfluchte er, weil ſie Jeſu nicht geglaubt hätten. Seine Hauptlehren ſind: „Es iſt nur ein Gott, Allah, und Mohammed iſt ſein größter Prophet, größer als Moſes und Chriſtus. Man muß jeden Tag fünfmal beten und fleißig Almoſen geben, jährlich ein feierliches Faſten anſtellen und in ſeinem Leben wenigſtens einmal nach Mecca wallfahrten. Es gibt eine unvermeidliche Nothwendigkeit (Fatum) aller menſchlichen Handlungen.“ Durch dieſe troſtloſe Lehre feuerte er die Araber zum Kriege an und die auch wohl unter Chriſten vernommene gefährliche Behauptung: Wer ſterben ſolle, müſſe doch ſterben, hat bei ſeinen Bekennern eine ſolche ſtarre Gefühlloſigkeit gegen das Unglück und den Tod hervorgebracht, daß ſie ſelbſt gegen die Peſt und dergleichen Uebel keine Vorkehrungen treffen, ſondern ſie mit kalter Gleichgültigkeit wüthen laſſen, da ihr die chriſtlichen Regenten mit dem glücklichſten Erfolge geſteuert haben. Mohammed ordnete auch die Beſchneidung an, verbot den Wein, vermuthlich um auch etwas Strenges in ſeiner Lehre zu haben; erlaubte aber die Vielweiberei und war ſelbſt ein großer Wollüſtling. Er lehrte ferner, daß es Engel gebe, daß die Bücher Moſis, die Pſalmen und die Evangelien vom Himmel gefallen wären; ſo wie er auch eine Auferſtehung und eine Vergeltung annahm, und daß ein Paradies mit ſieben Himmeln zu erwarten ſey, deſſen Freuden er ganz nach den ſinnlichen Wünſchen ſeines Volkes ſchilderte. Seine Lehre, die eine Vermiſchung aus

Chriſtenthum, Judenthum und Heidenthum iſt, heißt der Islam und iſt in dem Koran, dem Religionsbuche der Mohammedaner, enthalten, den ſeine Nachfolger ſammelten. Dieſer Koran iſt poetiſch geſchrieben, ohne Ordnung und Zuſammenhang, weitſchweifig, nicht ohne Wiederholungen und Widerſprüche; er enthält in 114 Capiteln allerhand religiöſe, ſittliche, politiſche und auch mediciniſche Vorſchriften, mit Geſchichten und oft lächerlichen Meinungen vermiſcht. Er erlaubt die Eheſcheidung von einer Frau zweimal, doch darf man den Weibern nicht die Geſchenke nehmen. Am Tage des Gerichts, heißt es, werden einige Geſichter weiß und daher ſelig; andre ſchwarz und verdammt. Die Ungläubigen (alle Nichtmohammedaner, auch Ghauren, ein großer Schimpfname, genannt), werden in der Hölle gebraten; iſt die Haut abgebrannt, ſo überzieht ſich eine friſche, die Schmerzen werden größer, die Kleider ſind von Feuer und auf die Köpfe wird ſiedendes Waſſer gegoſſen. Die Feſte ſind bei den Mohammedanern nicht zahlreich, der Groß- und Kleinhandel wird dabei nicht unterbrochen. Das Faſten im Monat Ramadan aber, das dreißig Tage dauert, iſt Glaubenspflicht. Bei Todesſtrafe darf dann den ganzen Tag kein Mohammedaner einige Erfriſchung nehmen, außer Reiſende, Kranke, Schwangere und Säugende. Dann folgt das Bairamsfeſt, das ſehr luſtig, beſonders mit vielem Eſſen und Trinken drei Tage gefeiert wird. Die Prieſterſchaft (die Imans) theilt ſich in Weltgeiſtliche, die den Gottesdienſt in den Moskeen oder Moſcheen, wie man ihre Bethäuſer nennt, verrichten, wohin aber die Weiber beim öffentlichen Gebete nicht kommen dürfen, und in Kloſtergeiſtliche oder Derwiſche, eine Art von Bettelmönchen, welche von Almoſen leben, unverheirathet ſind, nur drei Stunden des Nachts ſchlafen, außerdem aber beten und leſen, auch in den Klöſtern mit vielem wunderlichen Geberdenſpiel predigen. Hieher dürfen auch die Ungläubigen, aber nicht in die Moskeen. Man hat keine Glocken, ſondern die Imans rufen die Gläubigen von den Thürmen zum Gottesdienſte. Die Geiſtlichen, wozu auch die Mollahs, Gelehrte, gehören, ſtehen unter dem Mufti, oder Oberprieſter, der auch Mitglied des Geheimen Rathes oder Divans iſt und mit den Ulemas oder Rechtsgelehrten bei der

unumſchränkten Gewalt des Sultans, allein noch aus dem Koran Einwendungen gegen willkührliche Befehle machen darf. Das Wahre und Gute in mehreren Lehrſätzen des Mohammeds, das Angenehme, das manche für ſein ſinnliches Volk hatten, ſein Eifer und ſeine Begeiſterung, der verworrene Zuſtand unter Juden und Chriſten, beſonders aber die Gewalt der Waffen, die er anwendete, machen die große Verbreitung dieſes Glaubens ſehr begreiflich. Vorzüglich hat dieſe Lehre den Götzendienſt ſehr vermindert.

Allein weder in der Beſchaffenheit der Religionslehre ſelbſt, noch in der Art ihrer Ausbreitung, noch in der Geſinnung und in dem Leben und Wandel kann Mohammed zu ſeinem Vortheil mit dem heiligen Stifter unſerer Religion verglichen werden. Auch die Bekenner des Islams haben ſich in Parteien getheilt; man zählt 73 Sekten. Die zwei Hauptparteien ſind die Sunniten, wozu die Türken gehören, die ſich für die Rechtglaubigen halten, und die Schiiten, welche den Koran, ohne die ſpätern Zuſätze, und überhaupt eine gereinigtere Lehre annehmen, daher aber auch Ketzer heißen. Schiiten ſind die Perſer, und obgleich die Abweichungen nicht die Hauptlehren betreffen, ſo iſt doch der Religionshaß beider Parteien gegen einander furchtbar *).

Die Kalifen oder Nachfolger Mohammeds, die ebenfalls geiſtliche und weltliche Fürſten waren, errichteten mächtige Reiche in Aſien, Afrika und Europa, doch unter wilden Zerſtörungen; der Kalif Amru verbrannte die herrlichſte Bibliothek jener Zeit in Alexandrien im J. 640. Ein Grieche erbat ſich dieſelbe; aber Amru meinte in ſeiner Unwiſſenheit: durch den Koran ſey ſie überflüſſig. Es waren mehrere hunderttauſend Handſchriften, womit man einige Monate die Badeſtuben heizte. Auch das Griechiſche Reich kam durch dieſe Horden in Gefahr. Allein hundert Jahr ſpäter würden aus dieſen eroberungſüch-

*) Die neuere Sekte in Arabien, Wechabiten genannt, hält weniger von Mohammed, iſt aber durch den Paſcha von Aegypten immer wieder gedemüthiget worden. — In Anſehung des Weintrinkens ſind die Muſelmänner jetzt wenig bedenklich.

tigen Arabern, die man auch Sarazenen nannte, Freunde des Handels, aber auch der Künſte und Wiſſenſchaften. Geographie, Mathematik, Aſtronomie, Geſchichte, Arzneikunde und Philoſophie, Sprachkunde und beſonders Dichtkunſt, wurden mit vielem Glück bearbeitet. Die Araber drangen immer weiter vor und ſtifteten viele kleine Reiche. Mit ihnen verbanden ſich die Mauren in Mauritanien, in Afrika, die auch von Ismael abſtammen wollten. Sie zogen in das durch fremde Völker und kirchliche Streitigkeiten beunruhigte Spanien und Portugal (711), eroberten es nach blutigen Schlachten faſt ganz, breiteten den Islam aus, doch mit Duldung der Chriſten, welche es ſpäterhin mit grauſamer Verfolgungswuth vergalten. Cordova war der Hauptſitz; Wiſſenſchaften, Handel und Gewerbe blühten; es wanderten gelehrte Griechen ein, über ſiebzig Bibliotheken wurden errichtet, neue Städte und treffliche Denkmäler der Baukunſt geſtiftet. Man ſahe, daß der Koran auch Cultur und Toleranz geſtatte und es ſcheint, daß mehr das nachherige Türkenthum die Quelle des Despotismus und der Stumpfſinnigkeit für geiſtige, fortſchreitende Bildung im Orient geworden ſey. Die Mauren wollten auch nach Frankreich vordringen, wurden aber 730 von dem tapfern Franken Karl Martell zurückgeſchlagen. Das Reich der Mauren verblühte nach dem Jahre 1000 durch ſorgloſe Regenten, innere Empörungen und Meutereien der Miniſter und Statthalter. Die Chriſten, welche noch einige kleine Reiche beſaßen, aber ſich lange durch Zwietracht geſchwächt hatten, ermannten und vereinigten ſich; ein ſchreckliches Treffen bei Toloſa 1212, wozu chriſtliche Ritter und Helden aus allen Ländern herbeieilten, entſchied für die Chriſten; die Macht und der Muth der Mauren war gebrochen. Im Orient ging das mächtige Kalifat nach dem Jahr 900 durch die Ueppigkeit der Regenten, durch Kriege und innere Unruhen zu Grunde. Man hatte ſchon längſt Miethſoldaten von den Türken angenommen. Dieſes Aſiatiſche Volk, das wie die Hunnen und Mogolen aus Mittelaſien, bei dem Gebirge Altai herſtammt und ſich in Turkeſtan, am Caspiſchen Meere, anſiedelte, hat nach und nach den Islam angenommen. Dieſe Türken bildeten nun zuweilen die

Leibwache der Kalifen, wurden ihre Feldherren, Statthalter und Staatsbedienten, machten ſich aber ſehr bald ſo mächtig, daß ſie Länder an ſich riſſen, die Kalifen abſetzten, ermordeten oder ihnen bloß den Namen der Regenten ließen, bis ſie endlich ſelbſt Reiche ſtifteten, die Araber unterjochten, und das mächtige Kalifat in Bagdad am Tigris, mit welchen Kalifen ſelbſt Karl der Große in Freundſchaft geſtanden hatte, vernichteten.

Dritter Zeitraum.

Von Gregor VII., dem vorzüglichen Begründer der Hierarchie, bis zur Reformation. 1073—1517.

§. 20.

Gregor VII.

Das Jahr und der Ort der Geburt von dieſem merkwürdigen Manne, der vorher den Namen Hildebrand führte, ſind nicht bekannt. Seine Kindheit verlebte er in Rom, ſeine Bildung erhielt er in dem berühmten Kloſter Clugny in Frankreich. Hier lernte ihn der Papſt Leo IX. kennen, dem er ſchon damals hierarchiſche Lehren gab, den er auch nach Rom begleitete, wo er der Rathgeber mehrerer Päpſte wurde, bis er 1073 endlich ſelbſt den heiligen Stuhl beſtieg. Der Plan, die geiſtliche Gewalt ganz in die Hände der Päpſte zu bringen, dieſe Macht nicht nur von dem Staate ganz frei, ſondern dieſen ſelbſt auch von der Kirche, in welche er ebenfalls eine ſtrengere Disciplin einzuführen gedachte, wenigſtens in ſo fern abhängig zu machen, daß ſie bei den unvermeidlichen Berührungen mit dem Staate nicht von ihm Befehle annehmen oder ſich Störungen und Eingriffe in ihrem Wirkungskreiſe gefallen laſſen müßte, vielmehr ihn ſelbſt für ihre Zwecke zu beſtimmen vermöchte, wurde nun ernſtlich betrieben. Schon unter dem Papſt Nicolaus II. hatte es Hildebrand dahin gebracht, daß 1059 verordnet wurde: es ſollte künftig nur der Clerus durch ſeine Repräſentanten, die Cardinäle, als die vornehmſten Geiſtlichen und als ein von ihm eingeſetztes Wahlcollegium, den Papſt wählen können. Bisher hatte der Adel, der Clerus und das Volk das Wahlrecht; kaiſerliche anweſende Commiſ-

ſarien hatten ebenfalls Einfluß, und von der Beſtätigung der Wahl durch die Kaiſer hing zuletzt die Gültigkeit dieſer Wahl ab. Dieß verurſachte allerdings oft Zwieſpalt, Beſtechungen, Parteilichkeit und Unruhen. Jetzt ſollten dagegen nur die Cardinäle wählen, was allerdings zweckmäßiger war, wenn dieſes Collegium aus den würdigſten Geiſtlichen beſtanden hätte; der übrige Clerus, der Adel und das Volk ſollten ihre Einwilligung dazu geben, den Kaiſern ſollte ihre Ehre dabei unverletzt bleiben, doch nur in dem Fall, ſo lautete der ſpitzfindige Zuſatz, „wenn ſie das Recht dazu für ihre Perſon von dem heiligen Stuhl erlangt haben würden.“ Zu dieſer Anordnung war klüglich ein Zeitpunkt gewählt, wo der damalige Kaiſer Heinrich IV. noch unmündig war und Niemand dagegen proteſtirte. Zugleich mußte der neue Vaſall Herzog Robert mit ſeinen Normännern, welche das untere Italien erobert, ſich aber nachher begnügt hatten, es als ein Lehn von dem Papſte anzunehmen, ſchwören, keinen Papſt anzuerkennen, der nicht nach dieſer Anordnung gewählt worden wäre. Die neue Papſtwahl war indeß ſehr unruhig; die Witwe Kaiſerin Agnes ließ auf einer Synode, welche die Anordnungen des Nicolaus aufhob, einen Papſt wählen; man brachte ein Kriegsheer zuſammen, die Lombardiſchen Biſchöfe und viele andere ſchloſſen ſich an, in Rom war ſchon eine mächtige Partei gegen den von Hildebrand gewählten Papſt, der nun verloren zu ſeyn ſchien. Aber unerwartet bekam die edle, jedoch ſolchen Stürmen nicht gewachſene Kaiſerin eine ganz andere Beſchäftigung. Der Erzbiſchof Hanno von Cöln, Hildebrands Freund, ein ſtolzer, habſüchtiger Prälat, dem der übrigens nicht ſchwache Kaiſer Heinrich III. doch zu viel Vertrauen ſchenkte und ſich von ihm ſogar in der Beichte vor der Abſolution erſt auspeitſchen ließ, entführte in Kaiſerswerth auf einem ſchönen Jagdſchiffe, das der junge Kaiſer gern ſehen wollte, dieſen Prinzen und übernahm es, ihn zu erziehen, indem er die Mutter dazu für untauglich erklärte. Er und die Erzbiſchöfe Siegfried von Mainz und Adelbert in Bremen, an deſſen Hofe ein ſehr üppiges und ſchwelgeriſches Leben herrſchte, regierten nun mit einigen Großen das Reich. Die Kaiſerin, überall undankbar behandelt, ging aus Gram ins Kloſter, ihr Sohn aber wurde ganz ver-

zogen, in ſeinem Stolze und Eigenſinn, in ſeiner Herrſchſucht und Vergnügungsluſt beſtärkt, ſo daß dadurch, bei manchen herrlichen Anlagen, doch der Grund zu ſeinem nachherigen Unglücke gelegt wurde. Hildebrands Papſt, Alexander II., verlor zwar eine Schlacht gegen Honorius, ſeinen Gegenpapſt, aber er behielt doch ſeine Würde. Einſtimmig wurde nun nach Alexanders Tode Hildebrand unter dem Namen Gregor VII. zum Papſt erwählt und entwickelte ſeine Pläne mit der größten Feſtigkeit und Einſicht. Die Beſtätigung ſeiner Wahl überließ er dießmal noch dem Kaiſer; benachrichtigte ihn davon und der Kaiſer rettete dadurch noch den Schein von kaiſerlichem Anſehen. Nun trat Gregorius zuerſt auf und verkündigte, er werde die begonnenen Verbeſſerungen fortſetzen. Er griff zuerſt die Simonie an und zwar nicht blos die Käufer, ſondern auch die Verkäufer geiſtlicher Stellen, wobei er Kaiſer und Könige, als die Hauptſünder, nicht ſchonte; denn es hatte ſich an den Höfen ein förmlicher Handel mit Bisthümern und andern Aemtern gebildet, wobei man oft ſchamlos einander überbot. Wirklich antwortete der Kaiſer, ſo wie auch der König von Frankreich auf die etwas ſtolzen Briefe mit aller Demuth und verſprachen Beſſerung. Darauf erfolgte 1075 ein Decret, das allen Geiſtlichen unbedingt unterſagte, die Inveſtitur über irgend ein kirchliches Amt, bei Verluſt deſſelben, von einem Laien anzunehmen, und dieſen wurde verboten, ſie irgend einem Geiſtlichen, bei Strafe des Banns, zu ertheilen. Als Grund wurde angegeben, man könne außerdem der Simonie nicht ſteuern. Gregor dachte noch viel weiter hinaus. Der Empfang eines Ringes und Stabes als Zeichen der Belehnung aus den Händen eines Laien mochte ihm ſchon entwürdigend ſcheinen; aber indem er dieſe Belehnung aufhob, ſo hatten auch die weltlichen Lehensherrn faſt gar keinen Antheil und Einfluß mehr auf die Beſetzung der Aemter und auf die Kirche. Damit erregte nun freilich Gregor großes Aufſehen, theils bei den Fürſten, welche auf die Zuſendungen des Decrets erſt gar nicht antworteten, ſondern die Inveſtitur fortſetzten; theils bei dem Volke, das an jene Einrichtung gewöhnt war, theils auch bei den vielen Geiſtlichen, welche mit ihren Verwandten ihr Glück von der Hofgunſt erwarteten, und ſelbſt den päpſt-

lichen Bann unwirkſam machen konnten, theils endlich ſelbſt bei ſehr vielen würdigen und einſichtsvollen Männern in und außer dem Klerus, welche damit der faſt ärgern und frechern Simonie in der Kirche noch nicht abgeholfen ſahen. Der Widerſtand ſchien unbezwinglich, aber Gregor wußte Rath. Die Geiſtlichen beſchäftigte er durch einen innern Krieg, der ihre ganze Aufmerkſamkeit forderte. Schon 1074 war der Befehl ergangen, alle verheiratheten Prieſter und alle Laien, die bei ſolchen beichten, Meſſe hören, oder ſonſt einer von ihnen verrichteten gottesdienſtlichen Handlung beiwohnen würden, ſollten mit dem Bannfluche belegt werden. Da entſtanden die größten Bewegungen; die Erzbiſchöfe, die das Decret vollziehen wollten, kamen in Lebensgefahr; manche erlaubten nun gerade den Geiſtlichen die Ehe und eine Synode in Paris 1074 erklärte diejenigen für Ketzer, welche den Geiſtlichen die Ehe verbieten wollten. Wie Gregor klüglich nur einige Biſchöfe in den Bann gethan, welche von Laien die Inveſtitur angenommen hatten, aber die Fürſten ſelbſt noch ſchonte, ſo ließ er auch hier vorſichtig den erſten Sturm austoben; ſchickte aber nachher überall Geſandte, beſonders Mönche, unter das Volk, welche ihm die ehelosen Geiſtlichen als die wahren Heiligen empfehlen mußten, und es dahin brachten, daß es die Geiſtlichen ſelbſt unter Mißhandlungen zwang, ſich von ihren Weibern zu trennen und nachzugeben. Nach Gregors Vorſtellung war das Cölibat nothwendig, um auch dadurch den Klerus von der Knechtſchaft der Laien zu befreien. Jetzt begann der Kampf gegen Kaiſer Heinrich IV. Dieſer Fürſt folgte bloß den Einfällen ſeiner Laune und ſeiner jungen Räthe, von denen der Papſt fünf, als die vorzüglichen Händler bei der Simonie, in den Bann gethan hatte. Heinrich ſchützte ſie und die von ihm belehnten und daher in den Bann verfallenen Biſchöfe, war aber ſchon durch dieſe Gemeinſchaft, nach den Kirchengeſetzen, ſelbſt excommunicirt und aus dieſem Grunde forderte ihn der Papſt 1076 auf, ſich vor ihm zu verantworten. Heinrich, durch die bisherige Mäßigung des Papſtes, durch ſeine Räthe und Biſchöfe, und beſonders durch den ihm beigebrachten Wahn, Gregor ſey höchſt verhaßt, und ganz Italien werde gegen denſelben aufſtehen, irre geführt, beging den unklugen Streich, den Papſt

auf einer Synode zu Worms förmlich für abgeſetzt zu erklären. Muthvoll bot Gregor nun auch das letzte Mittel auf. Feierlich und kräftig ſprach er über den Kaiſer, deſſen Biſchöfe und Anhänger den Bannfluch aus, entſetzte ihn ſeiner Regierung, ſprach ſeine Vaſallen und Unterthanen von dem Eid der Treue los und machte dieß den Ständen in Deutſchland, ſo wie auch in andern chriſtlichen Ländern bekannt. Der Erfolg dieſes Gewaltſtreichs übertraf ſeine Erwartung. Heinrich hatte gleich im Anfange ſeiner Regierung durch manche Ausſchweifungen, Eigenmächtigkeiten und Ungerechtigkeiten Hohe und Niedere unter den Deutſchen gegen ſich aufgebracht. Vorzüglich hatte er Sachſen und Thüringen gemißhandelt, indem er ſich lange mit ſeinem Heere darin aufhielt, Bergſchlöſſer erbaute oder erneuerte, große Beſatzungen hineinlegte, die dann das Land ausplünderten. Alle Klagen blieben unberückſichtigt. Die beſten Beſitzungen und Aemter gab Heinrich ſeinen Günſtlingen und den Verwandten ſeiner vielen Geliebten. Endlich ergriffen die Sachſen die Waffen gegen ihn und er mußte ſich vergleichen. Es wurden eine Menge Schlöſſer niedergeriſſen, auch Heinrichs ſchöne Harzburg bei Goslar; der wilde Freiheitsſinn der Vaſallen und der Durſt nach Rache richtete ſchreckliches Unheil an. Allein bald ſammelte Heinrich wieder ein Heer; die unter ſich uneinigen Sachſen wurden 1075 bei Langenſalza nach tapferem Widerſtande geſchlagen und unterwarfen ſich. Aber Heinrich nahm die Fürſten, wider ſein Verſprechen, gefangen, baute neue Schlöſſer, und es wäre den Gefangenen übel ergangen, wenn ſie nicht der päpſtliche Bannfluch, der Heinrich traf, gerettet hätte. Auch die dem Kaiſer noch treu gebliebenen Fürſten entfernten ſich wegen ſeiner Willkührlichkeiten von ihm, ſetzten die Sachſenfürſten in Freiheit, traten gegen ihn auf und erklärten, daß ſie dem Urtheil der Kirche und des Papſtes gehorchen, ja ſelbſt einen neuen Kaiſer wählen würden, wenn nicht in einem Jahre die Abſolution erfolge. Sie verlangten, man ſolle den Papſt als Richter nach Deutſchland kommen laſſen, der Kaiſer ſolle ſeine Räthe und ſein Heer abdanken und bis zu ſeiner Losſprechung als Privatmann in Speyer leben. Die Fürſten, durch gerechten Unwillen, aber auch zum Theil durch Rachſucht, Ehrgeiz und Eigennutz geleitet, über-

legten nicht, wie viel ſie jetzt dem Papſte für die Zukunft einräumten. Heinrich faßte den unmännlichen Entſchluß, in Rom ſelbſt ſeine Losſprechung zu erbetteln, indem er es für bedenklich hielt, den Papſt in Deutſchland zu erwarten. Mitten im rauhen Winter, um die Weihnachtszeit 1076, reiſete er mit ſeiner Frau, ſeinem jüngſten Sohne und mit einer kleinen Kaſſe verſehen, da ihm auch ſeine Günſtlinge nichts borgen wollten, über die mit Schnee und Eis bedeckten Gebirge, wo ſie oft mit Lebensgefahr auf Händen und Füßen hinabkriechen mußten, und die Kaiſerin mit ihren Leuten auf Ochſenhäuten hinuntergezogen wurde, nach Italien. Angeſehene Italiener wollten zwar den Kaiſer gegen den Papſt unterſtützen, aber Kleinmuth folgte bei ihm dem Uebermuthe. Der Papſt war ſchon auf dem Wege nach Deutſchland; überraſcht jedoch durch dieſe Ankunft, ja nicht ohne Beſorgniß, daß Heinrich üble Abſichten gegen ihn haben könnte, begab ſich eilig auf das Schloß Canoſſa zu ſeiner Freundin, der verwitweten, mächtigen Markgräfin Mathilde von Toskana. Dahin kam auch der Kaiſer und nun wurde es ihm als Kirchenſtrafe auferlegt, daß er, barfuß und im wollenen Bußgewande, drei Tage vom Morgen bis zum Abend, mitten im Schloßhofe zu Canoſſa ſtehen und die Abſolution erwarten mußte. Endlich auf Verwenden der Markgräfin und anderer Vertrauten, welche dieſe Demüthigung tyranniſch nannten, ließ der Papſt den Kaiſer vor ſich, ertheilte ihm endlich die Abſolution unter den Bedingungen, daß Heinrich keine Rache üben, die Entſcheidung ſeiner Sache ihm vor einer Reichsverſammlung überlaſſen und ſich ihm in allen Stücken unterwerfen, bis dahin ſich der Regierung enthalten und von den Einkünften nur das Nothwendige für ſich gebrauchen ſollte. Ob nun gleich in jenen Zeiten des Aberglaubens es nichts Ungewöhnliches war, daß ſich angeſehene Verbrecher noch ſchmerzhafteren und langwierigeren Büßungen unterwarfen, ſich vor der Abſolution von ihrem Biſchof oder Abt tüchtig durchprügeln ließen, und Heinrich allerdings in den Augen des Papſtes ein großer Sünder war, daher auch den Zorn des ernſten Richters recht fühlen ſollte, ſo regte ſich doch in dem Monarchen, ſo wie in den Fürſten Italiens und Deutſchlands mit Recht das Gefühl, daß dieß eine empörende

Mißhandlung des kaiſerlichen Oberherrn ſey. Den Lombardiſchen Biſchöfen und Fürſten wurde der Papſt noch verhaßter und der Kaiſer verächtlich. Heinrich ermannte ſich mit ſeinen Freunden, ließ den Papſt auf einer Verſammlung der Prälaten abſetzen und in Clemens III. einen andern wählen, beſiegte ſeinen Gegenkaiſer, den Herzog Rudolph von Schwaben, dem Gregor eine Krone mit der bedeutungsvollen Inſchrift überſchickt hatte: „Chriſtus hat dem Petrus die Kirche, Petrus dem Rudolph die Krone übergeben;“ und belagerte den Papſt in Rom auf drei Jahre in der Engelsburg, der nun faſt alle Anhänger verlor, nach Salerno flüchtete und in den Unruhen unter tiefem Gram 1085 ſtarb. Fünfhundert Jahre hernach wurde er canoniſirt. Die Hierarchie hat er vorzüglich feſt gegründet, obgleich Vieles anders ging als er dachte. Indeß auch in den letzten fünf Jahren ſeines Unglücks blieb er unerſchütterlich; wollte nichts von einem Frieden mit Heinrich wiſſen, wenn ſich dieſer nicht erſt mit der Kirche ausgeſöhnt hätte; aber auch die Gegenkönige nicht feierlich anerkennen, wenn ſie nicht erſt der Kirche Gehorſam verſprächen. Der Herzog der Normänner, Robert, wollte als Lehensmann ihm helfen, aber dagegen einige Güter im Römiſchen Gebiet ungeſtört behalten. Der Papſt ſchrieb darauf: „Wegen der Güter, die du mit Unrecht beſitzeſt, will ich noch Geduld mit dir haben.“ Robert befreite ihn endlich, aber Rom litt ſchrecklich durch Freunde und Feinde, und der Haß traf beſonders Gregors Anhänger, die auf das Grauſamſte verfolgt wurden. Er ſtarb mit den Worten: Ich liebte das Recht, haßte das Unrecht und darum ſterbe ich als Verbannter. Gregor iſt, wie alle merkwürdige Männer, ſehr verſchieden beurtheilt worden. Schon die Freunde einer ſich durchgängig treu bleibenden Charakterfeſtigkeit für eine viel umfaſſende Idee, denen weichlicher, launenhafter Wankelmuth und Halbheit verächtlich und verderblich erſcheint, noch mehr aber die Gönner und Vertheidiger der Hierarchie ehren und bewundern in Gregor ein Muſter männlicher Größe und kirchlicher Verdienſtlichkeit. Es kann auch allerdings einem ſo lebhaften und ſcharfſichtigen Geiſte als ein ſehr heilſames Werk erſchienen ſeyn, die Kirche vom Staate loszureißen, denn ſie wurde in alle Unruhen und Fehden der damaligen Zeit

mit verwickelt; mußte nicht nur zu der wilden Rohheit und den Ausſchweifungen des damaligen Fauſtrechts, ſondern ſelbſt zu den Unſittlichkeiten und zu dem Ungehorſam vieler Geiſtlichen ſtill ſchweigen, indem dieſe Biſchöfe, Burg- und Dompfaffen bei den Weltlichen, denen ſie leicht die Abſolution ertheilten und in deren Lebensweiſe ſie mit einſtimmten, Beförderung, Schutz und Sicherheit fanden; ſie ſollte Dinge ertragen, die ſie verdammen mußte, und alle Reformationsplane, die in Vorſchlag kamen, wurden dadurch mit gehemmt. Nach einigen Aeußerungen in Gregors Briefen mag ihm dieſer beſſere Zweck wohl auch vorgeſchwebt haben *). Bewundern muß man gewiß ſeine Geiſteskraft, ſeinen kühnen Muth und ſeine Ausdauer. Allein das Gute in ſeiner Idee war doch mit gefährlichen und verderblichen Irrthümern vermiſcht. Staat und Kirche ſo zu trennen, daß das Staatsoberhaupt ſelbſt nach Rom gefordert und nach Befinden abgeſetzt, das Land von dem Papſte verſchenkt, und ein anderer Regent gewählt werden konnte: wohin mußte das führen? Das ſtarrſinnige Feſthalten und Durchführen eines Irrwahns, ohne auch nur eine mehrſeitige Prüfung zu geſtatten, haben irre geführte Fürſten und Völker hart genug gebüßt, und Ehrgeiz und Herrſchſucht iſt bei Gregor nicht zu verkennen, wenn man ihm auch eine gute Abſicht in der Hauptſache zugeſteht. Und was bot er der Chriſtenheit in ſeiner Hierarchie dar? Er begehrte eine größere Macht, als je ein König verlangte. Die Kirche ſollte die moraliſche, die Seelen beherrſchende, aber auch die bürgerlich zwingende Gewalt in ſich vereinigen. Wer konnte dieſer widerſtehen, oder ihr auch nur Gränzen ſetzen, da ſie doch auch nur von Menſchen mit menſchlichen Irrthümern, Schwächen und Leidenſchaften verwaltet wurde? Es iſt dieſer Prieſterherrſchaft nicht gelungen, Alles zu unterjochen und ſie hat in dem Mittelalter allerdings der weltlichen Willkühr oft wohlthätige Schranken geſetzt. Aber aus dem Streben nach Allgewalt, aus den Mitteln, die ſie

*) Wiewohl der Kenner der vielen Napoleoniſchen und mancher andern Proclamationen und Verſicherungen auf bloße wohlklingende Aeußerungen, ohne Beweis durch Thatſachen, auch bei einem Gregor nicht zu viel bauen wird.

dazu ſich erlaubt hat, aus der Verwirrung, die ſie unter den Völkern und Regenten geſtiftet, aus dem Stolze, wie ſie ſich dabei betragen, aus der Habſucht, womit ſie die Länder heimgeſucht und Güter und Schätze an ſich gezogen hat, aus der Gefühlloſigkeit und Grauſamkeit, womit ſie die erſten Rechte der Menſchheit, die Denk-, Glaubens- und Gewiſſensfreiheit und jeden freimüthigen Widerſpruch zu unterdrücken geſucht, kann man kein anderes Urtheil herleiten, als: wäre ihr Plan ganz gelungen, ſo wäre ſie die gefährlichſte Tyrannin der Chriſtenheit geworden, die Körper und Geiſt gefeſſelt hätte! Daß in Jeſu Chriſto keine hierarchiſchen Gedanken waren, wie in den Seelen ſeiner angeblichen Statthalter entſtanden; daß im N. Teſt. keine Spur eines ſolchen Plans, keine Winke, einen ſolchen künftig zu entwerfen und auszuführen, vorhanden ſind; daß die Apoſtel bei ihrem Berufe und Eifer, Jeſu Reich zu verbreiten und zu befeſtigen, weit anders geſinnt waren und zu Werke gingen, als die meiſten Römiſchen Biſchöfe, bedarf keines Beweiſes. Woher nun das Recht und der Auftrag zu einer ſolchen Hierarchie? Petrus, deſſen Nachfolger die Päpſte ſeyn wollen, ſagt (1 Petr. 5, 3.): „Nicht als die über das Volk herrſchen, ſondern werdet Vorbilder der Heerde," und nur als einen Mitälteſten (primum inter pares) ſieht er ſich (Cap. 5, 1.) an. Paulus ſagt 2 Kor. 1, 24.: Wir ſind nicht Herren und Geſetzgeber eures Glaubens, ſondern leitende Mitgehülfen zu eurem Glück. Indeß mildern zuweilen glückliche Folgen eines Unrechts den ſtrengen Tadel, den es verdient. Aber die Wahl und das Leben vieler Päpſte, der Zuſtand der Länder, wo ihr Syſtem und ihre eifrigſten Anhänger Alles beherrſchen und leiten, wird wohl bis auf den heutigen Tag Niemanden davon überzeugen, daß da Gottes Geiſt vorzüglich walte, und die Völker beglücke, wo Gregors VII. Grundſätze das Regiment führen. Und die Hauptſache: Was geſchahe denn für die Belehrung und chriſtliche Bildung in den Gemeinden? Was gewannen dieſe bei dem Kampfe *)? Mit Gregor ſtarb aber nicht

*) Wohl iſt zu wünſchen, daß Staat und Kirche ſich nicht feindſelig einander entgegen ſtellen, ſondern wie Geſchwiſter einander die Hände

die in ſeinem Sinne handelnde Partei ganz aus; in der Lombardei haßte man ihn zwar, hatte aber auch nicht Luſt, das kai-

---

reichen, um die Menſchheit durch Geſetz, Recht und Ordnung, als die erſten Bedingungen ihres Beſtehens, dann aber auch durch gemeinſames Wirken zur Erreichung ihrer höchſten und letzten Beſtimmung, zur Aufklärung über alles, was dem Menſchen als vernünftigem Weſen zu wiſſen nöthig und heilſam iſt; zu ächter Tugend und dadurch zu einem wahrhaft menſchlichen, und ſoweit es hienieden möglich iſt, glücklichen Daſeyn zu führen. Es iſt zu wünſchen, daß beide Inſtitute nicht einander zu beherrſchen, ſondern zu unterſtützen ſuchen; daß der Staat die Kirche und ihre ihr nothwendigen Rechte mit Weisheit ſchütze und ihr Gedeihen befördere; und die Kirche durch religiös-ſittliche Erziehung und Lehre, durch Erweckung der Achtung und des Sinnes für Gewiſſenhaftigkeit und Treue das Regieren erleichtere und die geſetzliche Ordnung befeſtigen helfe und den Hohen und Niedern an eine höhere Verantwortung erinnere. Es iſt zu wünſchen, daß die ehrenvollen Beinamen chriſtliche Staaten und Regierungen ſich nirgends bloß in den Titeln, ſondern auch bethätigt in der Wirklichkeit finden, daß die chriſtlichen Grundſätze: „Das Klugſeyn wie die Schlangen, doch ohne Falſch wie die Tauben;“ das: „Was ihr wollt und nicht wollt, das euch die Leute ꝛc.“ — „Laſſet uns Gutes thun an Jedermann, allermeiſt an den Glaubensgenoſſen;“ „ein Jeder ſehe nicht bloß auf das, was ſein, ſondern auch auf das, was des Andern iſt; und er trage mit des Andern Laſt, ſo erfüllt er das Geſetz Chriſti;“ „ſo ein Glied leidet, ſo leiden alle Glieder mit u. ſ. w.“ nicht bloß als dem Privatleben, ſondern auch als dem Leben chriſtlicher Staaten und Regierungen angehörig betrachtet werden. Die Politik wird dann das Bibelwort, daß „Gerechtigkeit ein Volk erhöhe und Unrecht der Leute Verderben ſey,“ daß man nicht „davon allein lebet, daß man viele Güter hat,“ auch nicht überhören; ſie wird es in der Geſchichte ſo oft beſtätigt ſehen, daß genug Staaten zu Grunde gingen, die nur darauf ſannen, all Geldquellen in ihr Land zu leiten, mochten auch andre darüber zu Grunde gehen; daß Nahrungsneid im Großen eben ſo wenig fromme, als Brotneid im Kleinen. Das Chriſtenthum verwirft nicht den Patriotismus; auch Jeſus wirkte zuerſt in ſeinem Eigenthum und wünſchte mit Thränen die Rettung ſeines Volkes; auch Paulus wollte ſo ſehr das Glück ſeiner Landsleute: aber beide erhoben ſich über jede engherzige, parteiiſche, blinde Vorliebe für ihre Nation. Da war kein Jude noch Grieche, alle waren eins in Chriſto. Es kann im Staaten- wie im Privatleben Nothwehr geben; aber wenn es engherzig und unchriſtlich iſt, nur auf ſich und ſeine Familie zu denken und den Nachbar um eines Vortheils willen zu Grunde zu richten, was uns auch wohl auch noch könnte theuer zu ſtehen kommen: ſo iſt es doch gewiß nicht die rechte Politik, über der Vaterlandsliebe den chriſtlichen Weltbürgerſinn zu vergeſſen. Spanien

ſerliche Joch zu tragen und einen kaiſerlichen Papſt zu haben. Die Markgräfin Mathilde, mit einem kräftigen, männlichen Geiſte, die gewöhnt war, in dem Papſte den Statthalter Chriſti zu ehren und in dem kräftigen Gregor ihn fand und achtete, ihm auch im Unglück mit Geld und Mannſchaft treu beiſtand, und ihm Muth einſprach, führte den Krieg noch immer fort; denn ſie hatte ein ſehr anſehnliches Gebiet, Toskana, Modena, Reggio und noch andre Güter und viele Einkünfte. Die Päpſte Viktor III. und Urban II. fuhren mit dem Bannſtrahl gegen den Kaiſer fort, der in Deutſchland noch immer mit Gegenkönigen und andern Feinden zu kämpfen hatte. Ein Herzog Welf, deſſen Familie, aus Italien nach Deutſchland verpflanzt, das Stammhaus der Braunſchweigiſch-Lüneburgiſchen, jetzt Hannöveriſchen, und der Wolfenbüttelſchen Regenten wurde, verheirathete ſeinen Sohn Welf mit der alternden Markgräfin und machte nun mit ſeiner Macht dem Kaiſer Heinrich IV. viel zu ſchaffen; mehr aber noch Konrad, des Kaiſers älteſter Sohn, der, von Wolf und dem Papſte aufgewiegelt, ſich wider ſeinen Vater empörte, ihm öffentlich die abſcheulichſten Vergehungen ſchuld gab und ſich zum Könige von Italien krönen ließ, wo ſein Vater nun unterlag. Konrad ſtarb aber ſchon 1101. Da wurde der zweite Sohn Heinrichs zur Rebellion verleitet und nahm den Vater ſogar gefangen,

---

mit ſeinen Goldgruben und Silberflotten, England in ſeinem glänzenden Elend, troß aller Geldzuflüſſe ans allen Erdtheilen u. a. ſtehen als Warnungstafeln in der neuſten Zeit da mit der Inſchrift: Was hilfts, die ganze Welt zu gewinnen! Englands König führt den Titel: Beſchützer des Glaubens: aber hätte es nicht andre edle Regenten gegeben, welche der Türkiſchen Vertilgungswuth Einhalt gethan hätten, ſo würde wohl jeßt das Kreuz des Erlöſers dem Halbmond längſt haben weichen müſſen und der chriſtliche Name wäre dort ausgerottet. Die Gleichgültigkeit bei dem ſchimpflichen Tribut, den die Chriſten barbariſchen Barbaresken geben, bei dem ſchmählichen Loos armer Chriſtenſclaven iſt auch kein Ehrendenkmal für Beſchützer des Chriſtenglaubens, denen man mit Chriſtus zurufen könnte: Dir iſt viel an Macht zum Beſten deiner Glaubensgenoſſen gegeben: von dir kann man viel fordern! Chriſtliche Gebräuche machen ein Land und eine Regierung noch nicht ächt chriſtlich. Gregors VII. Politik möchte aber nach dieſen Proben eben ſo wenig in Jeſu Sinne geweſen ſeyn.

der nun in Mainz von den Ständen völlig ſeiner Kaiſerwürde entſetzt wurde. Drei Biſchöfe riſſen ihm die Ehrenzeichen ſeiner Würde ab, er blieb Gefangener, bis er endlich entfloh. Von einigen treu gebliebenen Freunden aufgemuntert, wollte er ſeinen pflichtvergeßnen Sohn, der ihn der Ketzerei anklagte, bekriegen, doch das Herz brach dieſem bedauernswerthen Fürſten; er ſtarb zu Lüttich 1106. Feierlich wurde er dort zur Erde beſtattet; aber der ſchändliche Sohn ließ die Leiche des Gebannten ausgraben und ſie blieb fünf Jahre in Speyer unbeerdigt, bis der Papſt den Bann aufhob. So weit brachte es die gemißbrauchte geiſtliche Gewalt; und zu einer ſolchen Pflichtvergeſſenheit konnte man unwiſſende, abergläubiſche und blind ſich hingebende Kinder und Unterthanen bringen. Was Heinrich V., dem Papſte zu gefallen, an ſeinem Vater verdammlich gefunden hatte, darnach ſtrebte er nun ſelbſt; erzwang unter Blutvergießen durch 30,000 Deutſche das Inveſtiturrecht von dem Papſt Paſchalis, den er überliſtete und in Rom, das abermals durch Raub und Plünderung litt, gefangen nahm. Als aber der Kaiſer abgereiſet war, hob der Papſt Alles, was er mit dreizehn Kardinälen beſchworen hatte, wieder auf. Doch Heinrich kam 1116 wieder; der Papſt flüchtete und ließ, von Schrecken betäubt, den Kaiſer ungehindert die der Römiſchen Kirche zugeſicherte Erbſchaft der 1115 verſtorbenen Markgräfin Mathilde in Beſitz nehmen. Dadurch wurde aber der Papſt ſo verächtlich, daß er in der Verbannung ſterben mußte. Der Kaiſer gebrauchte ſein Inveſtiturrecht höchſt eigennützig und unklug, erpreßte Geld für die Stellen, riß ganze Ländereien ab, daher es endlich die Biſchöfe in Deutſchland gerathner fanden, es mit dem Papſte zu halten und ſich mit ihm ausſöhnten. Dem Kaiſer rieth man ebenfalls dringend an, ſich mit ihm zu vergleichen und ſo kam 1122 eine Vereinigung zu Stande, die unter dem Namen des Wormſer Concordats ein Grundgeſetz für die deutſche Kirche geworden iſt. Die Wahl der Aebte und Biſchöfe ſollte frei von den dazu berechtigten Capiteln geſchehen, wobei der Kaiſer einen Abgeordneten und in ſtreitigen Fällen eine entſcheidende Stimme, nach dem Rathe des Erzbiſchofs, haben ſollte; die Belehnung mit den weltlichen Gütern und Rechten ſollte von dem Kaiſer nicht mehr durch Stab und

Ring, ſondern durch das Scepter geſchehen. Der Kaiſer wurde von dem Bann freigeſprochen und alle Parteien ſchienen zufrieden zu ſeyn. Nur die armen Länder und Völker hatten in dem Hader verloren.

§. 21.

Fortgeſetzter Kampf.

Auch nach dieſem Concordat mit der weltlichen Macht hörte der innere, ſo ehrloſe uud verderbliche Zwieſpalt doppelter Papſtwahlen noch immer nicht auf; ſtets mußte der Eine vor dem Andern flüchten. In den Händeln mit Graf Roger von Sicilien, der als nächſter Erbe des verſtorbnen Herzogs von Apulien dieſe Länder in Beſitz nahm, die der Papſt Calixt gern dem Römiſchen Stuhle einverleibt hätte, erfuhr man jedoch in Rom, daß ſelbſt der Bannfluch nicht überall mehr ſchrecke; die päpſtlichen Soldaten liefen davon und Roger erhielt mehr, als er erſt geſucht hatte. Unter dieſen Spaltungen trat ein gewiſſer Arnold von Brescia nach dem Jahr 1137 geradezu mit der Behauptung auf, daß man, um ſolche Händel zu verhüten, dem Papſte und den Biſchöfen alle jene weltlichen Rechte auf einmal nehmen ſollte. Es erfolgte zwar der Bannfluch und Arnold ſtarb auf dem Scheiterhaufen; aber das Volk meinte doch, er habe nicht ganz unrecht; man verfiel ſogar wieder auf die Ideen einer alten Römiſchen Republik, ſo wenig auch die Römer jetzt dazu geeignet waren. Sie wählten aber einen Senat und die Päpſte konnten ſich kaum erhalten; dennoch verminderte ſich dadurch ihre Anmaßung nicht. Innocenz II. war nun durch des Kaiſers Lothar, aus dem Hauſe Sachſen, Schutz nach Rom gebracht worden; der Papſt krönte ihn in der Laterankirche, 1135, während der Gegenpapſt Anaclet II. den päpſtlichen Palaſt und die Peterskirche inne hatte. Und doch wurde dem Kaiſer ſein Antheil an den Beſetzungen bei Biſchofsſtellen, den er nach dem Wormſer Concordat hatte, faſt ganz abgedrungen, ja der übermüthige Innocenz verlangte ſogar, daß Lothar, wegen einiger Güter aus der Mathildiſchen Erbſchaft, ihm knieend, wie ein Vaſall huldigen ſolle. Auch Roger, König von Sicilien, der den Papſt gefangen hatte, begab ſich doch wieder

unter deſſen Lehnsherrſchaft und Frankreich wurde von Innocenz mit dem ſchrecklichen Interdikt belegt. Selbſt verwieſene Päpſte behielten immer Anſehen und Einfluß auf die Gemüther, begeiſterten die Völker zu Kreuzzügen, die unter Urban II. 1096 begonnen hatten, und brachten Kaiſer und Könige dahin, daß dieſe ſich an die Spitze ſtellten. Es war immer noch eine goldne Zeit für die Hierarchie.

Nach Lothars Tode ſtrebte Konrad aus dem berühmten Geſchlechte Hohenſtaufen in Schwaben, Herzog der Franken, aber auch Heinrich der Stolze, ein Welfe, der Sachſen, Baiern und viel Land in Italien beſaß, nach der Kaiſerkrone. Konrad ſiegte, aber der Parteihaß zwiſchen den Welfen, welche von den Päpſten begünſtigt wurden, und den Gibellinen, wie die Hohenſtaufen nach einem Beſitzthum Waiblingen in Schwaben genannt wurden, war äußerſt verderblich für Deutſchland, und Heinrichs Sohn, Heinrich der Löwe, verlor endlich ſeine meiſten Beſitzungen. Da trat 1152 der wackre, kräftige Kaiſer Friedrich Barbaroſſa auf, mit dem Vorſatz, die alten kaiſerlichen Rechte in der Lombardei und in Rom herzuſtellen. Sechsmal zog er nach Italien. Bei dem erſten Zuge 1155 demüthigte er zwar die ſtolzen Städte, wurde in Rom gekrönt, wofür er nach hergebrachter Sitte genöthigt wurde, dem Papſte den Steigbügel beim Aufſteigen auf das Pferd zu halten. Auch ließ er ſich bewegen, den Arnold von Brescia auszuliefern. Dieſe und andre Keckheiten, beſonders daß der Kaiſer ſein Reich als päpſtliche Wohlthat anſehen ſollte, brachte endlich die gutmüthigen deutſchen Fürſten in Bewegung und der erſchrockne Papſt Hadrian IV., ein geborner Engländer, ſöhnte ſich ſchleunig mit Friedrich aus. Doch nur unter Lebensgefahr kam der Kaiſer aus Italien zurück. Auf ſeinem zweiten Zuge 1158 brachte er es dahin, daß ſich die Mailänder ſcheinbar unterwarfen und ein Strafgeld bezahlten, auch die kaiſerlichen und päpſtlichen Rechte näher beſtimmt und die Unruhen etwas geſtillt wurden. Allein nach Hadrians Tode wurden zwei Päpſte gewählt, Viktor III. und Alexander III. Dieſe ſchleuderten nun gegen einander Bannblitze. Italien und auch Deutſchland, beſonders Salzburg, wurden ſchrecklich durch Bürgerkriege verheert; das treuloſe Mailand war durch Friedrich ganz zerſtört

worden; die Einwohner wurden zerſtreut; und obſchon einige Päpſte ſtarben, ſo wurden doch andre gewählt, die den Parteikampf fortſetzten, bis endlich Alexander, Friedrichs Feind, triumphirte. Friedrich ſchloß 1177 Frieden, nachdem er viele Menſchen in Schlachten und Seuchen, auch Geldes genug verloren hatte. Er wurde von dem Banne losgeſprochen, Alexander empfing ihn ſitzend an der Cathedralkirche in Venedig; der gebeugte Monarch küßte ihm die Füße und mußte den Städten große Vorrechte zugeſtehen. Eine ſchimpfliche Demüthigung, wenn auch die Erzählung, daß ihm der Papſt bei dem Fußküſſen auf den Nacken getreten ſey und die Worte Pſ. 91, 13. dazu geſprochen habe, eine Mönchslegende ſeyn ſollte. Heinrich der Löwe, der dem Kaiſer ſeine Hülfe verweigerte, trug viel zu dem Unglück bei, wurde aber dafür auch verwieſen; Baiern kam an den tapfern, treuen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, Sachſen an Bernhard von Askanien, und es gingen noch viele Veränderungen in Deutſchland vor. Der unbiegſame Alexander hatte zu gleicher Zeit Händel mit England. Im J. 1164 waren gewiſſe Geſetze in ſechzehn Artikeln über das Verhältniß der Kirche zum Staate beſtimmt worden, welche die Macht des Klerus ſehr beſchränkten. Der Erzbiſchof, Thomas Becket von Canterbury, unterſchrieb zwar erſt und beſchwor dieſe Akte, aber gar bald gab er vor, der Schwur ſey ihm abgedrungen, er ſelbſt ſey ein feiger Verräther an der Kirche, der ſich nicht beruhigen könne, wenn ihn nicht der Papſt von dem Eide losſpräche. Er entwich nach Frankreich, wendete ſich an den Papſt, der ſich auch ſeiner ſogleich annahm, obſchon der König Heinrich II. von England die wahre Beſchaffenheit der Sache in Rom erklären ließ. Der Papſt ermahnte den König, daß er den Erzbiſchof, den er zugleich zum Legaten ernannte, ehrerbietig aufnehmen möchte. Als der Papſt auf die ſehr ernſten Gegenvorſtellungen des Königs nicht achtete, jagte dieſer alle Anverwandten Beckets fort, zog die geiſtlichen Einkünfte dieſer Partei ein; gebot, man ſolle keinen Brief und keinen Erzbiſchof von dem Papſte ins Land bringen; die Mönche und Geiſtlichen ſollten Augen und Füße verlieren, wenn ſie nach Rom appellirten, und die alte Abgabe, der Peterspfennig, ſollte nicht mehr dahin geſchickt werden. Aber die Furcht vor

Bann und Interdikt machte den König nachgiebig, und der Papſt, durch neue Vorſtellungen, auch wohl durch Goldgewicht gewonnen, wollte den Streit beilegen. Indeß die Hartnäckigkeit des heuchleriſchen, mönchiſch-ſtolzen und herrſchſüchtigen Erzbiſchofs, der erſt Heinrichs Kanzler geweſen war, verdarb Alles. Er proteſtirte gegen jeden Vergleich über jene Akte, als einen Hochverrath an der Kirche, tadelte ſogar das Benehmen des Papſtes, und blieb ſo unerſchütterlich, daß Heinrich, des Unfriedens müde, nachgab und faſt in alle Forderungen willigte. Da zeigte ſich noch die Rachſucht Beckets; er wiegelte die Unterthanen gegen den König, der ein Tyrann ſey, auf, that die demſelben ergebnen Biſchöfe in den Bann und im Unmuth rief Heinrich aus: Will mich denn Niemand von dem unruhigen Pfaffen befreien? Vier Höflinge benutzten dieſe Aufwallung auf die ſchlimmſte Weiſe; Becket wurde in der Kirche vor dem Altare des heiligen Benedikts ermordet. Alles gerieth in Bewegung; das Volk eilte hinzu, küßte dem Ermordeten Hände und Füße, beſtrich die Augen mit deſſen Blute und er wurde bald darauf canoniſirt. Heinrich, den Papſt und das Volk fürchtend, ſuchte auf alle Weiſe ſeine Unſchuld darzuthun, und kam noch mit leiblicher Buße und Strafe davon. Was Kaiſer Friedrich nicht durch die Waffen zu erkämpfen vermochte, das ſchien er beſſer durch Klugheit und Glücksfälle zu erreichen. Er ſchloß einen billigen Vertrag mit den Lombardiſchen Städten, gewann auch viele deutſche Biſchöfe für ſich. Zum Schrecken der Päpſte bewog er den König Wilhelm von Sicilien, ſein einziges Kind, die Prinzeſſin Konſtantia, mit dem kaiſerlichen Prinzen, Heinrich, zu vermählen, und dieſem dadurch die Ausſicht auf die Normanniſche Krone zu ſichern. Da kam die Nachricht, daß der Kalif Saladin, ein tapfrer, edler und großmüthiger Krieger, Jeruſalem erobert habe; daß die Kirchen in Moskeen verwandelt und die Kreuze niedergeriſſen worden wären. Nun zog Friedrich, ſchon ſiebzig Jahre alt, mit ſeinem Sohne und andern Fürſten dahin, ſchlug auch die Mohammedaner einigemal und kam ſiegreich bis nach Syrien, ſtarb aber 1190 an Erkältung nach einem Flußbad. Sein Sohn Heinrich VI. verſtand es nicht, die jetzt blühende Macht der Hohenſtaufen zu erhal-

ten. Seine Strenge, die oft Grauſamkeit wurde, hatte ihn den Sicilianern verhaßt gemacht, ſie wählten einen Prinzen Tancred zum Könige, der zwar ſchon 1193 ſtarb, ſo daß Heinrich ungehindert und ohne ſich als Lehnsmann des Papſtes zu betrachten, die Erbſchaft überkam. Aber auch er ſtarb 1197, und der neue Papſt Innocenz III., aus fürſtlichem Geblüt, gelehrt, talentvoll, erſt 37 Jahr alt, kühn und ſchlau, ſtolz und unter dem Schein der Demuth und des Eifers für Gottes Sache herrſchſüchtig, war der Mann, der die Gefahren für den heiligen Stuhl abwenden konnte. Der verhaßte Heinrich hatte einen zweijährigen Sohn, Friedrich, hinterlaſſen, dem er ſchon die Nachfolge in der Kaiſerwürde zuſichern ließ. Aber zuerſt griff Innocenz in Italien mit beiden Händen zu; er verjagte die deutſchen Heroen und eignete ihre Beſitzungen dem Römiſchen Stuhle zu, oder nahm ſie doch unter ſeinen Schutz; die Kaiſerin Konſtantia war froh, daß ihr Sohn unter der Vormundſchaft des Papſtes Sicilien gegen doppelten Tribut zur Lehn erhielt; der kaiſerliche Statthalter in Rom wurde von Innocenz in Pflicht genommen und damit der letzte Schatten der kaiſerlichen Obergewalt im Kirchenſtaate vernichtet. Die deutſchen Fürſten, eiferſüchtig auf die Hohenſtaufen, hielten ſich nicht verpflichtet, dem jungen Friedrich das dem Vater gethane Verſprechen zu halten, weil der Prinz damals noch nicht getauft geweſen ſey. Allein indem ſie dabei doch in der Wahl uneinig waren, wählte die Hohenſtaufiſche Partei den Herzog Philipp von Schwaben, die andre den Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, Herzog von Braunſchweig, zum Kaiſer. Das benutzte der Papſt, warf ſich zum Unterſucher der Sache auf, und entſchied für Otto. Die Deutſchen proteſtirten zwar gegen ſeine Einmiſchung, aber er half ſich damit, daß er ja den Gewählten krönen, alſo auch prüfen müſſe, wer dazu der würdigſte und ob er nicht ein Jude oder Heide ſey. Er gewann noch mehr, da die beiden Kaiſer um ſeine Gunſt buhlten und ſeine Hülfe ſuchten, wobei einer den andern an Verſprechungen überbot, und der Papſt hörte auf beide. Philipp wurde ermordet. Otto ſtellte ſich ganz freundlich und wurde 1209 auf des Papſtes Einladung in Rom gekrönt. Aber als ihm der Papſt am folgenden Tage zu verſtehen gab, er möchte

Rom verlaſſen, ſo nahm Otto auf dem Rückwege die alten kaiſerlichen Beſitzungen wieder weg, wollte auch Sicilien haben und behandelte den getäuſchten Papſt mit dem bitterſten Spotte. Es erfolgte darauf ein ſiebenfacher Bannfluch und durch Friedrich von Sicilien aus dem von ihm oft verfluchten Hauſe Hohenſtaufen wollte er Otto ſtürzen. Es gelang; Otto erlitt eine Niederlage, behielt zwar den kaiſerlichen Titel, ſtarb aber 1218 vor Gram. Dieſer Innocenz hatte auch Händel mit den Königen von Spanien und von Frankreich. Hier nöthigte er durch ein Interdikt den König Philipp Auguſt, ſich wieder mit ſeiner Gemalin zu vereinigen, von welcher er durch ſeine Biſchöfe geſchieden worden war. Sechzehn Jahre hatte der nicht eben furchtſame König ſich widerſetzt. Am ſiegreichſten aber war der Papſt in England durch ein beiſpielloſes Verfahren. Das erzbiſchöfliche Capitel zu Canterbury hatte die erſte Wahl eines Erzbiſchofs zurückgenommen, aber dann einſtimmig mit dem Könige die zweite vollzogen. Man brachte die Sache, wie es ſchon gewöhnlich war, (1205) in Rom an, der Proceß dauerte zwei Jahre, und der Papſt erklärte nicht nur beide Gewählte für untüchtig, ſondern, ſtatt eine neue ordnungsmäßige Wahl in England anzuſtellen, zwang er die in Rom befindlichen Abgeordneten vierzehn Mönche, daß ſie, ohne Rückſprache mit dem Capitel und dem Könige, den Cardinal Stephan Langton wählen mußten. Der König Johann dachte erſt herzhaft ganz mit Rom zu brechen; ließ in der erſten Hitze die Kirche zu Canterbury mit Soldaten beſetzen, verjagte das Capitel, und zog deſſen Güter ein. Mit kalter Ruhe warnte Innocenz und ſchickte ihm zwei Biſchöfe zu, die ihn zur Nachgiebigkeit ermahnen ſollten. Aber der König, ermuntert durch einen ſeiner geiſtlichen Räthe, drohte die Biſchöfe zu verjagen, die Mönche zu hängen und den Römern, die das Land beträten, die Naſen abſchneiden zu laſſen. Da erfolgte 1208 das Interdikt über das ganze Land. Faſt zwei Jahre war kein Gottesdienſt, außer der Kindertaufe und der Beichte. Der König gerieth in wilde Wuth und verfehlte damit ſeinen Zweck. Er verjagte die Biſchöfe; nur drei waren ihm noch ergeben; ſetzte ihre Anverwandten ins Gefängniß, erklärte alle Geiſtliche außer dem Schutze der Geſetze, ließ ſie mißhandeln und zog ihre Güter und Einkünfte

ein. Auch ließ er ſich wieder huldigen, und ſuchte das Volk und die weltlichen Großen, die dem Klerus die Demüthigung gönnten, für ſich zu gewinnen, und wirklich entſtand anfangs wenig Unruhe, man gewöhnte ſich ſogar an die Folgen des Interdikts und war nicht geneigt, den König in dieſem Kampfe unterliegen zu laſſen. Endlich durften doch zwei päpſtliche Legaten nach England kommen; wovon einer in einer Parlamentsverſammlung dem Könige geradezu ſagte, er ſey in geiſtlichen und weltlichen Angelegenheiten dem Papſte unterworfen. Als der Regent in gerechtem Unwillen nichts mehr hören wollte, ſo ſprach der Geſandte, der Cardinal Pandulph, in der vollen Verſammlung den Bann über ihn aus, entband die Stände von dem Eid der Treue und erklärte im Namen Gottes, das Reich ſey von ihm und ſeinen Nachkommen genommen. Und wirklich war der König von Frankreich, Philipp Auguſt, ſchon bereit, das Urtheil zu vollziehen, wofür ihm das Engliſche Reich und Vergebung aller ſeiner Sünden zugeſichert wurde. Auch er, verblendet für den Augenblick, bedachte nicht, wie viel Gewalt dem Papſte über jeden Regenten durch die Annahme einer ſolchen Aufforderung eingeräumt würde. Der mehr wildtrotzige als verſtändigmuthige Johann gerieth nun ſo in Schrecken, daß er in Unterhandlungen trat und 1213 die ungereimte Erklärung ausſtellte: „Ich übergebe aus freiem Willen, und um die Vergebung meiner Sünden zu erhalten, auf Gutbefinden und mit Genehmigung der Engliſchen Herren, dem Papſte und der Römiſchen Kirche die beiden Königreiche England und Irland, und verſpreche ſolche Reiche nur als ein päpſtlicher Vaſall zu beherrſchen. Als beſondern Beweis meiner Unterthänigkeit will ich dem Papſte jährlich, außer dem Peterspfennig, noch tauſend Pfund Sterling bezahlen. An dieſen Vergleich ſind auch meine Nachkommen gebunden.“ — Nun wurde Bann und Interdikt aufgehoben, die Krone wieder aufgeſetzt, und dem Könige von Frankreich angekündigt, daß die Kirche jetzt ſeiner Dienſte nicht bedürfe. Aber Philipp Auguſt war darüber ſo ärgerlich, daß er auf den Papſt ſchimpfte und mit den Engländern Krieg anfing. Er ſchlug den König Johann und dieſer mußte nun dem erbitterten Volke 1215 den großen Freiheitsbrief (Magna charta) bewilligen, welcher die Grundlage

zu ſeiner jetzigen freien Verfaſſung geworden iſt. Der unwürdige Johann brach zwar ſein Verſprechen, aber dafür wurde er fortgejagt und heißt daher in der Geſchichte: Johann ohne Land, ſt. 1216. Der merkwürdige Innocenz III. ſt. 1218. Er erhob die Lehre von der Transſubſtantiation zur Kirchenlehre, da man ſie bis hieher wenigſtens Niemandem aufdrang. Auch ſahe er ſich genöthigt, den Aebtiſſinnen, die ſich unterfangen hatten, den Segen zu ſprechen, Beichte zu ſitzen und öffentlich zu predigen, dieß zu verbieten. Als Grund gab er an: Obgleich die Jungfrau Maria alle Apoſtel an Würde weit übertraf, ſo bemengte ſie ſich doch nicht mit ſolchen Verrichtungen, weil Chriſtus die Schlüſſel des Himmelreichs nur den Apoſteln anvertraut!“

Des Kaiſer Friedrichs II. Regierung (1218—1250) war ebenfalls wegen der kirchlichen oder eigentlich päpſtlichen Streitigkeiten weniger ſegensreich, als man von dieſem kräftigen, kühnen, klugen, ſanften und großmüthigen Hohenſtaufen erwarten durfte. Er gab freilich dadurch, daß er ſeinen Sohn Heinrich, der zum König von Sicilien beſtimmt war, auch heimlich zum Römiſchen Könige, alſo zum nachherigen Kaiſer, wählen ließ, gegen das dem Papſte gethane Verſprechen, daß beide Kronen nie vereinigt werden ſollten, gerechte Veranlaſſung zur Unzufriedenheit; indeß ſuchte er es durch die Beſchleunigung eines verſprochenen Kreuzzuges gut zu machen. Aber er fand in Italien und Deutſchland ſo viele Unordnungen beizulegen, was ihm mit Recht das Nothwendigſte ſchien, daß die Ausführung jenes Zuges ſich auf zwölf Jahr verzögerte. Endlich reiſete er ab, ging aber wegen Erkrankung bald zurück. Darüber that ihn der muthige Papſt Gregor IX. in den Bann, ſchickte die Bulle an alle Höfe, ſprach ſelbſt den Fluch am grünen Donnerstage 1228 öffentlich aus und ließ ihn alle Sonntage und Feiertage wiederholen. Ja als nun Friedrich wirklich nach Paläſtina zog, ſo ſprach ihn der Papſt, um den mächtigen Nachbar in Italien zu ſchwächen, doch nicht los; verbot den Chriſten den Kaiſer zu begleiten und zu unterſtützen, ſchickte überall Mönche hin, um Alles gegen ihn aufzuwiegeln, und ſchrieb ſogar an den Patriarchen von Jeruſalem, es ſolle ſich Niemand mit dem Kaiſer einlaſſen. So war alſo dem Ober-

haupte der Chriſten der Kreuzzug Nebenſache und er begünſtigte lieber die Macht der Muſelmänner als die des chriſtlichen Kaiſers. Friedrich beſiegte die Sarazenen, ſchloß mit dem Sultan Frieden, zerſtreute die päpſtlichen mit einem Schlüſſel bezeichneten Soldaten und die Mönchshaufen, kam ſchnell nach Rom, wo er dem Papſte, der ganz erſchrocken überall Hülfe ſuchte, die mildeſten Anerbietungen machte, und dieſer nahm den Frieden an. Friedrich kannte die Schwierigkeiten, den Kampf durchzufechten, und ſeine Abſichten gegen die Lombardiſchen Städte durchzuſetzen. Der Papſt hatte jetzt mit den Römern zu ſchaffen, die ſogar ihn und ſeine ganze Regierung los zu werden ſuchten, wogegen ihn der Kaiſer großmüthig ſchützte. Friedrich, ſiegreich in Italien, war aber nicht wenig überraſcht, als der Papſt 1239 am Palmſonntag einen neuen Bannfluch über ihn ausſprach. Die Urſachen waren ſehr weit hergenommen; das Gefährlichſte war zuletzt die Anklage, daß der Kaiſer ein Ketzer ſey, was der Papſt noch unterſuchen wollte. Da erhob ſich nun ein beiſpiellos ſchmähender Federkrieg, worüber die Spötter lachten, die ernſt geſtimmten Chriſten jammerten. Der Kaiſer nannte den Papſt in einem Schreiben an die Fürſten einen brüllenden Löwen, einen großen Drachen, einen Bileam und den Antichriſt; der Kaiſer dagegen wurde aller Laſter angeklagt und aller Ketzereien; er ſey die apokalyptiſche Beſtie, die, mit Bärenfüßen und einem Löwenrachen aus dem Meere entſtiegen, nur Gott läſtere und buntſcheckig wie ein Leopard ſey. Indeß meinte doch der König von Frankreich, Ludwig IX. und ſein Bruder, Friedrich ſey ein beßrer Chriſt als der Papſt, ſchlugen auch die angebotne Kaiſerkrone aus. Nun ſuchte ſich der Kaiſer vorzüglich auch von dem Verdachte der Ketzerei zu reinigen, und verlangte von den Cardinälen ein allgemeines Concilium. Auf einmal ſchrieb der Papſt eine Synode nach Rom aus; aber von dieſer wollte Friedrich nichts wiſſen, weil der Papſt Partei ſey; er ſperrte daher die Zugänge nach Rom, nahm Schiffe weg, worauf Biſchöfe dahin gebracht werden ſollten, belagerte den Papſt in Rom und eroberte beinahe den ganzen Kirchenſtaat. Gregor IX. ſtarb 1241. Seine Kraft und Standhaftigkeit ſind zu bewundern, wären ſie nur einem beſſern Zwecke gewidmet geweſen. Auf

beiden Seiten wurde Recht und Anſtand weit überſchritten. Die kaiſerlichen Heere verübten ſchändliche Greuel in dem ſo oft empörend gemißhandelten Italien. Der neue Papſt ſtarb bald; der heilige Stuhl blieb zwei Jahre unbeſetzt, weil die Cardinäle nicht gern nach den Wünſchen des Kaiſers wählen wollten. Innocenz IV. wurde Papſt, und einſt des Kaiſers Freund, nun ſein gefährlichſter Feind. Er wußte die Pfeile noch mehr zu ſchärfen, wärmte die Ketzerklage auf, gab dem Kaiſer ſchuld, er halte Saraceniſche Krieger, habe ſtrafbaren Umgang mit Saraceniſchen Mädchen, und die deutſchen Biſchöfe und Mönche wiegelten das Volk ſo auf, daß auch einige Fürſten wankten. Friedrich erbot ſich zum Vergleich; aber die Bedingungen waren ſehr hart; der Papſt entwich heimlich der kaiſerlichen Gewalt, floh nach Lyon, veranſtaltete dort 1245 eine glänzende Synode, wo nun des Kaiſers Sache vorgenommen werden ſollte. Friedrich wurde der Ketzerei, des Meineids und Kirchenraubes beſchuldigt und ſcheinbare Beweiſe wurden in Menge beigebracht. Aber meiſterhaft vertheidigte des Kaiſers Abgeordneter ſeinen Herrn. „Ueber deſſen Glauben,“ hieß es, „könne nur Gott urtheilen; die Saracenen habe er als Miethsvölker benutzt, um das Chriſtenblut zu ſchonen; die Saraceniſchen Mädchen hätten ihm gewiſſe Kunſtarbeiten zu fertigen gehabt, und habe er den Papſt einmal durch ein falſches Verſprechen getäuſcht, ſo könne er es mit Brief und Siegel beweiſen, er ſey dafür immer zweimal von ihm betrogen worden; den Bann verwerfe er nicht an ſich, ſondern nur den ungerechten; auch wolle er übrigens ſeine Verſprechen halten und die Chriſten gegen Mogolen und Türken vertheidigen.“ Viele Biſchöfe riethen dem Papſte zur Ausſöhnung. Dieſer rief dagegen aus: „Viele und große Verſprechen ſind dieß, aber ſie werden nicht erfüllt; der Kaiſer will nur Zeit gewinnen, ich habe keine Bürgſchaft für ſeine Treue.“ — Nach vierzehn Tagen, als die Gemüther auf beiden Seiten immer mehr gereizt waren, erfolgte ein furchtbares Verdammungs- und Abſetzungsurtheil, worin der Papſt erklärte: „als Statthalter Chriſti könne er im Himmel und auf Erden binden; Friedrich ſey von Gott verworfen, der Unterthan ſeiner Pflicht gegen denſelben entbunden, der Papſt befehle den Ständen einen andern Kaiſer zu

wählen und über Sicilien wolle er ſelbſt verfügen.“ Wenn nun auch der päpſtliche Bannſtrahl wegen ſeiner Vervielfältigung nicht eben die Regenten ſelbſt ſehr ſchreckte, ſo wirkte doch der Ausſpruch einer ſolchen feierlichen Synode. Der Papſt ſchickte ſeine gewöhnlichen Hülfstruppen, die Bettelmönche, in Deutſchland herum, die durch Wunder und Zeichen, durch Ablaß und wirkliche Kreuzzugspredigten gegen das Reichsoberhaupt alles in Bewegung ſetzten; er ſchickte ſich ſelbſt zum Kriege an, wozu auch jetzt die Engliſchen und Franzöſiſchen, ſo wie die Polniſchen und nordiſchen Kirchen ungeheuer viel Geld hergeben mußten. Ein Gegenkaiſer wurde zwar beſiegt, aber der Papſt erkaufte immer neue Feinde, ſchlug jedes Anerbieten zur Verſöhnung aus, ſelbſt als ihm der König von Frankreich ſeine Unverſöhnlichkeit als unchriſtlich und das Oberhaupt der Kirche unwürdig vorwarf. Ja Friedrich ließ ſich ſogar von einigen Biſchöfen über ſeine Rechtglaubigkeit in der Theologie examiniren und erhielt ein gutes Zeugniß; aber die Examinatoren kamen nun darüber in den Bann, daß ſie ihn ohne päpſtliche Erlaubniß geprüft hatten. Alle Friedensanträge waren vergeblich, die Bannflüche wurden erneuert, das Kriegsglück verließ den Kaiſer, ſelbſt von Meuchelmördern wurde er bedroht; der treffliche, von andern Regenten verlaßne Friedrich erlag, obwohl mit ungebeugter Seele, erſt 57 Jahr alt, 1250. Auch der Tod verſöhnte nicht. Innocenz verfluchte den ganzen Hohenſtaufiſchen Stamm und wünſchte ihn vertilgt zu ſehen. Friedrichs Sohn, Konrad IV., wollte alle Forderungen erfüllen und Sicilien als Lehen anſehen; aber ein Bannfluch war die Antwort. Konrad ſtarb ſchon 1254, wahrſcheinlich an Gift; in eben dieſem Jahre auch Innocenz. Allein Alexander IV. und die ſchnell auf einander folgenden Päpſte blieben den hierarchiſchen Grundſätzen unter allem Wechſel der Umſtände treu. Sicilien wurde ausgeboten und Karl von Anjou, ein Franzöſiſcher Prinz, erhielt es. Der unmündige Prinz Konradin, Konrads Sohn, wurde von ſeiner trauernden Mutter in der Stille erzogen und weder in Italien noch bei der Kaiſerwahl berückſichtiget. Die Kurfürſten und Fürſten dachten mehr darauf, ihre eigne Macht und Landeshoheit zu erweitern und zu beveſtigen, und räumten daher den päpſtlichen Anmaßungen

bei den deutſchen Angelegenheiten immer mehr ein. Das kaiſerliche Anſehen verſank in Kraftloſigkeit, aber das wilde Fauſtrecht nahm überhand. Gold und Verbindungen entſchieden in dieſer Zeit bei der Wahl eines deutſchen Königs; daher wurden jetzt mehrmals ausländiſche Fürſten, und in Richard, einem Bruder des Königs von England, und Alfons, König von Caſtilien in Spanien, zwei Kaiſer auf einmal von den uneinigen Fürſten erwählt. Beide erkannte der Papſt auch an, wollte aber das nähere Recht noch unterſuchen, was ſie ſich auch gefallen ließen. Sie wurden nach langem Zögern citirt. Da aber Richard ſtarb (1272) und Alfons zu entfernt, auch nie nach Deutſchland gekommen war, ſo befahl der Papſt eine andre Wahl und zwar recht bald vorzunehmen, ſonſt würde er mit den Cardinälen wählen. Da wurde der wackre Rudolf von Habsburg 1273 deutſcher Kaiſer. Zwar mußte er in einer vom Papſte vorgelegten Capitulation ſein Kaiſerrecht auf Rom und alle Anſprüche auf Sicilien aufgeben, was ohnehin Deutſchland keinen Segen gebracht hatte, ſo wie er auch wenig Werth auf die Lombardiſchen Beſitzungen legte. Dagegen aber war er durch ſeine Sorge für einheimiſche Ordnung, Sicherheit und Ruhe ein Wohlthäter Deutſchlands. In Italien ging es deſto unruhiger und verworrener zu. Die Welfen und Gibellinen zerfleiſchten ſich und das ganze Land auf die grauſamſte Weiſe, ohne eigentlich ſo recht angeben zu können, warum? In Rom ſelbſt wurde es ſo ſtürmiſch, daß der Papſt 1261 als Vertriebner zu Viterbo ſtarb. Mit Sicilien machten die Päpſte einen ſehr vortheilhaften Handel. Karl von Anjou entriß das Reich dem bisherigen Könige Manfred, nahm es von dem Papſte in Lehen und verſprach eine anſehnliche Abgabe. Der junge Konradin wollte ſeine Rechte behaupten; er fand viele Anhänger, aber überliſtet erlitt er eine ſchreckliche Niederlage und wurde gefangen; der rachſüchtige, gefühlloſe Sieger, der vor dem von dem Volke geliebten Prinzen zitterte, ließ dem zarten Sprößlinge des berühmten Kaiſergeſchlechts den Proceß machen und 1268 fiel das Haupt des rechtmäßigen Königs und des letzten Hohenſtaufen, mit dem Haupte ſeines treuen Begleiters, Friedrichs von Baden und anderer Edeln, auf dem Marktplatze ſeiner Hauptſtadt Neapel unter dem Henkersbeil.

Alle ſtarben mit Heldenmuth. Auch der Papſt hatte den Tod gefordert, damit die Kirchenflüche in Erfüllung gehen ſollten; und kein Verwandter oder Reichsfürſt that etwas zur Rettung des königlichen, wackern Jünglings. Indeß machte auch Karl dem Papſte manche Unruhe und nach vierzehn Jahren erreichte den fremden Beherrſcher Siciliens die ſtrafende Vergeltung. 1282 den zweiten Oſterfeiertag richteten die durch Karls Bedrückungen zur Verzweiflung gebrachten Einwohner ein ſchreckliches Blutbad an, das unter dem Namen der Sicilianiſchen Vesper bekannt iſt, wobei in blutiger Rachgier ſelbſt die mit Franzoſen verheiratheten Landestöchter nicht verſchont wurden. Der Bannfluch erfolgte zwar, aber die Sicilianer ſchrieben zurück, ſie wollten ſich, ſtatt an den heiligen Petrus lieber an den Arragonier (Peter, König von Arragonien half ihnen) halten. Der Papſt verdammte, predigte Kreuzzüge, aber Karl eroberte das Land nicht wieder und ſein Sohn war froh, daß er die Hälfte von Neapel wieder bekam. Indeß blieben die Regenten von Neapel und Sicilien doch zuletzt Zins- und Lehnsleute von Rom.

§. 22.

Fortſetzung.

Unter Gregorius X. wurde 1274 ein großes Concilium in Lyon gehalten, wo ein jedoch nur ſcheinbarer Vergleich mit der von den Türken bedrängten Griechiſchen Kirche zu Stande kam, auch das Conclave oder die Art der Papſtwahl durch die Cardinäle näher beſtimmt wurde *). Dennoch trat 1292 eine

*) Die Cardinäle ſind die höchſten Geiſtlichen nach dem Papſt, haben fürſtlichen Rang und den Titel Eminenz. Sie bilden mit dem Papſt, der allein das Recht hat ſie zu wählen, das Conclave oder heilige Collegium, und haben allein die Macht zur Papſtwahl. Ihre Anzahl ſteigt bis auf 70, von verſchiednem Range, doch ſind ſie ſelten vollzählig. Sie tragen einen Chorrock mit kurzem Purpurmantel, und ein Käppchen; über demſelben den Cardinalshut mit ſeidnen herabhängenden Schnüren, die ſich mit Quaſten endigen. Die Farbe iſt entweder roth oder violett. Da die Wahl ſich oft Jahre lang verzögerte, ſo beſtimmte Gregor X., daß, wenn der Papſt in einer Stadt, wo er ſich mit ſeinem Hofe aufhielte, ſtärbe, die anwe-

zweijährige Vacanz ein, weil die Cardinäle in den letzten dreißig unruhigen Jahren ſich oft zerſtreut und die Päpſte ihren Wohnſitz an verſchiednen Orten aufgeſchlagen hatten, auch der Lehnsmann Karl, König von Neapel und die herrſchenden Familien in Rom zwei entgegengeſetzte Parteien bei der Wahl bildeten. Endlich traf ſie einen alten, in dem Rufe beſondrer Heiligkeit ſtehenden Einſiedler unter dem Namen Cöleſtin V. Er zog auf einem Eſel, deſſen Zaum die beiden Könige von Ungarn und Böhmen führten, in Aquileja ein, wurde unter lautem Jubel conſecrirt, zeigte ſich aber ſo unklug und unerfahren und gab ſich dem Könige von Neapel ſo hin, daß die Cardinäle ihm theils durch allerhand Neckereien ſein Amt läſtig machten, theils durch allerhand Kunſtgriffe ihn bewogen, ſein Amt niederzulegen, ſo ungern es auch Karl ſahe. 1294 wurde Bonifacius VIII. Papſt, der ganz in der Reihe der Gregore und Innocenze zu ſtehen verdient. Auch ſein Geiſt, ſein Muth und ſeine Ausdauer im Kampfe für ein vermeintes Gottesreich vermittelſt der päpſtlichen Macht, ſind erſtaunenswerth. Der König von Neapel und die Römer erfuhren gar bald, mit wem ſie es zu thun hatten; ihr Widerſtreben war ihm, der an die Weltherrſchaft dachte, eine Kleinigkeit. Er miſchte ſich als Vermittler drohend in die Kriege des Königs Eduard von England und Philipps des Schönen von Frankreich, hielt den Kaiſer ab, daran Theil zu nehmen, und als Philipp meinte, in

---

ſenden Cardinäle nur zehn Tage auf die Ankunft ihrer Collegen warten ſollten. Dann ſollten ſie ſich in dem Palaſte, wo der Papſt geſtorben ſey, verſammeln, und ein Gemach oder Conclave ohne Vorhang oder Zwiſchenwand beziehen, es verſchließen und durchaus Niemanden hinein laſſen, der nicht mit aller Einwilligung wegen des Wahlgeſchäfts mit ihnen zu ſprechen hätte; kein Bote und kein Brief dürfe zu ihnen gelangen; Niemand heimlich mit ihnen reden. Durch ein Fenſter ſollten ihnen die nöthigen Speiſen gereicht werden. Wäre nach drei Tagen kein Papſt gewählt, ſo ſollten ſie die fünf folgenden Tage Mittags und Abends nur ein Gericht; wäre dann die Wahl noch nicht erfolgt, bis zur Vollziehung nur Brot, Wein und Waſſer erhalten. Im Weſentlichen gilt noch jetzt dieſe Anordnung; indeß hat weder der vermeinte übernatürliche Beiſtand, noch dieſe Einrichtung die mannigfaltigen Beſtechungen, ſogar das Spiel der Heuchelei, des Ehrgeizes und der Parteiſucht und die Wahl ſchändlicher oder ſchwacher Menſchen verhütet.

weltlichen Sachen ſey nur Gott ſein Herr, ſo faßte ihn Bonifacius von einer andern Seite, verbot dem Klerus, willkühr-lich geforderte Kriegsſteuern zu geben, wogegen der König alle Verſendungen von gemünztem und ungemünztem Silber und Gold ins Ausland ſtreng verbot. Der Papſt erklärte darauf ſehr gemäßigt: daß wohl jenes Verbot dem Klerus nicht gelten könne, daß dieſer nicht einen gehörigen Beitrag, wohl aber eine willkührliche Beſteuerung verweigern werde, was beides ſehr billig wäre. Auch ſchien er ſich ſonſt noch gegen den König und deſſen Entwürfe günſtig zu erklären. Allein Philipp, heftig, rachſüchtig, habſüchtig und ſtolz, wollte durchaus nichts von päpſtlicher Einmiſchung in ſeine Streitigkeiten wiſſen. Die Bulle, die man darüber verlas, wurde zerriſſen, ins Feuer geworfen, und Philipp verband ſich zum größten Aerger für den Papſt mit dem Kaiſer Albrecht, gegen deſſen Erwählung Bonifacius proteſtirt hatte. Nun machte man einander gegründete und ungegründete Vorwürfe und ſuchte ſich gegenſeitig auf den empfindlichſten Stellen wehe zu thun, ſo daß der Papſt, oft alle Mäßigung und Klugheit vergeſſend, auch in dem, wo das Recht auf ſeiner Seite war, zuletzt verlor und ſein kräftiger Geiſt doch endlich unterlag. Nachdem er den Parteigeiſt der unruhigen Römer, beſonders eine mächtige gewaltthätige Familie Colonne durch ſtrenge Maßregeln unterdrückt hatte, wollte er nun auch gegen Philipp weiter vorſchreiten. Er ſchickte aber einen dem Könige ſchon verhaßten, ſtolzen Franzöſiſchen Biſchof als Legaten*) an ihn, der ihm trotzig ankündigte, er ſolle den Graf von Flandern, deſſen Tochter der König despotiſch vorenthielt und den er dann ſelbſt wortbrüchig gefangen nahm, loslaſſen, wobei der Legat ſich zugleich merken ließ, daß er ſelbſt eigentlich als Biſchof nicht unter dem Könige, ſondern im Weltlichen und Geiſtlichen unter dem Papſte

*) Den Titel eines Legaten oder Geſandten gab der Papſt Erzbiſchöfen und andern angeſehenen Geiſtlichen. Sie hießen, wenn ſie bloß den Titel führten, geborne Geſandte (Legati nati); die wirklichen (missi) hatten verſchiednen Rang; die Legati a latere (von der Seite des Papſtes) den höchſten. Sie wurden an fremde Höfe geſchickt, oder verwalteten die Provinzen, die daher auch Legationen hießen; haben aber ihr Anſehen, namentlich in Deutſchland, ſehr gemißbraucht.

ſtehe. Der König verbannte ſogleich den Geſandten, aber der Papſt ſchickte ihn in ſeine Diöceſe zurück. Der König ließ den Biſchof gefangen nehmen und einen Hochverrathsproceß gegen ihn einleiten. Der Papſt erklärte: kein König habe ein ſolches Recht gegen den Klerus; verlangte dabei, daß die Sache in Rom verhandelt und dem Biſchof alle Kirchengüter zurück gegeben würden; auch ſey, fügte er hinzu, eigentlich Philipp nun ſchon dem Banne anheim gefallen. Darauf folgte ein neues Decret des Papſtes, worin er alle den Franzöſiſchen Königen ertheilten Begünſtigungen zurücknahm, und beſonders auch die Berechtigungen, dem Klerus außerordentliche Steuern aufzulegen. Endlich erſchien 1302 ein päpſtlicher Nunzius mit einem höchſt beleidigenden, vollſtändigen Sündenregiſter des Königs; wie er die Kirche, den Adel und das Volk durch Erpreſſungen ausgeſaugt, die Gerechtigkeit ſelbſt ſchändlich gemißbraucht, und wie eine taube Otter alle Warnungen verſchmäht habe; doch wolle der Papſt noch einmal väterlich warnen. Zugleich lud er die angeſehenſten Mitglieder der Franzöſiſchen Geiſtlichkeit und die gelehrteſten Doktoren der Univerſitäten zu einer Synode ein, die er in Rom zur Reformation der Franzöſiſchen Staatsgebrechen und des Hofes, nach der Beiſtimmung der Cardinäle und andrer hohen Perſonen veranſtaltet habe; ſie ſollten dabei ihre Gutachten und Vorſchläge vorbringen. Der König wurde aufgefordert, entweder perſönlich oder durch einen Abgeordneten zu erſcheinen und dort das weitere Urtheil Gottes und des Papſtes zu erwarten. Durch dieſe unerhörte Sprache hoffte unſtreitig der Papſt den Adel und das Volk mit in ſein Intereſſe zu ziehen und den König zu manchen ihm ſelbſt verderblichen Schritten zu verleiten. Aber ſo erſtaunt und erbittert Philipp auch war, ſo beobachtete er doch die allergrößte Beſonnenheit und Vorſicht. Der gefangene Biſchof trat wirklich die Reiſe nach Rom an; da jedoch der Papſt dieß als Beweis der Furchtſamkeit des Königs anſahe, und nun ſeine ſonderbare Reformationsſynode wirklich ausſchrieb, Deputirte von allen Domkapiteln und Univerſitäten dazu berief, ſo fühlte ſich jetzt die ganze Nation beleidigt. Der Legat, der die Bulle überbracht hatte, wurde fortgejagt; die Bulle ſelbſt unter Trompetenſchall öffentlich verbrannt, und

der König erklärte: er würde ſeine Söhne enterben, wenn ſie eine höhere Macht, als Gott, über ſich anerkennen wollten; ja er ſey es der Würde ſeiner Krone ſchuldig, die Erklärung der ganzen Nation darüber zu vernehmen. Vor dem Parlament, wozu auch Deputirte aus den Städten kamen, hob erſt der Kanzler Nogaret auf eine feine Art die Nachtheile des Verhältniſſes mit Rom für Adel, Geiſtlichkeit und Bürgerſtand hervor und ſchloß mit der Anfrage: ob das Reich den Papſt oder den König zum Herrn haben wolle? Einſtimmig erklärte man ſich für den König, und die anfangs bedenklichen Biſchöfe ließen ſich auch beſtimmen, die Synode nicht zu beſuchen. Der König meldete dem Papſte: dieſe Geiſtlichen hätten dazu jetzt nicht Zeit und die Staatsgebrechen würde man ſchon ſelbſt verbeſſern. Die Biſchöfe ſchrieben in ziemlich ſtarken Ausdrücken, daß es ſcheine, der Papſt wolle das Reich und die Franzöſiſche Kirche nur durch ſeine Synode verwirren; ſie beklagten ſich über ſeine gewiſſenloſe Beſetzung der Stellen, über Gelderpreſſungen, welche die Kirche von ihm zu erleiden habe und baten ihn, nicht auf ihrer Reiſe nach Rom zu beſtehen, denn ſie ſey ihnen verboten. Die andern Stände ſprachen noch ſchärfer: „wie man ſich nicht genug verwundern könne, daß die Cardinäle zu den ungerechten und unvernünftigen Unternehmungen, zu den verderblichen und verwirrenden Neuerungen und den unausſtehlichen Anmaßungen des Papſtes, die den wahren Antichriſt anzukündigen ſchienen, ſo lange geſchwiegen hätten.“ Das ſchreckte den Papſt; er ſchickte einen andern Legaten, der aber an der Gränze abgewieſen wurde. Er half ſich nun mit mildern Auslegungen, ſprach von Verfälſchung ſeiner Worte, und wie er noch immer geneigt ſey, den ſo begünſtigten König zu ſchonen. Dem Klerus ſagte er auf die beleidigenden Vorwürfe: „die Worte einer thörichten Tochter könnten die Liebe der Mutter, ſo ſchändlich ſie auch wären, nicht ſogleich in Haß verwandeln.“ Er warf ihnen ihre Feigheit vor, verlangte, daß ſie nach Rom kämen, und fügte hinzu: „es ſey ihm unbegreiflich, wie ſie die Ketzerei behaupten könnten, daß das Weltliche nicht dem Geiſtlichen (wenigſtens in einer Beziehung) unterworfen ſey.“ Den Cardinälen wurde geſagt: „jeder lebendige Menſch, alſo auch ein Kaiſer, könne wegen ſeiner Sünden zur Verantwortung

gezogen werden.“ 1302 erfolgte nun eine höchſt berüchtigte Bulle, worin die Obergewalt der päpſtlichen Macht über die weltliche mit allen ſcheinbaren Gründen erwieſen werden ſollte. „Es gibt,“ ſo hieß es, „nur eine einzige katholiſch-apoſtoliſche Kirche; dieſe kann nur ein einziges Oberhaupt haben, und dazu hat Chriſtus den Apoſtel Petrus und ſeine Nachfolger ernannt. Chriſtus hat geſagt: Zwei Schwerter, alſo das geiſtliche und das weltliche, ſind genug (Luc. 22, 38.), und beide ſind in der Gewalt des Papſtes; die geiſtliche Macht bezieht ſich aber vorzüglich darauf, daß die weltliche, wenn ſie irrt, von jener zurecht gewieſen wird. Alle menſchliche Creatur iſt dem Papſte unterworfen, wer das bezweifelt, iſt eben ſo gottlos, als die Manichäer, die zwei verſchiedene Grundweſen annehmen, und kann nicht ſelig werden.“ Der König blieb ruhig, obſchon gegen ſein Verbot 35 Franzöſiſche Biſchöfe, 4 Erzbiſchöfe und 6 Aebte zu der Synode nach Rom gereiſet, auch einige Unruhen in Flandern entſtanden waren, die der Papſt durch Geld beförderte. Die Antwort, kurz und derb, nach dem Tone jener Zeit, lautete: „Philipp von Gottes Gnaden König von Frankreich an Bonifacius, der ſich für einen Papſt ausgibt, wenig oder gar keinen Gruß. Deine allerhöchſte Narrheit ſoll wiſſen, daß wir in weltlichen Dingen Niemandem unterworfen ſind. Andersdenkende halten wir für Wahnſinnige.“ Der Kanzler Nogaret trat jetzt im Staatsrathe als Ankläger des Papſtes auf, ſtellte eine ganze Reihe von Verbrechen deſſelben auf, und legte es dem Könige ans Herz, ſich der Kirche anzunehmen. Dabei ſprach man auch von Aufhebung des Papſtes und von einem Concilium, ſo daß dem Papſte etwas bange wurde und er wieder einen Legaten an den König ſchickte, jedoch mit ſo ungemäßigten Forderungen, daß man vermuthen mußte, der Geſandte ſollte mehr die Lage der Dinge und die Stimmung der Gemüther erforſchen, als einen Vergleich treffen. Der König, vorſichtig, zeigte ſich nicht abgeneigt zu unterhandeln, ob er ſchon nichts bewilligte. Der Papſt getäuſcht, that nun im April 1303 den König feierlich in den Bann, entſetzte ihn ſeines Reiches und forderte den Kaiſer auf, es in Beſitz zu nehmen. Darauf wurde der Papſt in einer förmlichen Anklageſchrift vieler groben Verbrechen be-

ſchuldigt; neun und zwanzig Punkte, freilich nicht alle von ſonderlichem Gewicht. Z. B. er habe einen Zankteufel, er ſey ein Zauberer u. dergl., wurden aufgeſtellt als Beweiſe, daß er ein Ketzer ſey, worüber ein Concilium entſcheiden müſſe. Die Hauptabſicht aber war, den Papſt ſelbſt gefangen zu nehmen, und dieß gelang auch mit Hülfe des verjagten, rachſüchtigen Sciarra Colonne, wobei der Papſt ſelbſt auf eine ſchändliche Weiſe gemißhandelt wurde. Sein Körper und Geiſt unterlagen; er ſt. 1303. Aus ſeiner unerſchütterlichen Beharrlichkeit muß man wohl ſchließen, daß er von der Rechtmäßigkeit aller angemaßten Vorrechte des Römiſchen Stuhls und von einem unfehlbaren Siege vollkommen überzeugt war. Als die Feinde in ſeinen Palaſt eindrangen, ſo ließ er ſich mit allen Inſignien ſeines Amtes ſchmücken, nahm das Kreuz in die Hand und erwartete die Soldaten auf dem Throne. „Werde ich," ſprach er, „durch Verrätherei, wie Jeſus Chriſtus, gefangen; ſoll ich umkommen, ſo verlange ich als Papſt zu ſterben!"

Benedikt XI., des Bonifacius Nachfolger, eilte faſt zu ſehr, Alles wieder auszugleichen. Er ſprach den König Philipp von dem Banne los, der dieſes Zuvorkommen zu andern Forderungen ſchlau benutzte. Ja der König wußte ſich im Conclave eine Partei zu verſchaffen, ſo daß nach ſeinem Wunſche in Clemens V. 1304 ein Papſt gewählt wurde, der ihm eine Menge Vortheile und ſogar verſprechen mußte, ſeine Reſidenz in Frankreich aufzuſchlagen. Anfangs wußten ſelbſt die Cardinäle nichts von dieſem Plane, bis der Papſt nach fünfjährigem Herumziehen ſeinen Sitz in Avignon im ſüdlichen Frankreich nahm. Er erfüllte nach und nach die Bedingungen; doch der argen Forderung, den Bonifacius als Ketzer nach dem Tode noch zu verdammen, und deſſen Gebeine verbrennen zu laſſen, wich er klüglich aus. Deſto ſchmachvoller zeigte ſich ſeine Schwäche, daß er ſich als Werkzeug gegen die Tempelherren gebrauchen ließ. Dieſer Ritterorden war um das Jahr 1118 geſtiftet. Er hatte beſonders die Pflicht, die nach Paläſtina wallfahrenden Pilger zu ſchützen und richtete ſich nach den Mönchsgelübden des heiligen Benedikts. Wenn er auch bei ſeinem großen Reichthum durch viele Laſter ſehr tief geſunken und wegen ſeines dunkeln Treibens gefährlich war, ſo war doch

14*

die Strafart barbariſch und das Strafamt kam am wenig-ſten dem Könige in Frankreich zu; obgleich die meiſten Mitglie-der Franzoſen waren; der Orden ſtand unter päpſtlichem Schutze. Allein Philipp war den Tempelherren ungeheure Summen ſchul-dig, die er freilich auf dieſem Wege leicht bezahlte; der Papſt eilte ſchon 1312 den Orden aufzuheben, um den weltlichen Confiscationen der vielen Güter zuvorzukommen, auf welche die lüſternen Augen gerichtet waren. Man gab dem Orden, der ſich Verdienſte im Orient erworben, alles Böſe ſchuld, nahm eine große Anzahl ſeiner Mitglieder gefangen, und folterte ſie; ei-nige bekannten unter den Qualen, was man verlangte; andre leugneten bis zum letzten Athemzug. Ohne gründliche Unter-ſuchung und Ueberführung wurden 54 Ritter mit ihrem ehrwür-digen Großmeiſter Molay 1314 lebendig verbrannt. Der Papſt und der König ſtarben noch in dieſem Jahre ihrer Schandthat. Philipp hatte auch Luſt zur deutſchen Kaiſerkrone gehabt, und Clemens ſollte dazu behülflich ſeyn, aber man wählte 1309 Heinrich VII., Grafen von Luxemburg, der auch in Italien nicht ohne Glück thätig war, aber am Gift ſtarb. Nach ihm folgte als Kaiſer Ludwig V., Herzog von Baiern, 1314, ein wackerer Regent, dem aber die Päpſte das Leben ſchwer mach-ten. Auf Clemens V. folgte Johannes XXII., ein Mann mit Geiſt und Gelehrſamkeit, aber auch ein Werkzeug der Fran-zöſiſchen Partei. In den vierzehn Monaten, ehe wieder ein Kaiſer gewählt worden war, hatte der Papſt das Vicariat in Italien und Deutſchland ſich angemaßt, und als ein Theil den Kurfürſten Friedrich, Herzog von Oeſtreich, zum Gegenkaiſer er-wählt hatte, ſo erklärte ſich der Papſt hiebei zum Schiedsrich-ter. Aber Ludwig beſiegte ſeinen Gegner, bekam ihn gefangen, ſöhnte ſich mit ihm völlig aus und machte ſelbſt Anſtalten, die alten Rechte in Italien auszuüben. Da erließ der Papſt 1323 ein Decret voller Klagen, daß Ludwig den Titel eines Römi-ſchen Königs annähme, und ſich kaiſerliche Rechte ohne päpſt-liche Genehmigung zueigne. Allen Reichsſtänden wurde unter-ſagt, dem Kaiſer zu gehorchen und dieſem ſelbſt befohlen, al-les Geſchehene zu mißbilligen und ſich bei Strafe des Bannes der Reichsverwaltung zu enthalten. Der Kaiſer ließ dieſe Be-ſchuldigungen gehörig widerlegen und proteſtirte gegen die

päpſtlichen Anforderungen. Da erfolgte 1324 der Bann; Ludwig proteſtirte dagegen und berief ſich auf ein Concilium. Ein neues Decret bedrohte den Kaiſer mit der Abſetzung; indeß zögerte doch der Papſt mit der Vollziehung, da dieſe Bannbullen bei den Fürſten und Völkern nicht ſo ſehr mehr erſchreckten. Ludwig hatte zwar noch immer Feinde in Deutſchland, allein ſeine Anhänger blieben ihm deſto treuer; die Ueberbringer der Bullen wurden fortgejagt, und die übrigen Gegner aus Oeſtreich erklärten ſich für Ludwig, der 1327 nach Italien zog, in Mailand die Lombardiſche, und in Rom durch vier Barone die kaiſerliche Krone erhielt, in einer Volksverſammlung Johann XXII., der in Avignon lebte, als einen Ketzer abſetzen, und einen neuen Papſt Nicolaus V. erwählen, zugleich auch, um das Volk zu gewinnen, bekannt machen ließ, daß alle Päpſte künftig in Rom reſidiren und ſich, bei Verluſt ihres Amtes, ohne Vorwiſſen der Geiſtlichkeit und des Volkes nicht zwei Tagereiſen entfernen ſollten. Johann benutzte die gewöhnlichen Gegenmittel, ließ auch einen Kreuzzug gegen den Kaiſer, den er einen Abtrünnigen nannte, predigen. Leider erhielt Ludwig von den uneinigen deutſchen Ständen keine neue Unterſtützung; die veränderlichen Römer waren ſeiner überdrüſſig; die feindſeligen Welfen erhielten von Neapel und Frankreich Hülfe, und ſo mußte er 1329 nach Deutſchland zurück. Nicolaus wurde an Johann ausgeliefert, mußte Buße thun, und als Gefangener ſeine Tage beſchließen. Vergeblich ſprachen einige freimüthige Männer gegen dieſen Unfug in der Chriſtenheit. Der Engländer Wilhelm Occam vertheidigte 1328 den Satz: Chriſtus und die Apoſtel hätten kein Eigenthum beſeſſen; aber die wohlhabenden Mönche und der Papſt erklärten dieß für Ketzerei. Noch war der Aberglaube und die Furcht vor Bann und Interdikt zu mächtig; und die Verwirrung in Deutſchland groß; der Papſt hatte wieder eine anſehnliche Partei, und Ludwig, ermüdet von dem langen fruchtloſen Kampfe, ſuchte nur Ausſöhnung und Frieden. Er wollte Alles, was er gethan, widerrufen, den Bann anerkennen und wegen der Buße ſich ganz der Gnade des Papſtes überlaſſen, nur ſollte ihn dieſer als Kaiſer anerkennen. Auch viele Fürſten verwendeten ſich für ihn. Allein Johann antwortete nicht ihm, ſondern nur dem Könige

von Böhmen und beharrte darauf: der Kaiſer ſolle unbedingt ſeiner Würde entſagen. Auch dazu hatte endlich der bedrängte Kaiſer, da ihn die Mehrheit der Stände ſo tief ſinken ließ, eine Akte aufgeſetzt, als Johann 1334 ſtarb. Unter Benedikt XII., der ebenfalls in Avignon ſich aufhielt, ſo ſehr auch die Römer auf ſeine Rückkehr drangen, erbot ſich der Kaiſer zu einem öffentlichen reuevollen Bekenntniß ſeiner Verſündigung an der Kirche; zur Ablegung des kaiſerlichen Titels; zu einer Reiſe zu dem Papſte, um die Abſolution zu empfahen, und zur Entfernung aller ketzeriſchen Räthe, ja ſelbſt zu einem Kreuzzuge und zu einem Aufenthalte in Paläſtina, ſo lange es der Papſt für gut fände. Das waren doch in der That die allerſchimpflichſten Bedingungen, zu welchen ſich der mächtigſte chriſtliche Monarch verſtanden hatte, und doch verweigerte der Papſt, freilich, wie er ſichs auch merken ließ, auf Anſtiften des Königs in Frankreich, die Ausſöhnung. Da faßten endlich 1338 die unwilligen Reichsſtände, die bisher in ihrem Wahlrechte, jedoch durch ihre Schuld, ſo beeinträchtigt wurden, auf einem Reichstage zu Frankfurt am Main, den einmüthigen und herzhaften Entſchluß, den Prozeß und ſeine Wirkungen niederzuſchlagen, den hier und da unterlaßnen Gottesdienſt wieder anfangen zu laſſen und die ungehorſamen Geiſtlichen in die Reichsacht zu erklären. In einem beſondern Verein der Kurfürſten wurde es als Grundgeſetz aufgeſtellt: „daß die kaiſerliche Macht und Würde unmittelbar allein von Gott herkomme; daß ein von allen oder doch den meiſten Kurfürſten gewählter Kaiſer oder König keiner fremden Beſtätigung bedürfe und im Zeitlichen Niemanden über ſich habe.“ Nur leider fehlte es an Eintracht und Beharrlichkeit in dieſen Grundſätzen. Ludwig ſchickte aufs Neue Geſandtſchaften an Benedikt und deſſen Nachfolger Clemens VI. nach Avignon; auch erklärten ſich die Reichsſtände wiederholt gegen die päpſtlichen Forderungen. Aber es kamen immer neue Bannflüche. Man ſchaudert, wenn man, bekannt mit der Liebe und den Segnungen Jeſu, ſeinen angeblichen Statthalter alſo in dieſen Verdammungsurtheilen über einen Kaiſer ſprechen hört: „Wir flehen fußfällig die göttliche Allmacht an, daß ſie den Frevler zu Boden geworfen liefere in die Hände ſeiner Feinde. Verflucht ſey ſein Ausgang und Ein-

gang; mit Wahnwitz, Blindheit und Seelenwuth ſtrafe ihn der Höchſte; ſeine Blitze ſchleudere gegen ihn der Himmel; zum Verſchlingen öffne ſich unter ihm die Erde, verſchwören ſich alle Elemente; mögen ſeine Kinder in die Hände ſeiner Feinde gerathen und unter den Augen des Vaters gemartert werden."

Mit Grimm im Herzen, aber unentſchloſſen zum Handeln ließen ſichs die Reichsſtände gefallen, daß der Papſt ihnen drohte, ſelbſt einen Kaiſer zu wählen, wenn ſie mit der Wahl zögerten, und er hatte ſchon den Markgrafen Karl von Mähren, Sohn des Königs Johann von Böhmen, unter höchſt ſchimpflichen Bedingungen, dazu auserſehen. Fünf Kurfürſten wählten ihn nun 1346 wirklich; denn Ludwig hatte durch einige unvorſichtige und eigennützige Handlungen etliche Reichsfürſten gegen ſich aufgebracht. Andre Fürſten proteſtirten zwar gegen die Wahl, und Ludwig, der einer beſſern Zeit werth war, behauptete ſich auch mühſam bis zu ſeinem Tode, aber 1349 wurde doch Karl IV. aufs Neue zu Frankfurt gewählt und in Aachen gekrönt. Unter dieſem Papſte Clemens VI. wurde auch Avignon, das eine Gräfin von Provence beſaß, käuflich an den heiligen Stuhl gebracht. So viel gelang jedoch den Päpſten in keinem Lande, als in Deutſchland. Man ließ in England und Frankreich ihre Anmaßungen zu, ſo lange die Könige Verwilligungen von den Kirchen und geiſtlichen Gütern nöthig hatten, aber wenn ſich die Umſtände änderten, ſo fragte man nichts nach ihren Interdikten und Drohungen. Auch in Italien, wo es während des Aufenthalts der Päpſte in Avignon ſehr unruhig und wild herging, war ihr Anſehen ſehr geſunken, wiewohl man in Rom doch lieber auf die Rückkehr des Papſtes und mit ihr eines neuen Glanzes harrete, als daß man ſich dem Kaiſer oder andern Herren, die gern hier Gebieter geworden wären, unterwarf. Unter den Päpſten Innocenz VI., und mehr noch unter Urban V., der unter großem Jubel des Volks ſeinen Sitz 1367 wieder in Rom nahm, beſonders auf Zureden des berühmten Italieniſchen Dichters Petrarca, aber doch 1370 wieder nach Avignon zurückkehrte, wurde einige Ordnung hergeſtellt. Kaiſer Karl IV., der Deutſchland, wo er freilich weniger Mittel und Macht hatte, nicht ſo viel, als ſeinen Erbländern, Böhmen, Mähren und Schleſien nützte, war gegen

die Päpſte allzudankbar. Er hatte verſprochen, alle Anordnungen ſeines Vorgängers wieder aufzuheben, vor ſeiner Krönung nicht nach Rom zu kommen und es nach der Vollziehung ſogleich zu verlaſſen. Daher ſchlich er auch wie ein Flüchtling an dem Tage der Krönung heimlich wieder fort; worauf Petrarca ſagte: „Karl hat nicht das Herz eines Kaiſers.“ Bei der Krönung ſelbſt demüthigte er ſich ſo ſehr, daß er das Pferd des Papſtes von der Engelsburg bis an die Peterskirche führte und in der Kirche die Dienſte eines Diaconus verſah. Er liebte überhaupt auch das Geld und verkaufte und verpfändete deßwegen Rechte und Anſprüche in Italien und Deutſchland. Unter ihm wurde 1348 die Univerſität Prag geſtiftet und 1356 die goldne Bulle, von dem herabhangenden goldnen Siegel ſo genannt, zu Stande gebracht, d. h. eine Anordnung über die Kaiſerwahl und die Rechte der Kurfürſten. Die Ruhe, die Karl in Italien mit hatte herſtellen helfen, dauerte nicht lange. Gregor XI. konnte die Folgen der unüberlegten Rückkehr ſeines Vorgängers nach Avignon dadurch nicht vertilgen, daß er 1376 in Rom einzog. Ueberall waren mächtige, unruhige Parteihäupter, und er ſtarb, als er eben nach Frankreich zurück wollte. Nun trat ein Schisma oder eine Trennung ein, die für die Kirche, und am meiſten für den heiligen Stuhl höchſt verderblich wurde. Auf den Andrang des Römiſchen Volkes, das keinen Franzöſiſchen Papſt haben wollte, wählte man 1378 Urban VI. und nach und nach erkannte man ihn ziemlich allgemein an. Allein ſtreng gegen die Cardinäle, beſonders gegen die Franzöſiſchen, behaupteten dieſe, geſtützt auf Frankreich, Urbans Wahl ſey erzwungen worden. Auf ſein Anerbieten die Sache vor einem Concilium entſcheiden zu laſſen, nannten ſie ihn einen Kirchenräuber, warnten die Chriſtenheit vor ihm, und wählten aus ihrer Mitte Clemens VII., worüber ſich Fürſten und Völker zugleich in zwei Parteien theilten; doch Clemens, aufgedrungen durch Frankreich, hatte wenig Anhänger; die Römer ſchlugen ſeine Truppen zurück, und auch die Königin von Neapel vermochte nicht ihn zu ſchützen. Aber die Bemühungen, das ärgerliche Schisma auf einer Synode aufzuheben, wurden zurückgewieſen, denn die Erbitterung war zu groß. Urban ſtarb 1389 zur Freude ſeiner Cardinäle, die er

ſehr ſtreng behandelt und von denen er einſt fünf in Säcke hatte ſtecken und ins Waſſer werfen laſſen, wofür er ſogleich 29 andere wählte. Eilig wurde Bonifacius IX. von dieſer Partei, und als Clemens 1394 ſtarb, von jener Seite Benedikt XIII. zur päpſtlichen Würde erkoren. Einer that, wie gewöhnlich, den andern in den Bann und keiner war das, was er seyn ſollte. Alle Vorſchläge zu Vergleichen waren vergeblich; ſelbſt was der Kaiſer, die Könige von England und Frankreich und die Theologen an den Univerſitäten dafür thaten; beide Päpſte ſollten ihre Stellen um des Friedens willen aufgeben, aber keiner war dahin zu bringen. Auch als Bonifacius 1404 ſtarb, mochte man doch Benedikt nicht allgemein anerkennen, und Innocenz wurde Gegenpapſt; beide ſtellten ſich, nachgeben zu wollen, keinem war es Ernſt. Nun endlich kam man auf die Gedanken, daß die Päpſte das Uebel abſichtlich verlängerten und daß ein Concilium, das ja über die Päpſte erhaben ſey, entſcheiden müſſe. Cardinäle von beiden Parteien ſchrieben es zur allgemeinen Freude aus; die beiden Päpſte kündigten zwar Gegenſynoden an, aber ohne Erfolg. 1409 kam das ordentliche Concilium in Piſa zu Stande.

§. 23.

Die Concilien zu Piſa, Coſtnitz, Baſel.

Man war jetzt ernſtlich Willens, eine Reformation in der Kirche einzuleiten, die Anmaßungen, beſonders die Gelderpreſſungen und ihre Urſache, die ſchwelgeriſche Lebensart des Klerus zu beſchränken, da man ihn bei dieſem Schisma noch näher hatte kennen lernen. Es kamen Abgeordnete von mehr als 20 Höfen und von 15 Univerſitäten; auf 300 Doctoren der Theologie und des canoniſchen Rechts, 22 Cardinäle, 16 Erzbiſchöfe und 80 Biſchöfe, nebſt 300 Procuratoren von abweſenden Biſchöfen und Aebten, und mehr als 100 Deputirte von Domcapiteln zuſammen. Faſt alle, außer etwa die Cardinäle, kamen zugleich mit dem Entſchluß, am Haupte und an den Gliedern der Kirche zu reformiren. Die Cardinäle ſahen ſich zu dem Verſprechen genöthigt, daß, wer auch Papſt werden möchte, er doch das Concilium nicht vor dieſer Reformation aufheben dürfe. Beide Päpſte, ob ſie ſchon ihre Gönner hatten, wurden

förmlich als Ketzer und Meineidige abgeſetzt und Alexander V., ein alter, ſchwacher Mann, der am allerwenigſten zum Reformator taugte, von den Cardinälen erwählt und angenommen. Dieſer, ganz ihr Werkzeug, erklärte zum größten Erſtaunen der Anweſenden: „das Reformationswerk ſolle auf dem nächſten Concil in drei Jahren vorgenommen werden, und das jezzige ſey hiemit geſchloſſen.“ Durch Geſchenke und Gnadenbezeugungen beruhigte er einen Theil des Unwillens; das Beſte hoffte man von dem künftigen. Die zwei Gegenpäpſte hatten noch immer ihren Anhang und alle drei Päpſte zu gleicher Zeit wurden Gegenſtände theils des Spottes, theils des Aergerniſſes. Aber war es nicht bejammernswerth, daß eine ſo anſehnliche, mühſam und mit ſo vielem Aufwande zuſammengebrachte Kirchenverſammlung nicht einmal Ordnung in das päpſtliche Unweſen zu bringen, geſchweige denn andre Verbeſſerungen zu bewirken vermochte? Johann XXIII., ein Neapolitaner, erſt Mönch und dabei Seeräuber, dann Student in Bologna, Doktor der Rechte, endlich Cardinal und Papſt, hatte ſchon unter Alexander V. das Regiment geführt und hoffte als kräftiger Menſch auch wohl ohne Concil mit den Gegnern fertig zu werden. Indeß ſahe er ſich doch durch den Kaiſer Siegismund genöthigt, eine Synode nach Coſtnitz am Bodenſee auszuſchreiben, ſo ſehr er ſich auch wegen ſeiner allbekannten Laſter und Ausſchweifungen, die er ſelbſt als Papſt ſchamlos verübte, davor und vor einer Reformation fürchtete. Der Kaiſer kam mit vier Kurfürſten und vielen andern Fürſten dahin. Ueber 500 Doktoren der Theologie und der Rechte, 22 Cardinäle, 20 Erzbiſchöfe, 92 Biſchöfe, 124 Aebte und überhaupt auf 1800 Prieſter, ſo wie eine Menge anderer Gelehrten, ja auf 60,000 Fremde, Kaufleute, Wechsler, Handwerker, Spielleute und auch viel liederliches Geſindel waren anweſend, was freilich einer ruhigen, ſtillen, nüchternen und frommen Unterſuchung der Wahrheit nicht eben beförderlich war, wie ſichs denn auch ergab. Auch Johann XXIII. zog mit neun Cardinälen dahin, nachdem er ſich durch Gold und Juwelen und weltlichen Schutz vor allen drohenden Gefahren geſchützt zu haben vermeinte. Um ſicher zu gehen, ſetzte man es gegen den Willen des Papſtes durch, daß nicht nur die Geiſtlichen, ſondern auch die Fürſten

oder ihre Geſandten und Univerſitätsgelehrten ihre Stimme zu den Beſchlüſſen geben, und daß die einzelnen Stimmenden ſich nach den vier Nationen: der deutſchen, Franzöſiſchen, Engliſchen und Italieniſchen vertheilen ſollten. Zu ſeinem Schrekken erfuhr Johann, daß man geſonnen ſey, auch ihn abzuſetzen und als die Vorſtellungen des Kaiſers ihn nicht zur Abdankung bewogen, ſo ließ man einen Aufſatz über ſein ſchlechtes Leben und Regieren herumgehen, was ihn wirklich zur Entſagung beſtimmte. Als es nun zur Ausführung kommen ſollte, entfloh er bei der Nacht in das Gebiet ſeines Bundesgenoſſen, Herzog Friedrichs von Oeſtreich. Anfangs war man allgemein beſtürzt, weil man glaubte, ohne Papſt könne man das Concilium nicht fortſetzen. Aber der Kaiſer nahm es in Schutz, Friedrich wurde in die Reichsacht erklärt und mußte ſich dem Kaiſer unterwerfen; der Papſt, der auf wiederholte Citation nicht erſchien, wurde gefangen, eine Schrift mit ſiebenzig Klagpunkten, wozu man beſonders Simonie, Meineid und ſchlechte Aufführung zählte, gegen ihn aufgeſetzt und das Abſetzungsurtheil ausgeſprochen. Gregor XII. dankte freiwillig ab; Benedikt aber, den die Könige von Kaſtilien, Arragonien und Navarra noch ſchützten und zu dem ſelbſt der Kaiſer, aber vergeblich, reiſete, ließ es zum Prozeß kommen, ſprach den Bann über alle ſeine Gegner aus und ließ die vier ihm übrig gebliebenen Cardinäle ſchwören, ſie ſollten nach ſeinem Tode, der erſt 1424 erfolgte, einen unter ſich zum Nachfolger wählen. Auch dieſe waren dann nicht einmal einig; drei wählten ihren Papſt, der Clemens VIII., und der vierte wählte auch einen andern für ſich, der Benedikt XIV. hieß. Indeß Benedikt XIII. blieb abgeſetzt, und was der gelehrte Kanzler Gerſon in Frankreich gründlich erörtert hatte, daß das Concilium, da es die ganze Kirche vorſtelle, über dem Papſte ſtehe, wurde nun auch wirklich geltend gemacht. Nur war man zweifelhaft, ob man erſt reformiren, oder zuerſt den neuen Papſt wählen ſollte. Das Erſte wollte weislich der Kaiſer, er drang aber nicht durch. Man kam jedoch überein, den neu zu wählenden Papſt eidlich zu verpflichten, er ſolle Coſtnitz nicht eher verlaſſen und die Synode nicht früher auflöſen, bis die Reformation vollendet ſey. Auch ſollte regelmäßig alle zehen Jahre ein Concilium, das nächſte aber

nach fünf Jahren gehalten werden, wodurch man für die Reformation genug geſorgt zu haben vermeinte; träte aber ein Schisma ein, ſo ſolle der Papſt augenblicklich eine Synode ausſchreiben, wobei keiner der ſtreitenden Päpſte den Vorſitz haben dürfte. Nach mehreren Streitigkeiten wurde endlich Martin V. Papſt, ein vornehmer, feiner, gebildeter Römer, der ſich durch Einſicht und Mäßigung Vertrauen erworben hatte. Er ſetzte auch ſogleich eine Commiſſion von ſechs Cardinälen nieder, welche mit den Deputirten der vier Nationen über 18 von der Synode vorgelegte Artikel ihr Gutachten nach zwei Monaten ausſtellte, das der Papſt ſogleich der Verſammlung vorlegte. Aber wie betrogen fand ſich die Synode! Jene achtzehn Artikel enthielten eigentlich nur Beſchwerden über die zu große Ausdehnung und einige Mißbräuche der päpſtlichen Gewalt zum Verderben der Kirche, aber nichts von den Verderbniſſen der Lehre, Lehrer und Lehrart und von andern Gebrechen. Gerade bei den ſchreiendſten Anklagen erklärte der Papſt: die Umſtände ließen noch keine Aenderung zu; bei weniger wichtigen Beſchwerden, z. B. über Kleidertrachten der Geiſtlichen, verſprach er Verbeſſerungen; nur in zwei oder drei unbedeutenden Dingen nahm er die Anträge geradezu an. Man war erſtaunt, man ſchämte ſich, eine ſolche, gleichſam ſpottende Erklärung als Synodalſache anzunehmen; der Papſt aber blieb ſo unbefangen und ruhig, als ob die Verſammlung gar nicht mehr von ihm zu erwarten berechtigt ſey. Er ließ die Vorwürfe verhallen; die Nationen halfen ſich durch beſondere Concordate mit ihm, und nachdem er noch einige päpſtliche Verordnungen in der Synode hatte publiciren laſſen, die man auch annahm, ſo erklärte er in der fünf und vierzigſten Sitzung das Concilium für aufgelöſet und reiſete 1418 den 13. Mai zurück. Die ſchimpflichen Hinrichtungen der zwei Edeln, Johann Huß und Hieronymus von Prag, die Beilegung des Schisma und unbedeutende Verbeſſerungen und Verſprechungen waren alſo die ſchönen Früchte eines dreijährigen Conciliums, der vielen Koſten, der vielen Anſtrengungen des Kaiſers, der Fürſten und Gelehrten, des Redens und Schreibens. Alle Mitglieder bekamen jedoch von dem Papſte noch einen vollkommenen Ablaß, der Kaiſer noch einen Zehnten von den Gütern und Einkünften der

deutſchen Kirchen, ohne daß dieſe befragt wurden, und ſo ging man friedlich aus einander, als ob Alles wohl gelungen wäre. Die Haupturſachen des Mißlingens lagen aber vorzüglich in der Eiferſucht und in dem Mißtrauen, das man beſonders gegen die deutſche Nation hegte; in der nachgiebigen Schwäche des Kaiſers und in der thörichten Furcht vor Spaltungen, wenn man auch dieſen Papſt abſetzen wollte. Dieſer verſprach zwar ein Concilium in Pavia zu halten, aber es verfloſſen zwölf Jahre, ehe man Anſtalten dazu machte; auch hatte er ſchon wieder alle Appellationen von dem Papſte an eine Kirchenverſammlung verworfen, und Niemand proteſtirte. Nun zeigten ſich aber gar bald die Folgen der ſchändlichen Behandlung, die man ſich gegen Huß erlaubt hatte; denn ſeine und des Engländers Wiklefs Lehre und Meinungen über den Papſt und deſſen Grundſätze ließen ſich nicht mit Feuer und Schwert vertilgen und die Rache der erzürnten Huſſiten brachte Kirche und Staat in die höchſte Verwirrung. Nach mehreren Vorſchlägen wurde endlich wieder eine Synode 1431 in Baſel eröffnet. Der Papſt Eugen IV. ſuchte ſie auf mancherlei Wegen zu verlegen, oder aufzuſchieben, oder aufzuheben. Aber ſelbſt viele Cardinäle waren ihm entgegen; und es wurden ihm drei Monate Friſt gegeben, perſönlich oder durch Abgeordnete zu erſcheinen. Man erklärte, es würde die Synode doch ohne ihn fortgehen; denn nicht dem Papſte komme der Charakter der Unfehlbarkeit zu, ſondern nur der ganzen von dem Concilium repräſentirten Kirche; er ſey nur das dienende Oberhaupt derſelben. Es wurde ihm noch eine längere Friſt geſtattet; auch der Kaiſer ermahnte ihn, nachzugeben und endlich, da er in einem unglücklichen Kriege mit dem Herzoge Visconti in Mailand von den aufrühreriſchen Römern verjagt worden war, ſich auch an die Abſetzungen einiger Päpſte erinnerte, ſo bequemte er ſich die Synode mit ihren Verhandlungen anzunehmen und die gegen ſie erlaſſenen Verordnungen zu widerrufen. Die Synode aber unterließ doch nicht, ſich vor neuen Eingriffen und Störungen zu ſichern. Raſch begann man das Reformationswerk, aber höchſt einſeitig; man gab ein Decret gegen die unkeuſchen Sitten des Klerus und nun ſuchte man vorzüglich die päpſtlichen Einkünfte auf den Punkt zurückzubringen, auf

welchem ſie vor etwa 200 Jahren geweſen waren. Eugen bot alle Kunſt dagegen auf. Die von den Türken bedrängten Griechen mit ihrem Kaiſer ſuchten Hülfe in dem Abendlande; der Papſt gab vor, man müſſe ihnen entgegen kommen und verlegte das Concilium ſogleich nach Ferrara in Italien; in Baſel wollte man ſich wenigſtens nach Avignon begeben; aber der Papſt ließ den Griechiſchen Kaiſer mit ſeinen Biſchöfen durch die Venetianer nach Ferrara bringen, eröffnete 1438 dort die Synode, erklärte die Basler für ſchismatiſch und ihre Decrete für ungültig, und verhandelte nun auf ſeiner Verſammlung, als ob in Baſel keine wäre. Hier aber ließ man ſich nicht ſchrecken. So furchtſam auch einige Mitglieder vor dem äußerſten Schritte waren, ſo wurde doch am 25. Mai 1439 von der Mehrheit Eugens Abſetzung beſchloſſen und bald darauf der Herzog Amadäus von Savoyen, unter dem Namen Felix V. zum Papſte gewählt. Aber die ſonderbare Furcht vor einem Schisma rettete den Eugen. Der Kaiſer und die Kurfürſten ſuchten ängſtlich ihre Neutralität zwiſchen der Synode und dem Papſte zu behaupten, ja ſie laut zu erklären, und einen Vergleich zu vermitteln. Sie nahmen die Basler Reformationsdecrete, in ſo fern ſie ihre Vortheile und nicht die Perſon des Papſtes betrafen, an, ließen aber ihre Kirche einſtweilen durch ihre Biſchöfe verwalten. Acht Jahre dauerte dieſer Zuſtand, in welchen man keine Verfügung von Rom annahm; alſo acht Jahre hatte man in Deutſchland gar keinen Papſt, und ſehr nahe lag der Gedanke, daß man ihn wohl ganz und gar entbehren könne. Indeß unterhandelten doch die päpſtlichen Geſandten mit dieſem und jenem Hofe; beſonders verſtand es Aeneas Sylvius, nachheriger Papſt Pius II., ein feiner Menſchenkenner, überall durch die kräftigſten Mittel für den heiligen Stuhl zu wirken. Der neue Kaiſer Friedrich, der von 1440—1493 regierte und Ruhe und Frieden gar zu ſehr liebte, wurde für den Papſt gewonnen, auch der Kurfürſt von Mainz durch beſtochene Räthe, und ſo kam es, daß das für den Papſt hart Scheinende gemildert, und, was die Basler Synode gefordert hatte, als ſeine eigene freie Bewilligung erſchien. 1447 war man über das Meiſte einig, über andere Dinge ſollte noch verhandelt werden, und ſo war des Papſtes Anſehen durch der Deutſchen Furcht-

ſamkeit und Schwäche gerettet. Von den Basler Decreten wurde weiter keine Kenntniß genommen; das Anſehen der Synode alſo aufgeopfert und nichts Wichtiges verbeſſert; ja durch das Aſchaffenburger Concordat 1448 wurden ſogar zwei Basler Decrete, die dem Papſte viele Einkünfte abgeſprochen hatten, wieder aufgehoben. Man ſahe nun wohl, daß der Name eines Papſtes noch immer viele Zauberkraft hatte; und da der Kaiſer Friedrich der Basler Synode endlich ſeinen Schutz aufkündigte, der König von Frankreich ſie gar durch Soldaten wollte ſprengen laſſen; da kein Regent ernſtlich auf ihre Seite trat und ſie in ihrem Verfahren unterſtützte: ſo wurden die übrigen Gegner des Römiſchen Stuhls eingeſchüchtert, und die Päpſte fanden ſehr bald Muth und Gelegenheit, die Kirche noch mehr zu mißhandeln. Aus der Vereinigung der Griechiſchen und Lateiniſchen Kirche war nichts geworden; der Orient wurde ſeinem Schickſale überlaſſen, 1453 ward Conſtantinopel von den Türken erobert. Da bemächtigten ſich Furcht und Schrekken der Abendländer, denn nahe ſtanden nun auch ihnen die barbariſchen Eroberer. Nicolaus V., ein gelehrter und friedliebender Mann, dem Felix V. freiwillig wich, und Calixt III., beſonders auch Pius II. predigten jetzt wieder Kreuzzüge, ſchrieben Zehnten und Steuern von den Kirchengütern aus, erhoben Ablaß, Annaten von den größern Beneficien, und Alles floß wieder nach Rom, wie ehemals. Allerdings ſagten Fürſten und Biſchöfe, dieß ſey doch nur Geldſchneiderei, verweigerten ihre Beiträge, und beklagten ſich um deſto mehr, da man von Rom aus auch ſchon ſchamlos das Concordat verletzt und canoniſche Biſchofswahlen, ohne Gründe anzugeben, verworfen hatte. Aeneas Sylvius ließ ſich, um als Cardinal glänzen zu können, ein Einkommen von mehrern tauſend Ducaten aus deutſchen Probſteien verleihen. Bei mehrern Zuſammenkünften, beſonders zu Nürnberg 1487, erklärten Kaiſer und Reich, die Beſchwerden wären nicht mehr zu ertragen. Vergeblich! Man leugnete nicht, daß das Concordat hin und wieder gebrochen ſey, fügte aber unverſchämt hinzu, das müſſe dem Papſte freiſtehen, wenn er ſeine Urſachen dazu habe. Alle Mißbräuche und Erpreſſungsmittel kamen wieder auf und wurden noch vermehrt; die Klagen darüber wurden frech verlacht, und die Conſtanzer und Basler Synode abſichtlich

verhöhnt. Pius II. verdammte das Geſetz, daß der Papſt unter dem Concilium ſtehe; trieb mit Gewalt die Steuern, angeblich zum Türkenkriege, ein, wies auf eine Menge Aemter nach bloßer Willkühr Penſionen an, die der neue Inhaber des Amtes einem Cardinal oder Günſtlinge zahlen mußte, wodurch nebſt den Steuern, Dispenſationen und Indulgenzen mehr als die volle Hälfte aller geiſtlichen Einkünfte des Occidents nach Rom wandern mußte. Wie oft bereuten es Fürſten und ſelbſt Biſchöfe, daß man nicht feſter an der Basler Synode gehalten habe! Aber warum that man nicht neue Schritte gegen die verderbliche Hierarchie? Wohl wünſchten und verſuchten dieß einzelne Reichsſtände, Biſchöfe und Gelehrte. Allein das Oberhaupt, Kaiſer Friedrich, blieb auf eine ſchimpfliche Weiſe dabei ganz unthätig. Ihm war es der größte Wunſch mit dem Papſte im Frieden zu leben; er zog nach Rom, ließ ſich 1451 unter dem alten, erniedrigenden Ceremoniel krönen; ließ ruhig das Griechiſche Reich untergehen und den Papſt in Deutſchland ſchalten und walten; ſtimmte höchſtens einmal in Klagen mit ein, unternahm aber nichts, um ihnen abzuhelfen. Zum Unglück gab es auch keinen andern kräftigen Regenten in jener Zeit; die Franzöſiſchen Könige wurden von den Univerſitäten und mehrern Geiſtlichen erſucht, den päpſtlichen Anforderungen Einhalt zu thun und die pragmatiſche Sanktion, eine Akte, worin die Franzöſiſche Nation die meiſten Basler Decrete aufgenommen und die neuen Rechte des Papſtes aufgehoben hatte, zu ſchützen. Er hingegen verlangte die Abſchaffung der Akte, die Frankreich keinen Segen bringe; und ſo ſehr auch die Parlamente dagegen ſtritten, ſo ſchickte doch Ludwig XI. die Urſchrift 1462 feierlich nach Rom. Dabei fand der Papſt auch immer Stützen in einer der Parteien, denen jetzt nach Beſitzungen in Italien gelüſtete. Zwar ging es dem heiligen Stuhl bei dieſen Händeln, da bald die Italieniſchen Staaten unter einander ſelbſt kämpften, bald andre Mächte ſich in dieſen Kampf miſchten und dabei zu gewinnen ſuchten, oft ſehr übel. Aber indem doch immer eine Partei den Papſt für ihre Pläne zum Freunde zu haben wünſchte, fand er auch immer wieder weltliche Hülfe, wenn Bann und Interdikte nicht ausreichten. Die höchſt übel berüchtigten Päpſte am Ende des funfzehnten und am Anfange des

ſechzehnten Jahrhunderts ſchienen nur für Politik, zeitlichen Gewinn und Genuß da zu ſeyn. Sie ſchloſſen Bündniſſe mit andern Monarchen, welche dieſe Freundſchaft oft mit Aufopferungen wichtiger Rechte der Kirche und ihrer Unterthanen erkauften; führten oft perſönlich Kriege, und das Gebäude der Hierarchie ſchien ganz ſicher und feſt zu ſtehen. Aber es ſchien nur ſo; denn es ruhete nicht auf den unerſchütterlichen Grundfeſten des Oberherrn, der ſprach: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt; ich bin gekommen, daß ich die Wahrheit lehre.

§. 24.

Die unerſättliche Habſucht — die frevelhafte Unſittlichkeit des Klerus — ſein eignes Verderben.

Das Bedürfniß einer durchgreifenden Reformation war alſo ſehr fühlbar. Macht und Geld zu gewinnen war in dieſem Zeitraum das Ziel beinahe aller päpſtlichen Unternehmungen; und das Erpreſſungsſyſtem drückte allgemein, obſchon auf eine Klaſſe mehr als auf die andere. Die Mittel, die man dazu gebrauchte, die Summen, die man dadurch den armen Chriſten abzwang, und der Gebrauch, den man davon machte, müſſen jeden Freund des Rechts empören, aber auch Alle ſollten ſich beſchämt fühlen, welche jetzt einen weit geringern aber würdigern Aufwand für ein beſſer eingerichtetes Kirchen- und Schulweſen beſeufzen und verweigern. — Ungeheure Einkünfte gab ſchon die Beſetzung der Aemter, worin die Päpſte immer weiter gingen, ob es ihnen wohl nicht überall gleich gut gelang. Sie hatten es errungen, alle Beneficien, d. h. Penſionen von gewiſſen Aemtern, ohne daß man ſie zu beſorgen hat, zu vergeben; verfügten alſo nach Willkühr über eine Menge Stellen, worüber Biſchöfen, Wahlcapiteln oder andern Perſonen das Patronatsrecht zuſtand. Unter dem Vorwande, daß das ſüdliche Frankreich durch die Albigenſer ketzeriſch ſey, behielt ſich Honorius 1320 die Beſetzung der Bisthümer auf drei Jahre dort vor, ja ſeine Nachfolger behaupteten, ſie könnten über alle und jede Aemter, ohne alle Beſchränkung, frei disponiren und ſie ſogar verleihen, ehe ſie noch vacant geworden wären. Johann XXII. und Benedikt XII. dehnten dieß möglichſt weit

aus. Die Taxen dafür wurden endlich aufs Höchſte getrieben und es floſſen ungeheure Schätze in die päpſtliche Kaſſe. Es iſt erwieſen, daß in Rom und Avignon öffentliche Benefizauktionen angeſtellt wurden, und daß dann der Meiſtbietende auch noch eine Summe für eine Dispenſation dabei bezahlen mußte. Dazu kamen nun die Annaten. Man hatte ſchon frühzeitig etwas für die Ordination bezahlen laſſen, was zwar unterſagt wurde, aber vergeblich. Die Gebühren ſtiegen vielmehr im dreizehnten Jahrhundert bis zum Ertrag der Pfründe auf ein ganzes Jahr und hießen daher Annaten, welche Päpſte und Cardinäle unter ſich vertheilten. Doch entrichteten dieſe Abgabe erſt nur die in Rom conſecrirten Biſchöfe. Eben dieſer Johann behielt ſich nun aber auf einmal 1318, aus dem ſehr wichtigen Grunde — weil man eine ſolche Beihülfe in Rom bedürfe —, die Einkünfte eines Jahres von allen Präbenden, Caplaneien und Parochialkirchen vor — eine ganz neue, willkührliche, höchſt einträgliche Auflage. Er hatte beſcheiden nur von drei Jahren geſprochen, aber er ließ ſie ſich auch noch fernerhin bezahlen; er hatte die größten Beneficien freigelaſſen, aber ſeine Nachfolger wußten die Erfindung herrlich ſo zu ergänzen, daß von jedem Beneficium, das über 24 Ducaten eintrug, die Annaten an die Römiſche Kammer nach einer beſtimmten Taxe ſollten eingeliefert werden. Die Ernennungs-, Conſecrations- und Confirmationsgebühren mußten noch beſonders berichtigt werden; bei einem Erzſtift, wie das Salzburgiſche, kamen ſie über tauſend Ducaten. Auch die Beneficien, welche mit Klöſtern, Hospitälern und dergl. Anſtalten verbunden waren, mußten alle funfzehn Jahre Annaten geben, indem man berechnete, daß ſie in dieſer Zeit bei einzelnen Perſonen einmal erledigt würden. Zu dieſen Goldſtrömen floſſen auch noch einige nicht ganz ſchwache Goldbächlein durch die Einkünfte während der Vacanz bei erledigten Bisthümern und andern Stellen; auch durch die angeblich mit Unrecht genoſſenen Einnahmen, wenn etwa ein Papſt die feindliche Partei beſiegt hatte und die von dieſer gewählten Geiſtlichen weichen, oder wenn ſie blieben, ſich abfinden mußten; wie denn Benedikt XIII. 1403 auf drei Jahre die Einkünfte aller geiſtlichen Stellen in dem ungehorſamen Frankreich verlangte. So riß man im vierzehnten Jahrhundert das Spo-

lienrecht an ſich, d. h. den Nachlaß der Geiſtlichen zu erben, das erſt die Fürſten beſaßen, das man aber dann den Kirchen zuſprach und das nun endlich die Päpſte ſich zueigneten. Die Päpſte ſchickten Collektoren nach Frankreich und Deutſchland, und dieſe nahmen ſogleich das Mobiliarvermögen des verſtorbenen Geiſtlichen, ja bald darauf auch ſein Privatvermögen an ſich, ſo daß den Erben nichts blieb. So wurden auch die ſogenannten Commenden einträglich. Urſprünglich waren dieſes Kirchengüter, die man einem Andern einſtweilen zur Verwaltung empfahl, wenn die dazu gehörige Stelle nicht ſogleich beſetzt werden konnte. Man beſchränkte jedoch die Zeit dieſer Verwaltung auf ſechs Monate. Aber gar bald wurde dieſe in manchen Fällen nützliche Einrichtung eine unreine Geldquelle. Der Papſt und die Verwalter zögerten mit der Beſetzung der Stellen; man gab ſie dem Meiſtbietenden; ein Kind ſchon konnte eine Parochie unter dem Namen einer Commende erhalten; ein Domherr zu ſeiner Stelle noch etliche Commenden annehmen, da man zwar nur ein Beneficium, aber mehrere Pfründen unter jenem Namen zugleich haben konnte. Ferner wurden auch Stellen einträglicher, daß man andre, die keine Seelſorge forderten, damit vereinigte, unirte, was zuweilen nothwendig war, aber auch zum Beſten von Günſtlingen gemißbraucht wurde. Die Dispenſationen bei Eheſachen, Gelübden, die Indulgenzen und Abläſſe, das Recht die Kirchen zu beſteuern, die Ertheilung von Exemtionen in der Gerichtsbarkeit, indem ſich Klöſter, Biſchöfe u. ſ. w. von ihrem bisherigen Gerichtshofe los machen ließen uud ſelbſt Gericht hielten, was die größten Unordnungen veranlaßte, die überhand nehmende Gewohnheit, eine Menge Proceſſe in Rom oder Avignon, mit Uebergehung der erſten Inſtanzen, entſcheiden zu laſſen, waren lauter Hülfsmittel, die päpſtliche Kammer zu bereichern. Vollkommnen Ablaß hatte man bisher nur durch die Kreuzzüge erlangt, die man jetzt nicht bloß gegen die Türken, ſondern auch gegen die Ketzer und feindſeligen Fürſten predigte. Im Jahr 1300 aber kündigte Bonifacius VIII. in der ganzen Chriſtenheit durch eine Bulle ein allgemeines Jubeljahr an; wer darin eine Pilgerreiſe nach Rom antrete, dort einige Kirchen und Heiligthümer vorſchriftsmäßig beſuche, erlange vollkommnen

Ablaß. Das war natürlich Roms Gewinn und Verherrlichung; die Idee ſtammte wohl von dem jüdiſchen Jubeljahr her. Wohlhabende und Bettler ſtrömten in Schaaren dahin, denn eine ſolche Reiſe war doch leichter als ein Kreuzzug, und man fand es bei der Kürze des menſchlichen Lebens gar bald rathſam, aus einem hundertjährigen Jubelfeſt ein funfzigjähriges, ſpäterhin ein drei und dreißigjähriges und endlich ein fünf und zwanzigjähriges zu machen. Die ſchnöde Gewinnſucht lag recht klar am Tage, als Bonifacius IX. 1390 ein verſäumtes Jubeljahr nachholte und dabei doch auf 1400 ſchon wieder eins verkündiget und dabei zugleich erklärt wurde, daß jeder, dem die Umſtände die Reiſe unmöglich machten, der aber die vorgeſchriebnen Andachten in der nächſten Kirche verrichte und die erſparten Reiſekoſten, wenigſtens bis zum dritten Theil, den überall aufgeſtellten päpſtlichen Einnehmern bezahle, den vollen Segen des Jubeljahres ſolle zu genießen haben. Gar bald ſchickte man bei Geldmangel ſolche Collektoren mit Ablaßbriefen aus, auch ohne ein Jubeljahr zu erwarten, und dieſe Waare wurde ſpottwohlfeil, aber die Begriffe von Beſſerung und Frömmigkeit wurden auch ſo verwirrt, alle Kirchenzucht und die Sitten des Volks ſo verſchlimmert, daß die Freunde der Menſchheit dieſen Zuſtand nur bejammerten. Ungeheuere Geldſummen gingen nach Rom. 1376 berechnete das Engliſche Parlament dem Könige, daß der Papſt von England fünf Mal mehr an Taxen einnehme, als der König ſelbſt. Indeß viele Regenten und der Klerus klagten nur, inſofern ſie gerade zu an Rechten und Einkünften litten, übrigens benutzten auch ſie meiſtentheils jede Gelegenheit, etwas zu gewinnen. Nur die armen Laien fühlten den Druck am meiſten, und wer findet es nicht natürlich, daß bei ihnen beſonders die Sehnſucht nach einer Verbeſſerung immer lebhafter und allgemeiner wurde? Dieſe gereizte Stimmung wurde noch dadurch erhöht, daß man durch das hier und da angeregte Denken auch klärer in das kirchliche Unweſen ſahe nnd über ſeine Urſachen und Folgen ſchärfer urtheilen lernte. Dazu trugen, wenigſtens mittelbar, die Univerſitäten zu Bologna, Padua, Paris und Oxford, das Ihrige bei; wozu nun auch die in Deutſchland, zu Prag 1348, in Wien 1365, in Heidelberg 1386, in Cöln 1388, in Er-

furt 1389 geſtifteten, kamen. Anfangs waren ſie Stützen der Hierarchie, denn ſie erhielten von den Päpſten ihre Beſtätigung, ihre großen Privilegien und den kräftigſten Schutz gegen weltliche und geiſtliche Eingriffe; und ſie vertheidigten dafür auch mit Gelehrſamkeit die päpſtlichen Decrete und Rechte. Ihre Lehrer und Doktoren hatten das größte Anſehen. Allein obgleich der wahre wiſſenſchaftliche Geiſt freimüthiger Erforſchung, Prüfung und Vertheidigung der Wahrheit noch nicht vorhanden war, ſo regte ſich doch ſchon ein gewiſſer Freiheitsſinn und der gelehrte Kampf ſelbſt für Irrthümer hatte doch Einfluß auf richtigeres Denken. Nach dem Untergange des Griechiſchen Kaiſerthums erhielt das Abendland durch gelehrte Griechiſche Flüchtlinge und Werke neue wiſſenſchaftliche Anregung. Es kamen die auffallendſten Mißbräuche jetzt ſchon öffentlich zur Sprache. Die erwähnte Partei der Franciskaner, Fraticellen genannt, welche die höchſte Armuth für ſich zur Pflicht machte, und gegen welche der Papſt ſo entſchied, „daß allerdings die Mönche arm bleiben müßten, aber doch Güter erwerben könnten, worüber der heilige Petrus das Herrſchaftsrecht habe, der dem Orden den Nießbrauch zugeſtehe," nannten im wilden Haß den Papſt den Antichriſt, deckten alle Laſter ſeines Hofes auf, und ob ſie wohl zu Tauſenden hingerichtet wurden, ſo ſchadeten ſie doch der Hierarchie außerordentlich, zumal da ſie das Volk als Heilige verehrte und auch gelehrte Männer unter ihnen waren. Die freimüthigen Reden und Schriften eines Wiklef und Huß, die ärgerlichen Erſcheinungen von mehreren Päpſten, die zu gleicher Zeit regieren wollten und nun einander verdammten, öffneten vielen Chriſten die Augen. Zuweilen half man ſich mit eigner Hand, verjagte die unverſchämten Plünderer, oder ließ ſie nicht in das Land, oder unterſagte die Geldverſendungen nach Rom. Das half aber immer nur auf kurze Zeit, es wurde dann ſchlimmer und die Urheber ſtrenger Maßregeln mußten dafür büßen. Man erwartete Alles von den Concilien. Was ſie ausrichteten, haben wir geſehen. Aus Mangel an richtigen Anſichten über die ganze Hierarchie gerieth man in die auffallendſten Widerſprüche. Man machte dem Papſte die bitterſten Vorwürfe und legte ihm doch auch Untrüglichkeit und die ganze Fülle des göttlichen Gei-

ſtes bei; man ſetzte das Concilium über ihn, aber nach ſo vielen unangenehmen Erfahrungen erhielt er doch immer den größten Einfluß auf die Zuſammenberufung, auf den Geſchäftsgang, auf die Genehmigung und Gültigkeit der Beſchlüſſe; man ſeufzte über die päpſtlichen Anmaßungen, aber aus blinder Ehrfurcht wagte man es nicht, das Uebel an der Wurzel zu faſſen. Das in dem zwölften bis vierzehnten, alſo in den finſterſten, Jahrhunderten geſammelte canoniſche Recht, in welches der Benediktinermönch Gratianus die alten Canone der Concilien und die Decretalen oder die geſammelten Verordnungen der Päpſte, aber auch die falſchen Decrete des Betrügers Iſidorus aufnahm, wurde ohne weitere Unterſuchung bekräftiget. Daraus konnte nun der Papſt alle ihm abgeſprochenen Vorrechte gelegentlich wieder herleiten. Daß ſich jetzt nicht Alles auf einmal reformiren ließ, daß der ganze Lehrſtand jetzt mehr bedurfte, als zu den Zeiten der Apoſtel, und daß von den Gütern des Klerus oft auch ein guter Gebrauch gemacht worden war, konnte man nicht verkennen; aber eben ſo wenig die ſchreienden Mißbräuche. Allein man konnte oder wollte den rechten Weg zur Verbeſſerung nicht finden und bahnen. An eine gründliche Unterſuchung der Glaubenslehren und kirchlichen Gebräuche wurde vollends gar nicht gedacht; in Baſel beſtimmte man bloß etwas über den Genuß des Abendmahls unter einerlei Geſtalt und über die unbefleckte Empfängniß der Maria.

Am auffallendſten und für ſie ſelbſt am verderblichſten war noch die Lebensweiſe der Geiſtlichen, beſonders in Rom. Die Schilderungen unparteiiſcher, ſelbſt katholiſcher Schriftſteller, die ſich auf Thatſachen gründen, ſind ſchauderhaft. In den Klöſtern, an den Höfen der Biſchöfe und beſonders auch in Rom herrſchten zügelloſe Laſter und Ausſchweifungen, die man lieber dulden, als den Eheſtand geſtatten wollte. Ohne Scheu erzeugte und verſorgte man uneheliche Kinder und die beſten Stellen erhielten gewöhnlich ſolche Verwandte. Daß 854 eine Päpſtin Johanna den heiligen Stuhl beſtiegen habe, iſt ein Mährchen; aber Sergius III. († 910), und ſein Sohn Johann X., der durch ſeine Mutter Papſt wurde und der mit ihrer jüngern Schweſter verbotnen Umgang hatte, ſind durch

Ehebruch, Meineid und Falſchheit während ihres Regiments, das Weiber führten, ſchon in der vorigen Periode berüchtigt genug. In der folgenden braucht man nur an Sixtus IV. *) zu erinnern, der von ſchändlichen Häuſern Abgaben nahm, an Innocenz VIII. († 1492), der Mühe hatte, ſeine vor der Papſtwahl erzeugten ſechzehn unehelichen Kinder zu verſorgen. Er predigte einen Kreuzzug gegen die Türken und ſtand im Bunde mit dem Sultan Bajazet!! Seinen Nachfolger Alexander VI. nennen ſeine Zeitgenoſſen den liederlichſten Menſchen, ein Ungeheuer, der ſeinen unehelichen Kindern Herzogthümer in Italien, Frankreich und Spanien verſchaffte. Mit der Tochter trieb er Blutſchande und ein Sohn, Cäſar Borgia, erſt Cardinal, dann General, verlor in einem Spiel 100,000 Goldgülden. Der zärtliche Vater ſagte, als er es erfuhr: „Das ſind doch nur der Deutſchen Sünden." Alexander trat in ein Bündniß mit den Türken gegen Neapel, ſtarb 1503 endlich an Gift, das er drei Cardinälen bereitet hatte, um ſie zu beerben, das er aber aus Verſehen ſelbſt trank. Julius II. war mehr wilder Krieger, weil er meinte: Wo Petri Schlüſſel nicht hilft, da muß das Schwert helfen. Er zog ſelbſt in den Krieg und iſt berüchtigt durch Meineid, Rachſucht und Blutdurſt; ſt. 1513. Wie konnte man doch von Rom aus eine Reformation erwarten?! In der Entfernung hatte man immer noch mehr Ehrfurcht gegen das Oberhaupt der Kirche; aber je näher man

*) Eben jener Sixtus war mit in den verruchten Plan verwickelt, nach welchem die beiden Söhne des berühmten Cosmus Medicis, eine Familie, die ſtets den päpſtlichen Anmaßungen entgegen war, in der Kirche ermordet werden ſollten. Der Neffe des Papſtes ſollte die Sache leiten. Es wurde ein feierliches Hochamt veranſtaltet und die zwei Söhne zur Theilnahme veranlaßt. Als die geweihete Hoſtie von dem Prieſter in die Höhe gehoben wurde und alles Volk betend niederſank, wurden die zwei Brüder von gedungenen Meuchelmördern angefallen, dem einen das Herz am Altar durchbohrt, der andre entrann in die Sakriſtei. Den Cardinal ſchützte der Magiſtrat gegen das wüthende Volk, der Erzbiſchof aber wurde mit andern Verſchwornen aufgehängt; der vorzügliche Gehülfe, Bandini, entkam in die Türkei, aber der Sultan Bajazet lieferte ihn zurück mit den Worten: „Wie dürfte ich dich, ohne meinen und deinen Gott zu beleidigen, in Schutz nehmen, da du im Angeſicht deines Gottes eine Frevelthat der Hölle begangen haſt?" So der Muſelmann!

Rom kam, deſto mehr verſchwand der heilige Schein. Mochten dann auch die beſſergeſinnten Päpſte gern für den wahren Zweck ihres Berufs wirken wollen: gewöhnlich waren ſie zu alt und lebten zu kurze Zeit, oder ſahen ſich zu ſehr in die Welthändel verwickelt, die alle Kräfte in Anſpruch nahmen, um nur mit Ehren heraus zu kommen; oder ſie hatten bei dem nun einmal angenommenen Plan, eine geiſtlich-weltliche Herrſchaft zu ſtiften, den zu vollenden ſie für Recht und Pflicht hielten, zu viel zu thun; oder endlich ſie fanden das Verderben zu groß, den Widerſtand zu mächtig, Alles das Gute und das Böſe zu ſehr in einander verwickelt, und ſich in ihrem Wirken durch ihre Umgebungen zu beſchränkt, als daß ſie ſich getraut hätten, mit vielem Erfolge zu reformiren. Ueber die Begierde zu herrſchen und über die Irrthümer und den Aberglauben ihrer Zeit waren ſie auch ſelten erhaben, ja ſie wurden oft, gerade, wenn ſie den heiligen Stuhl beſtiegen hatten, ganz andre Menſchen. Der gelehrte Papſt Pius II. hatte als Cardinal Aeneas Sylvius ſehr nachdrücklich gegen die Anmaßungen der Päpſte und für die Rechte der Biſchöfe und Concilien geſprochen; als Papſt widerrief er Alles; und als man ihn an ſeine ehemaligen Behauptungen erinnerte, antwortete er: „daß er jetzt dem beſſer belehrten Pius II. und nicht dem irrenden Aeneas Sylvius folge!“ Roms Schwelgereien verdarben natürlich den ganzen geiſtlichen Stand. Manche Erzbiſchöfe und Biſchöfe hatten einen ganz weltlichen Hofſtaat mit Hofnarren, Schauſpielern, Tafelfreuden, Jagdhunden und nach Türkiſcher Sitte einen Harem. Manche trugen immer Panzerhemden und Schwerter unter dem Rocke und lagen mit Vaſallen und Nachbarn ſtets im Streite. Dafür predigten ſie höchſtens an einem hohen Feſttage, und kläglich genug, oder hielten eine Meſſe.

§. 25.

Beklagenswerthe Unwiſſenheit mit ihren Folgen. Einige berühmte Lehrer.

Karls des Großen Anſtalten zur Bildung der Geiſtlichen gingen bald unter. Manche Biſchöfe geſtanden es ganz unbefangen, daß ſie die heilige Schrift nicht ſtudirt hätten; ein Bi-

ſchof prieß ſich glücklich, daß er kein Griechiſch und Hebräiſch gelernt habe; manche Mönche meinten: alle Ketzerei komme aus dem Griechiſchen Neuen Teſtamente. Man gab ſich nicht einmal die Mühe, die Sprachen der neubekehrten Völker zu erlernen und ihnen das Chriſtenthum darin mitzutheilen. Es wurde die Lateiniſche Sprache bei dem Gottesdienſte eingeführt, ja um eine vermeintlich richtige und nothwendige Einheit in dem Gottesdienſt zu bewirken, wurde dabei der Gebrauch der Mutterſprache ſtreng verboten. Die unwiſſenden Nationen glaubten, das müſſe ſo ſeyn; ſahen und hörten den Ceremoniendienſt mit an, hielten dieß für hinreichend zur Seligkeit, wenn ſie auch nichts davon verſtanden. Sie begnügten ſich Meſſen zu hören oder für ſich leſen zu laſſen; den Gottesdienſt zu beſuchen, die Gebete nach dem Roſenkranze zu ſprechen und die übrigen Kirchengebräuche ordnungsmäßig zu beobachten. Zwar finden ſich auch mehrere Verordnungen der Concilien, daß ſelbſt bei Strafe des Bannes die Predigten beſucht und ganz angehört werden ſollten. Allein die Predigt wurde doch mehr als die Nebenſache betrachtet, für die Bildung der Prediger wurde wenig gethan, wenige Volksſchulen wurden zum chriſtlichen Unterricht und zur Vorbereitung auf die Kirche geſtiftet, der Gebrauch der ohnehin ſchon theuern und ſeltnen Bibel*) den Laien, unter dem Vorwande des Mißverſtehens und Mißbrauchs unterſagt, obſchon die angeſehenſten Kirchenlehrer behauptet hatten, daß jeder Stand und jedes Geſchlecht ſeine Heilslehren darin finden könne, wenn man ſie eifrig darin ſuche. Die Erklärung wurde aus Trägheit und mehr noch wegen unbeſchreiblicher Unwiſſenheit der Geiſtlichen, die ſich freilich ihr Amt durch Herleſen Lateiniſcher Formeln und Abſingen Lateiniſcher Pſalmen leicht machten, auch wohl darüber von dem unwiſſenden Haufen noch Bewunderung erhielten, faſt ganz vernachläſſigt.

Im Orient erhielt ſich etwas mehr Gelehrſamkeit, aber man verwendete zu viele Zeit auf die Unterſuchung dunkler Lehren, beſonders auch auf die Streitigkeiten mit der Römiſchen Kirche, bei welchen immer die Beſorgniß, ſich durch Nachge-

*) Aeneas Sylvius bot 8 Dukaten für eine Lateiniſche, auf Papier, und 16 Dukaten für eine auf Pergament geſchriebene Bibel.

ben etwas zu vergeben, vorherrſchte, wagte es jedoch nicht, das Beſtehende verdächtig und wankend zu machen. Da jeder Zweifel Ketzerei war, ſo gerieth man auf andre Unterſuchungen; ſo eine zahlreiche Klaſſe von Gelehrten, Scholaſtiker genannt, die ſich vorzüglich in den Schriften des ſcharfſinnigen Philoſophen Ariſtoteles gebildet hatte, ſuchte dieſes Beſtehende in der Hierarchie und Theologie noch mehr zu ergründen, zu vertheidigen und zu befeſtigen, verfiel aber darüber zuletzt auf höchſt ſonderbare Fragen und Antworten und konnte dem Vorwurfe der Ketzerei doch auch nicht entgehen. Die nicht ohne Widerſpruch ausgebildete Brotverwandlungslehre wurde beſonders ein Gegenſtand ſpitzfindiger Klügeleien. Sie hatte an dem berühmten Johannes Scotus Erigena und an Berengarius in Frankreich ſehr bald Gegner; allein das Volk wurde für die Verwandlungslehre gewonnen, denn man wußte ja Wunder von blutenden Hoſtien. Den Laien wurde nach und nach der Kelch entzogen, und die Verwandlungslehre 1215 vom Papſt Innocenz III. als allein gültig beſtätigt. Aber nun entſtanden die ungereimteſten Fragen: ob das Blut Chriſti von der Gottheit abgeſondert und anzubeten ſey? ob es abgeſondert geweſen, als er im Grabe gelegen? ob der Leib Chriſti zugegen ſey, wenn das geſegnete Brot etwa auf eine unreine Stelle fiele oder von einem Thiere verzehrt würde? Die Scholaſtiker geriethen noch auf andre Fragen über die Dreieinigkeit, beſonders über die Taufe. Z. B. ob auch ein Engel, oder auch der Teufel taufen, ob man mit Erde taufen, die Ordnung der Namen der Perſonen in der Taufformel umkehren, in nomine trispa (patris) taufen, die Wörter in und et weglaſſen könne, ob alle Thiere in Noahs Arche geweſen? ob ein todter Menſch Meſſe halten könnte? ob Maria ihren Sohn ſelbſt würde gekreuziget haben, wenn ihn nicht die Juden gekreuziget hätten? ob Chriſtus habe lachen —? ob Gott auch das Böſe befehlen und das Gute verbieten; ob er die Welt hätte beſſer machen können? ob er einen Menſchen hervorbringen könne, der gar nicht zu ſündigen vermöchte? und dergl. Abgeſchmacktheiten mehr. Hätte man doch 1 Tim. 4, 7. 8. dafür beherziget! Die Franciskaner und Dominikaner, von denen jede Partei ihrem eignen Meiſter folgte und eine gegen die andre kämpfte, waren vorzüglich rü-

ſtige Streiter an den Univerſitäten zu Paris und Oxford. Nur ſparſam ſind die Lehrer, welche im chriſtlichen Sinn unterrichteten und erbauten.

Berühmt iſt der Abt Bernhard, ein Ciſtercienſer zu Clairvaux in Frankreich. Ob er gleich nicht über die Vorurtheile ſeiner Zeit erhaben war, das Mönchsweſen, den Cölibat und die Kreuzzüge hoch erhob, ſo tadelte er doch auch die Verderbniſſe der Sitten ſehr freimüthig, billigte ſelbſt nicht Alles an dem Papſte, verwarf die ſcholaſtiſchen Grübeleien, predigte zwar myſtiſch, doch mit einer hinreißenden Beredtſamkeit und wurde allgemein verehrt. Der Aberglaube legt ihm auch Wunder bei. So ließ er, wie erzählt wird, mitten im Regen einen Brief ſchreiben, ohne daß dieſer naß wurde; excommunicirte die Fliegen in einem Bethauſe, daß ſie alle todt nieder fielen; zankte ſich mit dem Teufel vor Gottes Richterſtuhle und ſiegte. Gegen ſich war er äußerſt ſtrenge, aß oft nur ein Gemüſe von Buchenblättern. Seine Abtei wurde ſehr ausgezeichnet. Er hat auf 160 Klöſter geſtiftet, viele Schriften hinterlaſſen, und ſtarb 1177.

Johann Tauler, ein Dominikaner, auch ein Myſtiker, lehrte im vierzehnten Jahrhunderte mit vielem Beifall. Er erklärte die heilige Schrift erbaulich, drang in Predigten und Schriften vorzüglich auf wahre Gottſeligkeit, und Luther und Melanchthon ſchätzten ihn ſehr hoch; Luther verſichert, nächſt der heiligen Schrift habe er aus keinem Buche ſo viel gelernt, als aus Taulers Schriften. Er iſt allerdings in ſeinen Bildern oft dunkel und ſchwülſtig; auch wurde der fromme Mann der Ketzerei verdächtig.

Berthold, ein Franziskaner, war ein ſehr kräftiger Sittenprediger in Regensburg († 1272).

Thomas von Kempis lebte in einem Auguſtinerkloſter in den Niederlanden, und war ein Mann von ächt apoſtoliſchem Sinne und Wandel. Er hat mehrere Werke in Lateiniſcher Sprache geſchrieben. Am berühmteſten iſt ſeine Schrift in vier Büchern: von der Nachfolge Chriſti, die in die bekannteſten Sprachen überſetzt, in vielen hundert Ausgaben vorhanden, von Luthern und den großen Gelehrten Leibnitz und Haller ge-

prieſen und auch in dieſem Jahrhundert aufs Neue überſetzt worden iſt. Er ſtarb 1471 über 90 Jahr alt.

Hätte man doch überall ſolche geiſtige, wenn auch theilweiſe unvollkommene, Nahrung dargeboten! Aber was gab man dafür? Die Sinne und Einbildungskraft des Volkes ſuchte man auf eine ſehr unwürdige Art lebhaft zu beſchäftigen. Man trieb das Spiel mit den Reliquien als einen guten Erwerbsartikel immer weiter, man baute überall Capellen und ſtellte Heiligenbilder auf, vermehrte die Feſte zur Ehre der Maria und einer Menge von Heiligen, und um keinen wegzulaſſen, beging man noch ein beſondres Feſt: Allerheiligen, zum 1. Nov. Nach dem Jahr 1250 ſtiftete man das berühmte Frohnleichnamsfeſt, zu Ehren des im Abendmahl verwandelten Leibes des Herrn. Die Hoſtie, auch das Hochwürdigſte, und wenn ſie zu einem Sterbenden gebracht wird, das Viaticum, der letzte Zehrpfennig genannt, wurde gar bald auch angebetet; man fiel in der Kirche, wenn ſie empor gehoben, oder auf der Straße, wenn ſie vorübergetragen und durch das Glöcklein von einem Chorknaben angekündigt wurde, nieder. Urban IV. beſtimmte den Donnerstag nach dem Trinitatisfeſte zur Feier jenes Feſtes und verband damit einen Ablaß auf 40 — 100 Tage. Es wird ein feierlicher Aufzug unter Glockengeläute gehalten; Chorknaben gehen mit brennenden Kerzen und mit Fahnen, und wo die Monſtranz oder Hoſtie vorüber getragen wird, erweiſet man ihr die tiefſte Ehrerbietung. Das Feſt hat in neuerer Zeit in manchen katholiſchen Ländern eine edlere Geſtalt erhalten; aber ehemals war es ein Feſt, das Vormittags mit heiligen Aufzügen und Nachmittags und Abends mit Schwelgerei begangen wurde. Es gab Perſonen dabei, welche Gott den Vater, Chriſtum, Adam und Eva, Melchiſedek, Goliath, Urias, Lazarus, eine Menge Engel und auch den Teufel, Maria und Eliſabeth vorſtellen mußten. Auch Cain und Abel kamen vor. Die Veranlaſſung zu dieſem Feſte gab die ſelig geſprochene Nonne Juliana in Lüttich. Sie dachte immer über das Abendmahl nach, wünſchte ſich am Kreuze zu ſterben und in ihren Entzückungen ſahe ſie immer eine Lücke im Monde. Sie entdeckte: der Mond ſey die Kirche, und dieſer mangle ein großes Feſt. — Als Priorin ſagte ſie dieß dem Erzbiſchof von Lüt-

tich, und dieſer ſtiftete das Frohnleichnamsfeſt. Um das Volk zu unterhalten, verfiel man nun auch darauf, die heilige Geſchichte in Schauſpiele einzukleiden und aufzuführen, worin die Menſchen, aber auch Engel und beſonders die Teufel, große Rollen ſpielten. So zogen in manchen Kirchen zum Himmelfahrtsfeſte eine große Anzahl vermummter Teufel umher, bildeten gleichſam eine Hölle, warfen mit Feuerbränden um ſich herum, um das von Prieſtern getragene Kreuz Chriſti von ſich abzuwehren. Dieſe Aufzüge, worin die Vermummten Hörner, Schwänze, Krallen, Pferdefüße trugen, erregten natürlich durch Brüllen, Summen, Ziſchen, Heulen ꝛc. vieles Gelächter. Solche chriſtliche Schauſpiele nannte man in Frankreich Myſterien; in Paris wurde 1490 eine ſolche Myſterie des Leidens Jeſu von 140 Perſonen innerhalb ſechs Tagen aufgeführt. So beging man vom zwölften bis zum funfzehnten Jahrhundert das Narrenfeſt, womit die untern Geiſtlichen die höhern verſpotteten. Einer von ihnen wurde am Weihnachtsfeſte zum Biſchof gewählt und mit deſſen Würdezeichen geſchmückt; dieſer hielt dann Hochamt, die andern ſaßen in den Stühlen der Domherren und ſangen: Er hat die Niedrigen erhöht und die Gewaltigen erniedrigt. Man warf Leder von alten Schuhen in das Rauchfaß zum übeln Geruch für den Biſchof. Es zogen ganze Brüderſchaften herum und führten Schauſpiele auf, worin Chriſtliches und Heidniſches vermiſcht war. Andere Geiſtliche tanzten verlarvt und verkleidet vor dem Chor; andere ſpielten oder aßen oder ſangen unnütze Lieder. Auch Kinder verkleidete man in Päpſte, Cardinäle, Könige und andere Perſonen und entweihete die heilige Stätte und Geſchichte. Das Eſelsfeſt ſtellte die Flucht Jeſu nach Aegypten vor. Eine Jungfrau wurde auf einem Eſel und unter Geſang durch die Kirche an den Altar geführt; es wurde ein Hochamt gehalten, während deſſen der Eſel knieen mußte; ſtatt des Segens wieherte der Geiſtliche drei Mal und die Gemeinde wieherte nach. So hatte man Feſte, wo die Himmelfahrt der Maria vorgeſtellt wurde. Auf den Kanzeln erzählte man Mährchen, Späschen oder verketzerte und dergleichen mehr. Gern würde man ſolche mehr als heidniſche Verirrungen mit dem Schleier der Vergeſſenheit bedecken, wenn nicht

die Geſchichte uns warnen ſollte vor ſolchem Verſinken in unchriſtliches Weſen und wenn nicht noch immer die Gegner der Reformation dieſe Verbeſſerung als unnöthig, als eine Rebellion gegen die chriſtliche Kirche und als das Werk des Ehrgeizes von Luther und des Geldgeizes der evangeliſchen Fürſten darſtellten. Hier ſprechen Thatſachen, wie es damals ſtand und wie wenig von Rom zu erwarten war. Und ſind nicht noch ſolche unwürdige Feſte vorhanden zur Pferde- und Haferweihe?

§. 26.

Erweiterung des Mönchsweſens in dieſer Periode. — Inquiſition. —

Mit der Unwiſſenheit ſtieg der Werth der Mönchstugend und die Menge der Mönchsorden. Es iſt weder möglich noch eben wohlthuend, alle Orden und ihre Einrichtungen und Lebensweiſe zu beſchreiben. Dieſe letztere beſtand gewöhnlich darin, daß ſie früh um drei Uhr zur Mette aufſtanden, dann laſen und wieder mit Abſingen der Horen wechſelten, und ſo, die Wenigen, die ſich mit Wiſſenſchaften oder Armen- und Krankenpflege beſchäftigten, ausgenommen, Jahr aus Jahr ein dieſes Werk betrieben. Das Mittelalter, beſonders die Zeit der Kreuzzüge, wo Jedermann, der nicht mitreiſete, wenigſtens etwas für die Ehre des Kreuzes thun wollte, daher ſich ſelbſt oder ſeine Kinder und ſein Vermögen für einen vermeinten heiligen Zweck darbot, waren dem Mönchsweſen ſehr günſtig. Zweige der Benediktiner waren die Carthäuſer, welchen Orden Bruno, ein Chorherr in Rheims, am Ende des dreizehnten Jahrhunderts ſtiftete. Anfangs lebten ſieben Mönche beiſammen; aber es entſtanden zuletzt auf 175 Carthauſen, worunter fünf Nonnenklöſter waren. Zuerſt ging es ſehr ſtreng darin zu, man aß nur Kleienbrot, niemals Fleiſch, aber Fiſche, wenn man ſie geſchenkt bekam. Doch die Armuth und Strenge ließ nach; man hat ihnen nachgeſagt, ſie konnten 365 verſchiedene Suppen und Braten aus Fiſchen zubereiten. Eigentlich war an Faſttagen nur Waſſer, Brot und Salz erlaubt. Alle Spiele, ſelbſt muſikaliſche Inſtrumente, waren verboten, hingegen war ein ſtrenges, nur ſelten zu unterbrechendes Stillſchweigen, fünfmaliges Aderlaſſen und sechs-

maliges Bartputzen im Jahre, was man aber beides änderte, befohlen. 1098 wurde der Ciſterzienſerorden geſtiftet, der nach hundert Jahren ſchon 1800 Abteien hatte. Von ihnen ſtammen die Barfüßer ab, von denen eine Abtheilung ſtatt der Schuhe nur Sohlen von Holz und Leder trägt. Um das Jahr 1500 fanden ſich über 2000 Klöſter mit Auguſtinermönchen und 300 Klöſter mit Auguſtinerinnen. Die Prämonſtratenſer von einem deutſchen Edelmann Norbert, der als Erzbiſchof von Magdeburg in Lumpen gehüllt auf einem Eſel herum zog und Buße predigte, 1120 geſtiftet, waren in hundert und funfzigerlei Arten vertheilt und hatten 1344 ſchon auf 1332 Abteien, 350 Probſteien und 500 Nonnenklöſter; im Jahr 1500 auf 100,000 Mönche und Nonnen *). Dieſe Menſchen verfielen nun auf die tollſten Büßungen und Selbſtpeinigungen; ließen ſich die Thierfelle, womit ſie ſich bekleideten, am Leibe verfaulen und ſich vom Ungeziefer faſt verzehren. Schon im fünften Jahrhundert lebte ein gar ſonderbarer Heiliger, Simeon der Stylite oder Säulenſteher. Er brachte ſeine Zeit meiſt ſtehend auf einer Säule zu und beugte ſich unaufhörlich bis auf die Füße; einſt 1244mal hinter einander. An großen Feſten ſtand er zuweilen die ganze Nacht auf Säulen und ſtreckte die Arme aus. Er trug einen langen Bart und war bis auf die Füße mit einem Kalbfell bekleidet, ſt. 461 und ſeine Anhänger hießen Styliten. Eine tolle Sekte waren ferner die Flagellanten oder Geißler. Auf Geißeln hielt man überhaupt viel, man geißelte ſich oder ließ ſich geißeln auf den Rücken und auf die Bruſt, oder auch auf die Lenden, bald um für böſe Neigungen und ſtrafbare Vergehungen zu büßen, — manche ſonſt zarte Frauen konnten das Geißeln bis aufs Blut kaum erwarten; — bald auch zum Andenken an Jeſu Tod. Gewöhnlich alle Freitage und zur Vorbereitung auf heilige Tage geſchah es. Man nahm dazu Strikke mit Stacheln, Riemen, Ruthen, Ketten, ſang oder ſprach dabei Pſalmen, wo man meiſtens hundert Hiebe auf 10 Pſal-

*) Man behauptet, um das Jahr 1500 habe allein der Benediktinerorden 15,000 Klöſter mit Abteien gehabt; 1559 habe man überhaupt 225,044 Klöſter; und in der blühendſten Periode auf zwei und eine halbe Million Mönche und Nonnen gezählt.

men rechnete. Ein Pater Damiani in Florenz, ein wahrer Geißelpatron, bewies aus Pſ. 150, 4. „Lobt den Herrn mit Pauken,“ daß man den Herrn ebenfalls lobe, wenn man ſeine eigene ausgemergelte, gleichfalls trockene Haut geißele. Beſonders berief er ſich auf die Geißelung, die Jeſus erlitten und fragte: „Werden es dir die Würmer danken, daß du den Leib, das Aas, den Madenſack, ſo gepflegt haſt?“ Aus dem Kloſter, wo ſich jedoch nicht alle zu ſolchen Büßungen verſtanden, kam durch Beichtväter die Geißelung in die Privathäuſer. Um Unglücksfälle als Geißeln Gottes, Dürre, Theurung, Krieg ꝛc. abzuwenden und die Gottheit zu verſöhnen, erfolgten um das Jahr 1260 ſchon öffentliche Aufzüge von Geißlergeſellſchaften. Das durch politiſche und religiöſe Spaltungen höchſt beunruhigte Italien, die Verheerungen durch Welfen und Gibellinen gaben dazu Veranlaſſung genug. In Perugia erfolgte 1260 der erſte Aufzug. Alle Einwohner, ſelbſt Kinder von 5 Jahren, zogen zu vielen Tauſenden Tag und Nacht halb nackt, im ſtrengſten Winter durch Städte und Dörfer mit brennenden Kerzen, hieben ſich mit Riemen unter Seufzen und Heulen, bis ſie bluteten; alle verſöhnten ſich, Wucherer und Räuber gaben das unrechte Gut zurück; alle Kerker wurden geöffnet und allenthalben Werke der Barmherzigkeit ausgeübt! Dieſes Beiſpiel ſteckte an; in vielen Städten wurde die Geißelbuße an Hohen und Niedern vollzogen. Aber es wurden auch viele Unordnungen durch die Geißelproceſſionen, an die ſich große Schaaren anſchloſſen, veranlaßt, und zuletzt war ganz Italien davon erſchüttert. Die Pilger, die oft während der ganzen Faſtenzeit herumzogen, wurden ordentlich einquartirt, wobei man ihnen die Füße wuſch und ſie mit Eſſen verſorgte. Nach dem Jahr 1399 traten Geißler, von ihrem weißen Bußgewand aus Betttüchern die weißen Flagellanten genannt, auf, und zogen in Ober- und Mittel-Italien herum; und in 9 Tagen ging das ganze Volk in weißen Bußkleidern herum. Sie kamen nun auch nach Deutſchland, und zwar nach Sachſen, Böhmen, in die Rheingegenden, wo ihr Anhang ſo groß wurde, daß ihn oft die Städte nicht zu faſſen vermochten. Sie fanden beſonders Eingang, als die große Peſt 1348, der ſchwarze Tod, in Europa ganze Städte und Dörfer entvölkerte, und allgemeines Schrek-

ken drei Jahre hindurch verbreitet war. Endlich aber ſetzten ſich Kaiſer und Könige und auch der Papſt dem alle Ordnung und Ruhe ſtörenden Geißlerunfug entgegen, ſchwächten ſie, ohne ſie ganz vertilgen zu können; leider verbrannte man auch viele ſolcher Narren als Ketzer. — Die Carmeliter entſtanden in Paläſtina am Berge Carmel, leiteten ihre Stiftung von dem Propheten Elias her und führten eine ſehr ſtrenge Lebensweiſe. Am wichtigſten wurden die beiden Mendikanten- oder Bettelorden, die Dominikaner und Franziskaner. Dominikus, ein Edelmann aus Spanien, widmete ſich dem geiſtlichen Stande und wurde ein eifriger Verfolger der Ketzer. Dafür erlaubte ihm 1215 der Papſt, einen Mönchsorden in Frankreich zu ſtiften, deſſen Glieder Dominikaner, auch Prädikanten oder Prediger hießen. Ihre Kleidung iſt im Kloſter weiß; außer dem Kloſter tragen ſie noch einen Mantel und eine ſchwarze Kappe. Ihre Regeln ſind ſtreng. Franciskus, ein Italiener, erſt ein Kaufmann, der die Welt genoß, hielt ſich nach einem Traume, in welchem ihm Waffen mit einem Kreuz vorſchwebten, zu einem geiſtlichen Streiter beſtimmt. Er wurde Mönch, ſtiftete 1208 den Orden der Franziskaner oder Minoriten, auch Seraphsorden genannt, weil er einen Seraph mit ſechs glühenden Flügeln wollte geſehen haben. Seine Mönche haben eine Kutte von grauem wollenem Zeuche und einen Strick um den Leib mit einer knotigen Geißel.

Dieſe zwei Mönchsorden vermehrten ſich ſchnell. Dominikus hatte 1221 bereits 60 Klöſter; 1277 ſchon 414, im achtzehnten Jahrhunderte über 1000. Franziskus zählte i. J. 1219 auf 5000 Mönche; im achtzehnten Jahrhundert hatte ſein Orden 28,000 Nonnen und 115,000 Mönche. Beide Orden traten beſonders in Verbindung mit der ärmern Klaſſe, die ſie durch ihre eigne Dürftigkeit gewannen und bewirkten, daß ſich unter den Laien eine Art Halbmönche bildete, Tertiarier genannt, welche zwar kein Kloſtergelübde ablegten, aber doch verſprachen, für das Beſte dieſer Orden treu zu ſorgen; wofür ihnen aller Segen zugeſichert wurde. Die neuern Orden, beſonders die Ciſterzienſer und Clünacenſer, trafen aber eine, den ältern Klöſtern, von welchen jedes ſeine eigene Commun bildete, ohne mit dem andern in weſentlicher Verbindung zu ſtehen, unbekannte Einrich-

tung, wodurch alle Klöſter eines Ordens mehr mit einander verbunden wurden und wobei man nun als Mitglied eines ſolchen Körpers auch nicht mehr bloß für ſein Kloſter, ſondern für den ganzen Orden lebte. Den Aebten des Stammkloſters blieb die Obergewalt, mit mehr oder weniger Beſchränkung. Die Provinzial-Aebte kamen hier zuſammen und hielten Ordenskapitel, machten Geſetze, die für alle galten, wornach auch die Ritterorden ihre Einrichtung bildeten, indem ſie einen Großmeiſter und neben ihm Commandeure oder Komthure der Provinzen und Balleien, in welche die Orden vertheilt waren, anſtellten, die das Kapitel oder gleichſam den Senat ausmachten. Die Verfaſſung der neuen Bettelmönche wurde aber mehr monarchiſch, indem ſie dem Ganzen einen Ordensgeneral vorſetzten, der in Rom reſidiren mußte und mit keinem einzelnen Kloſter beſchäftigt war. Man ſuchte nun zwar die Zwiſtigkeiten unter den Orden zu verhüten, aber wie waren die Urſachen, Neid, Eiferſucht und Ehrgeiz zu entfernen? Die Päpſte kamen oft ins Gedränge, wenn ſie entſcheiden ſollten. Beſonders wurden die Biſchöfe von dieſen außerordentlich begünſtigten und bevorrechteten Mönchen beeinträchtiget. Dieſe Mönche ſollten arm bleiben; allein der Aberglaube ſpendete reichlich und ſie wußten gar bald Quellen des Reichthums zu öffnen; ihr Bettleranzug und ihre Bettelei war nur Heuchelei. Jene zwei Bettlerorden erhielten zur Entſchädigung für ihre vorgebliche Armuth die größten Vorrechte. Sie durften überall predigen, Beichte hören, Meſſe leſen, Ablaß verkaufen, ohne die Biſchöfe zu befragen: denn durch ſie ſollten eben dieſe Biſchöfe, wenn ſie ihre Freiheiten vertheidigten, mit bekämpft werden. Ihnen wurde nun auch die Inquiſition, das heilige Amt (sanctum officium) anvertraut. Dieſe Ausgeburt der Hölle, wie ſie ſelbſt edle Katholiken nennen, verdankt ihr Entſtehen dem Papſte Innocenz III. nach dem Jahr 1200 und ihre Vollendung Gregorius IX. auf einer Synode zu Toulouſe 1229. Bis um das Jahr 1030 nahm man es eigentlich im Abendlande mit Ketzereien weniger genau als im Morgenlande. Wo ſollte ſie bei den rohen, unwiſſenden Neubekehrten, deren Prieſter kaum nothdürftig leſen und ſchreiben konnten, entſtehen? Doch als der Glaubenslehren und Anforderungen immer mehr wurden, ſo regten ſich endlich hier und da Zweifel und Widerſprü-

che. Indeß verfuhr noch Gregor VII. mild gegen den Berengar und ließ ihn nicht beunruhigen. Allein als nach dem Jahr 1100 neue Katharer auftraten, die man für die alten Manichäer hielt und die ſich um den Bann nicht bekümmerten, und auch von den weltlichen Herren oft gehegt und geſchützt wurden, ſo glaubte man ernſtlicher gegen Ketzer verfahren zu müſſen. Man wiegelte das Volk gegen ſie auf, das dann auch todtſchlug, wer ihm in die Hände fiel; man forderte die Regenten auf, die Ketzer zu ſtrafen und die damalige Juſtiz, die hier die gröbſten Verbrecher ſahe, ſetzte gar bald Todesſtrafe, und zwar die grauſamſte, das Verbrennen, gegen ſie feſt. Die Verfolgten flüchteten allenthalben; vorzüglich fanden ſich viele in Albi, einem Winkel des ſüdlichen Frankreichs, zuſammen. Sie wurden daher Albigenſer genannt und es kam 1209 ein Kreuzzug gegen ſie zu Stande, indem man alles Volk zu dem wüthendſten Ketzerhaſſe entflammte. Zugleich wurde auch das Ketzergericht angeordnet und erhielt eine vollkommene Einrichtung. Auf geſchehene Anzeige ſollte die Obrigkeit den Ketzer verhaften; wollte ſie es nicht thun, ſo ſollte der Bann oder ein förmlicher Kreuzzug gegen ſie erfolgen, wobei ſie Ehre und Vermögen verlieren ſollten. Auch wer verdächtig ſchien, mußte ſich von dem Verdacht reinigen; der Biſchof mußte daher ſeine Diöceſe jährlich einmal bereiſen, oder durch Commiſſarien mit einem Inquiſitionsgericht bereiſen laſſen. Wer den Verdächtigen nicht anklagen wollte, wer ihn vertheidigte oder verbarg, wurde als Ketzer behandelt; alles Vermögen des Ketzers wurde eingezogen und ſein Haus niedergeriſſen. Hatten Ketzer widerrufen, aber mehr aus Furcht und nur zum Schein, ſo ſtanden ſie unter ſtrenger Aufſicht. An jedem Orte wurde es dem Geiſtlichen und zwei Laien zur Pflicht gemacht, gleichſam als eine ſtehende Inquiſition auf alles aufmerkſam zu ſeyn und ihnen mußte jedes Haus und Gebiet offen ſtehen, wenn ſie Ketzer ſuchten. Alle Bewohner, ſelbſt Kinder von dem vierzehnten Jahre an, mußten vor ihr ſchwören, daß ſie allen Ketzereien entſagt hätten. Wer nicht jährlich dreimal beichtete, war ein Ketzer. Dieſe zunächſt gegen die Albigenſer und ihren Beſchützer, den Grafen von Touloufe, gerichteten Maaßregeln wurden gar bald eine Conſtitution gegen alle Ketzer.

Dieſe Inquiſitoren ſuchten nun jeden auf, der der Ketzerei verdächtig war. Die Verfolgten flüchteten ſich aus dem ſüdlichen Frankreich in die Thäler von Savoyen, wo es noch jetzt ſolche Gemeinden in armſeliger Geſtalt gibt. Die Fürſten und ihre Räthe widerſetzten ſich zwar in manchen Ländern dieſem Gericht, aber man verſtand ſchon damals den Kunſtgriff, Menſchen, die nur Religionsfreiheit verlangten, als Rebellen gegen den Regenten anzuſchwärzen, und die Inquiſition wurde endlich faſt in allen katholiſchen Ländern eingeführt, wo ſie mehr oder weniger wüthete. Da wurden Spione angeſtellt, welche ſich überall einſchlichen, auf alle Reden aufmerkten, und war darunter ein bedenkliches Wort, ſo wurden die Menſchen, Vornehme und Geringe, in Gefängniſſe geſperrt; kein Freund durfte zu ihnen, keine Vertheidigung fand ſtatt, wenn einmal Zeugen gegen ſie auftraten. Bekannte der Angeklagte, ſo wurde er für ehrlos erklärt, verlor ſein Vermögen, mußte ſeine Ketzerei abſchwören und ſich harten Büßungen unterwerfen; war ſeine Ketzerei groß, ſo wurde er dennoch hingerichtet; ſagte er, daß er im katholiſchen Glauben ſterben wollte, ſo wurde er aus Gnade erdroſſelt, blieb er bei ſeiner Ketzerei, ſo wurde er auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Bekannte der Angeklagte nicht, ſo wurde er in tiefe Zellen geſperrt, gefoltert, bis er den Qualen unterlag. Auch Todte, die man noch verdächtig gefunden hatte, wurden ausgegraben, Kinder mußten ihre verſtorbnen Eltern beſchimpfen und büßten oft noch das elterliche Vermögen ein, worauf es hauptſächlich mit abgeſehen war. In Deutſchland wüthete ein gewiſſer Conrad von Marburg, der 1215 in Straßburg 80 Menſchen verbrennen ließ, worauf ihn deutſche Ritter todt ſchlugen. In Spanien vorzüglich war die Inquiſition ſchrecklich; indem der König Ferdinand, um ſeines (wilden) Eifers willen der Katholiſche genannt, durch ſie auch die Großen zu beſchränken und ſeine Macht zu vergrößern ſuchte. Sehr hart erging es dort beſonders den durch Handel und Pachtungen reich gewordnen Juden, nach deren Schätzen man lüſtern war. Viele, die ſich hatten taufen laſſen, die man aber immer noch für heimliche Juden hielt, wußte man unter leicht gefundnen Beſchuldigungen anzuklagen und hinzurichten. Auch gab es hier noch von dem

alten Reiche der Saracenen Mohammedaner. Der König und ſeine Gemahlin Iſabella ſtellten nun einen Generalgroßinquiſitor an, der 200 Gehülfen und 50 Reiter im Dienſte hatte, und bald waren alle Gefängniſſe angefüllt, und die ſchrecklichſten Hinrichtungen angeordnet. Tauſende gaben ſich aus Angſt ſelbſt an, konnten aber nicht allemal dem lebenslänglichen Gefängniſſe entgehen, oder waren doch ehrlos. Die Hinrichtungen, die man Auto da fé, Glaubenshandlungen, nannte, waren aufs Schauerlichſte eingerichtet, und wurden gewöhnlich an einem Sonntage gehalten. Früh rief die Glocke dazu. Der Verdammte ging barfuß, mit einer ſpitzigen Mütze auf dem Kopfe und in dem Sanbenito, einem ſafranfarbigen Bußkleide, das ein Kreuz auf der Bruſt und auf dem Rücken hatte und mit Teufelslarven bemalt war. Die Dominikaner zogen mit der Fahne der Inquiſition voran. Dann kamen die Reuigen, welchen nur Buße aufgelegt war, gewöhnlich auch in einem ſolchen, etwas weniger bemalten Bußgewande; dann die Verurtheilten. In Särgen folgten nun die Bildniſſe der Entflohenen und die Gebeine von ſchon Verbrannten; die Särge waren ſchwarz, und mit Flammen und Teufeln bemalt. Prieſter und Mönche ſchloſſen den Zug, der durch die Hauptſtraßen in eine Kirche ging, wo nach einer Predigt das Urtheil verkündiget wurde. Die Verdammten hielten dabei eine ausgelöſchte Wachskerze. Der Inquiſitor gab ihnen dann einen Schlag auf die Bruſt und die weltliche Obrigkeit vollzog nun die ſchreckliche Hinrichtung, wobei gewöhnlich zahlloſe Zuſchauer waren. Und doch möchte man dieſe barbariſche Hinrichtung noch Wohlthat nennen gegen die Inquiſitionsfoltern, wenn den Unglücklichen kein Geſtändniß abzulocken war. Man hatte einen Folterapparat, der nach den vier Elementen abgetheilt war. Bei der erſten, der Luftfolter, wurde der Inquiſit 10 — 12 Ellen hoch mit einem Seile in die Höhe gezogen; dann ließ man ihn bis auf einen Schuh vom Boden hinabſchnappen, wobei manches Gelenk knackte und zerbrach. Bei der zweiten, der Waſſerfolter, wurde der Delinquent in einen engen Sarg gezwängt und durch eine ſcharfe Leiſte auf dem Rücken hineingepreßt. Alsdann mußte er Waſſer verſchlucken, bis es heraus lief, und auf den Kopf erhielt er ein Tropfbad. Viele wurden dadurch

wahnſinnig. Bekannte der arme Gefangene nicht, ſo erfolgte das Erdbad, d. h. er wurde in einen finſtern Kerker zu Skeletten und faulendem Aas eingegraben. Bei der Feuerfolter endlich wurde der Hartnäckige mit Oel beſtrichen und auf Kohlen geröſtet. Man hat einen Brief in einem Kerker gefunden mit folgendem Inhalt: „Allmächtiger Gott, habe Erbarmen mit mir Unglücklichen. Seit drei Jahren leide ich unſchuldig; ich bin ein Opfer der Bosheit, über welche ich ſchweigen muß und welche nur du durchſchaueſt. Dieſe Henker, Diener des Satans, haben mich zum Martertod durch Tropfen verurtheilt.“ Der Verurtheilte wurde nämlich zwiſchen vier Mauern ſo eng eingeſchloſſen, daß er ſich kaum rühren konnte. Man ließ dann Tropfen auf den Kopf von der Höhe herabfallen, bis der Arme an dieſer Qual ſtarb! Können wohl Teufel erfinderiſcher und grauſamer im Quälen ſeyn, als dieſe Mönche? Und das wird heute noch nicht in Rom bereut und verdammt!! Nach einer ſehr wahrſcheinlichen Angabe eines Geſchichtsſchreibers ſind in Spanien allein von 1481—1498 unter dem gefühlloſen Großinquiſitor Torquemada über 10,000 Menſchen öffentlich verbrannt; außerdem 6000 Entflohene im Bilde; 97000 wurden eingeſperrt. Er ließ 1490 auf 6000 Schriften verbrennen, worunter viele, vorzügliche Handſchriften und auch eine Menge hebräiſche Bibeln waren. Auch die ſpätern angeblichen Milderungen dieſes Glaubensgerichts ſind nur ſcheinbar, und man hat noch andere Foltermittel, Wippgalgen, Kammräder, Seſſel mit eiſernen Stechern, eiſerne Wämſer ꝛc. gefunden *). Aber eben dieſe Glaubensarmee hat auch die Hierarchie mit untergraben.

---

*) Die Franzoſen entdeckten 1808 in den Inquiſitionsgebäuden zu Toledo ſchauderhafte Gräuel. Bleiche Geſtalten, wie Geiſter der Unterwelt, kamen aus tiefen unterirdiſchen Kerkern, mit herunter hangenden Bärten, mit Nägeln wie Thierklauen, durch den Aufenthalt in Behältniſſen, wo ſie nicht aufrecht ſtehen konnten, ganz verkrüppelt. Manche waren zwanzig Jahre eingekerkert. Auch der rauheſte Krieger wurde bei dem Anblick und den Erzählungen der Unglücklichen erſchüttert. In einem unterirdiſchen Verhörſaal ſtand in einer Mauerblende eine Bildſäule — der Mutter Gottes; eine vergoldete Sonne umſtrahlte ihr Haupt. Aber bei genauer Unterſuchung ſahe man, ihr Vorderleib war mit ſcharfen Meſſer-

§. 27.

Gegner der päpſtlichen Macht.

Wir haben bisher ſchon manchen edeln Wahrheitsfreund kennen gelernt, der mit dem Unweſen höchſt unzufrieden war, und manchen Verſuch, das von Gott durch Jeſum geſchenkte

---

klingen und feinen, ſehr ſpitzigen Nägeln beſetzt; Arme und Hände hatten Gelenke. Der vermeinte Ketzer oder Gotteslåſterer wurde in dieſen Keller gebracht, ihm, wenn er nicht bekennen wollte, nochmals zugeredet; war es fruchtlos, ſo führte man ihn unter gleißneriſchen Ermahnungen in die Arme der Hochgebenedeiten, nachdem er vorher an einem Altar das Abendmahl erhalten hatte. An dem Buſen der Mutter Gottes, hieß es, wird ſich dein verſtocktes Herz erwärmen. Der Staunende taumelte in die ausgebreiteten Arme, ſie ſchloſſen ſich immer feſter, und damit drangen die Spizzen immer tiefer in Bruſt und Herz. Der ſchrecklich Ueberraſchte bekannte dann, oder blieb er bei dem namenloſen Schmerze ſtumm, und wurde wegen des aus hundert Wunden rieſelnden Blutes ohnmächtig, ſo ſtrich man ſeine Wunden mit Oel und er wurde zu neuen Qualen zurückgebracht. So hat man nach einem Brande in Eſtremadura fünf mit modernden Gerippen angefüllte Kerker gefunden, welche allen Anzeigen nach deutſche (lutheriſche) Koloniſten waren, die in die Klauen der Mönche fielen. Spanien, dem man wohl nicht nachweiſen kann, es ſey zu viel Aufklärung unter das Volk gekommen, das ſich vielmehr bis heute ſo ganz dem Mönchsweſen und der Hierarchie hingegeben, hatte am Anfange dieſes Jahrhunderts auf 70,000 Mönche, 35,000 Nonnen, über 250,000 zum geiſtlichen Stande gehörige Perſonen, und 2300 Menſchen bei der Inquiſition, die ſich zum Theil als Spione in Familien und Geſellſchaften ſchlichen und auf jedes verdächtige Wort lauerten. Es hatte 8 Erzbiſchöfe, 50 Biſchöfe, die oft 50,000 Dukaten jährliche Einnahme hatten; 2000 Domherrnſtellen, jede mit 60,000 bis 70,000 Thalern Einkünften, und wo doch gar viele Inhaber nie eine Bibel, nicht einmal ein neues Teſtament, auch nur in der Ueberſetzung, geleſen hatten. Spanien, das ſchöne Land, das beinahe ſo groß iſt als Frankreich, einſt 30 Millionen Einwohner enthielt und die größte Monarchie war, jetzt aber kaum 10 Millionen hat, und jetzt nebſt der Türkei wohl das unglücklichſte Land auf der Erde iſt, ſollte eine Warnungstafel ſeyn, wie alle Goldgruben ein Volk nicht ſo glücklich machen, als weiſe, milde Regierungen und Geſetze, welche den fleißigen und rechtlichen Unterthan auch in ſeiner Glaubens- und Gewiſſensfreiheit ſchüzzen. Die Inquiſition hat in Spanien bis zum Anfange dieſes Jahrhunderts auf 117,000 Familien ausgerottet; 34,000 Menſchen verbrannt, 290,000 eingekerkert. Nach Portugal brachte ſie ein gewiſſer Saavedra, der erſt falſche Bullen gemacht und viele Güter ſich zugeeignet hatte. Er kam auf die Galeeren, aber die Inquiſition blieb. Auch die zwei mäch-

Licht herzuſtellen. Aber nach der Einrichtung der Vorſehung geht ihm erſt die Dämmerung voran; eine Frucht wird erſt allmählig reif. So bedurfte es auch einer Vorbereitung der Geiſter und Gemüther, ehe die Kirchenverbeſſerung gelang. Es ſind indeß doch die Edeln rühmlich zu erwähnen, die in der großen Finſterniß wie Sterne unter dem Nebel hervorſchimmerten. Von Arnold von Brescia, der 1155 verbrannt wurde, haben wir ſchon geſprochen. Auch der liebenswürdige Dichter Petrarca (ſt. 1374) verſchonte den Römiſchen Hof nicht mit ſeinem Tadel, ob er ſchon des Papſtes perſönlicher Freund war. Der gelehrte aber ſchwärmeriſche und oft ungeſtüme Dominikaner Savanarola ſprach nachdrücklich gegen das Verderben in der Kirche, wurde aber durch die Folter zum Widerruf gebracht und dennoch gehängt und nachher verbrannt (1498). Aber viele erkannten in ihm einen Märtyrer der Wahrheit. Dreißig Jahre ſprach auf gleiche Weiſe der Dominikaner Johann Geiler von Kaiſersberg in Straßburg. Seine Ausdrücke waren derb, auch wohl zuweilen unſchicklich, aber ſeine Geſtalt, ſeine Stimme und ſein frommer Wandel unterſtützten ihn. „Der ächte Mönch,“ ſagte er oft, „hat die drei Grundeigenſchaften: Bauchesallmacht, Eſelsrücken und Rabenſchnabel.“

Doch man vernahm die Unzufriedenheit mit der Hierarchie auch in ganzen Gemeinden. Die erwähnten Albigenſer, meiſtens Unterthanen des Grafen Raymund von Toulouſe, behaupteten: „die Meſſe und die katholiſche Lehre vom Abendmahl, die Fürbitten, das Anrufen der Heiligen und das Fegfeuer wären nur menſchliche Erfindungen; der Papſt ſey nur ein Biſchof wie andere.“ Natürlich erfolgte der Bann und die Inquiſition errichtete die Scheiterhaufen. Aber die Albigenſer, von denen ſchon 1147 einige waren hingerichtet worden, blieben auch jetzt ihrem Glauben treu — und verlangten einen ein-

tigſten Regenten: Kaiſer Friedrich II. und König Ludwig IX. in Frankreich empfahlen zwar das Ketzergericht nicht, aber in der Meinung, Ketzerei ſey das ärgſte Verbrechen, räumten ſie ihm doch eine Zeitlang ziemliche Gewalt ein. Aber als man die Scheiterhaufen ſahe, da ergriff Jedermann ein Schauder. Waren auch unter den Ketzern unruhige, für den Staat gefährliche Menſchen, ſo kam es ja ihm nur zu, ſie vor ſeinen Richterſtuhl zu ziehen.

fachen apoſtoliſchen Gottesdienſt, wie ſie ihn bei ihren nächtlichen Zuſammenkünften eingerichtet hatten. Die Legaten belegten auch den Grafen Raymund mit dem Bannfluche, da er ſich nicht entſchließen konnte, ſtille und fleißige Unterthanen zu verweiſen und zu vertilgen. Einer der Legaten war 1208 auf ſeiner Reiſe ermordet worden, was man ohne allen hinreichenden Grund dem Grafen beimaß; und nun wurde der Bann geſchärft und ein förmlicher Ketzerkrieg angeordnet. Raymund ſuchte ſich mit dem Papſte auszuſöhnen und nahm ſelbſt das Kreuz. Die Kreuzbrüder nahmen nun die Stadt Beziers, als den Hauptſitz der Ketzerei, nach rühmlicher Gegenwehr der Einwohner, mit wüthendem Sturme ein; Alles, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechtes und ſelbſt der Religion, wurde unbarmherzig niedergemacht; in der Kirche der heiligen Magdalena kamen allein 7000 Menſchen um. Als die Soldaten meinten, es ſey ja unmöglich, die Ketzer von den Rechtglaubigen zu unterſcheiden, rief der (chriſtliche?) Legat: „Schlagt ſie alle todt, der Herr kennet die Seinen!!“ Auf 30,000 Menſchen kamen um und unter Morden und Plündern wurde die Stadt eingeäſchert. So ging es auch der Stadt Carcaſſonne, da die Einwohner nicht nackend auf Gnade und Ungnade aus der Stadt ziehen wollten. Während des Sturms ſangen die Biſchöfe, Aebte und Prieſter geiſtliche Lieder!! Da ſich der König Philipp Auguſt nicht in die Sache miſchen wollte, ſo führte der blutdürſtige und heuchleriſche Graf Simon von Montfort den Krieg fort und ließ ohne Erbarmen, oft ohne nähere Unterſuchung, Städte zerſtören und Tauſende von Chriſten verbrennen. Raymund ſollte auf die ſchimpflichſte Art ſein Land dem Legaten einſtweilen überlaſſen und nach Paläſtina ziehen; da er dieß nicht wollte, ſo nahm es Montfort mit Gewalt. Allein die Empörung wurde immer größer, da man nun auch hier ſchon den Ketzern kein Verſprechen hielt. Montfort fand bei Toulouſe, das er belagern und züchtigen wollte, ſeinen Tod; ein Steinwurf tödtete ihn und ſein Sohn verlor ein Stück Land nach dem andern. Der Graf Raymund ſtarb 1222; ſein Sohn mußte mit vielem Kampfe und für viele Summen die Abſolution erkaufen. Hunderttauſende waren umgekommen, das Land war eine traurige Einöde geworden und fiel endlich an

das königliche Haus, wofür die Inquiſition einheimiſch werden durfte. Die Albigenſer verloren ſich dem Namen nach, aber ſie und ihre Lehren pflanzten ſich unter andern Gegnern der Hierarchie fort.

Dahin gehören beſonders die ihnen ähnlichen Waldenſer, die um eben dieſe Zeit mit ähnlichen Grundſätzen auftraten. Peter Waldus, ein reicher Bürger und Kaufmann in Lyon, ließ ſich 1170 die vier Evangelien und die vorzüglichſten Ausſprüche der alten Kirchenväter aus dem Lateiniſchen in das Franzöſiſche überſetzen. Ihm war ſchon längſt der Zuſtand der Kirche und des Klerus ein Greuel, und nun wünſchte er die Sitten zu verbeſſern, die Sünden durch Gebet, Faſten und Wohlthun zu tilgen, und das einfache, apoſtoliſche Zeitalter herzuſtellen. Er wollte ſich nicht von der Kirche losſagen, ſondern nur die Mißbräuche abſchaffen; theilte ſeine Güter an Arme aus, und übernahm mit andern frommen Männern ſelbſt das Amt der Lehrer. Die verſtändlichen Belehrungen der Waldenſer und der chriſtliche Wandel fanden ſehr bald Beifall. Es entſtanden Schulen, wo die Kinder zum Bibelleſen und Schreiben angeleitet wurden und ſelbſt katholiſche Eltern ſchickten ihre Kinder zur Erziehung dahin. Aber nun wüthete der Erzbiſchof von Lyon gegen ſie, Tauſende mußten auf dem Scheiterhaufen oder im Kerker büßen; Peter Waldus ſtarb noch ruhig in Böhmen. Die Waldenſer flüchteten nach allen Gegenden hin und ſie haben unſtreitig die Reformation mit vorbereitet. Mehrere verbargen ſich in Gebirgen und Felſenklüften, beſonders in Savoyen und Piemont, wo ſie ähnlich geſinnte Chriſten aus früherer Zeit antrafen und ſich mit ihnen vereinigten; die im ſüdlichen Frankreich Zurückgebliebenen erhielten ſich unter harten Bedrückungen bis 1545. Der König Ludwig XII. ließ ſich über ſie Bericht erſtatten und urtheilte: „Sie ſind beſſere Chriſten als wir.“ Da ſie aber ſich immer weiter verbreiteten, ſo verklagte ſie das Parlament von Aix; der Präſident, ein wüthender Eiferer, zog ſelbſt gegen ſie; ein Theil flüchtete; aber ihre Wohnungen wurden zerſtört, Frauen in den Kirchen und an den Altären gemißhandelt, die alten und häßlichen in Scheuern geſperrt und verbrannt; 60 Mann, die ſich in Cabrieres ergaben, wurden gegen das gegebene Wort, ihnen das Leben zu

ſchenken, auf einer Wieſe erwürget; zwei und zwanzig Dörfer zerſtört; 4000 Menſchen kamen um, 700 junge kräftige Leute wurden Galeerenſklaven. Das war die zärtliche Mutter, die irrende Kinder mit Liebe umfaßt! Es haben ſich immer noch Waldenſergemeinden in Piemont und Savoyen unter wechſelnden Schickſalen erhalten. Der Franzöſiſche und päpſtliche Einfluß zog ihnen oft harte Verfolgung zu; zur Zeit der Revolution erhielten ſie einige Erleichterung. Auf Verwendung des Ruſſiſchen und Preußiſchen Hofes und durch Unterſtützung aus verſchiednen Ländern, beſonders aus Preußen, deſſen trefflicher König bedrängten Chriſten von jeder Confeſſion wohlthut, haben ſie ſich kümmerlich erhalten und ſie flehen noch jetzt das Mitleid chriſtlicher Mitbrüder an. 1824 ertheilte der König von Sardinien dieſen Waldenſerproteſtanten die Erlaubniß, ein Hospital für ihre kranken Glaubensgenoſſen zu erbauen und die Arznei- und Wundarzneikunſt zu betreiben, da ihnen dieſe bisher und jetzt noch das Studium und die Ausübung der Rechtskunde unterſagt blieb. Doch haben ſie ſtudirte Lehrer und nähern ſich dem Lehrbegriff der Reformirten. Ihr Zuſtand iſt noch immer nicht geſichert. Zerſtreute Gemeinden gibt es in Würtemberg, in Heſſen und Brandenburg. Ueberall ertheilt man ihnen ein günſtiges Zeugniß, und alle Verſuche der Proſelytenmacher, ſie zu bekehren, ſind vergeblich geweſen.

Einen mächtigen Stoß erlitt das Papſtthum durch den gelehrten, frommen und muthigen Engländer Johann Wiklef, Profeſſor der Theologie in Oxford. Er hatte ſchon ſeit 1356 Streit mit den Bettelmönchen und vertheidigte die Univerſität gegen ihre Anmaßung und Zudringlichkeit zu den Lehrämtern. Der Papſt ſetzte ihn ab; allein nun trat Wiklef gegen ihn ſelbſt auf und lehrte ungehindert fort, vertheidigte den König Eduard II., der den ergiebigen Peterspfennig eingezogen hatte, auch die Beſetzung der geiſtlichen Pfründen durch die Päpſte nicht mehr geſtatten wollte; zumal da dieſe als angebliche Oberlehnsherren des Reichs, überhaupt die Engliſche Kirche, ſchrecklich gemißhandelt und alle alten und neuen einträglichen päpſtlichen Rechte eingeführt hatten. Die Nation und ſelbſt die Edlern unter dem Klerus ſtimmten Wiklef bei. Er wurde von dem Könige nach Rom geſchickt und vertheidigte auch mündlich die

königlichen Rechte muthvoll; allein da er den päpſtlichen Hof näher kennen lernte, ſo wurde er höchſt erbittert. Er überſetzte 1380 die Bibel in die Engliſche Sprache und griff das Uebel an der Wurzel an; ſagte in damaliger Derbheit: der Papſt ſey der wahre Antichriſt und der verwünſchteſte Schafſcheerer; es ſey die höchſte Zeit, eine Veränderung vorzunehmen. Wiklef taſtete ſelbſt die Anſprüche auf kirchlichen Supremat und auf Untrüglichkeit an, da die Päpſte ſo oft gefehlt, geirrt und ſich widerſprochen hätten. Ja er war ſo kühn zu behaupten, man thäte am beſten, keinen Papſt zu wählen, da es ſo ſchwer ſey, einen guten zu bekommen und man auch wohl ohne ein ſolches Haupt beſtehen könne. Gegen einen ſolchen Ketzer mußte natürlich Alles aufgeboten werden. Doch vergeblich citirte man ihn nach Rom. Gregor XI. ließ achtzehn ketzeriſche Sätze Wiklefs in London durch die angeſehenſten Geiſtlichen unterſuchen; allein der Herzog von Lancaſter war mit zugegen, vertheidigte den Angeklagten und man hielt es für das Beſte, ihn loszuſprechen. 1377 wurde ihm vor einer neuen Verſammlung nur Stillſchweigen auferlegt. Aber er vertheidigte mündlich und ſchriftlich ſeine Ueberzeugung. Endlich 1382 wurde doch unter dem ſchwachen Könige Richard II. ein Proceß eingeleitet; einige Anhänger Wiklefs wurden ins Gefängniß geſetzt, ſeine Lehren verdammt, er ſelbſt aber ſtarb, zwar verketzert, doch ruhig 1384, indem ſich die Sache unter den Streitigkeiten der damaligen Doppel- und Tripelpäpſte verzog. Martin V. zeigte ſeine päpſtliche Größe in der kleinlichen Rache, daß er 1428 Wiklefs Leichnam ausgraben und verbrennen ließ; aber Wiklefs Wahrheiten brannten ihn dafür. In Augsburg wurden 1393 viele Anhänger Wiklefs, Weber und Tuchmacher, verbrannt; die widerriefen, mußten zum Schimpf ein rothes Kreuz tragen, oder — Geld geben.

§. 28.

Fortſetzung. Die Huſſiten.

Johann Huß, geboren 1373 zu Huſſinetz in Böhmen; erſt Student und ſeit 1389 Lehrer auf der ſehr beſuchten Univerſität zu Prag, wo es ſchon vortreffliche Lehrer und Bücher-

ſchätze, auch Freunde der Griechiſchen Kirche und der Waldenſer gab, war ein gelehrter und redlicher Mann, predigte mit vielem Beifall und wurde Beichtvater der Königin. Durch Nachdenken und Bekanntſchaft mit der Bibel und Wiklefs Schriften drangen ſich ihm ähnliche Gedanken über den Zuſtand der Kirche auf, wie ſie in andern Wahrheitsfreunden entſtanden waren. Er hatte erſt einige mehr gelehrte Streitigkeiten; als er es aber bewirkte, daß die zahlreichen Ausländer, worunter beſonders Deutſche waren, in akademiſchen Angelegenheiten, nicht mehr wie bisher drei Stimmen, ſondern nur eine, die Böhmen dagegen nun im umgekehrten Verhältniß drei Stimmen bekamen, weßwegen 1409 auf 5000 Studenten auswanderten, andre Univerſitäten, z. B. Erfurt, Roſtock ꝛc. vermehren und neue, wie in Leipzig, ſtiften halfen, ſo gewannen ihn die Böhmen, als den Vertreter ihrer Nation, nur um deſto lieber. Der Kaiſer Wenzel ein träger, ausſchweifender, mißtrauiſcher und oft ſehr grauſamer Regent, den ſeine Unterthanen mehrmals gefangen nahmen, wo er aber immer wieder entkam, hatte eine blinde Vorliebe für die Ausländer gezeigt und ihnen die beſten Aemter übergeben. Er wurde ſeiner Kaiſerwürde entſetzt, die ſein Bruder Siegsmund, König von Ungarn, erhielt, ein mehr thätiger Regent, aber ohne hinreichende Einſichten und ſchwach nachgiebig. Wenzel behielt nur Böhmen. Das große Schisma unter den Päpſten und helle Köpfe hatten die Flecken der Hierarchie aufgedeckt, und man ſtimmte daher ſehr mit ein, als Huß gründlich und eifrig über Ablaß, Seelenmeſſen, Bilderdienſt, Mönchsleben, Ohrenbeichte, Vorenthaltung des Kelchs im Abendmahl, Faſten, Verderben des Klerus u. dergl. ſprach. Der Erzbiſchof in Prag Sbinko aber war ſein heftigſter Feind. Huß wurde nach Rom citirt, erſchien aber nicht und nun verhörte ihn der Erzbiſchof, verbot ihm das Predigen und verbrannte auf 200 Schriften von Wiklef, die man vorfand. Ganz Prag kam unter das Interdikt, ſo lange der mit Bannfluch belegte Huß darin war, der daher nach ſeinem Geburtsorte zurückkehrte, nachdem er vergeblich Geſandte nach Rom geſchickt hatte. Er predigte hier, und ſchrieb die Bücher: von den ſechs Irrthümern der Kirche, worin er die Transſubſtantiation, den Glau-

ben an den Papſt und die Heiligen, die Macht der Prieſter, alle Sünden vergeben zu können, die Forderung des unbedingten Gehorſams gegen die Kirche und die Simonie lebhaft beſtritt. Siegsmund wollte die Sache auf dem Concil in Coſtnitz 1414 entſcheiden. Er gab dem Angeklagten die Verſicherung eines freien Geleites; was auch der Papſt zuſagte. Wenzel ließ ihn durch einige angeſehene Männer begleiten und Huß ging freudig hin, kam den 4ten November an, wurde aber ſogleich, nach einem Privatverhör bei den Cardinälen hinterliſtig verhaftet und erkrankte in ſeinem elenden Kerker. Doch ſchrieb er dabei noch immer Abhandlungen und Briefe, die auch nach Böhmen kamen. Alle Fürſprache zu ſeiner Befreiung war vergeblich; die heilige Verſammlung erklärte: einem Ketzer ſey man keinen Glauben ſchuldig. Er verlangte einen Anwald; es hieß: Ketzer dürfe Niemand vertheidigen. Er wurde nach ſeiner Geneſung mit ſchweren Ketten belaſtet, in eine Feſtung geſperrt, und am 5ten Juni 1415 erfolgte das öffentliche Verhör. Sobald aber ein Artikel verleſen war, ſo überſchrie ihn die Verſammlung mit der rohſten Gemeinheit, ſo daß Niemand Etwas von Huß vernehmen konnte. In den folgenden Verhören war der Kaiſer zugegen, um nur einige Ordnung zu erhalten. Aber auf Gründe wurde gar nicht geachtet; man forderte Widerruf, zu dem ſich Huß nur verſtehen wollte, wenn man ihn widerlegte. Ja man hatte einige Artikel von ihm ganz verfälſcht. Den 6ten Julius war das letzte Verhör. Der Kaiſer und die Geiſtlichen wollten ihn bewegen, daß er widerriefe; man milderte die Forderungen, aber er blieb der erkannten Wahrheit unerſchütterlich treu; ſeine Briefe nach Prag ſind rührende Beweiſe ſeiner Feſtigkeit und Geduld. Es erfolgte das Todesurtheil vor der großen Verſammlung in der Hauptkirche. Huß erinnerte den Kaiſer an das verſprochene ſichere Geleit, der, nicht ohne Schamröthe, erwiederte, er habe die Sache nicht verſtanden und habe nichts verſprechen ſollen. Auch erklärte man im voraus jeden für einen Ketzer, der ihm oder der Verſammlung einen Vorwurf machen würde. Ohne eines Irrthums überführt zu ſeyn, wurde Huß zum Scheiterhaufen verdammt. Der Herzog von Baiern ermahnte ihn nochmals, zu widerrufen; Huß ſagte: Ich habe keine Irrthümer gelehrt,

ſondern nur Chriſtum mit apoſtoliſcher Einfalt gepredigt und bin bereit dafür zu ſterben. Vor dem Todesurtheil fiel er auf ſeine Kniee und betete. Die erbärmlichen Biſchöfe riſſen ihm das Prieſterkleid ab, ſetzten ihm eine papierne Krone auf, die mit drei Teufeln bemalt war, und die Aufſchrift hatte: Häſiarch (Erzketzer). Man gab ihm einen Kelch in die Hand, nahm ihn aber ſogleich mit den Worten: „Du verfluchter Judas biſt deſſelben unwerth.“ Huß antwortete: „ich hoffe heute noch aus dem Kelche im Reiche Gottes zu trinken.“ Jeder Biſchof belegte ihn mit einem Bannfluch und nach langem Streite über die wichtige Frage, womit man die Haare abſchneiden ſollte, wählte man die Scheere. Huß wurde noch an eben dieſem 6ten Julius verbrannt; auch ſeine Schriften hatte man vorher den Flammen geopfert, worüber er lächelte. Seine Aſche wurde in den Rhein geſtreut, damit ſie nicht etwa von ſeinen Anhängern verehrt würde. Allgemein war man über dieſe ſchändliche Hinrichtung empört, ſelbſt viele Katholiken waren über die dabei bewieſene Treuloſigkeit und Ungerechtigkeit entrüſtet, aber der armſelige Siegsmund, ein Spiel der Cardinäle, ohne Gefühl für ſtrenge Rechtlichkeit, folgte bloß den entehrenden Rathſchlägen von Huſſens Widerſachern *). Hiſtoriſch begründet iſt es nicht, daß Huß geſagt habe: Ihr bratet heute eine Gans (was der Name Huß bedeutet); nach hundert Jahren wird ein Schwan kommen, den werdet ihr nicht verbrennen. Huß ſtarb heldenmüthig, bewundert ſelbſt von vielen Feinden, und er würde die ſchauderhafte Rache nicht gebilligt haben, welche ſeine Anhänger an ſeinen Feinden nahmen. Hieronymus von Prag, Lehrer daſelbſt und Huſſens Freund, war ihm an Einſicht, Beredtſamkeit und Scharfſinn noch überlegen, aber dabei mehr ungeſtüm, und er erlaubte ſich Gewaltthätigkeiten, um zu reformiren, trat die Reliquien mit Füßen und verbrannte die Ablaßbriefe, was man Huſſen mit zur Laſt legte. Er kam nach Coſtnitz, um dem Freunde beizuſtehen,

*) Luther ſagt darüber: „Wenn es Kunſt wäre, mit Feuer Ketzer zu überwinden, ſo wären die Henker die gelehrteſten Doktoren; dürften nicht mehr ſtudiren und welcher den Andern mit Gewalt überwinde, möchte ihn verbrennen.“

da er jedoch ſahe, daß Gewalt für Recht erging, kehrte er zurück, wurde aber gefangen und mußte zwei Tage bei Waſſer und Brot und gebunden im Kerker ſchmachten. Gefängniß, Ketten, Hunger, Krankheit, die Folter und die Furcht vor dem Tode, Verſprechungen und Drohungen brachten ihn zum völligen Widerrufe. Allein ſein Loos wurde nicht erleichtert, im düſtern Kerker erwachte ſein Muth und Wahrheitsſinn, er rief: „Mit Schaam geſtehe ich meine Schwäche ein; die Furcht vor dem Feuertode brachte mich zu der gewiſſenloſen Niederträchtigkeit; Huß war ein frommer, heiliger Mann, ich bereue, was ich gegen ihn geſagt habe. Ich glaube, was die wahre katholiſche Kirche glaubt, ſtimme aber mit ihm überein in dem, was er über die Verderbniſſe und Hoffahrt der Prälaten ſagt.“ Der Feuertod war nun auch ſeine Strafe unter ähnlichen Beſchimpfungen und Mißhandlungen. Als er an dem Schandpfahle, der jedoch nicht Huſſen, ſondern die überhaupt durch viele Sünden, beſonders durch die zügelloſeſte Unkeuſchheit berüchtigte Verſammlung ſchändete, vorüberging, verſank er in ſtille Rührung und frommes Gebet. Unter vielen Qualen aber muthvoll, und mit dem Gebet: „Vater, in deine Hände befehl ich meinen Geiſt, erbarme dich meiner,“ ſtarb er am 30. Mai 1416; auch ſeine Aſche ſtreute man in den Rhein. Ein Bauer trug eifrig Holz zum Scheiterhaufen; Hieronymus rief mitleidig: „O heilige Einfalt, wer dich betrügt, hat tauſendfältige Sünde!“

Daraus entſtand nun nach mancherlei Bewegungen der ſchauderhafte Huſſitenkrieg, der von 1420—1436 die Länder, beſonders Sachſen, Böhmen, Mähren, Oeſtreich und Schleſien ſchrecklich verwüſtete und worin ſich die Huſſiten durch die blutigſte Rachſucht und Grauſamkeit entehrten. Der träge König Wenzel, der ſich ganz verächtlich gemacht und nichts für Huß gethan hatte, ſtarb 1419. Zu dem Erben Siegsmund hatte man kein Vertrauen. Die Böhmen, welche die an Huß bewieſene Schändlichkeit zugleich als eine Beſchimpfung ihrer Nation anſahen, ſchickten zuerſt eine ſehr ſtarke Erklärung an das Concilium, das dafür dieſe Sprecher nach Coſtnitz forderte, die aber nicht erſchienen. Ein frommer Prediger, Jacob Mieß, drang nun darauf, das Abendmahl mit Brot und Wein zu

feiern und der König Wenzel hatte ſich genöthigt geſehen, einige Kirchen dazu herzugeben; auch die Univerſität Prag ſtimmte mit ein. Die Kirchen wurden feierlich, mit dankbarer Erwähnung jener Märtyrer, eingeweiht und eine jährliche Todtenfeier feſtgeſetzt. Alle Mahnungen und Drohungen des Papſtes waren vergeblich. Ziska, zwar einäugig, aber ſchon durch ſeine äußerliche, kräftige Geſtalt, ſo wie durch ſeine Tapferkeit, Kriegsgaben und rauhe Sitten ein furchtbarer Feind, wurde der Anführer der Huſſiten. Die Gewaltthat gegen die beiden Märtyrer empörte ſein ganzes Gemüth. Er erbaute zum Schutz- und Waffenplatz die verſchanzte Stadt Tabor, wo Huß oft Reden gehalten hatte; Ziskas Anhänger hießen davon die Taboriten. Anfangs rächte man ſich nur an einzelnen Katholiken und Geiſtlichen, doch oft ſehr grauſam. Gar bald mißbrauchten die Huſſiten ihre Siege; plünderten die Klöſter, zerſtörten Kirchen und Wohnungen, und Prag ſelbſt war in großer Unruhe. Der Adel und die verſtändigen Huſſiten ſahen wohl ein, daß hier nur blinde Wuth herrſche und nur Raub, Plünderung und Mord zu erwarten ſey. Sie vereinigten ſich, indem ſie hauptſächlich den Kelch (Calix) im Abendmahl, woher ſie Calixtiner hießen, ſo wie den Gebrauch der Landesſprache bei dem Gottesdienſte und Verbeſſerung des Klerus forderten. Sie erſchienen mit dieſen Bitten vor dem Kaiſer in Brünn, erinnerten ihn jedoch an Huſſens Schickſal, worauf er ſpöttelnd antwortete, daß hier kein Concilium ſey, er wolle ſie aber nach der Art ſeines Vaters regieren. Allein die freudige Hoffnung, den Frieden und die Religionsfreiheit zu erhalten, war nur kurze Täuſchung. Siegsmund, ganz das Werkzeug des Papſtes, befahl alle Huſſiten auszurotten, ließ mehrere hinrichten und rückte nun mit einem geübten mächtigen Heere von 150,000 Mann gegen Prag. Ziska hatte kaum 60,000, aber ſie waren von ihren Geiſtlichen und von dem Schickſale, das ſie bedrohete, entflammt, das Aeußerſte zu thun. Durch Ziskas Klugheit und ſeines Heeres Tapferkeit erlitten die Kaiſerlichen eine völlige Niederlage. Da zog zwar der Kaiſer in das Schloß, verließ es aber bald, und nun ſengten und brennten beide Parteien auf den feindlichen Gebieten. Siegsmund gab keinen friedlichen Anträgen Gehör. Auch die beiden Hauptparteien

der Huſſiten, die ſtrengern Taboriten und die Calixtiner waren nur einig, wenn es gegen den Kaiſer ging, ſie ſelbſt theilten ſich wegen mancher Meinungen in neue Sekten. Siegsmund wurde mehrmals geſchlagen; Ziska, der blind geworden war, aber jeden Weg kannte, wußte ſich auch bei ſeinem Verluſt und dem Wankelmuthe der Prager immer wieder zu helfen. Siegsmund ermüdete und ging nach Ungarn, ſtatt die uneinigen Huſſiten, die ſich einander ſelbſt bekriegten, zu bekämpfen. Ziska ſt. 1424 in Prag an der Peſt. Jetzt ging nun jede Partei ihren verheerenden Zügen nach und Böhmen kam ganz in den Ruf einer verpeſteten Mördergrube. Procopius, ſehr tapfer und klug, wurde Anführer der Huſſiten. 1425 erhob ſich jedoch der Kaiſer mit den deutſchen Reichsſtänden abermals gegen Böhmen. Der Kurfürſt von Sachſen, Friedrich der Streitbare, ſchloß ſich beſonders an ihn an. Aber in Abweſenheit des Kurfürſten wurde ſein Heer bei Außig 1425 furchtbar geſchlagen. 1427 rückte ein neues deutſches Heer von mehr als 100,000 Mann in Böhmen ein, aber es wurde ganz zurückgetrieben, ſelbſt des päpſtlichen Legaten Zuruf hielt die Fliehenden nicht auf; und nun überſchwemmten die Huſſiten verheerend und mordend Schleſien, Mähren, Baiern, Sachſen und Oeſtreich, verwüſteten ſelbſt die Vorſtadt von Preßburg und eine Menge Städte und Dörfer wurden weggebrannt. Man ſuchte, wo man konnte, ſich nur mit Gelde Sicherheit zu erkaufen. Von Rom aus beſtrebte man ſich, das Feuer immer mehr anzuſchüren, das einige Billigkeit und Menſchlichkeit ſo leicht verhüten und löſchen konnte. Es wurde das Kreuz gegen die Huſſiten geprediget; Schaaren ſtrömten gegen ſie zuſammen, ein Kardinal verſuchte auch durch Schmeicheleien, „daß ja die zärtliche Mutter, die katholiſche Kirche, Tag und Nacht weine, um ihre verirrten Kinder wieder aufzunehmen," ſie zu beſiegen. Die Böhmen meinten aber, „die zärtliche Mutter, die aus großer Liebe den Kindern den zeitlichen Tod gebe, um ſie vor dem ewigen zu bewahren, und die hunderttauſend bewaffneten Hände, die mit kämen, wären ihnen verdächtig. Nun rückten die Deutſchen ein und vergalten die Grauſamkeit der Huſſiten; 200 Dörfer wurden weggebrannt und alles wurde ermordet, es mochten Huſſiten oder Katholi-

ken ſeyn. Als aber die Huſſiten näher kamen, leiſteten die Deutſchen, ſo ſehr der Kardinal ihnen zuredete, kurzen Widerſtand, 10,000 wurden erſchlagen und als einige Pulverkarren donnernd in die Luft flogen, war kein Aufenthalt mehr zu erzwingen. Der Kardinal verlor Hut, Meßgewand, die päpſtliche Bulle und kam höchſt beſtürzt zu dem Kaiſer nach Nürnberg. Einer ſchob die Schuld auf den Andern. Die Basler Synode, wozu ſich der Papſt ungern verſtand, 1431, ſollte nun alles gut machen. Procopius, mehrmals freundlich eingeladen, zog mit 300 tapfern Rittern hin und mit Furcht und Staunen ſah man dieſe Krieger an; auch der Kardinal Julian war geſchmeidiger. Man legte nun vier Punkte vor, welche man den Böhmen verwilligen ſollte: Das Wort Gottes ſoll frei gelehrt — das Abendmahl unter zweierlei Geſtalt ausgetheilt — der Reichthum der Geiſtlichkeit beſchränkt — und die Gerichtsbarkeit gegen alle Verbrecher, ohne Anſehen des Standes und der Perſon, ausgeübt werden. Der ſehr höflich gewordene Kardinal verſicherte, man habe ſich die Irrthümer weit größer vorgeſtellt und nun ſtritt man 50 Tage, wobei man von beiden Seiten alle Disputirkunſt aufbot; aber kein Theil vermochte den andern zu überzeugen. Man war nicht wenig befremdet, die Böhmen ſo wohl vorbereitet und ſelbſt den berühmten Feldherrn Procopius, der immer zugegen war und mit darein ſprach, in der theologiſchen Wiſſenſchaft ſo einheimiſch zu finden. Die Böhmen zogen ab, zur großen Kränkung der Katholiken, die ihnen eine Geſandtſchaft nach Prag nachſchickten, die auch freundlich aufgenommen wurde. Aber eine neue Disputation richtete weiter nichts aus, als daß endlich die Basler Theologen die vier Artikel mit wenigen Einſchränkungen bewilligten*). Allein den eifrigen Taboriten war dieß zu wenig, ſie wollten ſelbſt keinen Papſt mehr haben und es kam zwiſchen ihnen und den Calixtinern, auf deren Seite auch die Katholiken traten, zum Kriege; in einer blutigen Schlacht 1434 blieb Procopius; Tabor ergab ſich; alle, und beſonders der alternde Siegsmund, der ſich noch 1433 hatte

*) Hatte nun das Coſtnitzer oder das Basler Concilium Recht?

zum Kaiſer krönen und ſich die ehemaligen erniedrigenden Ceremonien gefallen laſſen, waren der Unruhen und des Elendes müde; der Kaiſer zog fröhlich in Prag ein, ſtarb aber ſchon 1437. Jene vier Artikel nannte man die Compaktaten; auch der Papſt beſtätigte ſie; doch mit der Bedingung, daß man das Volk belehren ſollte, ſie wären nicht zum Heile nöthig. 1562 wurden ſie auch unter dem Kaiſer Ferdinand I. in Tribent genehmigt; aber Ferdinand II. entriß den Böhmen 1623 dieſes Vorrecht. Die Taboriten haben ihren Lehrbegriff in Schriften vertheidigt und gereinigt, und blieben ſtandhaft unter allen Bedrückungen; ſie kamen ſpäterhin unter dem Namen der Mähriſchen Brüder wieder zum Vorſchein. Die Calixtiner bekamen mehr Freiheit, doch ſind ſie als religiöſe Partei weniger bekannt geblieben. Der Jammer aber, den dieſer Krieg herbeigeführt hatte, war unbeſchreiblich!

§. 29.

Etwas über die Kreuzzüge und Ritterorden. Untergang des Griechiſchen Reichs 1453. Erſatz für die Griechiſche Kirche in Rußland.

Auch Kriege gegen Ketzer und gegen Widerſacher der Hierarchie erhielten dieſen Namen, weil man dabei vermeintlich oder doch vorgeblich zur Ehre des Kreuzes Chriſti kämpfte. Doch verſteht man darunter insbeſondre die bewaffneten Züge der Chriſten nach Paläſtina 1096 — 1291, um das heilige Land zu erobern und zu behaupten. Die Griechiſchen Kaiſer hatten es ſchlecht vertheidiget und ſo war es von den Saracenen eingenommen worden; ein Ereigniß, das der Chriſtenheit ſchon an ſich ſchmerzlich war, das aber beſonders auch für die dortigen Chriſten und für die dahin wallfahrtenden Pilgrimme mancherlei Kränkungen und Beſchwerden herbeiführte. Dieß war vorzüglich der Fall, als 1074 ein Türkenſtamm den Saracenen, welche die Chriſten gegen einen Tribut ziemlich friedlich hin und her ziehen ließen, Paläſtina entriſſen hatten. Schon Gregor VII. hatte, mit der Hoffnung, die Lateiniſche und Griechiſche Kirche zu vereinigen, die Abendländer gegen die Mohammedaner zu bewaffnen geſucht; ſeine anderweitigen Händel

hinderten ihn aber an der Ausführung. Dazu bedurfte es aber nun in jener Zeit des Mittelalters, wie man gewöhnlich die Periode v. J. 800 bis gegen 1500 nennt, eine kräftige Anregung. Als nämlich das Chriſtenthum, ſo mangelhaft es auch meiſtens mitgetheilt wurde, doch die Ideen für etwas Geiſtiges und Höheres in den unwiſſenden Nationen wenigſtens geweckt, die rohen Sitten und Begierden etwas gemäßigt, der Phantaſie neue Bilder und dem durch das abgeſtorbene Judenthum und Heidenthum erkalteten Gemüthe neue Wärme verliehen hatte; als gleichſam das Kindesalter vorüber war, ſo erwachte jetzt ein neues Leben, gleichſam das Jugendalter mit ſeinen Tugenden und ſeinen Fehlern, mit ſeiner Kraft, ſeinem Muthe, ſeiner Luſt nach Thätigkeit, aber auch mit ſeinem Trotz auf dieſe Kraft, mit ſeinem Uebermuthe und dem Mißbrauche jener Vorzüge. Es war jugendliche, wenn gleich irre geleitete Begeiſterung für die Religion, daß Hunderttauſende von Jünglingen und Jungfrauen in ihrer ſchönſten Blüthe allen Freuden und Gütern der Welt entſagten und das einſame Leben mit ſchweren Büßungen und Selbſtpeinigungen wählten. Die Gefühle für Religion, Ehre und Tapferkeit waren die Hebel, die Alles in Bewegung ſetzten. Es entſtanden dadurch die Ritterorden, in welchen ſich der Adel, deſſen Hauptbeſchäftigung überhaupt damals der Krieg war, vereinigte und verpflichtete, mit gewaffneter Hand Unrecht abzuwehren oder zu beſtrafen, die Kirche, die Schwachen und beſonders das weibliche Geſchlecht vor Mißhandlungen zu ſchützen. Wo Dichteranlagen vorhanden waren, da beſang man die Kirche, edle Helden und Frauen. Man wetteiferte, auf dem Kampfplatze in Ritterſpielen und in Geſängen einander zu übertreffen und der Zeitgenoſſen, beſonders der Frauen, Beifall zu erringen; aber man ſtritt auch bis auf Tod und Leben, wenn die Unſchuld einer Edeln beleidigt worden war. Indeß auch hier, wie überall, wo das Gefühl nicht durch das Denken geläutert und bewacht wird, arteten dieſe Verbindungen aus. Aus Ehrliebe wurde Ehrgeiz, wo nun manche Ritter nicht ſelten allerhand Abenteuer aufſuchten, die Thaten mit oft fabelhaften Erdichtungen ausſchmückten, ſich überall beleidigt fühlten, Händel ſuchten und Alles mit dem Schwerte ausfechten wollten! Manche erlaubten ſich die größ-

ten Ungeſchliffenheiten und Gewaltthätigkeiten, überfielen aus ihren Burgen, die zuletzt Raubneſter wurden, mit ihren Knechten unbewehrte Reiſende, Kaufleute, Städte und Dörfer, raubten, plünderten und mordeten, trotzten der Obrigkeit und den Geſetzen, verführten wohl ſelbſt die Unſchuld oder rächten bei verſchmähter Liebe oder zurückgewieſener Frechheit die Kränkung ihrer Eitelkeit auf eine ſchändliche, oft blutige Weiſe, und ließen ſich dann in ihrem Aberglauben von ihren Burgpfaffen abſolviren. Der Kaiſer Rudolf zerſtörte 1272 mehr als ſiebzig ſolcher Raubſchlöſſer; aber erſt 1495 gelang es dem Kaiſer Maximilian I., das Uebel durch einen allgemein gebotenen Landfrieden zu vertilgen *). Unter die bekannteſten Orden ge-

*) Man wird daher das Mittelalter, das man oft überſchätzt, nicht zurück wünſchen. Bei allem Wohlſtande verſchiedner einzelner Städte und Diſtrikte, die auch gute Geſetze und Einrichtungen hatten, war doch im Ganzen Deutſchland ſehr ohnmächtig, verworren und verwildert. Man erkannte wohl das Unheil dieſer bürgerlichen Kriege, wußte ihnen aber nicht abzuhelfen; es gab Verordnungen, aber keine hinreichende Macht, die mächtigen Uebertreter zu beſtrafen. Man hoffte das Uebel durch gewiſſe Formalitäten zu vermindern; es mußte ein Abſagebrief drei Tage vor der Fehde an den Feind geſchickt werden; beide Theile mußten ſo lange ruhig bleiben; alle Helfer mußten mit unterſchreiben, was manchen Ritter erſt mit bewog, ſchreiben zu lernen. Nun wurde der Unfug viel größer, Ehre und Tapferkeit galten für die höchſten Vorzüge, und der Ruhm ſtieg, je mehr ein Ritter Fehdebriefe mit unterſchrieben hatte. Deutſchland hatte damals an 340 Staaten, die alle das Waffenrecht hatten; ja rechnet man die Reichsritter dazu, ſo gab es viele Tauſende, die jenes gefährliche Recht beſaßen. Wenn es nun einem Zänker, Raufer und Räuber gelüſtete, den ſchwächern Nachbar einzufangen, ſeine Dörfer zu verbrennen, wie denn überhaupt das Sengen und Wegbrennen der Dörfer damals Kriegsmanier war, ſobald der Feind in ein Land einzog, das Vieh u. a. zu rauben, ſo brauchte er nur jene Formalitäten zu beobachten, und er blieb ein ganzer Ehrenmann! Solche Bezirke waren beſtändige Kriegstheater, und dieſe Art, ſein Recht zu ſuchen, ſteckte faſt alle Stände an. 1471 ſchickten die Schuhknechte in Leipzig der Univerſität einen Fehdebrief zu; in einem Kriege des Pfalzgrafen Ludwig gegen einige Städte in Schwaben ſchickten ſeine Bäcker dieſen Städten; ſo die Bäcker und Buben des Markgrafen von Baden den Städten Eßlingen und Reutlingen und die Köche und Küchenknechte eines Herrn von Eppenſtein an den Grafen Solms, ſolche Abſagebriefe. Und das geſchah oft um einer ſehr geringen Sache willen. Ein Herr von Praunſtein befehdete Frank-

hört der Johanniterorden, nachher auch Rhodiſerorden, und da er von ſeiner Inſel Rhodus 1520 durch die Türken vertrieben wurde und von Kaiſer Karl V. Malta erhielt, der Malteſerorden genannt. Kaufleute aus Neapel hatten ſchon nach dem Jahre 1048 ein Mönchskloſter in Paläſtina geſtiftet, das ſie Johannes dem Täufer weiheten. Die Mitglieder hießen daher Johanniter, auch Hoſpitalbrüder, und ſollten die Kranken und Armen verpflegen und die Pilgrime beſchützen. Es entſtand daraus aber ein Ritterorden, der ſich zu jenen Pflichten, aber auch zur Keuſchheit, Armuth und zum Gehorſam gegen Obere verbinden mußte. In Malta erhielten ſie die Beſtimmung, gegen die Unglaubigen und Seeräuber zu fechten, wozu ſie aber gar bald zu ſchwach wurden. 1800 nahmen die Engländer Malta in Beſitz und ſo haben die Ritter durch die Folgen der franzöſiſchen Revolution die meiſten Güter in andern Ländern verloren. Es gibt auch proteſtantiſche Johanniterritter, die jedoch nicht zur Eheloſigkeit verpflichtet ſind. Die Kreuzherren oder deutſchen Ritter haben gleichen Urſprung. Sie wurden aber auch aus Paläſtina vertrieben, begaben ſich nach Italien und Deutſchland und ihr Großmeiſter hatte ſeinen Sitz in Mergentheim in Franken; ihre Beſitzungen hießen Balleien und waren in Commenthureien eingetheilt. Sie wurden 1229 von den Polen gegen die Preußen zu Hülfe gerufen und verbreiteten unter beiden Völkern, ſo wie in Litthauen, Curland und Liefland das Chriſtenthum. Allein da ihre Regierung ſehr drückend war, ſo unterwarf ſich ein Theil von Preußen den Polen und hieß nun Polniſch Preußen, den andern Theil mußten die Preußen von den Polen in Lehn nehmen, bis es nach der Reformation ein weltliches Herzogthum und 1701 durch Friedrich I. ein Königreich wurde. Die meiſten Beſitzungen dieſes Ordens, der in gewiſſe Zungen oder Zweige getheilt

---

furt am Main, weil — eine Frankfurtiſche Jungfer einem ſeiner Vettern einen Tanz verſagt hatte. Mit theuerem Geleite konnte man ſich kaum damals ſichern, wo jetzt der Wanderer ruhig hinziehen kann; und gegen einen Mächtigern Recht zu erhalten, war beinahe unmöglich, da jetzt ſelbſt edle Fürſten ihre Anſprüche und Streitigkeiten dem Ausſpruche der Geſetze unterwerfen.

war, ſind den Fürſten zugefallen, in deren Ländern ſie lagen. Von den Tempelherren iſt ſchon geſprochen worden. Begeiſterung für das Chriſtenthum, deſſen Ehre man auch dadurch retten und erhöhen zu müſſen glaubte, daß man das heilige Land nicht in den Händen der Unglaubigen ließ, trieb unſtreitig eine anſehnliche Menge der Kreuzzügler zu dieſem außerordentlichen Unternehmen. Doch nöthigte auch der Papſt manche Fürſten wider ihren Willen dazu, von denen einige, ſo wie der Papſt ſelbſt, auch wohl auf Vergrößerung ihrer Macht, wohl gar auf neue Reiche rechneten; in Rom hoffte man beſonders auf ein freieres Spiel bei der Entfernung der Fürſten und ihrer Heere. Manche Chriſten reiſeten mit, um Verbrechen abzubüßen, andere aus Kriegsluſt, Ruhmſucht und Beutedurſt, oder auch wegen Verarmung und um ſich von der Bezahlung ihrer Schulden loszumachen, oder um den höchſten Ablaß und die Seligkeit zu verdienen. Auch fehlte es nicht an Handelsſpekulationen und nicht an Zeichen und Wundern, an Erſcheinungen von Chriſtus, Petrus, von der Maria, die zur Theilnahme an dem Zuge ſollten aufgefordert haben.

Den Hauptanſtoß gab der Einſiedler Peter von Amiens in Frankreich. Er kam 1093 von einer Wallfahrt aus Jeruſalem zurück mit einer kläglichen Schilderung von der Lage der dortigen Chriſten, hatte ein Schreiben von dem daſigen Patriarchen bei ſich, wollte Chriſtum geſehen und von ihm die Aufforderung an das ganze Abendland zu einem Kreuzzuge vernommen haben. Mit einem Krucifixe in der Hand, einem Stricke um die Lenden, barfuß und armſelig zog er umher und rührte und erſchütterte durch ſeine Predigten die Herzen. Der Papſt Urban II. hielt 1095 eine Verſammlung in Clermont, wohin Abgeordnete aus allen Gegenden kamen und er und Peter ſprachen ſo eindringlich, daß alle Anweſende auf ihre Kniee fielen und ausriefen: Gott will es! Ganz Europa gerieth nach und nach in Bewegung und ſammelte ſich in großen Schaaren. Die erſten 60,000 führte Peter und ein Edelmann, wegen ſeiner Armuth Walter Habenichts genannt. Dieſer Haufe enthielt faſt nur liederliches Geſindel, das ſchon auf ſeinem Sammelplatz am Rhein ſeinen Beruf zum heiligen Streite dadurch beweiſen wollte, daß es die dortigen Juden todt ſchlug und ihr

Gut raubte; viele Juden erwürgten einander in der Verzweiflung ſelbſt. Dieſe Kriegsſchaar wollte ihre Lebensart auf der Reiſe fortſetzen, aber man vergalt ihnen reichlich; nur 20,000 kamen nach Conſtantinopel. Der Kaiſer Alexius ſchaffte dieſe Gäſte eiligſt fort, da ſie, ſchlimmer als die Türken, in den Kirchen und Häuſern plünderten; in einer Schlacht gegen den Sultan entkam nur Peter, der überhaupt ſein Heil gern im Davonlaufen ſuchte, mit 3000 Mann. Andre Heere, von fanatiſchen Prieſtern angeführt, ermordeten nur allein in Baiern auf 12,000 Juden, fanden aber als Räuber in Hunger und Elend ſchon in Ungarn ihren Untergang. Das Heer des tapfern und edeln Gottfried von Bouillon, Herzogs von Nieder-Lothringen, den die Helden Bormund, Fürſt von Tarent und deſſen Anverwandter, der berühmte Tancred, nebſt vielen Grafen, Rittern, auch Biſchöfen unterſtützten, doch auch zuweilen durch Selbſtſucht ihm Alles erſchwerten, war 80,000 Mann ſtark. Es kam endlich an dem Orte ſeiner Beſtimmung an. Unter den empörendſten Greueln des Fanatismus und der Rachſucht, unter ſchrecklichem Morden und Blutvergießen zwiſchen den Kreuzfahrern und Türken wurden erſt die Städte Nicäa, Antiochien, und 1099 Jeruſalem im Sturm, mit ſchonungsloſem, ſiebentägigem Niedermetzeln unter den Einwohnern und Kriegern, dem die beſſer geſinnten Anführer nicht zu ſteuern vermochten, erobert. Man erwählte nun Gottfried von Bouillon zum Könige von Jeruſalem, der ſich die Wahl zwar endlich gefallen ließ, ſich aber aus unverſtellter Demuth nur Herzog Gottfried nannte und die Königskrone nie da tragen wollte, wo ſein Herr die Dornenkrone getragen habe. Er ſtarb ſchon 1100. Hunderttauſende folgten auf die in Europa verbreitete Siegesnachricht ihren Brüdern 1102 nach; die meiſten kamen aber durch Ungemach und das Schwert um. Papſt Eugen III. und Bernhard von Clairvaux brachten den zweiten Kreuzzug 1147 zu Stande. Der Kaiſer Conrad III. und Ludwig VII. von Frankreich ſuchten die neuen Fortſchritte der Feinde zu hemmen; ſie hatten 70,000 geharniſchte Reiter bei ſich; aber ſie verließen Paläſtina in der traurigſten Lage. Der tapfere und die Chriſten an Edelmuth oft beſchämende Sultan Saladin eroberte 1187 Jeruſalem wieder. Der Kaiſer Friedrich I.,

nebſt den Königen Philipp Auguſt von Frankreich und Richard von England unternahmen 1189 den dritten Zug; Friedrich ſtarb nach einigen Siegen an Erkältung und jene auf einander eiferſüchtigen Könige behielten blos Acre oder Ptolemais. Da die Kaiſer in Conſtantinopel alle Urſache hatten, mit dieſen verzehrenden und verheerenden Schwärmen unzufrieden zu ſeyn, ihnen daher keine Unterſtützung mehr geben konnten und wollten, ſich vielmehr vor dieſen Horden zu ſchützen ſuchten, aber freilich ihr Reich mit ſich ſelbſt uneinig war, ſo bemächtigten ſich unter vielen Greueln die Lateiner der Hauptſtadt und ſtifteten unter Balduin I. das ſogenannte Lateiniſche Kaiſerreich 1204, das jedoch 1261 ein Ende nahm, indem die Griechen, die in Nicäa ihr Kaiſerthum fortgeſetzt hatten, die Hauptſtadt wieder einnahmen. König Andreas von Ungarn und Herzog Leopold von Oeſtreich ließen ſich 1217 zu dem vierten Kreuzzuge verleiten; der Sultan wollte Jeruſalem heraus geben; nur der ſtolze päpſtliche Legat war damit noch nicht zufrieden: allein zuletzt mußten es die Chriſten als ein Glück anſehen, daß ſie ſich ungeſtört zurückziehen durften. Der wackre Kaiſer Friedrich II. eroberte im fünften Kreuzzuge Jeruſalem 1229, konnte aber das Land nicht behaupten. Der heiße Trieb, es zu erobern, wurde nicht abgekühlt; in vielen Ländern entliefen ſelbſt die Knaben und wollten ſich nach Jeruſalem durchbetteln. Den ſechſten und letzten Zug unternahm 1248 der König Ludwig IX. von Frankreich mit Klugheit, Muth und einem ſchönen Heere von 40,000 Mann. Aber er wurde nach tapferer Gegenwehr mit 20,000 Franzoſen gefangen, mußte ſich theuer loskaufen, machte aber doch einen neuen Verſuch 1270, trotz aller Bitten und Abmahnungen der Seinigen und kam mit den meiſten Kriegern, worunter ſein eigner Sohn war, durch die Peſt um. Da Niemand mehr Luſt hatte, nach Paläſtina zu ziehen, ſo ging 1291 mit dem Verluſt der letzten Feſtung, die Herrſchaft der Chriſten dort zu Ende. Ueber ſechs Millionen Menſchen kamen in dieſen Kreuzzügen durch ihre ſchlechten Sitten, durch das Schwert der Feinde, durch Hunger oder ſchlechte Nahrungsmittel, durch Krankheiten und Seuchen, um ihr Leben; der Papſt und die Kirche wurden durch Schenkungen nnd Vermächtniſſe der Krieger, durch freieres Schalten in den

Ländern, reich und mächtig; die Fürſten und Unterthanen arm; fruchtbare Länder in Europa und Aſien waren durch die Kriege und Durchzüge zu Einöden gemacht, und namenloſe Greuel an Hülf- und Wehrloſen verübt worden. Waren die Kreuzzüge in den Sünden des Aberglaubens, des Ehrgeizes und der Habſucht empfangen und geboren, mit Verkehrtheit und Grauſamkeit angefangen und unterhalten worden, ſo waren auch keine beſſern Folgen zu erwarten. Vorzüglich gewann der Kram mit Reliquien. Sie wurden vermehrt z. B. durch eine große Schüſſel aus Smaragd, die angeblich dem Salomo von der Königin aus Saba geſchenkt wurde, und aus welcher Chriſtus mit ſeinen Jüngern das Oſterlamm genoß. Man verwahrt ſie noch in der Domkirche zu Genua, als ein Geſchenk von dem Könige Balduin. Man fand einen weißen Felſen mit Fußtapfen von Jeſu; ſein Schweißtuch; die ſteinernen Waſſerkrüge von der Hochzeit in Cana, unzählige Stücken des Kreuzes; und dergl. Wollte Jemand die Reliquien eines Heiligen bezweifeln oder wußte man nicht, wie der gute Mann hieß, ſo war er ſo gefällig, und erſchien zur Nachtzeit einem Prieſter, den er darüber belehrte. Indeß erweiterten ſich doch auch die Kenntniß und Verbindungen der Länder und Völker; es eröffneten ſich neue Quellen für Handel und Gewerbe, was beſonders die Städte in Aufnahme brachte, ſo daß ſie zugleich auch Sicherheitsplätze für Leben, Eigenthum, Kunſt und Wiſſenſchaften in den Zeiten rauher Gewaltthätigkeiten wurden.

Zur Rettung des Griechiſchen Reiches halfen alſo die Kreuzzüge nichts. Die Türken rückten vielmehr immer näher; eroberten 1362 Adrianopel, 1403 Servien und die Bulgarei und zahlreiche Chriſten wurden Sklaven. 1409 mußte der Kaiſer den Türken 10,000 Goldgülden Tribut geben. Und doch ließ man ihn ohne Hülfe, ſo nahe auch die Gefahr war, was nachher Ungarn, Siebenbürgen, ſelbſt Wien hart genug büßen mußte. Die Griechen waren nun einmal als Ketzer verrufen, man täuſchte ſich in dem Wahne, die Türken würden einander ſchon ſelbſt aufreiben; es fehlte im Abendlande auch nicht an Krieg und Streit; beſonders aber bewies Kaiſer Friedrich III. eine beweinenswerthe Unthätigkeit. Vergeblich flehten die Griechen um Beiſtand; ſie hatten zum Theil im dreizehnten Jahr-

hundert ſchon ſich dazu verſtanden, den Römiſchen Supremat anzuerkennen; aber die Patriarchen, die einander auch oft im blutigen Zwiſt verdrängten, hinderten es, und wer ſich für die Vereinigung erklärte, wurde verfolgt. Noch einmal verſuchte man ſie 1438 auf einer Kirchenverſammlung in Ferrara im Kirchenſtaate, die dann nach Florenz verlegt und der Basler entgegengeſetzt wurde, zu bekehren. Es kam ſogar der Griechiſche Kaiſer mit ſeinem Patriarchen und mit großem Gefolge dahin; küßte jedoch nicht die Füße, ſondern nur die Hand des Papſtes. Nun disputirte man über das Fegfeuer und den Zuſatz, daß der heilige Geiſt auch vom Sohne ausgehe, über das ungeſäuerte Brot im Abendmahl und den Primat des Papſtes. Die Griechen gaben endlich nach, der Vertrag wurde unterzeichnet; aber alle die unterſchrieben hatten, wurden in Conſtantinopel für Abtrünnige gehalten und die Trennung wurde nur noch mehr befeſtigt. Conſtantinopel blieb ſeinem Schickſale überlaſſen. Der kriegeriſche Mohammed II. belagerte dieſe Stadt 1453 mit 100,000 Mann. Die Einwohner waren zu entnervt, weichlich und zum tapfern Widerſtand weder geneigt noch geſchickt; ja aus Geiz unterſtützten ſie nicht einmal ihre Vertheidiger, ſondern ſuchten nur das Leben und ihre Reichthümer zu retten. Die ſchwache Beſatzung wurde überwältigt, der edle Kaiſer Conſtantin XI. bereitete ſich, da er Alles verloren ſah, mit chriſtlichem Muthe vor, mit dem Degen in der Hand zu ſterben. Es geſchah, Mohammed ließ ihn anſtändig begraben; 4000 Menſchen kamen um, aber 60,000 wurden Sklaven. Doch die Stadt Pera wurde mehr geſchont, den dortigen Chriſten wurde Religionsfreiheit verſprochen, aber ſie wurde immer mehr beſchränkt. Nun endlich entſtand ein allgemeines Wehklagen in Europa, und es wurde viel von Wiedereroberung geſprochen, aber dabei iſt es auch bis heute geblieben. War vorher die Würde eines Patriarchen oft unſicher, ſo wurde ſie es noch vielmehr, als der Sultan oder ſeine Miniſter die Patriarchen ein- und abſetzten, ermordeten oder verwieſen und die Stelle verkauften. Uebrigens ſtanden aber mehrere Erzbiſchöfe und Biſchöfe, die Patriarchen von Antiochien, Alexandrien und von Jeruſalem unter ihm; ſo

wie viele Gemeinden in der Moldau, Wallachei und in andern Türkiſchen Provinzen.

Dagegen gewann die Griechiſche Kirche immer mehr durch die Bekehrung der Ruſſen, die ſich zu ihr wendeten. Dieſe Abkömmlinge des großen Slavenſtammes, die erſt nach dem Jahr 800 vorkommen, verehren den Apoſtel Andreas als ihren Bekehrer. Eine verwitwete weiſe Regentin Olga ließ ſich 955 in Conſtantinopel taufen und Helene nennen, und ſie wird noch als Heilige in Rußland angeſehen; mehrere Ruſſen nahmen nun auch das Chriſtenthum an. Ihr Enkel Wladimir (981 — 1015) heirathete eine Griechiſche Prinzeſſin Anna, ließ ſich mit vielen angeſehenen Ruſſen taufen; die Götzentempel wurden niedergeriſſen und Kirchen erbaut; und die Religion machte ihn milder und beſſer. Er ſorgte auch für Schulen und es wurden darin die noch jetzt bei den Ruſſen gewöhnlichen ſlaviſchen Buchſtaben aufgenommen. Man verehrt ihn als Heiligen. Nur machte er ſein Reich unglücklich, daß er es in kleine Reiche zerſtückelte. 1036 wurde das erſte Erzbisthum in Kiow errichtet; auch wurden Klöſter, Kirchen und Kirchenordnungen geſtiftet. Freilich war die Religionskenntniß ſehr mangelhaft. Doch findet man 1113 einen Mönch Neſtor in Kiow, der ein, auch noch jetzt geſchätztes und fortgeſetztes Werk über die Slaven hinterlaſſen hat. Allein nach dem Jahr 1238 wurden die Ruſſen von den Mogolen, Schweden, Polen, Ungarn und andern Völkern ſehr bedrängt, und nun gaben ſich ſchon ſeit 1200 die Päpſte alle Mühe, die Ruſſiſche Kirche mit der Römiſchen zu vereinigen. Ein Ruſſiſcher Fürſt willigte auch ein, trat aber 1247 zurück. Da unterfing ſich der Papſt, das Reich dem Könige von Litthauen, nachdem er ſich hatte taufen laſſen, zu ſchenken. Allein nur was an Polen kam, fiel unter dem Drucke von der Griechiſchen Kirche ab, die Ruſſen blieben ihr treu. Iwan Waſiliewitſch (1462 — 1505) war gleichſam der zweite Stifter des in Verwirrung und Bedrückung gerathenen Ruſſiſchen Reiches. Wie das Mönchsweſen des Occidents ſich nach dem heiligen Benedikt richtete, ſo dagegen verehren die Mönche des Orients den heiligen Baſilius als ihren Führer.

Vierter Zeitraum.

Von der Reformation 1517 bis zu dem Jahr 1830.

Erſte Abtheilung.

Von der Reformation bis zu dem Aufblühen des Jeſuiterordens und dem Religionsfrieden 1517 — 1555.

§. 30.

Doktor Martin Luther *).

Woher man Hülfe in dem allgemein beklagten Nothſtande der Kirche erwartete, daher kam ſie nicht: was Kaiſer, Könige und andre Fürſten, was die großen, geräuſchvollen und koſtſpieligen Kirchenverſammlungen nicht zu ändern vermochten, das änderte ein armer Bergmanns Sohn, ein Mönch. Martin Luther wurde 1483 den 10. Nov. von armen Eltern, die ſpäterhin durch Fleiß und Rechtlichkeit in einigen Wohlſtand kamen, geboren. Sein Vater Hanns Luther, ein Bergmann und ſeine Mutter Margarethe, eine geborne Lindemann aus Franken, wohnten in dem Sachſen-Meiningiſchen Dorfe Möhra, unweit Eiſenach. Sie reiſeten nach Eisleben und dieß wurde Luthers Geburtsort, und zogen nachher nach Mansfeld, wo Hanns Luther endlich Rathsherr wurde. Er trug den ſchwächlichen Sohn anfangs in die Schule, ermahnte den Schullehrer ſtreng zu ſeyn und Martin Luther bekennt ſeblſt, er ſey „funfzehnmal hinter einander wacker geſtrichen, und von ſeiner Mutter um einer geringen Nuß willen bis aufs Blut geſtäupet

*) Es iſt zu bedauern, daß Luther das Vorhaben, ſelbſt ſein Leben zu beſchreiben, aus Mangel an Zeit nicht ausgeführt hat.

worden.“ Luther gedenkt dankbar der Frömmigkeit und Redlichkeit ſeiner Eltern, meint aber doch, er ſey zuweilen zu hart behandelt und dadurch auf lange Zeit ängſtlich und ſchüchtern geworden. Im vierzehnten Jahre kam er auf die Schule nach Magdeburg, ging aber aus Mangel an Unterſtützung von da nach Eiſenach, und mußte ſich erſt kümmerlich ſein Brot als Currentſchüler erwerben. Eine begüterte Bürgerfrau, Urſula Cotta, welcher ſein andächtiges Singen und Beten vor dem Hauſe und in der Kirche ſo wohlgefiel, nahm ihn zu ſich, und nun konnte er ſorgenfreier ſtudiren. Er ſpielte ihr auf der Flöte und Laute vor und nahm aus Dankbarkeit ihren Sohn 1540 und 41, da er in Wittenberg ſtudirte, als Haus- und Tiſchgenoſſen freundlich auf. Luther rühmt unter ſeinen Lehrern beſonders den Rektor Johann Trebanius, als einen gelehrten und humanen Mann und einen gewiſſen Wigand. Voll von feurigem Eifer für die Wiſſenſchaften, und mit Kenntniſſen wohl ausgerüſtet, beſuchte er 1501 die Univerſität Erfurt. Hier unterſtützte ihn ſein Vater, der nun die Nachtheile allzudrückender Nahrungsſorgen doch wohl einſehen mochte, beſſer, und Luther beſchäftigte ſich jetzt bei dem Rektor Jodocus zuerſt mit der damaligen ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Philoſophie und ihren ſpitzfindigen dürren Streitfragen. Aber wie konnten dieſe einem ſolchen Gemüthe genügen? Dabei ſtudirte er immer fort die Römer: den Livius, Virgil, Plautus und Terenz; den Cicero wußte er beinahe auswendig; doch ſeine innere Unruhe wurde nicht geſtillt. 1503 in ſeinem zwanzigſten Jahre wurde er mit allem Ruhm Baccalaureus und 1505 Magiſter. Damit erhielt er das Recht zu philoſophiſchen Vorleſungen. Seine Angehörigen, die ſich von ſeinen Gaben große Hoffnungen machten, und denen das Leben der damaligen Geiſtlichen ſehr anſtößig war, was auch Andre von dieſem Berufe abhielt, verlangten, er ſollte ein Rechtsgelehrter werden. Allein die verworrenen Händel an den geräuſchvollen Gerichtsſtätten waren ihm zuwider. Jetzt in ſeinem zwanzigſten Jahre, lernte er auf der Univerſitätsbibliothek die ganze Bibel kennen, da er bisher nur die Perikopen geſehen hatte. Er ſchlug zufällig die Geſchichte der Hanna und des Samuels (1. Sam. 1. u. 2.) auf, und trat jetzt gleichſam in eine neue Welt. Nach den vielen

ſtürmiſchen Zweifeln in ſeinem Innern fand er endlich mit dem Fortſtudiren in der Bibel den erſehnten Frieden. Sein unermüdeter Fleiß, der Kampf in ſeiner Seele, ſo auch die Folgen ſeiner noch immer etwas ſpärlichen Koſt brachten ihn auf ein ſchweres Krankenlager, und er glaubte, er werde gewiß ſterben. Aber ein alter ehrlicher Geiſtlicher, der ihn beſuchte, rief dem ſchon allgemein bewunderten Luther zu: „Seyd getroſt! Ihr werdet nicht ſterben. Unſer Gott wird einen großen Mann aus euch machen, der viele Leute tröſten wird. Wen er lieb hat, dem legt er zeitig das heilige Kreuz auf, in welcher Kreuzſchule geduldige Leute viel lernen.“ Dieſer Zuſpruch, die Bibel, der ſchreckende Unfall, daß ein Freund Alexis meuchelmörderiſch erſtochen wurde, vermehrten den ſtillen Entſchluß, ein Geiſtlicher zu werden, und als ihn bald darauf ein Blitzſtrahl in der Nähe von Stotternheim bei Erfurt ganz betäubt hatte, vollendete er ſeinen Vorſatz. Am Abend vor dem 17. Jul. erheiterte er ſich noch mit ſeinen Freunden durch Muſik; am 18. früh meldete er ſich im Auguſtinerkloſter, das ſich damals vor vielen durch einen guten Ruf auszeichnete. Freundlich aufgenommen, theilte er ſeine Veränderung ſeinen Freunden mit. Dieſe eilten zum Kloſter, um ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen, aber ſie wurden nicht eingelaſſen und Luther ließ vier Wochen Niemanden vor ſich. Sein Vater, der ſich den Sohn bereits als berühmten Juriſten in der Nähe der Fürſten dachte, war ganz entrüſtet, ſchrieb an ihn mit den bitterſten Vorwürfen, nannte ihn nicht mehr wie vorher achtungsvoll Ihr, ſondern Du und erinnerte ihn mit Nachdruck an das vierte Gebot. Luther mit den Vorſtellungen erfüllt, daß die ſündige Welt des Menſchen Verderben und im Kloſter allein Rettung ſey, blieb feſt, indem er ſich darauf berief; „man müſſe Gott mehr gehorchen als dem Menſchen.“ Indeß beklagte er es ſpäter, daß er aus lauter Verblendung für die Mönchsheiligkeit ſolchen herzlichen und vernünftigen Vorſtellungen kein Gehör gegeben, meinte jedoch auch, Gott habe mit Abſicht ihm das Mönchsleben zeigen wollen. Sein Vater ſprach endlich, doch nicht ohne Unmuth: „Er gehe hin; Gott gebe, daß es wohl gerathe.“ Luther unterwarf ſich nun allen Büßungen des Kloſterlebens, und da er doch darin noch nicht die Mittel der Be-

ruhigung fand, ſo ſteigerte er die Strenge ſo hoch, daß er darüber krank wurde und man ihn einſt ohnmächtig fand. Wie ein bemitleidenswerther Schatten ſchlich er hin und her. „Ich hätte mich," erzählt er ſelbſt, „wenns länger gewähret, mit Faſten, Leſen und Beten zu Tode gequält, und mir ſo wehe gethan, daß ichs nicht zu beſchreiben vermochte, und doch dachte ich, Gott wäre mir nicht gnädig." Ein alter Ordensbruder verſicherte ihm den Troſt der Vergebung durch Jeſum, was ihn mehr erquickte, als Alles, was man ihm von dem Ablaß und den Worten der Heiligen vorſagte.

Ob man ſich nun gleich durch Luthers Eintritt in dem Kloſter geehrt fühlte, ſo mußte er doch anfangs die niedrigſten Dienſte verrichten, das Kloſter, ſelbſt die heimlichen Gemächer, reinigen, und mit dem Sacke in der Stadt herum betteln. „Mit dem Erbetteln von Fleiſch, Brot, Eiern und Gelde, nicht mit dem Studiren hilft man dem Kloſter," ſo war die Sprache der Mönche. Er hatte ſchon in Magdeburg ſogar einen Prinzen von Anhalt abgezehrt, elend, düſter und auch im Winter barfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem Bettelſacke in der Stadt herumziehen ſehen, wo dieſer Thor ganz ermattet hinſank, aber von ſeinem Begleiter, einem fetten Kapuziner, mit Rauheit fortgetrieben wurde. So wollte auch Luther, durch andre Märtyrer und Wundergeſchichten erhitzt, den Himmel verdienen. „Ein frommer Mönch," ſagt er, „bin ich geweſen; iſt einer durch Möncherei hinein gekommen, ſo wollte ich auch wohl hinein gekommen ſeyn." Die Univerſität und beſonders auch Herr von Staupitz *), der Vorſteher des Ordens, verſchaften Luthern eine beſſere Lage und ermunterten ihn zu nützlichern Geſchäften. Die Bibel, die ihm Staupitz geſchenkt hatte, beſonders die Pſalmen, worin er ſich einſt mit dem 22ſten drei Tage in einer verſchloßnen Zelle bei Waſſer und Brot beſchäftigte, die Schriften des Auguſtinus, den er früherhin nicht recht leiden konnte, aber nachher allen Kirchenvätern vorzog,

---

*) Ein helldenkender Mann, der Luthern vertheidigte, es aber doch nicht wagte, ſich öffentlich für die Reformation zu erklären. Luther verehrte ihn dankbar; doch war er unzufrieden, als Staupitz nachher zu den Benediktinern übertrat.

ihm jedoch auch Irrthümer nachwies und ſie freimüthig widerlegte, nahmen ſeine Zeit vorzüglich in Anſpruch. 1507 wurde Luther zum Prieſter geweiht. Auf ſeine Einladung erſchien auch der nun etwas freundlicher gewordene Vater, brachte zwanzig Reiter mit, wünſchte dem Sohne Glück und beſchenkte den bleichen Prieſter mit zwanzig Gulden. Im J. 1508 wurde Luther auf die 1502 von dem vortrefflichen Kurfürſten von Sachſen, Friedrich dem Weiſen, geſtiftete Univerſität Wittenberg als Profeſſor der Theologie berufen, und zwar auf Empfehlung von Staupitz, dem der Kurfürſt viel Vertrauen ſchenkte. Er erhielt zugleich ein Predigtamt 1509 und erregte ſehr bald großes Aufſehen. Beauftragt die ariſtoteliſch-ſcholaſtiſche Philoſophie zu erklären, rügte er vielmehr den mit ihr getriebenen Mißbrauch, durch ſie die chriſtlichen Lehren zu beweiſen; und man äußerte ſchon jetzt: „Dieſer Mönch wird alle Doktores irre machen; er ſteht auf Chriſti Wort, das wird Niemand umſtoßen.“ Er ſtudirte fleißig die Grundſprachen und hielt Vorleſungen über die Bibel, doch zum Predigen brachte ihn erſt das Zureden von Staupitz; wobei Luther ausrief: „Herr Doktor, ihr bringt mich ums Leben; ich halte kein Vierteljahr aus!“ Aber er fand allgemeinen Beifall und ſein Landesherr, der ihn hörte, erſtaunte über die Kraft der Rede. Das Vertrauen zu Luther, dem man ſchon allerhand andre Geſchäfte übertrug, und der Ruhm der Univerſität nahmen täglich zu. 1510 ſchickte ihn Staupitz, der auf 40 Auguſtinerklöſter beaufſichtigte, in Angelegenheiten des Ordens nach Rom. Der ehrliche Luther, bei ſeiner Unbekanntſchaft mit der Welt und bei ſeinem argloſen Herzen, erwartete in dieſer Stadt den Glanz aller Frömmigkeit, und in dem Papſt einen Heiligen. Aber je näher er Rom kam, deſto ſchrecklicher wurde er enttäuſcht. In dem Papſte Julius fand er einen Krieger, an ſeinem Hofe und unter dem Klerus grauenvolle Unwiſſenheit, ärgerlichen Religionsſpott, ſchnöden Handel mit Gegenſtänden des Glaubens und Aberglaubens. „Ich habe zu Rom viele Meſſen halten ſehen,“ erzählte er ſelbſt, „ſo daß mir grauet, wenn ich nur daran denke.“ „Ich hörte einſt über Tiſche unter andern groben Grumpen mehrere Curtiſane lachen und ſich rühmen, wie ſie beim Meſſeleſen über dem Brot und Wein, indem ſie die Monſtranz

aufhoben, ſprachen: Panis es et panis manebis, vinum es et vinum manebis *). Ich war ein junger frommer Mönch, dem das wehe that. Was konnte ich anders denken als: Redet man über Tiſche ſo: wie wenn ſie allzumal, Papſt und Cardinäle und alle Curtiſanen auf ſolche Weiſe Meſſe hielten? Dabei ekelt es mir, daß ſie ſo ſicher und fein rips raps Meſſe leſen konnten, als trieben ſie ein Gaukelſpiel. Denn ehe ich zum Evangelio kam, hatte mein Nebenpfaff ſeine Meſſe ſchon ausgerichtet und ſchrie mir zu: „passa, passa, immer weg, mach', daß du fertig wirſt." Luther las ſeine Meſſe langſam und andächtig; unterdeß waren neben ihm ſieben geleſen worden und man rief ihm zu: „Fort, fort, ſchicke unſerer Frau ihren Sohn bald wieder heim." Noch fügt er hinzu: „Wir haben viele ruchloſe Domherren, Vikarien und Altariſten geſehen, die Tag und Nacht mit Saufen und Huren zubrachten und doch des Morgens Meſſe hielten." „Je näher Rom, je ärger ſind die Chriſten." So ſpricht er von einem Kloſter in der Lombardei, das jährlich 36,000 Dukaten Einkünfte habe: „12,000 werden auf Gaſtereien; 12,000 auf Gebäude; 12,000 auf den Convent und die Brüder verwendet." Die Rechnung traf alſo jedes Mal ein! Natürlich wurde hier ſchon Luther in ſeinem Vertrauen zu dem Papſte erſchüttert, daher er ſagen konnte: er gäbe dieſe Reiſe nicht um tauſend Gülden hin. Er hatte geſehen, wie hier alles käuflich war und wie die ſtolzen Italiener mit Lachen das Geld von den dummen Nationen hinnahmen.

Im Jahr 1512 wurde Luther auf das Verlangen ſeines Kloſterconvents und auf Zureden von Staupitz Doktor der Theologie. Er entſchuldigte ſich mit ſeiner Kränklichkeit, Armuth und mit ſeinen Anfechtungen; aber Staupitz erwiederte: „Unſer Gott wird bald im Himmel und auf der Erde genug zu thun haben, wozu er junge Doktoren nöthig hat." Der Kurfürſt gab die Koſten und ſein College, Andreas Bodenſtein, auch Karlſtadt, von ſeiner Vaterſtadt in Franken genannt, ertheilte ihm dieſe Doktorwürde. Bei dem Eide gelobte Luther „die hei-

*) Du biſt Brot und Wein und wirſt Brot und Wein bleiben.

lige Schrift zu erforſchen und zu predigen, den darin enthaltenen Glauben durch Schriften und Diſputiren wider alle Ketzer nach Kräften zu vertheidigen und keine fremden von der Kirche verdammten*) und frommen Ohren anſtößige Lehren vorzutragen.“ Auf dieſen Beruf und Eid ſtützte ſich auch nachher Luther, tröſtete ſich damit in allen bedenklichen Lagen und bewies ſeit dieſer Zeit eine noch weit größere Freimüthigkeit und Entſchloſſenheit; ſtudirte nur noch eifriger, ſchloß ſich an die hellen Köpfe, an Reuchlin, Erasmus, Pirkheimer und Hutten an, die ſchon mit den Mönchen und Finſterlingen in Krieg verwickelt waren. Er las über die Pſalmen und vorzüglich über den Brief an die Römer; und wie Paulus die Einbildungen der Juden auf ihr Geſetz, auf ihre jüdiſchen Werke und auf eignes Verdienſt verwarf, ſo tadelte auch Luther den Stolz auf gute Werke überhaupt, und beſonders auch auf das, was die Römiſche Kirche dafür anſahe. Er verwies in einer Diſputation 1516 und in ſeinen Predigten immer auf die heilige Schrift und auf den lebendigen Glauben an Jeſum. Sein Sprachſtudium belebte auch den Eifer der Studirenden, die Wittenberg zahlreich beſuchten. Es gab nun zu den Sprachkenntniſſen ſchon Vorbereitungen und Hülfsmittel für die Lernbegierigen. Zwei Männer, Lichter jener Zeit, verdienen vor allen Erwähnung: Johann Reuchlin und Erasmus von Rotterdam. Reuchlin (geb. 1455, geſt. 1522) aus Pforzheim in der Unterpfalz, war ſcharfſinnig und Meiſter in der Lateiniſchen, Griechiſchen und hebräiſchen Sprache; die letztern lernte er mühſam von den Griechen und Juden. Er hatte eben, ſo wie Luther, Läſterreden über heilige Gegenſtände mit angehört, war ein Feind des Aberglaubens und ein muthiger Vertheidiger der Wahrheit; dabei ein brauchbarer gewandter Geſchäftsmann und ſelbſt bei Fürſten beliebt. Er hatte in Paris und Orleans ſtudirt, war viel gereiſet und zweimal mit großem Nutzen in Rom geweſen, wurde Doktor der Rechte und lehrte in Tübingen Jurisprudenz und ſchöne Wiſſenſchaften. Der Kaiſer Friedrich III. adelte ihn, ernannte ihn zum kaiſerlichen Rathe und ſchenkte ihm eine koſt-

---

*) Natürlich nicht die von einzelnen Päpſten und kleinen Synoden oder in Rom allein verworfnen.

bare Handſchrift der hebräiſchen Bibel. Als ſich Reuchlin von Tübingen nach Heidelberg wendete, ſo ſuchte er hier die Bibliothek möglichſt zu vermehren, vertheidigte geſchickt in Rom ſeinen in den Bann verfallnen Landesherrn, den Kurfürſten von der Pfalz, und ſollte Lehrer in Wittenberg werden, empfahl aber dafür ſeinen von ihm mitgebildeten Vetter Melanchthon. Jetzt traten die um ihrer Unwiſſenheit willen ſchon oft dem Spott Preiß gegebnen Mönche gegen ihn auf. Sie bewirkten unter der Anführung eines getauften Juden, Johann Pfefferkorn und Jacob Hogſtraten, des päpſtlichen Ketzerrichters in Cöln, wo dieſe Sippſchaft der Finſterniß ihren Hauptſitz hatte, daß der ſonſt ſo verſtändige Kaiſer Maximilian 1519 den Befehl gab: alle hebräiſchen Schriften, das alte Teſtament ausgenommen, ſollten als unnützes Gut verbrannt werden. Zum Glück fügte er hinzu, es ſollte bei der Execution jedesmal ein weltlicher Rath mit zugegen ſeyn. Da erklärte Reuchlin dem Kaiſer, daß das Verbrennen jener Schriften bei weitem keine Widerlegung ſey, ſondern vielmehr den Feinden Waffen in die Hand gebe, als ob man nicht im Stande geweſen, ſich mit ihnen zu meſſen; eben jene Schriften würden auch wackre Streiter für das Chriſtenthum erwecken, die es ſiegreich verherrlichen könnten. Es entſtand ein faſt zehnjähriger heftiger Federkrieg; die Univerſitäten Paris, Löwen, Erfurt und Mainz ſtanden, eben nicht zu ihrer Ehre, den Mönchen bei; aber der Kaiſer kam zur beſſern Erkenntniß und lobte Reuchlin; Erasmus vertheidigte ihn bei dem Papſte Leo X., alle aufgeklärten Männer traten auf ſeine Seite; auch Luther rühmte ihn ſehr; mehrere edle Ritter erboten ſich, nöthigenfalls ihn mit ihrem Schwerte zu ſchützen und eine höchſt ſatiriſche Schrift: Epistolae obscurorum virorum, (Briefe der Finſtermänner), welche wahrſcheinlich den Ritter Hutten und einige andre Gelehrte zu Verfaſſern hatte und die Aufgeblaſenheit, Thorheit, Sprach- und Lebensweiſe der Mönche ſehr komiſch ſchilderte, brachte auch die Lacher auf Reuchlins Seite. Leos Bevollmächtigter, der Erzbiſchof von Speier, entſchied für Reuchlin; Hogſtraten, der ſeinen Gegner ſchon auf dem Scheiterhaufen ſahe, mußte auch noch 111 Goldgülden Koſten bezahlen und nun wurde beiden Theilen Stillſchweigen auferlegt. Indem Reuchlin durch mündliche und ſchrift-

liche Belehrungen, beſonders auch durch ſeine Sprachlehre mit einem Wörterbuche über die hebräiſche Sprache, durch ſeine Kenntniß der Griechen, Gelehrſamkeit und Einſicht beförderte, nützte er zugleich der Reformation, ob er wohl auch einigen Irrthümern ſeiner Zeit, beſonders aſtrologiſchen Deutungen, ergeben war.

Erasmus (geb. 1467, in Rotterdam, geſt. 1536, in Baſel), verband mit gründlicher Gelehrſamkeit auch feinen Geſchmack und Witz; wünſchte ſehr eine Reformation, doch, wie viele ſeiner Zeitgenoſſen, durch den Papſt und die Kirchenverſammlungen, was nur leider immer bloß fromme Wünſche blieben. Er wurde für den geiſtlichen Stand beſtimmt; doch von dem Kloſterleben und der Prieſterweihe bald wieder befreit; ſtudirte in Paris, fand bei ſeinen großen Gaben überall Unterſtützung, und ſchon vor dem Jahr 1500 urtheilte er über das Mönchsweſen, über Theologie und die Theologen jener Zeit freimüthig und einſichtsvoll. „Man muß hier," ſagte er, „Alles verlernen, was man von beſſerer Gelehrſamkeit gelernt hat." Im Jahr 1506 wurde er Profeſſor der Griechiſchen Sprache auf der Engliſchen Univerſität in Cambridge, ging dann nach Italien und wurde in Turin Doktor der Theologie; er fand in Italien zwar viele Gelehrte, aber auch Sittenverderber, Gotteslâugner, und ärgerte ſich über den prachtvollen Einzug des Papſtes Julius II. Er kehrte nach England zurück, wo ihn der König Heinrich VIII. ſehr ehrte; gab viele Schriften, unter andern eine berühmt gewordne Sammlung von Sprüchwörtern heraus; ein „Handbuch für einen chriſtlichen Streiter," worin er die Anrufung der Heiligen und ihre Wunder deutlich genug verwirft. Sein „Encomium Moriae oder ein Lob der Narrheit" züchtigt die Thorheiten aller Stände, beſonders die ſcholaſtiſchen Theologen und Mönche; er meinte, „die Apoſtel müßten einen ganz andern Geiſt haben, wenn ſie ſich mit dieſen neuen Theologen verſtändlich unterreden ſollten." Dafür wurde er von den Gegnern für unſinnig erklärt. Im J. 1516 kam er nach Baſel. Hier erſchienen nun ſeine wichtigſten Werke: eine Ausgabe des Griechiſchen Textes des Neuen Teſt. mit ſeinen Anmerkungen, worauf vier, immer brauchbarere Auflagen erfolgten. Dann gab er ſeine Paraphraſe des

N. Teſt. heraus, die mit ſeinen Anweiſungen, zur rechten Theologie zu gelangen und gemeinnützig zu lehren und zu predigen, ungemeinen Nutzen ſtiftete, ſo wie er auch aus den Kirchenvätern den Ungrund mancher Kirchenlehre andeutete und durch Lateiniſche Geſpräche (Colloquia familiaria) der Jugend nützte. Nur ſein Anſehen als Gelehrter konnte ihn vor Verhaftung ſchützen, verketzert wurde er genug. Man hat ihn vielleicht zu hart deßhalb beurtheilt, weil er nicht in Luthers Feuereifer mit einſtimmte. Er billigte die Sache, nur nicht Luthers und ſeiner Gegner Hitze und Schmähen; aber man mißbrauchte auch ſeine mündlichen und ſchriftlichen Urtheile, was ihm, dem nach ſeinem Charakter ruhiges und ungeſtörtes Studiren und Wirken das Liebſte war und der damit der Kirchenverbeſſerung vielen Vorſchub that, mancherlei Verdruß zuzog. Daß er größer als Luther an Gelehrſamkeit war, dagegen an Uneigennützigkeit, Heldenmuth, öffentlicher Wahrheitstreue unter ihm ſtand; daß er beſonders gegen Hutten, als dieſer im Unglück war, nicht feſt als Freund blieb, auch auf das Lob und die Gunſt der Hohen einen zu hohen Werth legte, und ſich zuletzt zweideutig, ja feindlich gegen Luthern benahm, möchte wohl nicht zu beſtreiten ſeyn.

Staupitz machte 1516 eine Reiſe in die Niederlande, um für den Kurfürſten von Sachſen Reliquien einzukaufen, wovon dieſer ein großer Freund war, jedoch Luthers Tadel nicht übel nahm, ihm vielmehr dafür einen neuen Rock verehrte. Luther erhielt Auftrag, in dieſer Zeit die Auguſtinerklöſter in Meißen und Thüringen zu viſitiren. In Grimma hörte er ſchon, daß Tezel in Wurzen ſey und verſicherte, „er werde bald der Pauke ein Loch machen.“ Von da reiſete er nach Dresden, dann nach Erfurt, Gotha, Langenſalza, Nordhauſen u. ſ. w., verbeſſerte viele Mängel, hielt die Mönche zum Bibelleſen an, und ſorgte beſonders für die Schulen. „Ohne dieſe,“ ſagte er, „werden die Menſchen Bäre und Wölfe; es kann nicht bleiben, wie es iſt. Darum wollen wir Hand anlegen und Schulmeiſter werden. Wäre ich kein Prediger; ſo weiß ich keinen Stand auf der Erde, den ich lieber wollte. Man muß aber nicht ſehen, wie es die Welt, ſondern wie es Gott achtet und lohnt.“

§. 31.

Der Anfang der Reformation.

Das Verderben in der Kirche wurde immer größer, und beſonders der Ablaßkram unverſchämt getrieben. Die Loſung war: Geld! Geld! Den Hauptablaß hatte der Papſt; aber auch viele Kirchen, Biſchöfe, Klöſter, Legaten und Cardinäle hatten das Recht, für Geld Sündenerlaß zu ertheilen, und fromme Verbindlichkeiten aufzuheben. Vorzüglich mißbrauchte man das Vorgeben, man habe Geld zum Kriege gegen die Türken und Ketzer, zur Erbauung von Kirchen, Klöſtern, Hospitälern u. ſ. w. nöthig. Jedes Jahr kamen neue Bullen und Briefe; 1512 trug ein päpſtlicher Legat noch auf eine Kopfſteuer, von einem Groſchen für jede Perſon, in Deutſchland an, die nicht nur Erwachſene, ſondern alle, die das Abendmahl genießen könnten, zahlen ſollten, welches Geſuch jedoch der Kaiſer und die Reichsſtände abſchlugen. Oft theilten auch wohl weltliche Herren mit den Ablaßkrämern oder nahmen ihnen mit Gewalt eine Summe ab, und ließen ſich vorher abſolviren. Der Papſt Leo X. aus dem berühmten Hauſe Medicis, ein Gelehrter, aber dabei auch ein Freund eines glänzenden Hofſtaats, einer prachtvollen Lebensweiſe, der Baukunſt, Muſik, der ſchönen Wiſſenſchaften, auch der alten Literatur, wobei er ungeheure Geldſummen bedurfte, da allein ſein Einzug 100,000 Thaler gekoſtet hatte, ließ 1517 einen großen Ablaß für Todte und Lebendige predigen, der beſonders auf die Gutmüthigkeit der Deutſchen berechnet war. Die Hauptkommiſſion hatte Arcimbold, ein unruhiger, ſchlauer Mailänder. Er ging in die nördlichen Königreiche, brachte auf eine Million Dukaten zuſammen, und eine Menge Waaren, die er ins Geld ſetzen wollte; allein der ganze Ablaßſchatz wurde weggenommen. In Deutſchland pachtete der Kurfürſt Albrecht von Mainz den Handel. Der Papſt hatte noch 30,000 Kronen für das Pallium von ihm zu fordern, das Erzſtift war durch mehrmalige Zahlungen verarmt, Albrecht hatte viel nöthig, und nun ſollte der Ablaß beiden Verſchwendern helfen. Albrecht borgte das Geld und fand dann in Johann Tezel aus Leipzig, einem unverſchämten, geldgierigen, ſtolzen, unwiſſenden und wollüſtigen Dominikaner,

der 1489 Prediger in Zwickau geweſen war, und den der Kaiſer ſchon zu Inſpruck in einem Sacke, Ehebruchs halber, wollte erſäufen laſſen, den Mann, der das Geſchäft betreiben konnte. Tezel, ſchon ſeit 1502 in der Ablaßtrödelei geübt, wurde nun päpſtlicher Nuntius, Ketzerrichter und 1517 Doctor der Theologie. Mit der gröbſten Frechheit ließ er in Mainz mit des Kurfürſten Namen und Wappen eine Inſtruktion für die Prediger drucken, wie ſie den Ablaß anpreißen ſollten. Da mißbraucht er Stellen der Bibel, um ſeine Vollmacht und die Kraft der Ablaßzettel zu beweiſen; da ſchilt er auf die Menſchen, die nicht beichten, nichts für die armen im Fegfeuer wimmernden Angehörigen thun wollten, und ſie in der Flamme liegen ließen. „Nicht die Meſſen,“ hieß es, „Predigten, Gebete, Sakramente und Fürbitten helfen euch; weder die Aecker noch die Bäume bringen ferner ihre Früchte, und die Weine werden vertrocknen. Nehmt daher die Arznei, die euch dargeboten wird!“ — Das Geld ſollte angeblich zum Bau der Peterskirche in Rom gebraucht werden, aber der Papſt wollte eigentlich ſeine Schweſter damit ausſtatten, die einen Prinzen heirathete. Die Ablaßbriefe, an den Kirchen angeſchlagen, lauteten ſo: „Ich ſpreche dich zuerſt los von allen Kirchenſtrafen, die du könnteſt verdient haben; dann auch von allen Sünden und Verbrechen, die du bisher begangen, wie groß ſie auch ſeyn mögen. Ich erlaſſe dir auch die Strafen des Fegfeuers dafür. Ich mache dich der Sakramente theilhaftig und ſetze dich in den unſchuldigen Stand, den du gleich nach deiner Taufe hatteſt; wenn du ſtirbſt, ſollen die Pforten der Höllen verſchloſſen, das Paradies ſoll geöffnet ſeyn. Im Namen des Vaters ꝛc. „So bald das Geld im Kaſten klingt, ſo bald die Seele in Himmel ſpringt,“ war Tezels Spruch. Auch rühmte er, ſein Ablaß wäre ſo kräftig als das Kreuz Chriſti, ſelbſt der heilige Petrus könnte nicht mehr von der Strafe entbinden als er; ja wer die heilige Jungfrau gemißhandelt hätte, könne hier Verzeihung erhalten. Bei großen Vergehungen wurde ein großer, förmlicher Ablaßzettel mit Angabe des Verbrechens ausgefertigt. Die Sünde der Vielweiberei koſtete ſechs, Kirchenraub, ſo wie Meineid, neun, Blutſchande mit Mutter oder Schweſter einen, der Ehebruch eines Geiſtlichen zwölf, ein

Mord acht, und eine Zauberei zwei Dukaten. Viele Ablaßzettel ſind nach der Reformation aus Erbitterung vernichtet worden. Tezel hatte einſt in Freiberg in zwei Tagen zweitauſend Dukaten zuſammen gebracht. Er hielt ſich einen Bedienten und drei Pferde, führte auch zwei Kinder mit ſich herum.

Wo er anlangte, ließ er der Obrigkeit melden: die Gnade Gottes und des heiligen Vaters ſey vor den Thoren. Nun zogen ihm gewöhnlich die Geiſtlichkeit, der Rath, Mönche und Nonnen, Innungen und Zünfte mit Fahnen und brennenden Kerzen entgegen unter Muſik und Glockengeläute. Die Gnadenbulle wurde auf einem ſeidnen Kiſſen getragen, der Ablaßkrämer trug das Kreuz voran, der Zug ging in die Kirche, das Kreuz wurde mit der Fahne des Papſtes vor dem Altare aufgeſtellt; die den Ablaß rühmende und die Widerſacher verfluchende Predigt begann und ſchloß gewöhnlich mit dem Zuruf: „Leget ein! Leget ein! Leget ein!“ Es iſt unglaublich, mit welcher unverſchämten Lügenhaftigkeit die Krämer ihren Ablaß durch erdichtete Wunder zu empfehlen wußten, aber wie abergläubiſch man auch ſich ihnen hingab. So wollte Tezel in Zwickau den Kirchengehülfen noch einen guten Abſchiedsſchmaus geben, hatte aber ſeinen Raub ſchon eingepackt. Da ließ er am letzten Morgen noch einmal die große Glocke lauten, erzählte dann, daß „ihm in der Nacht noch eine arme winſelnde Seele erſchienen und um Ablaß gefleht habe. Er wolle dafür ſelbſt Herz und Hand öffnen, ſie ſollten ein Gleiches thun,“ — und nun konnte man ſchmauſen. So half er ſich, als er einſt den Leuten eine Feder zeigen wollte, die der Teufel dem Engel Michael im Kampfe ausgerauft habe, wofür ihm aber ein Schalk Kohlen in den Reliquienkaſten gelegt hatte, die er nun nach langem Reden über die Federn hervorzog, ſogleich damit, daß er dieſe Kohlen für Reliquien von dem Feuer des auf dem Roſt gebratnen heiligen Laurentius ausgab. Mykonius aus Franken (ſtarb zuletzt als Generalſuperintendent in Gotha 1546), von Luthern hochgeſchätzt, ſagt: wie auch er als Knabe in Annaberg das ganze Weſen für baare Wahrheit genommen, und als der Ablaß zuletzt wohlfeiler geworden, oder auch umſonſt ausgetheilt worden ſey, ſehnlich darnach getrachtet, und ihn endlich für 6 Pfennige erhandelt, aber nicht erhalten habe,

weil es ihm am Gelde gefehlt und die Gelddiebe geglaubt hätten, er ſey nur abgeſchickt, um ſie zu fangen. Nun kam Tezel in die Nähe von Wittenberg nach Jüterbogk, wo man noch ſeinen Kaſten verwahrt; in das heller gewordne Wittenberg wagte er ſich aber nicht. Allein das Volk ſtrömte ihm in Einfalt zu und kaufte Ablaßzettel genug. Luther bemerkte dieß bald; manche Chriſten kamen nicht mehr zur Beichte oder gingen ohne Abſolution zum Abendmahl, und wollten auch nichts von Beſſerung und Kirchenſtrafen wiſſen; ſie beriefen ſich auf Tezels Ablaß. Da trat Luther eifrig warnend auf und lehrte nach der Bibel: „Wo ihr nicht Buße thut, ſo werdet ihr auch alſo umkommen!“ Man klagte dieß Tezeln, der wild auf Luthern ſchmähete, und um ihn zu ſchrecken, mehrmals Scheiterhaufen in Jüterbogk errichten ließ. Luther ſchrieb an Erzbiſchöfe und Biſchöfe, die aber theils gar nicht, theils nur furchtſam antworteten, wie ſie nicht gegen den Papſt handeln könnten, ob ſie gleich die Schändlichkeit des Ablaſſes, und wie ſehr ſie ſelbſt dadurch an Anſehen und Einkünften verlören, wohl einſähen. Luther aber hielt ſich durch ſein zartes Gewiſſen, ſeinen frommen Sinn und ſeinen Doktoreid verpflichtet, Tezeln zu widerſprechen *). Mit Wehmuth ſahe er, daß von Menſchen keine Hülfe zu erwarten wäre, und nun ſuchte er ſie bei Gott und in der Kraft der Wahrheit. Den 31ſten Oktober 1517, Mittags 12 Uhr, wagte er den erſten kühnen Schritt, und ſchlug 95 Sätze an die allen Heiligen gewidmete Schloßkirche in Wittenberg, und erbot ſich mit jedem darüber zu ſprechen, der ſie mündlich oder ſchriftlich beſtreiten wollte. Ihr Hauptinhalt war: „Das Wort Jeſu: Thut Buße, bedeutet, daß das ganze Leben eine Buße ſeyn ſoll und das iſt nicht die Buße bei der Beichte und die Genugthuung, die hier aufgelegt wird, wiewohl innere und äußere Buße beiſammen ſeyn muß. Die wahre Buße wäh-

*) So wurde ein Schuhmacher angeklagt, daß er für ſeine verſtorbene Frau keine Seelmeſſen leſen laſſe. Da zeigte er im Verhör einen Ablaßzettel, daß ſeine Frau nicht im Fegfeuer, ſondern gerade in den Himmel gekommen ſey. Er ſchloß ſo: „Iſt Meſſe für ſie nöthig, ſo hat mich der Papſt betrogen, iſt ſie unnöthig, ſo will mich der Pfarrer betrügen und ums Geld bringen.“ Man ließ ihn gehen.

ret, ſo lange der Menſch Mißfallen an der Sünde hat. — Der Papſt kann nur die von ihm aufgelegten oder die canoniſchen Strafen erlaſſen; übrigens kann er nur beſtätigen und erklären, was von Gott vergeben ſey; oder er erläßt die Schuld in den ihm vorbehaltnen Fällen; weil, wenn dieſe Fälle verachtet würden, die Schuld ganz ſtehen bleiben würde. Kirchliche Bußgeſetze betreffen bloß den Lebenden, nicht die Sterbenden. Ehemals wurden die canoniſchen Strafen als Prüfungen wahrer Beſſerung nicht vor, ſondern nach der Buße aufgelegt. Die Ablaßcommiſſarien irren, welche ſagen: der Menſch werde durch den Ablaß des Papſtes von aller Strafe frei; vielmehr erläßt er den Seelen im Fegfeuer keine Strafe, welche ſie in dieſem Leben, nach den Kirchengeſetzen, hätten bezahlen müſſen. Jeder Biſchof und Pfarrer hat in ſeinem Sprengel ſo viele Gewalt über das Fegfeuer, als der Papſt überhaupt; der Papſt hat hierin keine Schlüſſelgewalt, ſondern ertheilt den Seelen nur Vergebung durch Fürbitte. Es ſind menſchliche Einfälle, daß die Seele aus dem Fegfeuer fliege, ſo bald das Geld im Kaſten klinge; vielmehr wird dabei Geldbegierde vermehrt; die Hülfe oder Fürbitte der Kirche beruht bloß auf dem Willen Gottes. Die, welche glauben, daß ſie durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß ſind, werden mit ihren Lehrern in Ewigkeit verdammt. Man muß ſich ſehr vor denen in Acht nehmen, welche jenen Ablaß für ein unſchätzbares Geſchenk Gottes ausgeben; wodurch der Menſch mit Gott verſöhnt werde. Wer wahre Reue empfindet, erhält vollkommene Erlaſſung der Schuld, auch ohne Ablaßbriefe. Der lebendige und todte Chriſt nimmt aus Gottes Gnade Antheil an allen Gütern Chriſti und der Kirche, ohne Ablaßbriefe; wiewohl die Vergebung und Theilnehmung des Papſtes als Erklärung der göttlichen Vergebung nicht zu verachten iſt. Man muß den Ablaß behutſam predigen, damit ihn der gemeine Mann nicht für beſſer halte, als die andern Werke der Liebe. Dem Dürftigen wohlthun iſt beſſer, als wenn man einen Ablaßbrief kauft, der nützlich iſt, wenn man nicht auf ihn vertrauet; aber ſchädlich, wenn man Gottesfurcht dadurch verliert. Wüßte der Papſt die Gelderpreſſung der Ablaßprediger, er würde lieber die Peterskirche verbrannt, als ſie durch Haut und Knochen

ſeiner Schafe erbaut ſehen. Der wahre Schatz der Kirche, den aber das Volk nicht kennt, iſt das hochheilige Evangelium und die Gnade Gottes; die Schätze des Ablaſſes ſind Netze, Reichthümer zu fiſchen. Biſchöfe und Pfarrer ſollen Ablaßcommiſſarien mit aller Ehrerbietung zulaſſen, aber darauf ſehen, daß ſie nicht, ſtatt des päpſtlichen Auftrages, ihre eignen Träume predigen. Wer wider die Wahrheit des apoſtoliſchen Ablaſſes redet, der ſey verflucht, wer ſich der Frechheit des Ablaßpredigers entgegenſetzt, der ſey geſegnet! Es iſt Unſinn zu glauben, der päpſtliche Ablaß könne einen Menſchen losſprechen, und wenn er auch die Mutter Gottes geſchändet hätte; oder Petrus, wenn er jetzt Papſt wäre, könne keinen größern Ablaß ertheilen. Die Ablaßfrechheit macht, daß ſelbſt Gelehrte den Papſt nicht gegen ſpitzfindige Fragen oder Verleumdungen vertheidigen können. Z. B. Warum erlöſet der Papſt nicht aus Liebe und um der Seelennoth willen, und erſt um eines Kirchenbaues, um des höchſt unglücklichen Geldes willen *), unzählige Seelen aus dem Fegfeuer? Warum erlaubt er den Böſen eine gottesfürchtige Seele zu erlöſen und erlöſet ſie nicht aus Liebe, umſonſt? Warum baut der Papſt, der mehr Reichthümer als der Römer Craſſus hat, nicht vielmehr aus ſeinem Vermögen nur die einzige Peterskirche, als von dem Gelde der armen Glaubigen? Solche ſpitzfindige Einwürfe der Laien bloß mit Gewalt zurücktreiben und nicht durch Gründe widerlegen, heißt den Papſt und die Kirche lächerlich und die Chriſten unglücklich machen."

Man ſieht, Luther verwarf vorſichtig den Ablaß nicht gerade zu, ſondern nur die Mißbräuche, und mißt alle Schuld davon den Verkäufern bei; von alle dem erfuhr der Papſt nichts. Auch in einem Sermon von dem Ablaß und der Gnade,

---

*) Wirklich fragte ein kluger Bergmann in Schneeberg einen ſolchen Krämer: „ob denn wirklich die Seele aus dem Fegfeuer komme, ſo bald das Geld im Kaſten klinge?" „Ja," ſagte der Unterhändler. „Ach," antwortete der Bergmann, „welch ein unbarmherziger Ebentheurer muß doch der Papſt ſeyn, daß er um eines Pfennigs willen die armen Seelen ſo lange kreiſchen läßt! Möchte er doch, wenns ihm am Gelde fehlt, lieber etliche hundert Gulden aufnehmen, wir armen Leute wollten ihm gern die Intereſſen bezahlen."

der 1508 heraus kam, ſprach Luther auf gleiche Weiſe, doch ſchrieb er im Febr. 1518 an Spalatin im Vertrauen: er halte den Ablaß nur für Betrug und nur für die ſchlafenden und faulen Chriſten nützlich. Er forderte nun Jedermann auf, mit ihm über die 95 Theſen zu disputiren; doch es erſchien Niemand. Viele ſeiner ängſtlichen Freunde riefen aus: „Lieber Bruder, kreuch in deine Celle und ſtimme an: Herr erbarme dich unſer!" Tezel wüthete mit Schimpfen in und außer ſeinen Predigten; drohte mit dem Scheiterhaufen und verbrannte Luthers Sätze. Aber dieſe flogen, vermittelſt der herrlichen 1436—1440 von dem Deutſchen, Johann Guttenberg, erfundenen Buchdruckerkunſt innerhalb vierzehn Tagen ziemlich in ganz Deutſchland herum und wurden mit Begierde aufgenommen. Auch nahmen viele Wallfahrer, die zu dem Feſte Allerheiligen nach Wittenberg gekommen waren, die Sätze mit. Man ſahe freilich, wie gefährlich dieſe Kunſt für die Feinde des Lichts werden möchte, wenn man Gedanken auch in weiter Ferne ſo leicht mittheilen und austauſchen könnte; daher nannten ſie die Mönche Zauberei und die Erfinder Hexenmeiſter. Der Papſt Alexander VI. wollte auch die Preſſe in ſeine Gewalt haben, und unterſagte, bei Androhung des Bannes 1496, ein Buch ohne päpſtliche Erlaubniß zu drucken, wornach man jedoch in Frankreich und Deutſchland wenig fragte. Die Sätze machten einen tiefen Eindruck auf die Gemüther und man hat mit allem Rechte den 31ſten Oktober als das Gedächtnißfeſt der Reformation gefeiert; dieſer Tag war ſchon entſcheidend, ſo bedeutend auch andre daraus entſtandene Punkte in der Reformationsgeſchichte geworden ſind. Was war doch alles koſtſpielige, weitläuftige und pomphafte Concilienweſen gegen dieſe freie und folgenreiche Rede des muthigen Luthers? Der höchſt berüchtigte Papſt Julius II. hatte freilich, um doch etwas zu thun, 1512 ein Concilium im Lateran zu Rom angeordnet. Es wurde eigentlich einer Verſammlung in Piſa entgegen geſtellt, welche einige Cardinäle 1511 mit Zuziehung des edelgeſinnten, nur nicht immer ſtandhaften und durch Geldarmuth und die Zwietracht der Reichsſtände oft beſchränkten Kaiſers Maximilian veranſtaltet hatten. Maximilian war oft ſo betrübt über den kirchlichen Zuſtand, daß er ausrief: „Ewiger

Gott, wie würde es der Welt ergehen, wenn du nicht eine beſondere Aufſicht über ſie hätteſt, unter einem Kaiſer, wie ich, der nur ein Jäger iſt und unter einem ſo verſoffenen und boshaften Papſte, wie Julius II. iſt *). Das Concil im Lateranpalaſte brachte die ſchändlichſten Schmeicheleien zum Vorſchein. Z. B. „Alle Könige der Erde müſſen dem Papſte dienen und ihn verehren, denn ihm iſt alle Gewalt im Himmel und auf Erden verliehen. Er iſt der zweite Gott auf Erden, der Fürſt der ganzen Welt, die göttliche Majeſtät.“ Es wurde feſtgeſetzt, daß der Papſt eine abſolute Gewalt über alle Concilien habe, und geſagt, das Concil zu Piſa beſtehe nur aus bellenden Hunden; am Römiſchen Hofe ſollte Alles beim Alten bleiben.“ Wie konnten nur Fürſten und Gelehrte von hier aus eine ernſtliche Reformation erwarten?

Luther dachte auch noch an keine durchgreifende Kirchenverbeſſerung. „Ich war,“ ſchreibt er ſpäterhin, „damals noch ein recht eifriger Saul, noch ganz trunken von des Papſtes Lehren.“ Er ſprach mit voller Unterwürfigkeit über Leo X., der auch Luthers Geiſtesgaben lobte und die ganze Sache für ein gewöhnliches Gezänke neidiſcher Mönche hielt, das bald vergehen werde. Aber Tezel nahm nun ſeinen ganzen Orden zu Hülfe, disputirte in Frankfurt an der Oder **), indem Joachim I., Kurfürſt von Brandenburg, ganz päpſtlich geſinnt war und Tezeln begünſtigte, gegen Knipſtrow, von wo er jedoch ſchimpflich nach Sachſen zurückkehrte; er verklagte Luthern in Rom und vertheidigte das Papſtthum auf die unverſchämteſte

*) Die meiſten Regierungsjahre brachte er in Kriegen als Anführer ſeines Heeres zu, belagerte im hohen Alter die Stadt Mirandola, war Tag und Nacht auf den Batterien, richtete ſelbſt ſeine Kanonen gegen die Wälle, um — rechtglaubige Chriſten zu treffen, verſprach den Soldaten Plünderung und zog im pomphaften Triumph den 20. Jan. 1511 wie ein zwanzigjähriger Soldat in die bezwungene Stadt.

**) Hier half ihm der auf Wittenbergs Ruhm neidiſche Prof. Wimpine 156 Theſes aufſtellen und vertheidigen. Aber beide vermochten nichts gegen den jungen, in der Bibel wohl erfahrnen Gelehrten, Johann Knipſtrow, der allein es wagte, kräftig und entſchloſſen gegen die gefürchteten Männer aufzutreten. Knipſtrow mußte entfliehen und wurde 1535 Generalſuperintendent in Stralſund.

Weiſe. Da aber endlich auch Katholiken ſeine Frechheit tadelten, ſo ſtarb er vor Aerger in Leipzig 1519. Luther mußte jetzt tiefer nachforſchen und fand immer mehr ſchadhafte Stellen des hierarchiſchen Gebäudes. Leo erkannte bald, daß die Sache ernſtlich zu nehmen ſey. Luther hatte den 30. Mai 1518 an den Papſt mit aller Ehrerbietung geſchrieben, denn er achtete auch Leo X. perſönlich, jedoch auch die Mißbräuche ſehr freimüthig gerügt. „Die große Noth zwingt mich, daß ich Gans unter den lieblich ſingenden Schwänen ſchnattern muß.“ Der Papſt war für gelinde Mittel geſtimmt. Aber ſeine Umgebungen, beſonders ein Römiſcher Prälat, Sylveſter Prierias, vergaßen alle Mäßigung: Prierias verwarf jede Lutheriſche Behauptung und ſchimpfte ihn ſelbſt in den niedrigſten Ausdrücken, nannte ihn einen Teufel, einen wahnſinnigen Dummkopf u. dergl., ſprach aber dagegen von dem Papſte als von einem beinahe göttlichen Weſen, den keine Macht abſetzen dürfe und wenn er auch die Menſchen haufenweiſe mit ſich zum Teufel führe; er könne die Chriſten, ſo oft er wolle, in Contribution durch den Ablaß ſetzen, der die päpſtliche Autorität für ſich habe, die größer ſey als die bibliſche.“ Das erbitterte natürlich Luthern und er nannte in einer heftigen Gegenſchrift den Prierias auch einen alten Narren und groben Schmeichler, ſchonte aber den Papſt, und verglicht ihn mit einem Daniel in Babel. Sein Gegner antwortete wieder; Luther ließ dieſe Antwort mit einer derben Vor- und Nachrede abdrucken, worin er denn freilich meint, daß des Prierias Ketzerei über die des Arius und der Manichäer gehe, und wenn der Papſt zu dem Allen ſchweige: „ſo fahre hin, du unſeliges, verdammtes, läſterliches Rom. Ich will es dann forthin nicht mit der Römiſchen Kirche halten, ſondern ſie übergeben und verleugnen ſammt dem Papſt und den Cardinälen als den Greuel der Verwüſtung. Verzeihe mir, lieber Leſer, daß ich aus hochbetrübtem Herzen alſo rede.“ Auch Hogſtraten und andere ergoſſen ſich in Schmähungen; wogegen freilich Luther nichts ſchuldig blieb. Luther hatte in aller Gutmüthigkeit gehofft, ſämmtliche wohldenkende Biſchöfe und Prälaten würden frei heraus auf ſeine Seite treten; der Papſt werde den Mißbräuchen ſteuern und die Ablaßbriefe würden etwas erträglicher eingerichtet werden. Von Allem geſchahe beinahe das

Gegentheil. Die Klugen, wie Staupitz und Erasmus, ſchwiegen, als der Sturm begann; andere warnten Luthern und riethen ihm ab, es mit der herrſchenden Macht aufzunehmen, woran er auch damals noch nicht dachte. Indeß nicht allein ſeine nähern Freunde und Mitarbeiter, ſondern auch entfernte, einſichtsvolle Männer ſchenkten ihm Beifall. Ein Kloſterprior Fleck in Bitterfeld rief bei Luthers Sätzen aus: „Nun iſt er gekommen, auf den wir lange gewartet.“ Er munterte Luthern auf, mit Vertrauen zu Gott tapfer fortzufahren. Der treffliche, nur zu früh verſtorbene Biſchof von Würzburg, Lorenz von Bibra, bezeugte Luthern ſeinen Beifall öffentlich, ſchrieb an den Kurfürſten Friedrich und ermahnte, den Mann ja nicht von ſich zu laſſen. Ja ſelbſt der Kaiſer Maximilian ſprach beifällig von Luthern, nur daß er gerade damals durch politiſche Abſichten abgeleitet wurde, ſich der Sache anzunehmen.

Muſterhaft war das Verhalten der drei auf einander folgenden Kurfürſten von Sachſen als Landesherren. Sie waren nicht gleichgültig bei dieſer für ihre Perſon, für den Ruf der Univerſität und für das Land ſo bedenklichen Angelegenheit. Allein ſie und ihre weiſen Räthe wollten nicht ſelbſt, ſondern die Wahrheit ſollte entſcheiden. Sie prüften, befragten angeſehene, bewährte Theologen um ihre Meinung, geſtatteten freie Unterſuchung und vertrauten auf Gott und die gerechte Sache. So Friedrich, mit Recht der Weiſe genannt. Er ſtand in großem Anſehen im ganzen Reiche, ſo wie bei dem Kaiſer; und ſollte nach Maximilians Tode 1519 dieſe Würde übernehmen; aber in der Ueberzeugung, daß Deutſchland eines mächtigern Beſchützers bedürfe, verwendete er ſich für Karl V., Erzherzog von Oeſtreich und König von Spanien, wies die 30,000 Dukaten zurück, die ihm dafür angeboten wurden, unterſagte auch ſeinen Hofleuten, etwas anzunehmen. Sein Anſehen ſchon ſchützte Luthern; doch war er als ein friedliebender Fürſt bei den Streitigkeiten, die er entſtehen ſahe, nicht unbekümmert, übrigens auch nicht ſo ängſtlich, daß er ſogleich in jedem freimüthigen Worte von Luther den Untergang des Glaubens, in jeder Bewegung der Geiſter das Verderben des Landes hätte fürchten ſollen. Er las mit Nachdenken Luthers Schriften, befragte Erasmus, der Luthern recht gab, nur eine glimpfli-

chere Schreibart von ihm wünſchte, wozu ihn dann auch der Kurfürſt ermahnte. Unangenehm war es Luthern, daß die Studenten einem Verbreiter der Tezelſchen Gegenſätze 800 Exemplare abnahmen und auf dem Markte verbrannten. Aber weder Luther, dem man alle Schuld beimaß, noch der Senat und der Rath hatten Etwas davon erfahren. Spalatin (geb. 1482, geſt. 1545) aus Franken, Friedrichs Hofprediger und Geheimſchreiber, ſeit 1525 erſter evangeliſcher Superintendent, Kirchenrath in Altenburg und Hiſtoriograph, empfahl Luthern auf alle Weiſe bei den Kurfürſten und beförderte als ein gelehrter, weiſer, ſorgſamer und entſchloſſener Mann die Reformation außerordentlich.

1518 wurde Luther veranlaßt, einem Convent der Auguſtiner in Heidelberg beizuwohnen. Ueberall wurde er freundlich aufgenommen, disputirte dort in Gegenwart vieler Zuhörer über acht und zwanzig Sätze aus der Theologie und zwölf aus der Philoſophie mit ſolchem Ruhme, daß er ſich viele Freunde erwarb, wozu beſonders Martin Bucer, Hofprediger des Pfalzgrafen Friedrich, zuletzt Prediger in Straßburg, und Magiſter Brentius in Heidelberg gehörten *). Bucer ſchrieb: „Wunderſam iſt im Beantworten ſeine Anmuth, unvergleichlich im Anhören ſeine Langmüthigkeit. Im Auflöſen hätteſt du den Scharfſinn des Apoſtels Paulus, nicht des Scotus erkennen mögen. Mit ſo kurzen Worten aus der heiligen Schrift leitete er alle zur Verwunderung. Mit Erasmus trifft bei ihm Alles zuſammen; durch das Eine iſt er vorzüglicher, daß, was jener nur einflüſtert, dieſer offen lehrt." Der Pfalzgraf ſchrieb an Friedrich den Weiſen, der ihm Luthern empfohlen hatte: „Er hatt ſich mit ſeinem Disputiren alſo geſchickt gehalten, daß er nitt eyn kleynn Lob E. Liebd. Univerſität gemacht hatt, es wurde ihm auch großer Preyß von vill gelertten Leutten nachgeſagtt." Die Streitſätze, nach damaliger Sitte auch Paradoxa genannt, betrafen beſonders die Lehren von der Sünde, vom freien Willen, von den guten Werken und den Ariſtoteles.

*) Luther, ſehr zufrieden mit dieſen Gelehrten, ſchrieb unter andern, der jüngſte Doctor habe geſagt: „wenn das die Bauern hörten, ſie ſteinigten euch zu Tode."

Zu Luthers Feinden geſellte ſich auch Johann Eck, Procanzler der Univerſität Ingolſtadt und Prof. der Theologie, früherhin Luthers und Karlſtadts*) Freund. Er ſchrieb „Obelisken" gegen Luthers Sätze, zwar nicht ſo grob, wie andere, aber ſcharf, ſtolz und bitter. Zwar entſchuldigte er ſich gegen Karlſtadt mit dem Vorgeben, er habe auf Befehl des Biſchofs von Eichſtädt geſchrieben; aber Luther blieb ſchmerzlich verwundet durch einen ſo hinterliſtigen Angriff. Er ſtellte „Asterisken" entgegen, worin er Eck ziemlich ruhig widerlegte, der aber nun immer leidenſchaftlicher wurde, bis es endlich zum heftigen Kampfe kam.

Im Jahr 1518 erhielt Luther einen treuen, würdigen Mitlehrer an Philipp Melanchthon **). Luther, ein Meiſter in kräftiger, feuriger deutſcher Rede; Melanchthon in der

*) Karlſtadt, eigentlich Bodenſtein genannt, aus Franken, Doctor der Theologie und Archidiaconus in Wittenberg, ein lebhafter, aber oft auch ſtürmiſcher Geiſt, bekennet ſelbſt, er ſey Doctor der Theologie geworden, ohne die Bibel geleſen zu haben.

**) Melanchthon, urſprünglich Schwarzerd aus Bretten in der Unterpfalz (geb. 1497), Sohn eines frommen und geſchickten Waffenſchmiedes, war ſchon auf der Schule in Pforzheim der Liebling der Lehrer. Reuchlin war ſein Vetter, Führer und Beförderer. Im vierzehnten Jahre wurde er Baccalaureus der Philoſophie in Heidelberg, die Magiſterwürde ſchlug man ihm wegen ſeiner Jugend ab, was er nachher ſelbſt billigte. Er ging nach Tübingen und wurde beſonders nun auch von Erasmus ſehr hoch geſchätzt. In Wittenberg wurde er als Profeſſor der Griechiſchen Sprache angeſtellt und überhaupt wegen ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit, aber auch wegen ſeiner Freundlichkeit, Redlichkeit und Güte hochgeſchätzt. Er hatte oft auf 2500 Zuhörer und darunter Prinzen und Grafen, Zuhörer aus Frankreich, England, Ungarn, Italien und Griechenland. 1533 mußte er mit der Univerſität der Peſt wegen nach Jena flüchten. Melanchthon war klein, hager, ſchwächlich und erweckte bei Luthern und andern Lehrern nach dem erſten Anblick kein großes Zutrauen; aber man erſtaunte über ſeine Lateiniſche Antrittsrede, die ſich durch Inhalt und Sprache ſo ſehr auszeichnete. Luther war ganz begeiſtert, dankte Spalatin, dem Kurfürſten und allen, die ihn hieher gerufen hatten. Beſonders verwendete er ſich auch, eine beſſere Beſoldung für ihn zu erlangen. Melanchthon war mehr ſanft und friedliebend, was man ihm oft vorgeworfen und worüber man ihm beſonders den Abend ſeines Lebens ſehr getrübt hat. Sein Lateiniſches Lehrbuch der chriſtlichen Lehre (Loci theologici, erſchien zuerſt 1521) ſteht noch in hohem Anſehen. Er war nachgiebig in Nebenſachen, aber muthvoll, wo es die evangeliſche Freiheit galt. Mit Luthern lebte er 28 Jahre in ungeſtörter Freund-

Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache mit Licht, Klarheit, Geſchmack, tiefem Gefühl und ſanftem Sinne: Das gab ja wohl einen guten Klang.

Im Julius 1518 wurde Luther aufgefordert, binnen 60 Tagen in Rom zu erſcheinen und zugleich ermahnt, von ſeinen Ketzereien abzulaſſen. Aber nach ſeinen Wünſchen und auf die Fürſprache der Univerſität vermittelte es der Kurfürſt, daß die Sache in Deutſchland verhandelt werden ſollte. Die Drohungen mit dem Kirchenbanne leiteten Luthern auf die Unterſuchung deſſelben und ſeine Meinung war: „Von der äußern Gemeinſchaft kann die Kirche durch ihren Bann trennen, wie Paulus 1 Cor. 5. 2 Theſſ. 3. Aber man ſoll einen ſolchen Menſchen nicht für ſeinen Feind halten, ſondern als einen Bruder ſtrafen, nicht die Seele dem Teufel und dem Verderben über-

---

ſchaft, ſo verſchieden auch ihre Gemüthsart und manche Anſichten waren. Sie laſen einander alles vor, was gedruckt werden ſollte, und wo Melanchthon furchtſam war, da ermuthigte ihn Luther; war Luther zu heftig, ſo mäßigte ihn ſein Freund. Luther ſchrieb an Spalatin: „Laß dir Magiſter Philipp empfohlen ſeyn, den hochgelehrten Griechen; er macht, daß die größten Theologen ſammt den kleinen Geiſtern noch Griechiſch lernen. Die Kenntniß der Urſprache wird eine beßre Wehr ſeyn als Waffen. Er verſteht mehr als ich, deſſen ich mich auch gar nicht ſchäme. Melanchthon fährt ſäuberlich daher, bauet und pflanzet, ſäet und begeußt mit Luſt, nachdem ihm Gott gegeben ſeine Gaben reichlich. Ich dagegen muß die Stämme und Klötze ausreuten, die Pfützen ausfüllen, die Bahn brechen und zurichten und mit den Rotten und Teufeln kriegen.“ Fürwahr, eine wohlthätige Fügung der Vorſehung, daß zwei ſolche Gemüther ſich gerade hier zuſammen fanden. Die Rufe nach Frankreich und England ſchlug Melanchthon aus. Seine Verſuche, die getrennten Kirchen zu vereinigen, hinderte die Hartnäckigkeit der päpſtlichen Geſandten; zuweilen auch Luther aus guten Gründen. Auf Luthers Zureden machte er noch eine Reiſe in die geliebte Heimath. Seine gute Mutter, eine brave, fromme Frau, die von den kirchlichen Händeln gehört hatte, fragte ihn: „was ſie von dieſen Dingen denken ſollte, um die Seligkeit nicht zu verlieren?“ Er antwortete: „Mutter, ſeyd gutes Muthes; vergeßt nur Gott im Himmel nicht und laßt uns auf der Erde ſtreiten.“ Er ſtarb 1560 mit den Worten: „Ach daß die Kirche einträchtig bliebe! Ich verlange nun den Himmel! Auf dich Herr habe ich gehoffet!“ Laut klagten beſonders ſeine Schüler über ihren Verluſt. Melanchthon hatte eine redliche, aber ängſtliche Gattin, die ihn freilich nicht ermuthigte; ſein Sohn hatte nicht des zärtlichen Vaters Geiſt.

geben, ſondern der Bann ſoll beſſern. Jeſus will nicht verderben, ſondern ſelig machen. Jetzt werden oft die Leute um drei, vier Groſchen willen gebannt und in Verzweiflung gebracht, als wären die Kirchendiener Stockmeiſter und Diebeshenker. Verachte nicht die Gewalt der Kirche, ertrage die Strafe des Bannes in Demuth und Geduld. Sollte jemand im gerechten Banne ſterben, ſo wird er deßhalb nicht verdammt. Stirbt er im ungerechten Banne, ohne die Sacramente und ein ehrliches Begräbniß, ſo ſoll er das nicht ſcheuen; die Dinge ſind zu gering, als daß man darum die Gerechtigkeit und Wahrheit ſollte fahren laſſen. Selig aber und geſegnet iſt der, welcher im ungerechten Bann ſtirbt, er leidet um der Gerechtigkeit willen und wird die Krone des Lebens empfahen." Luther trug dieſe Grundſätze in einer Predigt vor, ſie wurde gedruckt und vertheilt und half das ohnehin geſunkene Anſehen der Bannbullen vollends zerſtören, obgleich die Feinde dadurch noch mehr erbittert und ſelbſt Spalatin ängſtlich wurde. Im Auguſt wurde nun Luther nach Augsburg citirt, wo er ſich vor dem Cardinal Cajetan verantworten ſollte. Dieſer, ein heftiger Dominikaner, hatte die päpſtliche Vollmacht: „Sollte Luther in der Hartnäckigkeit verharren," (alſo ein Huſſiſcher Proceß) „weltlichen Arm verachten und du dich ſeiner nicht bemächtigen können, ſo erkläre durch ein öffentliches Ausſchreiben ihn und alle ſeine Anhänger Deutſchlands, den Kaiſer ausgenommen, für Ketzer, Verbannte, Verfluchte und Vermaledeite und alle Glaubigen ſollen ſie vermeiden. Jede geiſtliche und weltliche Macht ſoll ihn einfangen und nach Rom ſchicken; wer ihn aufnimmt und ihm Beifall ſchenkt, verfällt in den Kirchenbann und ſoll, den Kaiſer ausgenommen, für ehrlos und aller gebührlichen Handlungen, eines ehrlichen Begräbniſſes und aller Lehngüter für unfähig erklärt werden, bis ſie ſich von dem Miſſethäter losgeſagt haben. Den Folgſamen wird vollkommener Ablaß und jede Gunſt, die der Cardinal für zweckmäßig hält, zugeſichert." An den Kurfürſten erging ein ſehr glattes, zweizüngiges Schreiben, daß er ja „ſeinen Ruhm der Rechtglaubigkeit behaupten, Luthern ausliefern und ſich vor dem Vorwurfe: die ſchädlichſte Ketzerei ſey durch das hochlöbliche Haus entſtanden, verhüten

möge; dazu ermahne er ihn und gebiete es ihm in Kraft des heiligen Gehorſams." Der Kurfürſt war jetzt wirklich etwas beunruhigt; die Politik miſchte ſich wegen der Kaiſerwahl und des Türkenkriegs darein. Maximilian ſchien jetzt ſowohl auf den Kurfürſten als auf Luthern zu zürnen; der Papſt ſuchte dagegen den Kaiſer durch allerhand Artigkeiten z. B. daß er ihm einen geweiheten Degen ſchickte, zu gewinnen.

Staupitz, im Einverſtändniß mit dem Kurfürſten und Spalatin, lud wirklich Luthern ein, ſich auf einige Zeit nach Salzburg zu entfernen, um die Unruhen zu mindern. Allein Luther war feſt in ſeinem Vertrauen zu Gott und zu der gerechten Sache; die Univerſität, dann auch Spalatin und ſo viele Wahrheitsfreunde ſuchten den Kurfürſten zum fernern Schutz des verhaßten Mannes, dem Friedrich ſeine Hochachtung nicht verſagen konnte, zu bewegen und auch den Papſt Leo X. durch den päpſtlichen Kammerherrn von Miltitz aus Meißen*), Domherrn zu Mainz, Trier und Meißen, gelinder zu ſtimmen. Im September reiſete Luther nach Augsburg, predigte in Weimar zum Michaelisfeſte, und ob ihn gleich viele warnten und ihn an den Scheiterhaufen erinnerten, ſo reiſete er doch mit geringer Begleitung und einen Theil zu Fuße immer weiter. Der dortige Reichstag war eben zu Ende; Cajetan wollte nur noch Geld und rüſtige Arme zum Türkenkriege zuſammentreiben, aber dafür hielt man ihm Beſchwerden über den Druck der Kirche, über Verletzung der Concordate und über Beſetzung der geiſtlichen Würden mit päpſtlichen Hofleuten entgegen. Eine von einem unbekannten Verfaſſer erſchienene Lateiniſche Rede über dieſe Angelegenheit war nicht ohne Einfluß geblieben. „Ihr wollt," hieß es, „den Türken ſchlagen? Ich lobe euern Vorſatz: aber ihr irrt euch in den Namen. Sucht ihn in Italien, nicht in Aſien; gegen den Aſiatiſchen hat jeder König Macht genug; den andern aber zu bändigen, reicht die ganze chriſtliche Welt nicht zu. Dieſen Cerberus könnt ihr nicht anders als mit einem goldnen Fluſſe beſänftigen." Luther, durch den

---

*) Ein gewandter, kluger Geſchäftsmann, und kein Lobredner der Mißbräuche, nur auch berüchtigt durch ſeine Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken; im Rauſche kam er in den Fluthen des Rheins um.

Kurfürſten empfohlen, fand überall gute Aufnahme, doch war er ohne ſicheres Geleit vom Kaiſer angekommen. Es wurde darum nachgeſucht, weil man die Liſt der Italiener fürchtete und der unentſchloſſene Maximilian gab es nur nach langem Zögern. Cajetan war erſt freundlich; doch war auch Widerruf ſeine erſte Forderung, dann wollte er die Sache väterlich beilegen. Luther bat nur, ihm zu zeigen, wo er geirrt habe. Da führte Cajetan eine Extravagante*) von Clemens VI. an, gegen

---

*) Das durch die falſchen Decretalen des Iſidorus, die Gratianus fein in die neuern Verordnungen und Geſetze mit verwebt hatte, und die man zwar zuweilen bezweifelte, deren Unächtheit aber zuerſt Erasmus ausſprach und die Reformatoren, beſonders die Magdeburgiſchen Centuriatoren in Anwendung brachten, ganz veränderte Kirchenrecht, hatte auch die Kirchenverfaſſung ganz erſchüttert. Eigentliches canoniſches Recht, das ſich auf Beſchlüſſe der Concilien, auf Gutachten der Biſchöfe und Geſetze des Kaiſers ſtützte, gab es ſeitdem nur in der Griechiſchen Kirche. Das Nomocanon des berühmten Patriarchen Photius im Jahr 883 erhielt und verdiente ein großes Anſehen durch ſeine Vollſtändigkeit und Vergleichung der kaiſerlichen und kirchlichen Geſetze. Im Abendlande bildeten die Päpſte die Kirchengeſetze nach ihrem Gefallen; rüttelte auch ein Gelehrter an einer Säule, ſo fanden ſich hundert der Hierarchie ergebene Doktoren, welche ſie beveſtigten. Aus dem Decretum des Gratians war eine Menge Streitfragen hervorgegangen und nun half man ſich durch Appellationen nach Rom; anfangs holte man von dorther freiwillig Gutachten; bald kam es dahin, daß jeder Biſchof bei Streitigkeiten Vorſchriften von Rom erbitten ſollte, denn Rom wurde der höchſte Entſcheidungsort. Dieſe Entſcheidungen, Decretalen (Epistolae decretales) genannt, häuften ſich; man wurde ſelbſt zweifelhaft, ob nicht in manchen Privatſammlungen erdichtete wären. Daher ließ Gregor IX. eine neue öffentliche Sammlung veranſtalten, die 1234 vollendet wurde und aus fünf Büchern beſtand. Man kann ſie als den zweiten Theil des päpſtlichen Geſetzbuches anſehen; aber ſie iſt eigentlich das Hauptwerk, gründet ſich nie auf Gratians Decretum, als den erſten Theil, übertrifft es aber weit. Dieß Geſetzbuch, von einem Papſte ſelbſt beſorgt, wurde nun der ganzen Welt zum Leſen und dem geiſtlichen Gericht als Norm der Entſcheidung anbefohlen, ſo wie ſich auch die Univerſitäten, beſonders in Paris und Bologna, damit beſchäftigten. Es gab jedoch immer wieder neue Decretalen und daraus entſtand durch Bonifacius VIII. 1298 abermals eine Sammlung, die auch aus fünf Büchern beſteht, aber unter dem Namen: „Das ſechſte Buch der Decretalen," bekannt gemacht worden iſt. Der Papſt Clemens V. vermehrte 1313 dieß Geſetzbuch durch eine neue Sammlung, die man ihm zu Ehren die Clementina nannte, ob ſie gleich erſt durch Johann XXII 1317 und zwar mit deſſen Verbeſſerungen verſendet wurde. Sie beſteht aus fünf Büchern.

welche Luther in ſeiner 58ſten Theſe durch die Behauptung geirrt haben ſollte, „daß das Verdienſt Chriſti kein Schatz des Ablaſſes ſey;“ und er tadelte auch Luthers Lehrſatz: „daß der Glaube zum Genuß des Abendmahls nothwendig ſey.“ Da Cajetan gegen Luthers Beweiſe nicht weiter fort konnte, ſo berief er ſich, nach alter Gewohnheit auf den Papſt, der über die Concilien, über Schrift und Kirche ſey. Luther ſahe, daß hier nichts auszurichten ſey und erbat ſich Bedenkzeit. Am folgenden Tage ging er mit vier kaiſerlichen und zwei Sächſiſchen Räthen, welche letztere zu ſeiner Sicherheit angekommen waren, abermals zum Cardinal. Dieſer ließ Luthern erſt gar nicht zum Wort kommen; als er ihn endlich anhören mußte, las Luther eine Proteſtation gegen die Zumuthung des Widerrufs vor, erbot ſich zu einer ſchriftlichen Erklärung und erſchien dann den dritten Tag, den 14. Oct. Stolz warf ſie der Cardinal hin und rief: „Geh, komm mir nicht wieder vor die Augen, ohne zu widerrufen.“ Ein Rath ſchrieb an den Kurfürſten: „Dr. M. Luther bewies ein rechtes Meiſterſtück gegen den Legaten, indem er ſeine Meinung artiger vertheidigte, als es der Umgebung des Legaten lieb war. Niemand wagt es hier mit Luthern zu disputiren, die Mönche und andre Widerſacher, die während des Reichstages ſchrieen,

---

Die abermalige Sammlung von Johann XXII. erhielt den Namen der Extravaganten Johann des Zwei und zwanzigſten; welchen Namen urſprünglich alle nach Gratians Decretum erſchienenen päpſtlichen Verordnungen (gleichſam als außerhalb einer Sammlung herumſchweifend) hatten. Eine Sammlung nach dem Jahr 1484 begriff die Extravagantes Communes d. h. von 25 Päpſten. Ein ſiebentes Buch der Decretalen hat kein allgemeines Anſehen erlangt. So bildete ſich das berühmte Corpus Juris Canonici. In dem erſten Theile oder in Gratians Decret ſind noch einige Spuren von dem alten biſchöflichen Rechte, wo die Kirche mehr eine Ariſtokratie war; die Decretalen, als der zweite Theil, dagegen enthalten nur das päpſtliche Recht, wie es dieſe Monarchen durch Verordnungen feſtgeſetzt haben. Dieſes Geſetzbuch erhielt von den Kaiſern Friedrich II. und Rudolf von Habsburg eine feierliche Beſtätigung, was dem Römiſchen Recht nie widerfahren iſt; es war viel aus dieſem Recht entnommen worden und daher wurde jenes Geſetzbuch auch oft in weltlichen Händeln zur Entſcheidung benutzt, ſo wie man auch das canoniſche Recht in ſeinen Einrichtungen mit dem Geſetzbuch des Juſtinians verglichen hat. Das große Römiſche Bullarium enthält die Fortſetzungen jenes kirchlichen Geſetzbuches, über das zahlloſe Canoniſten Kluges und Ungereimtes vorgetragen haben.

laſſen ſich gar nicht ſehen." Staupitz, der anweſend war, ſollte nun Luthern zur Nachgiebigkeit bewegen, erwiederte aber, er habe Alles dafür gethan, Luther ſey gelehrter als er, der Cardinal möchte eine Disputation anſtellen und die Anklagepunkte Luthern zur Rechtfertigung übergeben laſſen. „Nein," ſprach Cajetan, „ich mag mit der Beſtie nicht weiter reden, ſie hat tiefe Augen und wunderbare Kundſchafter im Kopfe." Indeß faßte doch Luther auf das Zureden von Staupitz und Wenzel Link (Prediger erſt in Colditz, dann in Altenburg und zuletzt in Nürnberg), ſeiner Begleiter, die ihm die bedenkliche Lage der Sache vorſtellten, ein Schreiben ab, mit einer Unterwürfigkeit und Demuth gegen den Papſt und Legaten, die ihn hernach ſelbſt, „als eine papiſtiſche Verblendung," gereuete, und ſeine Widerſacher veranlaßt hat, ihm daraus Abtrünnigkeit und Treuloſigkeit zu beweiſen *). Der Cardinal antwortete nicht; Staupitz und Link entfernten ſich heimlich nach Nürnberg. Luther blieb, da aber auch auf eine neue Proteſtation keine Antwort kam, ſo fürchtete man mit Recht eine Hinterliſt, da man ihn überdieß ſtreng beobachtete. Den 20. October entließ ihn ein Rathsherr Langmantel in der Stille durch ein Pförtchen der Stadtmauer; Staupitz hatte ein Pferd zurück gelaſſen und nun „ritt ich ohne Hoſen, Stiefeln, Schwert und Sporn den erſten Tag acht Meilen bis Mannheim, konnte aber dann vor Müdigkeit nicht ſtehen und fiel ſtracks auf die Streue." Cajetan hatte wenig Ehre und Dank erworben. Luther ritt nun über Nürnberg, wo er mit großem Unwillen die dem Cajetan ertheilte ſchon erwähnte Vollmacht ſahe, und kam den 31. Oct. glücklich in Wittenberg an. In ganz Deutſchland freute man ſich über den muthvollen Helden; er ſelbſt gewann an Einſicht und Freimüthigkeit und erſtaunte, „daß ein Cardinal nicht mit einem Bettelmönch fertig werden konnte." Der Cardinal ſtellte in einem Berichte ſich als den ſanften, milden und billigen, Luthern als einen rechthaberiſchen Mann dar, und ſchickte den Bericht mit einem feinen Schreiben an den Kurfürſten, der Lu-

*) In Anſehung der Extravagante will er ſich dem Urtheil des Papſtes unterwerfen; im zweiten Punkte aber will er erſt aus der Schrift widerlegt ſeyn.

thern Alles zur Beantwortung mittheilte. Es geſchah mit aller Mäßigung und zur vollen Zufriedenheit des Kurfürſten *), der das Schreiben mit einem trefflichen Briefe über das Unrecht, daß man Luthern ohne Widerlegung verdamme, an den Cardinal ſendete, welcher nicht wenig darüber beſtürzt war. Luther war entſchloſſen, Wittenberg zu verlaſſen und nach Paris zu gehen, wo man ſich dem Papſte zu widerſetzen ſchien. In der Erwartung der Römiſchen Bannbulle hatte er eine Apologie und eine Appellation an ein allgemeines Concilium fertig liegen; die Schrift ſollte in aller Stille gedruckt und an ihn abgeliefert werden, die Koſten wollte er bezahlen. Aber der gewinnſüchtige Buchdrucker hatte ſchon einen Theil unter der Hand verkauft, als ein Befehl des Kurfürſten verbot, etwas über die Augsburgiſchen Händel drucken zu laſſen. Luther entſchuldigte ſich und ſprach von ſeiner Abreiſe. Aber nun drang die Univerſität wieder ſo nachdrücklich in den Kurfürſten, ihn nicht zu entlaſſen, daß dieſer ihn zu erhalten ſuchte und die Rechtfertigungsſchrift drucken ließ.

Der Papſt glaubte nun den Hauptanſtoß dadurch wegzuräumen, daß er den Ablaß, den Luther nicht für eine allgemeine Lehre der Kirche, ſondern nur für eine Lehre der Schultheologie anſahe, für eine wahrhaft chriſtliche, zur Seligkeit nothwendige Lehre erklärte, und zwar ſo: „Das Verdienſt Chriſti und aller Heiligen macht den Schatz der Kirche aus, über welchen dem Papſte eine freie, uneingeſchränkte Gewalt gebührt; der Ablaß macht frei vor Gott, Kraft der päpſtlichen Gewalt der Schlüſſel zum Himmelreich, und nimmt nicht bloß die Strafen der Kirchenzucht, ſondern auch der göttlichen Gerechtigkeit hinweg; wer im Fegfeuer ſchmachtet, erlangt durch den Ablaß Erlöſung und Begnadigung. Bei der Strafe der Excommunication im ſtrengſten Sinne, wovon nur der Papſt, außer in der Todesnoth, befreien darf, ſollen Alle alſo glauben und predigen.“ Das hieß eben ſo unrecht als unverſchämt und unklug der öffentlichen Meinung despotiſch Hohn bieten und nicht ohne Grund nannte man dieſe Bulle, in welcher jedoch Luther nicht

---

*) Nur das einzige Wort mit ſechs Buchſtaben will der Cardinal: „Revoco.“ ſchrieb Luther.

erwähnt wurde, eine Waſſerblaſe; ſelbſt Katholiken nannten das päpſtliche Verfahren thöricht, denn die Klugen lachten und die Frommen ärgerten ſich.

Nun ſollte Herr v. Miltitz die Sache beilegen. Er brachte zugleich dem Kurfürſten eine goldne Roſe mit, die der Papſt gewöhnlich an dem Sonntage Lätare weihet und als Beweis ſeiner Huld einem ihm werthen Regenten zuſchickt. Friedrich hatte ſie früherhin gewünſcht, jetzt aber, durch die Verzögerung und die Veränderung der Umſtände erkaltet, nahm er ſie ſehr gleichgültig auf. Miltitz brachte Schreiben an den Kurfürſten, an deſſen Geheimen-Rath Degenhard Pfeffinger, an Spalatin und an die Stadt Wittenberg mit, worin Luther pöbelhaft geſchmäht und Jedermann aufgefordert wurde, die Ketzerei zu dämpfen. Spalatin erzählte dem Geſandten von Tezels Lügenhaftigkeit, und Miltitz citirte daher den Ablaßkrämer von Leipzig nach Altenburg; aber dieſer Prahler, der alle Ketzer umbringen wollte, entſchuldigte ſich, er könne Leipzig nicht ohne Lebensgefahr verlaſſen. Miltitz reiſete zu ihm und machte ihm die bitterſten Vorwürfe, ſchrieb auch: „Ich habe mich von Tezels Lügen und Schalkheit überzeugt und werde Alles Sr. Heiligkeit anzeigen.“ Es ergab ſich, daß Tezel für ſeine Mühe monatlich achtzig Gulden, freie Zehrung, einen Wagen mit drei Pferden und Beireitern und zehn Gulden für ſeinen Knecht erhielt, außerdem, was er noch veruntreute. Den 3. Januar 1519 kam Miltitz mit Luthern in Altenburg zuſammen. Der Nuntius war höchſt geſchmeidig, küßte Luthern, ſagte ihm viele Artigkeiten, was freilich Luther nachher Italitäten und heuchleriſche Judasküſſe nannte. Miltitz hatte unterwegs wohl bemerkt, wie die Volksſtimmung ſich für Luthern erklärte. Er ſagte daher zu ihm: „Ich dachte, du wärſt ein alter abgelebter Theologe, der hinterm Ofen mit ſich disputire, aber ich ſehe, du biſt ein rüſtiger Mann. Auch habe ich gemerkt, wo einer auf des Papſtes Seite ſteht, ſo ſtehen drei auf deiner Seite wider den Papſt; ich getraue mir nicht zu, dich mit 25,000 Mann aus Deutſchland zu bringen.“ Nun ſtellte er ihm die Gefahren des Zwieſpalts und der Zerrüttungen vor, worauf aber Luther unverholen ſagte, wie des Erzbiſchofs von Mainz Geldgier und der Ablaßkrämer Unverſchämtheit das Uebel her-

beigeführt, und wie hart und ungerecht ihn der päpſtliche Hof behandelt habe. Miltitz brachte es endlich durch ſchonende Freundlichkeit dahin, daß Luther verſprach: „er wolle künftig über dieſe Materie ſtille ſtehen und ſich die Sache ſelbſt laſſen zu Tode bluten, wenn ſeine Gegner auch ſchwiegen; außerdem werde aus dem Schimpf ein Ernſt werden, da er ſeinen Vorrath noch ganz beiſammen habe.“ Ferner wolle er an den Papſt in aller Demuth ſchreiben, daß er zu hitzig und ſcharf geweſen, doch ohne der Römiſchen Kirche ſchaden zu wollen, er habe nur der ärgerlichen Predigt widerſprochen; auch wolle er dieß in einer öffentlichen Schrift bekannt machen und zum Gehorſam gegen die Kirche auffordern. Die ganze Sache wollte er dem Erzbiſchof von Salzburg und andern frommen und gelehrten Leuten unterwerfen; überführten ihn dieſe des Irrthums, dann werde er laut widerrufen, aber ſonſt werde aus der Revocation nichts.“ Luther ſchrieb demüthig, aber nicht kriechend an den Papſt, ſtellte ihm vor, wie er nur um Gerechtigkeit flehe; daß er die Fürbitte der Heiligen vertheidige, nur ſolle man ſie nicht bloß um zeitliche Güter anflehen; daß er auch wolle den Ablaß nicht verwerfen, ſondern nur behaupten, daß er geringer ſey, als andre gute Werke. Freilich war man am wenigſten geneigt, eben dieſe einträgliche Lehre ſelbſt nur unfein berühren zu laſſen. Auch der Kurfürſt ließ ein Schreiben an den Papſt ergehen des Inhalts, daß, wenn man die Sache nicht vernünftig beilege, wohl eine nachtheilige Empörung daraus entſtehen könne, da Miltitz ſich von Luthers Gelahrtheit überzeugt habe.

Man ſieht aus Allem, daß jetzt Luther noch gar nicht an eine Trennung von der katholiſchen Kirche dachte, daß er wohl die Schwächen derſelben theils kannte, theils ahnete, aber aus Achtung gegen die Kirche, aus Beſorgniſſen der Gefahren bei vergrößertem Zwieſpalt und aus Rückſicht auf das Zureden ſeiner Freunde immer nur darauf drang, daß den gröbſten Mißbräuchen möchte geſteuert werden. In einer beſondern Schrift ſprach er dieſe Grundſätze offen aus. „Ob es gleich in Rom jetzt traurig ausſieht, ſo iſt man doch nicht berechtigt, ſich von dieſer Kirche loszureißen. Man ſoll Gott um des Teufels willen nicht laſſen, noch die lieben Frommen um des böſen Haufens willen meiden.“ „Dem heiligen Römiſchen Stuhle ſoll

man in allen Dingen folgen, doch einem Heuchler nimmer glauben."

§. 32.

Disputation in Leipzig mit ihren Folgen.

Jetzt forderte Dr. Eck, den wir ſchon kennen, Luthern zu einer öffentlichen Disputation in Leipzig auf*). Der Herzog Georg, ein gelehrter Fürſt, liebte ſolche Disputationen und beförderte auch dieſe, ſo ſehr der Kanzler der Univerſität und mehrere Gelehrte es für rathſam hielten, das bisherige Still-ſchweigen beizubehalten und das Vorhaben, von dem ſie ſich bei Luthers Muth und Heftigkeit und Ecks ſtolzem Charakter und Fechterkünſten keinen erſprießlichen Erfolg verſprachen, zu hintertreiben. Nachdem Georg die dreizehn Sätze und Gegenſätze, die Eck und Luther aufſtellten, und worin beſonders auch die ſtreitigen Lehren von dem Papſte als Oberhaupt der Kirche vorkamen, kennen lernte, wollte er wenigſtens Luthern nicht zum Kampfe, ſondern nur als Zuhörer zulaſſen. Aber Eck ſuchte Luthern in Leipzig auf, und erklärte, er werde gar nicht disputiren, wenn er, Luther, nicht Theil nähme. Er verſchaffte ihm auch des Herzogs Erlaubniß. Der Kurfürſt ſahe den Streit ungern, aber Luther erklärte, daß die Wahrheit, ſo wie ſeine und der Univerſität Ehre, nach einer ſolchen Herausforderung, leiden würde. Nun waffnete er ſich, kam bei dieſer Vorbereitung immer mehr auf die Schwächen der päpſtlichen Hierarchie und verſicherte, er würde noch ganz anders ſprechen, wenn er keine Rückſichten zu nehmen hätte. Der Herzog machte große Anſtalten. Sein erſter Miniſter Cäſar von Pflug ordnete das Ganze. Es wurde dem Rathe aufgetragen für das Unterkommen der Gäſte zu ſorgen und die Bürger-

*) Der Kurfürſt von Sachſen aus der Erneſtiniſchen Linie beſaß den Kurkreis mit der Hauptſtadt Wittenberg; etwas in Meißen, einen größern Antheil an Thüringen, am Vogtlande, und im Coburgiſchen Altenburg; Herzog Georg aus der Albertiniſchen, oder jüngern Sächſiſchen Linie, hatte den vornehmſten Theil vom Meißniſchen, darunter Dresden und Leipzig, auch einiges in Thüringen.

wache ſollte zu ihrem Schutze dienen. Auf der Pleißenburg wurde ein großer Saal prachtvoll zum Kampfplatz mit zwei entgegen ſtehenden Kathedern eingerichtet und rings herum wurden Tiſche und Bänke geſtellt. Am 23ſten Junius kam Eck an und hielt den Frohnleichnamszug im großen Meßgewande. Am 24ſten traten Luther und Carlſtadt, die beiden Hauptgegner und Disputanten ein. Viele Doktoren der Rechte, Theologen, Magiſter und Studenten hatten ſie hieher begleitet. Am 27ten Jun. zogen die Streiter erſt in einem feierlichen Aufzuge, den Herzog an der Spitze, in die Thomaskirche zu einem mit trefflicher Muſik gehaltenen Hochamte. Dann bezog man den Saal und beſtimmte den Gang der Disputation, ſo daß Vormittags von 7 — 11 und Nachmittags von 2 — 5 Uhr ſollte disputirt werden. Drei Tage kämpften Eck und Carlſtadt über die Lehre von der Gnade und dem freien Willen, wobei nur der Streit zwiſchen Auguſtin, dem die Wittenberger mehr anhingen, und zwiſchen Pelagius, dem ſich Eck näherte, wieder aufgewärmt, und mit vieler Erbitterung und nicht ohne ermüdende Trockenheit, auch unter großem Lärm, wiewohl ohne Erfolg, geſtritten wurde. Luther trat am 4ten Jul. auf. Jedermann war in voller Erwartung. Eck, gelehrt, gewandt, geübt, beredt, rechnete ſchon hier auf glänzenden Sieg, in Rom auf großen Lohn. Luther, furchtlos, bekannt mit der Schrift, der Kirchenlehre, den ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten, wünſchte nun zu erfahren, was ſich für die päpſtliche Macht Alles ſagen laſſe? Aber Alles, was Eck aus der Bibel und den Kirchenvätern für ſeine Lehre anführte, wußte Luther zu beantworten und eine Menge Gründe und Stellen anzuführen, die gerade das Gegentheil bewieſen. Da Eck mit Gründen, wobei er manche Blöße gab, nicht fort konnte, ſo nahm er zu dem gewöhnlichen Hülfsmittel ſeine Zuflucht, Luthern gerade zu der Ketzerei zu beſchuldigen. Er brachte die Huſſiten in Erwähnung, und Luther gereizt, erklärte: „Unter Wiklefs und Huſſens Sätzen ſind etliche recht chriſtlich." Das erregte viele Unruhe, ſelbſt unter Luthers Freunden. Der Herzog, der faſt immer zugegen war, und dießmal ſelbſt den Vorſitz hatte, konnte kaum ſeinen Unwillen mäßigen. Nun galt Luther für einen Schutzpatron der Böhmiſchen Ketzer, der die Coſtnitzer Verſammlung ver-

werfe; was ihm nur Gelegenheit gab, ſich noch mehr auf die Schrift zu berufen und ſie über Papſt und Concilien zu erheben. Man ſtritt dann über das Fegfeuer, das Luther annahm, doch es nicht in der Schrift fand; über den Ablaß und andre Fragen. Jede Partei eignete ſich am Ende den Sieg zu. Luther hatte ſich ziemlich gemäßiget; mehrere Gelehrte und Studenten, früherhin Anhänger von Eck, wurden ganz für ihn gewonnen und folgten ihm nach Wittenberg; ein junger Fürſt, Georg von Anhalt, konnte ſich nach dieſer Disputation nicht entſchließen, ein Bisthum anzunehmen und die tüchtigen Gründe, die er ſeinem Vormunde Georg von Sachſen vortrug, machten dieſen ſo verlegen, daß er im Vertrauen geſtand, er könne nichts entgegenſetzen, wolle aber doch bei ſeinem alten Glauben bleiben. Von allen Seiten, auch aus Böhmen erhielt Luther Briefe mit Lobeserhebungen; die Hörſäle in Wittenberg wurden überfüllt mit Zuhörern und dieſe Disputation war ganz zum Nachtheil des Papſtes. Luther hatte auch in Leipzig gepredigt, und zwar in der Schloßkirche, da kein andrer Prediger es gewagt hatte, ihm ſeine Kanzel zu öffnen. Luther liefert in ſeinen Berichten an Spalatin und an den Kurfürſten und in ſeinen „Reſolutionen über die verhandelten Sätze“ (Lateiniſch), eine treffende Schilderung der ganzen Disputation. Die Eccianer verlangten ſchon vorher, man ſolle kein Buch zum Nachſchlagen mitbringen und nichts von dem Streit drucken laſſen, ſondern alles den Urtheilen gewiſſer Schiedrichter überlaſſen, wozu Univerſitäten vorgeſchlagen wurden. Bei dem erſten Punkte meinte Luther, Eck wolle nur durch vieles Schwatzen und Schreien den Beifall und Sieg erringen. „Ich muß auch wahrhaftig bekennen,“ ſagt Luther, „wir ſind beſiegt durch Ecks Geſchrei und Herumfahren (clamore et gestu) d. h. durch ſeine Mäßigung (modestia), wie er es ſelbſt nennt.“ Dabei erzählt nun Luther, wie Eck ſchlau und verſchmitzt manche Sätze anfangs beſtritten, dann aber der Sache eine andre Wendung gegeben, und damit die wenig Unterrichteten geblendet habe, als ob hierüber gar kein Streit ſey. Aber beide Wittenberger wußten ſeine Schwächen zu faſſen. Luther wußte deſſen günſtigen Conciliensbeſchlüſſen andre entgegen zu ſtellen, vorzüglich in Abſicht auf die Oberhoheit des Papſtes, ſo daß der Sachverſtändige leicht

ſahe, wo das Recht war. Uebrigens nennt Luther die Disputation einen bloßen Zeitverderb, keine Prüfung der Wahrheit. Die Leipziger Theologen beſchuldiget er der Unfreundlichkeit und der blinden Ergebenheit an Eck; den Herzog Georg lobt er als einen verſtändigen Mann, der ſelbſt an beiden Parteien unnützen Wortſtreit getadelt, die Theologen und auch Luthern dreimal zum Gaſtmal geladen, und ſich mit ihm beſonders über ſeine Predigt beſprochen habe. Eck brach das Verſprechen, nichts drucken zu laſſen am erſten, und Luther konnte dann nicht dazu ſchweigen. Eck ſtellte dagegen die Sache auf eine für ihn ſehr günſtige Weiſe dar; blickte beſonders auch auf den jungen Melanchthon verächtlich hin, weil er zuweilen ein Wort mit darein geſprochen hatte, nannte ihn ein Sprachmännlein, und es lohne ſich nicht der Mühe, mit ihm über Theologie zu ſprechen. Melanchthon widerlegte ihn beſcheiden, aber gründlich. Die Geſchichte, die Luther von dieſer Disputation aufſetzte, deckte Ecks und damit des Römiſchen Hofes Schwächen nur deſto mehr auf. Eck verklagte Luthern auch bei dem Kurfürſten, der Luthern die Antwort überließ. Auch ein Rath des Herzogs, Hieronymus Emſer, ſuchte erſt auf eine feine, dann derbe Art in mehrern Schriften Luthern anzugreifen, worauf dieſer aber mit vieler witziger Laune antwortete. „Wie Eck," ſagt Luther, „die Bibel erklärt, will ich dir aus dem Spruche: Die erſten werden die letzten ſeyn ꝛc. beweiſen, daß euer Petrus der letzte und Matthias, oder ſein Vorgänger Judas der erſte Biſchof der Kirche geweſen ſey." Auch einige Minoriten in Jüterbogk waren über ihn hergefallen; er ſchrieb an ſie, daß ſeine Feder ſogleich gegen ſie geſpitzt ſeyn und ihnen ihre Blöße und Unwiſſenheit darlegen werde. Nachdem er das, was ſie an ihm ketzeriſch fanden, mit vieler witziger Laune widerlegt und ihnen ihre Unbekanntſchaft mit der Schrift, ſelbſt mit den Kirchenvätern, die durch ſie zu Ketzern gemacht würden, bewieſen, ſchließt er in dem ſehr kräftigen Briefe: „Nun ſagt mir recht bald euern Entſchluß, ob ihr eure Nacken beugen oder ſie gegen die Wahrheit zum Kampf erheben wollt. Seyd überzeugt, ich will euch vortrefflich behandeln, und Jedermann eure bewundernswerthe Weisheit zeigen. Glaubt gewiß, ich werde meinem Namen und dem Worte Chriſti nie untreu wer-

den.“ Ueberhaupt nahm ſeine Freimüthigkeit und Herzhaftigkeit täglich zu. Er ſprach dem bedenklichen Spalatin und andern zagenden Freunden Muth ein und ſcherzte oft über die Ausfälle ſeiner Feinde. Die Minoriten erſchraken und ſuchten den Druck der Schrift zu hindern, was auch Luther wollte, aber der Buchdrucker hatte ſie ſchon fertig und zum Theil ausgegeben. Es erſchienen nun viele Schriften und Gegenſchriften, worin freilich auch der gereizte Luther, dem man Behauptungen unterſchob, die er nicht geſagt hatte, und deſſen Worten man eine Erklärung gab, die ihm nicht in den Sinn gekommen war, ſehr heftig wurde, die Päpſte und ihr Treiben mit den lebendigſten Farben ſchilderte, ihnen bewies, daß nach ihren Sätzen die ganze morgenländiſche, ja die allgemeine Kirche überhaupt und die heiligſten Kirchenväter Ketzer wären; ja die ganze Welt ſey ketzeriſch, außer Eck und ſeine Brüder. Der Papſt ſey ärger als Lucifer und der Antichriſt, die beide doch nur Gott gleich ſeyn wollten; Eck ſetze den Papſt über Gott, indem er ihn mehr gelten laſſe, als Gottes Wort. Luther ſchrieb auch auf den Rath ſeiner Freunde an Erasmus über die Lage der Dinge. Erasmus hatte Luthers Schriften ſehr billig beurtheilt, über die Mönche und manche Mißbräuche ſehr ſcharf und beißend geſprochen, aber mehr für Gelehrte und in der Lateiniſchen Sprache. Dabei hatte er die empfindlichſte Stelle, den Ablaßſchatz, nicht weiter berührt. Allein Luthers Gemüthsart, ſeine Stellung als Profeſſor und Prediger brachten es mit ſich, daß er als der Mann des Volkes ganz anders redete, als jener Gelehrte von ſeinem Studirzimmer. So viel Gutes alſo auch Erasmus gewirkt hatte, ſo wenig war im Ganzen dem armen Volke damit geholfen, und er irrte ſehr, daß er eine Verbeſſerung, ohne die Würde des Römiſchen Stuhls zu beleidigen und ſich im äußerſten Falle, von ihm zu trennen, erwartete, und, nachdem er erſt Luthern in ſeinen Behauptungen recht gab, bei den daraus entſtandenen Bewegungen ſich kalt zurück zog und den Mangel an Sanftmuth ſo ſehr tadelte. Luther ſagte: „Erasmus will nur den Frieden, nicht das Kreuz, Päpſte, die man höflich erinnert, glauben immer, man ſtreiche ihnen den Fuchsſchwanz und bleiben wie ſie ſind.“ Bald darauf hielt Luther auch eine Predigt vom heiligen Abendmahl,

worin er die fruchtbare Feier deſſelben lehrt, aber auch den Wunſch äußert, daß der Kelch möchte gereicht werden. Dafür galt er nun gleich wieder für einen Hußiten; Hieronymus Emſer, ein Canoniſt, im Dienſte des Herzogs Georg, war auch bei der Leipziger Disputation geweſen, und ſuchte nun in einem hämiſchen Briefe an Dr. Zack in Prag den Böhmiſchen Brüdern die Hoffnung zu benehmen, als ob Luther ganz mit ihnen übereinſtimme; er berief ſich auf die Disputation, wo ſich Luther beſtimmt gegen ſie erklärt habe. Luther überließ ſich in ſeiner Beantwortung auf eine unwürdige Weiſe ſeiner ganzen Heftigkeit und Bitterkeit über Emſers freilich ſehr unzeitiges Einmiſchen in die Sache und daß dieſer nicht der Wahrheit gemäß berichtet, wie Luther zwar ihr Schisma und ihre Irrthümer mißbillige, aber in der wahren Lehre mit ihnen übereinſtimme. Ueberhaupt aber waren die Flugſchriften, die jetzt erſchienen, voll von Spöttereien über Namen und von Perſonalitäten. Emſer ſtellte die Predigt dem Herzog Georg als ſehr gefährlich vor, Luthers Meinung über den Frohnleichnam errege Aergerniß und 6000 Menſchen hätten nach dieſer Predigt das Abendmahl unter beider Geſtalt genoſſen. Auch der Biſchof von Meißen erklärte ſich dagegen, und Luther antwortete nicht glimpflich auf die freilich auch heftig verketzernde Erklärung. Wollte man doch Luthern zu einem in Böhmen gebornen Hußiten machen. Der Kurfürſt war verdrießlich, als ihm Georg darüber ſchrieb, doch antwortete er fürſtlich: „in Religionsſtreitigkeiten erlaube er ſich kein entſcheidendes Urtheil; Ketzerei werde er nicht dulden, aber viele fromme Männer hätten Luthers Lehre für chriſtlich gehalten, und dieſer wolle ſie vor dem Legaten vertheidigen; mehr könne man nicht fordern.“ Luther beſchäftigte ſich aber nicht bloß mit Streitſchriften, ſondern in Briefen, in Predigten, die er gewöhnlich erweitert heraus gab, wie den „Sermon über den Wucher,“ durch Erklärung der Pſalmen, ſeines Lieblingsbuches, und in lehrreichen Vorleſungen für die zahlreichen Studirenden, machte er ſich höchſt verdient. In einer Unterredung mit Miltitz in Liebenwerda den 8. Okt. 1519 hatte dieſer ſelbſt zugeſtanden, der Papſt habe ſeine Gewalt nicht durch ein göttliches Recht, blieb ſich aber in ſeinen Ausſagen nicht gleich. So ſollte Luther

verſprochen haben, nach Trier zu kommen, was dieſem nicht in den Sinn gekommen war. Meiſterhaft deckt nun Luther die Schwächen in Ecks Schrift (Expurgatio Eccii) über jene Disputation auf; zeigt ihm, wie er ſich hinter zweideutige, unbeſtimmte Worte verſtecke und vergleicht ihn mit dem Strauß, der ſich auch für ſicher halte, wenn er den Kopf verberge; beweiſet ihm, wie er das Geſpräch entſtellt und Vieles verdrehet habe, und führt ihn dahin, daß er entweder ſehr einfältig (trunco stupidiorem) oder ein verächtlicher Heuchler und Lügner ſey; das Erſtere könne er ihm nicht in der Maße zutrauen, daß er nicht den Widerſtreit in der Gnade und Sünde einſähe. Er weiſet Eck nach, daß, wenn er bei den behaupteten Sätzen beharre, ſo ſey Karlſtadt Sieger; leugne er ſie, ſo ſey er (Eck) ein Pelagianer. Luther dankt ihm für die Expurgation, denn nun wiſſe die Welt, wie es mit Eck und der Disputation ſtehe. Der ehrgeizige Eck wurde nun auch von witzigen Köpfen, wozu beſonders Oekolampadius, zuletzt Prediger in Baſel, gehörte, gedemüthigt. Eck erklärte Luthers Anhänger für unbedeutende, ungelehrte Canoniker; Oekolampadius züchtigte ihn durch einen Brief der „Lutheriſchen Ungelehrten an den hochberühmten, übergelehrteſten Sieger, Magiſter Ecke,“ ſo witzig, daß Eck ſelbſt geſtand, dieſe Widerlegung habe ihn am ärgſten geſchmerzt. Dafür ſchürte er nun mit den gleich erzürnten Dominikanern ein furchtbares Feuer gegen Luthern in Rom an und brachte den Papſt zu dem unklugen Schritte, 1520 den 15ten Jun. eine Bannbulle gegen den Reformator heraus zu geben. Alles wurde aufgeboten gegen ihn; 41 ſeiner Sätze wurden verdammt, ſeine Schriften ſollten verbrannt werden, und Niemand ſollte ſie bei Strafe des Bannes leſen. Alle Fürſten und beſonders ſein Landesherr wurden aufgefordert, ihn und ſeine Anhänger gefangen zu nehmen und nach Rom zu ſchicken, oder er ſelbſt ſollte in 60 Tagen dort erſcheinen, widerrufen und um Gnade flehen. Der Kurfürſt wurde etwas wankend und hätte es nicht ungern geſehen, wenn ſich Luther wenigſtens eine Zeitlang entfernt hätte. Dieſer ſelbſt blieb zwar feſt, doch war er über die Unruhen, die für ſeinen Landesherrn entſtanden, mißmuthig, erbot ſich noch immer zu ſchweigen, wenn nur ſeine Gegner eben das thäten. Er wollte zu den

Huſſiten nach Böhmen, oder in die Schweiz gehen, allein man bat ſo einſtimmig, er möchte bleiben, daß auch ſein Landesherr damit zufrieden war. Nun war er aber auch entſchloſſen, ſich über alle Bedenklichkeiten hinwegzuſetzen und die Wahrheiten, die er immer deutlicher erkannt, aber noch aus Friedensliebe zurück behalten hatte, frei zu bekennen. Sein Muth wurde durch eine Menge Zuſchriften, beſonders auch durch Fränkiſche und Schwäbiſche Ritter, die von der weltlichen und geiſtlichen Macht viel gelitten hatten, mächtig geſtärkt. Sie ſchrieben an ihn, munterten ihn auf, ſeiner Sache treu zu bleiben und boten ihm Schutz und Sicherheit auf ihren Schlöſſern an. Z. B. Ulrich von Hutten in Schwaben, ein Gelehrter und ein gekrönter Dichter, kräftig und muthig gegen alles Unrecht, aber dabei zu unruhig und ungeſtüm († 1523); Franz von Sikkingen, ein edelmüthiger Held in der Rheingegend († 1522). Sie endeten beide traurig, aber als treue Wahrheitsfreunde, die Glück und Unglück mit Luthern theilen wollten. Dagegen hatte Luther an mehrere Biſchöfe, wie auch an den Kurfürſten von Mainz, geſchrieben, ihnen die ganze Lage der Dinge vorgelegt, und hinzugefügt, daß er nur nicht ungehört und unwiderlegt widerrufen wolle. Es erfolgten abermals entweder gar keine, oder zweideutige Antworten; der Kurfürſt erwiederte: er habe noch nicht Zeit gewinnen können, Luthers Schriften auch nur anzuſehen*). Er ſchrieb übrigens noch gemäßigt, tadelte die Irrlehrer, ohne jedoch Luthern zu nennen. Der neue Kaiſer Karl V., ein Fürſt von vielen Gaben und Einſichten, dem aber ſeine politiſchen Entwürfe wichtiger als das Heil der Kirche waren, hielt es bald mit dem Papſte, bald mit den Lutheriſch geſinnten Fürſten, je nachdem er die Hülfe des Einen oder der Andern ſuchte. Ueberhaupt ſchien ihm bei ſeinem Streben, den Freiheitsſinn der Reichsſtände zu beſchränken, auch eine Religionsfreiheit, wie ſie nach Luthers Grundſätzen hervorgehen mußte, weder recht noch nützlich. Allein bei allem Hin- und Herwägen ſeiner Pläne kam er doch nie zu einer feſten, ausdauernden Handlungsweiſe, weil es ihm

*) Allerdings auffallend von dem erſten Erzbiſchof Deutſchlands, daß er von einer ſo wichtigen Angelegenheit keine Kenntniß genommen hatte!!

an dem Muth fehlte, den nur das Bewußtſeyn einer gerechten Sache gibt; er erkannte endlich auch, daß er bei allen Berechnungen ſich doch verrechnet hatte und entſagte der Welt aus Verdruß, weil er ihren billigen Forderungen nicht nachgab. Karl, dieſer mächtige Monarch, in deſſen großem Gebiete, das er in Europa und in dem neu entdeckten Amerika beſaß, die Sonne nicht unterging, hielt es nicht der Mühe werth, Luthern auf ſein flehentliches Schreiben, er möchte ihn hören, etwas zu erwiedern. Nur ein Biſchof, Thurzo von Breslau, († 1520) war ganz mit Luthern einverſtanden. Jetzt ſchrieb dieſer ſeine kühnſte und kräftigſte Schrift: „Ermahnung an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation.“ Er griff darin das Gebäude der Hierarchie in ſeinen Grundfeſten an. „Die Romaniſten,“ ſagt er, „haben drei Mauren mit großer Behendigkeit um ſich gezogen, womit ſie ſich beſchützen. Zum erſten, wenn man hat auf ſie gedrungen mit weltlicher Gewalt, haben ſie geſetzt und geſagt: Weltliche Gewalt habe nicht Recht über ſie, ſondern die geiſtliche ſey über die weltliche. Zum andern: wenn man ſie mit der heil. Schrift wollen ſtrafen, ſetzten ſie dagegen: es gebühre die Schrift Niemand auszulegen, denn dem Papſt. Zum dritten: dräuete man ihnen mit dem Concilio, ſo erdichteten ſie, es möge Niemand ein Concilium halten, denn der Papſt. So haben ſie uns drei Ruthen heimlich geſtohlen.“ „Nun helf uns Gott, und geb' uns der Poſaunen eine, womit die Mauren zu Jericho einfielen, daß wir dieſe ſtrohernen Mauren auch umblaſen.“ Mit hellem, chriſtlichem Geiſte ſpricht er nun über den erſten Punkt, daß „alle Chriſten nach 1 Petr. 2, 9. Prieſter ſind, daß in dem Chriſten eine höhere Weihe ſeyn müſſe, als der Papſt geben könne, daß kein Unterſchied zwiſchen geiſtlichem und weltlichem Stand ſey, außer Amts halber; was aus der Taufe gekrochen iſt, das mag ſich rühmen, daß es ſchon Prieſter, Biſchof und Papſt geweiht ſey, ob es ſchon nicht einem jeglichen geziemt, ſolch Amt zu üben, ohne unſer Bewilligen. Was gemein iſt, mag Niemand ohne der Gemeine Willen thun. Ein Prieſter, wenn er abgeſetzt wird, hört auf Prieſter zu ſeyn und wird Bürger und Bauer, wie es der abgeſetzte Amtmann wird, der auch erſt nur Amts halber voranging.“

„Und daß ichs noch klärer ſage, wenn ein Häuflein frommer Chriſtenlaien würden gefangen und in eine Wüſtenei geſetzt, und hätten nicht bei ſich einen geweiheten Prieſter oder Biſchof, erwählten einen unter ihnen, er wäre ehrlich oder nicht, und befòhlen ihm, das Amt zu taufen, Meſſe halten, abſolviren und predigen, der wäre wahrhaftig ein Prieſter, als ob ihn alle Biſchöfe und Päpſte geweihet.“ Luther wollte damit nur die päpſtliche Lehre beſtreiten, daß dem Prieſter mit der Weihe eine unvertilgbare heilige Eigenthümlichkeit (character indelebilis) gegeben würde, die er auch mit ſeiner Abſetzung nicht verlöre. Er nimmt, wenn er das Amt einem nicht feierlich Geweiheten zu verwalten geſtattet, den alleräußerſten Nothfall an, will aber damit nicht ſagen, als ob ſich Jedermann willkührlich zum Lehrer aufwerfen könne, was die chriſtliche Ordnung und Erbauung nur ſtören würde. „Die andre Mauer iſt noch loſer; ſie wollen Meiſter der Schrift ſeyn, ob ſie ſchon ihr Lebelang nichts darin lernen, gaukeln uns vor mit unverſchämten Worten: der Papſt möge nicht irren im Glauben, er ſey böſe oder fromm; mögen deſſelben nicht einen Buchſtaben anzeigen. Sie ſetzen darum, was ſie wollen, weil ſie achten, der heil. Geiſt laſſe ſie nicht. Wo das wäre, wozu wäre die heilige Schrift noth und nütze? Laßt ſie uns verbrennen und begnügen an den ungelehrten Herren in Rom, die der heilige Geiſt inne hat, der doch nichts denn fromme Herzen mag inne haben.“ „Sie müſſen bekennen, daß wir fromme Menſchen unter uns haben, die den rechten Geiſt, Verſtand, Wort und Meinung haben, warum ſollte man ſie verwerfen und dem Papſte folgen, der nicht Geiſt und Glauben hat? Die dritte Mauer fällt nun von ſich ſelbſt. Denn wenn der Papſt wider die Schrift handelt, ſind wir ſchuldig, der Schrift beizuſtehen, ihn zu ſtrafen und zu zwingen nach dem Wort Chriſti: Matth. 18, 15. Er hat auch nicht allein das Recht, ein Concilium zu berufen. Der Apoſtel Concilium hat nicht St. Peter (Apoſtelg. 15, 6.) berufen, ſondern alle Apoſtel und die Aelteſten. Das Concilium zu Nicäa 325 hat der Biſchof von Rom weder berufen noch beſtätigt, ſondern der Kaiſer Conſtantinus, und nach ihm haben es viele andere Kaiſer gethan, das doch die allerchriſtlichſten Concilien geweſen ſind. Sollte der Papſt allein

die Gewalt haben, ſo müßten ſie alle ketzeriſch geweſen ſeyn. Auch wenn ich anſehe die Concilien, die der Papſt gemacht hat, finde ich nichts beſonderes, das darinnen iſt ausgericht." Nun meint Luther, da alle Chriſten Mitprieſter ſind, ſo hätten ſie alle das Recht, in der geiſtlichen Stadt Chriſti dem Feuer des Aergerniſſes zu ſteuern. Wäre das nicht ein unnatürlich Vornehmen, ſo ein Feuer in einer Stadt aufging, und jedermann ſollte ſtill ſtehen, laſſen für und für brennen, was da brennen will, allein darum, daß ſie nicht des Bürgermeiſters Macht hätten, oder das Feuer an deſſen Hauſe anhöbe?" „Mit des Papſtes Gewalt iſt nichts geredet. In der Kirchen iſt keine Gewalt, denn nur zur Beſſerung; will der Papſt ein freies Concilium wehren zur Beſſerung der Kirchen, ſo ſollen wir ihn und ſeine Gewalt nicht anſehen; und wo er bannen und donnern würde, ſollte man das verachten, als eines tollen Menſchen Vornehmen und ihn in Gottes Zuverſicht wieder bannen und treiben, wie man mag." Dieſe bisher unerhörten und dennoch für den geſunden Verſtand ſo einleuchtenden Wahrheiten machten einen tiefen Eindruck. Dabei ſchildert nun Luther die Pracht und Hoffart in Rom; wie der Papſt „eine dreifältige Krone trage und die höchſten Könige nur eine trügen; ob das wohl dem armen Chriſto und St. Peter gleiche?" Er fragt: wozu das Volk in der Chriſtenheit nütze, das da heißt die Cardinäle?" „Das will ich dir ſagen: Welſch- und Deutſchland haben viel reicher Klöſter, Stift, Lehen und Pfarr, die hat man nicht gewußt bis nach Rom zu bringen, denn daß man Cardinäle machte und ſie ihnen gäbe." „Nachdem Welſchland ausgeſogen iſt, kommen ſie nach Deutſchland. Ich rathe, daß man der Cardinäle weniger mache, oder laſſe ſie den Papſt von ſeinem Gute nähren. Wie kommen wir Deutſchen dazu, daß wir ſolche Räuberei, Schinderei unſrer Güter von dem Papſte leiden müſſen? Hat das Königreich Frankreich ſichs erwehret, warum laſſen wir Deutſchen uns alſo narren und äffen? Und wenn ſchon kein Cardinal wäre, die Kirche würde dennoch nicht verſinken; nur Geld, nur Haderſachen um die Bisthümer treiben ſie; das könnte auch jeder Räuber. Es iſt ein Gewürm und Geſchwärm in dem Rom und alles ſich päpſtiſch rühmt, daß zu Babylonien nicht ein ſolches Weſen geweſen iſt. Es ſind mehr denn 3000 Papſts

Schreiber allein, wer will die andern Amtleute zählen, welche auf die Stift und Lehen Deutſchlands warten, wie ein Wolf auf die Schafe? Es gibt dem Papſte mehr, als ehemals den Kaiſern und hat dafür Schande und Spott. Wir ſollten uns verwundern, daß Fürſten, Adel, Stifte, Land und Leute arm werden?" Luther geht nun die einzelnen Fälle durch, wo und wie man auf Geldquellen denke und laure, ſtark freilich und entrüſtet, aber wahr, wie es klar aus der Vergangenheit und Gegenwart vor Augen lag. Mit Erſtaunen las Jedermann dieſe Schrift; ſeine Feinde glaubten, er habe ſich damit ſelbſt ſeinen Untergang bereitet; doch am Hofe des Kurfürſten war man nicht damit unzufrieden. Luther fragte jetzt auch da, wo es Wahrheit galt, nicht nach den Bedenklichkeiten des Hofes, ſo innig er den Kurfürſten ehrte. Miltitz beſprach ſich noch zweimal mit Luthern, mißbilligte die Heftigkeit Cajetans, Ecks und des Papſtes, erklärte aber auch, daß er, Miltitz, und der Kurfürſt bei dem Papſte wegen ihrer langſamen Betreibung der Sache übel angeſchrieben wären, und daß Luther zu Coblenz vor dem Kurfürſten von Trier möchte verhört werden. Der Kurfürſt antwortete: er wolle mit dieſer Sache nichts weiter zu ſchaffen haben. In einer Lateiniſchen Schrift: von der Babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche, zeigte darauf Luther auch, daß die troſtvollſten Lehren des Chriſtenthums gleichſam in einer Gefangenſchaft den Chriſten wären verſchloſſen geblieben; bereut es, daß er über den Ablaß ſo ſchonend geſchrieben; jetzt würde er Alles in den Satz faſſen: „der Ablaß iſt eine Schalkheit der Römiſchen Schmeichler." Nun geht er die Römiſchen Lehren durch, zeigt ihren Ungrund und dagegen die Bibellehre. Dieſe Schrift nannte man eine völlige Rebellion; ſie wurde in Paris und London verworfen und Luther für den ärgſten Ketzer erklärt. Doch Wahrheitsfreunde, wie z. B. Bugenhagen aus Pommern, wurden durch ſie eines Andern überzeugt. Bugenhagen hörte einige Stücke vorleſen und meinte erſt: Keiner habe es in der Ketzerei ſo weit gebracht, als Luther. Nun nahm er das Buch mit nach Hauſe, las es mit Bedacht, wurde Luthers Freund, half ihm treu in der Bibelüberſetzung und reformirte mit in Dänemark und Niederſachſen.

Eck war nicht der Mann, der jene Bulle empfehlen konnte. Luther hatte bei Fürſten, Adel und Volk viel zu viel Licht verbreitet, als daß die Lobreden in der Bulle, „die deutſche Nation habe von jeher den Ketzereien ſo mannhaft widerſtanden,“ anders als von der deutſchen Gutmüthigkeit gegen das päpſtliche Ausſaugungsweſen verſtanden wurden, und die Klage: „ein wilder Eber und ein waldiges Unthier habe ſich erkühnt, den Weinberg zu verderben“ einen für Luthern ungünſtigen Eindruck hätten machen, oder „alle Heiligen und die ganze chriſtliche Kirche unter die Waffen bringen ſollen.“ Luther wurde jetzt als ein Märtyrer der Wahrheit und als ein Opfer der Bosheit und Rachſucht verehrt. Eck, der triumphirend ankam, erhielt ſchon vom Herzog Georg nicht, was er wünſchte. Er ſollte die Bulle nicht ohne Erlaubniß des Biſchofs von Merſeburg, der ſich mit andern beleidigt fühlte, daß ſie bei dieſer Sache von dem Papſte übergangen wurden, publiciren, daher ſie erſt 1521 im April dort bekannt wurde. In Leipzig ſchlugen die Kinder Zettel gegen Eck an; es wurden Spottlieder auf ihn geſungen, und er mußte flüchten. In Naumburg, Bamberg, Nürnberg weigerte man ſich, die Bulle anzunehmen; in Erfurt und Wien wurde ſie von den Studenten zerriſſen. Eck hatte die Bannbulle eigenmächtig über Karlſtadt und andere, beſonders über einige Rathsherrn in Nürnberg, ausgedehnt; indeß bekümmerten ſie ſich wenig darum; nur Karlſtadt züchtigte in zwei heftigen Schreiben „das päpſtliche Ungethüm und den bösgeſinnten Poſtenträger.“ Friedrich der Weiſe war ſehr unwillig, daß die Bulle den Eck einen gelehrten, treugeſinnten Mann, Luthern aber ein Kind der Bosheit nannte, da Erasmus und Hutten ganz anders urtheilten. Er und ſeine Räthe wieſen alles Anſinnen, gegen Luthern Gewalt zu gebrauchen, ſtandhaft von ſich. Hutten ſchrieb eine kräftige, witzige Erläuterung der Bulle, die beſonders am Schluſſe höchſt bittere Wahrheiten an den Papſt enthält. „Du hätteſt beſſer gethan, die Bulle beim heiligen Petrus zu laſſen.“ „Wenn du mich in Harniſch bringſt, ſo will ich dir einen Biſchof in Deutſchland nennen, von welchem du durch Gewalt und Betrug 240,000 Gulden erpreßt haſt. Heißt das die Schafe ſcheren oder nicht vielmehr das Haus des Herrn zur Mördergrube machen?“

„Gedenke der Strafruthen des Allmächtigen.“ „Was haſt du in Rom anders, als eine Rotte von Spielern und Schmeichlern, von Dieben und Betrügern?“ „Ich rathe dir, gegen die Vertheidiger der Wahrheit nicht ſo hart zu verfahren und gewöhne dich zu einer wahrhaft chriſtlichen Liebe.“ „Weide uns mit deiner Weisheit und Lehre und nicht mit deinen Bullen. Die wahren Eigenſchaften eines Papſtes ſind Weisheit, Keuſchheit, Reinheit der Sitten und Verachtung aller weltlichen Dinge. Wenn Deutſchland ſieht, daß es von dir geliebt wird, ſo wird es dich ehren. Es iſt deine Pflicht, Jedermann durch Güte zu gewinnen, aber Niemanden mit Gewalt zu zwingen. Dieß habe ich ſagen wollen, wahrhaft und frei, wie die Sache und die Zeit es fordern.“ Dabei citirt er noch Jeſ. 59, 14. und Pſ. 2, 3. — Erasmus, der auf alle Weiſe eine Kirchenſpaltung zu verhüten und die Sache durch eine Verſammlung gelehrter, verſtändiger Männer zu ſchlichten hoffte, worüber er es jedoch mit dem Römiſchen Hofe ganz verdarb, mißbilligte mit mehrern katholiſchen Theologen das päpſtliche Verfahren. Aber der ſtolze Papſt wollte nicht mit einem Mönche unterhandeln; ſeine Höflinge beſtärkten ihn darin, gleichſam als ob hier die Rede von rebelliſchen Unterthanen und einem unumſchränkten Herrn ſey. Der päpſtliche Nuntius Aleander, der die Bulle an den kaiſerlichen Hof brachte, bediente ſich der übermüthigſten Sprache, daß der Papſt ſelbſt mit dem Kaiſer und dem Kurfürſten und am leichteſten mit den drei Grammatikern, Reuchlin, Luthern und Hutten fertig werden könnte, was Erasmus höchlich mißbilligte, auch daher an den Papſt ſchrieb, beſonders um ſich von allem Verdachte der Theilnahme an der Ketzerei zu reinigen. Er wollte ſogar eine vermittelnde Schrift herausgeben, aber er fand große Schwierigkeiten und es unterblieb. Luthers Schriften wurden feierlich in Mainz und Cöln, in Antwerpen und Löwen, wo es Karl V. zuließ, verbrannt; und dazu fügte man noch andre ſehr unſchuldige Schriften. Luther achtete das Alles nicht. Auf Miltitzens, dieſes feinen Weltmannes, Verlangen ſchrieb er im September 1520 noch einen Brief mit aller Höflichkeit an den Papſt, aber mit der größten Freimüthigkeit über die Sache. In dieſem letzten Verſuche zur Ausgleichung ſagt er, daß er es gut mit dem

Päpſte meine, aber der heilige Vater ſey mit Schmeichlern umgeben, ſitze wie ein Schaf unter den Wölfen, wie Daniel unter den Löwen, wie Ezechiel unter den Skorpionen; dadurch wäre die einſt allerheiligſte Kirche eine Mordgrube über alle Mordgruben geworden; der Römiſche Stuhl ſey Leos nicht werth, der Teufel ſollte vielmehr in dem Babylon Papſt ſeyn. „Laß dich nicht betrügen von denen, die dir heucheln und lügen, du ſeyeſt der Herr der Welt, habſt Gewalt im Himmel und auf Erden. Sie irren alle, welche behaupten, du ſeyeſt über das Concilium und über die Chriſtenheit.“ „Es ſcheint unverſchämt, eine ſo hohe Perſon lehren zu wollen, aber ich folge dem heiligen Bernhard in ſeinem Buche an den Papſt Eugen, das billig alle Päpſte auswendig lernen ſollten.“ Er ſchickte zugleich eine ſehr geiſtvolle Schrift: „Sermon von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen“ mit fort, worin er beſonders die Lehre von dem Glauben und den guten Werken trefflich behandelt. Natürlich mußte in Rom ein ſolches Werk, worin Luther wie ein Johannes der Täufer ſprach, Schrecken und Zorn erregen. Nun appellirte er nochmals an ein freies Concilium; widerlegte die Angriffe auf die verdammten 41 Artikel lediglich aus der Schrift, und da er wohl ſahe, daß er aus der Gemeinſchaft der Römiſchen Kirche würde ausgeſtoßen werden, ſo wollte er zeigen, auch davor fürchte er ſich nicht und er trage kein Bedenken, ſich ſelbſt von ihr loszuſagen. Am 10. December 1520 zog er mit einer großen Schaar Studenten auf einen freien Platz vor dem Elſterthore; die Studenten errichteten einen Scheiterhaufen und warfen das Römiſche kirchliche Geſetzbuch, etliche Schriften von Eck und zuletzt die Bannbulle mit den Worten Joſ. 7, 25. ins Feuer. Dieſe allerdings gewaltſame und raſche That erregte das größte Erſtaunen. Luther verſuchte ſie damit zu rechtfertigen, daß es ein herkömmlicher Gebrauch ſey, böſe, giftige Bücher zu verbrennen, und daß er als Doktor der Theologie geſchworen habe, unchriſtliche Lehre zu vertilgen. Dabei hebt er 30 Sätze aus den Decretalen hervor, die denn allerdings den Namen unchriſtlicher Lehren verdienen. Indeß mag es wohl auch ſeyn, daß der Unwille über die Verbrennung ſeiner Schriften ihn zu einer nicht ganz zu billigenden Vergeltung gereizt habe. Der Hof ermahnte

ihn zur Mäßigung, viele ſeiner Freunde fürchteten, die gute Sache möchte dadurch mehr verlieren, als gewinnen; beſonders aber waren die Juriſten, von denen Luther ſagte, ſie bedürften eben ſo wohl eines Reformators, wie die Theologen, ſehr unzufrieden. Sie hatten ſich in das canoniſche Recht einſtudirt, hielten ihre Vorleſungen darüber fort und es hat mancherlei üble Folgen für die kirchlichen Angelegenheiten gehabt, daß nicht ſchon damals ſich ein Mann fand, der mit Benutzung des Wahren und Guten in dem canoniſchen Recht ein dem nunmehrigen Bedürfniß entſprechendes Kirchenrecht gründete. Indeß waren die Folgen jenes Brandes ſehr verſchieden. Luthers Schriften wurden nur noch begieriger geleſen; Adel und Volk ehrte den Heldenmuth des Mannes, er ſelbſt fühlte ſich nun völlig berufen, das päpſtliche Unweſen mit ſeinem wahren Namen zu nennen und an ſeiner Zerſtörung zu arbeiten. „Doktor Luther," ſo ſpricht er, „iſt ein wenig hoffärtig geworden und gibt nicht viel auf der Romaniſten Runzen und Grunzen. Das will ihnen das Herz brechen; aber darnach fragt mein Herr Chriſtus nichts; Doktor Luther auch nichts." Hingegen ſank das päpſtliche Recht in ſeinem Anſehen; es fehlte ſogar nicht an Spottſchriften und Zerrbildern über den Papſt; die Widerſacher erſchraken vor der Kühnheit und Unbiegſamkeit des Mannes und traten leiſer auf. Er aber deckte ohne alle Schonung und Zurückhaltung der Hierarchie Gebrechen auf, daß man Satzungen und Mährchen ohne Scham gelehrt, wie ſie kaum in dem fabelhaften Heidenthum zu finden geweſen und die Chriſtenheit behandelt hätte, wie kaum ein weltlicher Despot durch Brandſchatzungen und ſchauderhafte Qualen und Todesarten in einem Reiche gewaltet habe. Es erſchien Schrift auf Schrift in ſchnell auf einander folgenden Auflagen, begierig wurden ſie geleſen, und mit Erſtaunen und Abſcheu ſahe man, was die Oberhirten und Hirten der Kirche ſich erlaubt hatten. Nun hört und lieſet zwar eine Klaſſe von Menſchen, und gerade nicht die beſte, nichts lieber als Tadel über die Obern; große Regenten und wahre Weiſe verachten dergleichen Angriffe und ungerechte Vorwürfe. Allein auf der päpſtlichen Seite waren nur die Parteigänger und Schreier, die ſich auf gar keine Gründe, ſondern bloß auf das Herkommen und päpſtliche Anſehen beriefen

und nur von Widerrufen, nicht von Ueberzeugung etwas wiſſen wollten; auf Luthers Seite traten allgemein geachtete Fürſten, Gelehrte, Männer von anerkannter Einſicht; ſelbſt ſolche, welche erſt ſeine Feinde waren und ſein Unternehmen mißbilligten; und hätten nur alle volle Freiheit gehabt zu wählen, ſo daß kein Verluſt an Gunſt und Anſehen, an Aemtern und Einkünften zu befürchten war: Erasmus und ſeines Gleichen würden laut und öffentlich ſich für die Reformation erklärt haben.

§. 33.

Luther in Worms, auf der Wartburg, und in Wittenberg.

Da Luther immer mehr Anhänger erhielt und auch Schmeicheleien, Geſchenke und Beſtechungen, womit man ihn gewinnen wollte, nichts vermochten, ſo drang der Papſt in den Kaiſer, den Bann an dem Ketzer zu vollziehen. Karl verſprach die Sache auf dem Reichstage in Worms vorzunehmen. Er ſchrieb an den Kurfürſten freundlich, aber etwas künſtlich, wie er zwar Luthers Schriften in den Niederlanden habe verbrennen laſſen, doch auf den Rath ſeiner Miniſter nichts gegen ihn vor einem Verhör unternehmen wolle; daher der Kurfürſt Luthern mit auf den Reichstag bringen möchte. Sehr behutſam antwortete Friedrich, „daß es ihm auffallend geweſen, wie man Luthers Schriften gegen Fug und Recht verbrannt habe; er, der Kurfürſt, habe nie ſich angemaßt, ſie zu vertreten, ſondern wolle das Urtheil verſtändigen Männern und die Vertheidigung Luthern ſelbſt überlaſſen, den er jedoch in Worms nicht für geſichert halte; er bitte daher, man möge ihn mit dem Anſinnen, Luthern mitzubringen, verſchonen.“ Allein da ihn ſein Landesherr durch Spalatin befragen ließ, was er zu thun gedächte, ſo antwortete er: „Wenn ich berufen werde, ſo will ich, ſo viel an mir iſt, mich eher laſſen krank hinführen, wenn ich nicht geſund hinkommen kann; denn es iſt nicht zu zweifeln, daß ich von Gott berufen werde, wenn mich der Kaiſer beruft. Der lebt und herrſcht noch, der die drei Männer im feurigen Ofen erhalten; will er mich aber nicht erhalten, ſo iſts um meinen Kopf eine ſchlechte Sache, wenn ſelbiger gegen Chriſtum ge-

halten wird, der mit höchſter Schmach Jedermanns Aergerniß und vieler Untergang getödtet worden. Hier beachte man keine Gefahr, auch nicht das eigne Wohlſeyn, ſondern denke nur daran, daß wir das Evangelium, das wir einmal angenommen haben, nicht zum Spott der Gottloſen ſtecken laſſen. Wir können ja nicht wiſſen, ob durch unſer Leben oder Tod dem Evangelio und dem allgemeinen Beſten mehr oder weniger Gefahr erwachſen werde. Erwartet Alles von mir, nur nicht, daß ich fliehen oder widerrufen werde; ſo wahr mich mein Herr Jeſus ſtärket, denn ich kann keins thun, ohne Nachtheil der Gottſeligkeit und vieler Seelen Heil." Zu Melanchthon ſprach er: „Ich beſchwöre dich, lieber Bruder, laß nicht ab bei der Wahrheit zu verharren. Arbeite unterdeſſen für mich, du kannſt es noch beſſer machen." Zugleich erinnerte man nicht zur Unzeit an das Unglück, das aus Huſſens Hinrichtung entſtanden war.

Die päpſtlichen Geſandten waren in nicht geringer Verlegenheit. Was längſt in Rom verdammt war, und wobei der Kaiſer nur die Execution vollziehen ſollte, das zog dieſer vor ſeinen Richterſtuhl zu einer neuen Unterſuchung, und von Luthers Gegenwart und Freimüthigkeit hatten ſie Alles zu fürchten. Der päpſtliche Nuntius Aleander hatte überdieß zu ſeinem Schrecken bemerkt, daß weder die geiſtlichen noch die weltlichen Fürſten viele Theilnahme für den Papſt zeigten, ſich vielmehr im Stillen freuten, hingegen angeſehene Männer wären auf des muthigen Luthers Seite. Man verſuchte jetzt das Aeußerſte. Eine zweite Bannbulle wurde am dritten Januar 1521 ausgefertigt, worin nicht nur Luther, ſondern auch alle Männer von Würde, „die ſogar ihre eigne Seligkeit vergeſſen und dem verſtockten und boshaften Ketzer folgen, oder ihm mit Kriegsmacht oder Rath Vorſchub ertheilen möchten," für verbannte, für verfluchte Leute erklärt wurden, die des ewigen Fluches und Interdikts in der ganzen Chriſtenheit ſchuldig wären. Sie und ihre Nachkommen ſollen aller Ehre, Würden und Güter für verluſtig und eines rechtmäßigen Beſitzes für unwürdig und unfähig erkannt werden. Ueberall ſolle an Sonn- und Feſttagen dieſe Bulle vorgeleſen, erklärt und durch Aufſtellung der Kreuzesfahne, Läutung der Glocken, Anzündung, Wiederauslöſchung und Hinwegwerfung der Lichter auf die Erde

der Fluch der Kirche über die Ketzer bekannt gemacht werden. Alſo der alte Ton; aber nicht die alten Nachklänge. Aleander war unterwegs kaum ſeines Lebens ſicher; überall hörte er Verſpottung des Papſtes, Begeiſterung für Luthern und Drohungen mit Feuer und Schwert, wenn man dem Helden etwas Böſes zufüge. Die Fürſten Deutſchlands, der hochgeachtete Friedrich der Weiſe an der Spitze, hatten ſogar Luſt, ſich auf einmal von Roms Bedrückungen loszureißen, ſo trotzig auch Aleander ſie anließ. Indeß ſeine mit vieler Lebhaftigkeit vorgetragene Rede machte durch ihre Scheingründe einigen Eindruck, brachte aber den Kaiſer und die Fürſten nicht von dem Entſchluſſe ab, Luthern hören zu wollen, nicht um die Lehren zu erörtern, ſondern um zu vernehmen, ob er auch das gelehrt habe und noch lehre, was man ihm zur Laſt lege. Karl, der die Sache allerdings für bedenklich hielt, „den Papſt nicht zum Feinde haben, aber auch die Fürſten, die er zur Hülfe gegen die Türken und Franzoſen zu gewinnen ſuchte, vorzüglich Friedrich den Weiſen, nicht kränken, und ſich dabei doch als Oberhaupt des deutſchen Reiches in weltlichen und geiſtlichen Dingen zeigen wollte, verſuchte durch ſeinen ſchlauen Beichtvater Johannes Glapio, der durch Heuchelei zu täuſchen verſtand, den Kurfürſten mit freundlichen und ernſten Vorſtellungen von Luthern abzubringen. Friedrich aber verwies den Vermittler an ſeinen Kanzler Brückner, der in der Theologie und Jurisprudenz gleich erfahren war, und Glapio, den ſchon Hutten und Erasmus als einen Wolf in Schafskleidern geſchildert hatten, richtete nichts aus. Karl äußerte zwar, auf Aleanders Dringen, vor den Fürſten, daß er, wie in ſeinen Erblanden, ſo auch in dem Reiche, Luthers Schriften werde verbrennen laſſen. Allein darauf erwiederten die Stände ehrerbietig, jedoch ernſt, daß man mit einem Manne, der mit ſeinen Schriften in ſolchem Anſehen ſtehe, wie Luther, nicht ſo unglimpflich verfahren dürfe; er müſſe verhört werden und dazu ſicheres Geleite erhalten; ſie wollten bei dem Glauben ihrer Väter verharren, handelte Luther offenkundig dagegen, ſo möge dann der Kaiſer nach den Geſetzen gegen ihn verfahren. Nun ſetzten ſie aber auch 101 Klagepunkte gegen den Römiſchen Hof auf; es kamen dazu noch 9 andere Artikel und ſelbſt Herzog Georg von Sach-

ſen, des Papſtes eifrigſter Verehrer, legte zwölf Beſchwerden vor, eiferte beſonders gegen Ablaßunfug, und verlangte eine Reformation, nur aber durch ein allgemeines Concilium. Luther bekam nun den vom Kaiſer ſelbſt ausgefertigten Geleitsbrief und hatte auch ſchon die wichtigſten Punkte zu ſeiner Verantwortung erhalten. Seine Freunde, durch Huſſens Schickſal mißtrauiſch gemacht, ließen auch noch Geleitsbriefe von den Fürſten hinzufügen. Vor einem Reichstage und bei einem jungen ehrliebenden Kaiſer war wohl allerdings nicht ſo viel zu fürchten, als vor einer Kirchenverſammlung, wo die Ketzerrichter die erſten Stimmen hatten. Indeß war die Gefahr nicht gering. Die päpſtlichen Geſandten und geiſtlichen Fürſten boten Alles auf, um Luthern verhaßt zu machen und zu verderben. Am grünen Donnerstage, den 28ten März, hatte der Papſt die ſchreckliche Bulle bekannt gemacht, worin Luther mit andern Ketzern auf die furchtbarſte Weiſe verflucht wurde*). Luther reiſete getroſten Muthes am 4ten April 1521 fort. In

*) Man vergleiche doch damit die ſchönen letzten Stunden des leidenden Erlöſers und beſonders den Abend, wo er das Bundes- und Liebesmahl anordnete. Die geiſtreiche, milde, aber auch wahrheitsliebende Frau Gräfin von der Recke erzählt in ihrem Tagebuche von einer Reiſe durch Italien und Deutſchland ſo Mancherlei von dem Zuſtande der Hauptſtadt in der katholiſchen Chriſtenheit, daß auch noch jetzt in uns kein Verlangen nach einem ſolchen geiſtlich-weltlichen Regimente entſtehen kann. Sie ſahe (Th. IV. 1) „in Roms Regſamkeit das ſchleichende Daſeyn eines Greiſes; in Berlins Thätigkeit die Behendigkeit des Jünglings; zahlreiche Prozeſſionen, aber keine reichen Waarengewölbe mit thätigen Menſchen, keine eiligen, geſchäftrüſtigen Arbeiter; Betriebſamkeit nirgends; vor den Thoren eine menſchenleere Wüſte, ſelten ein wohlbeſtelltes Getreidefeld; ein Prieſterregiment, das in manchem Betrachte ſchlimmer wirkt als ein ſoldatiſches, welches zu wenig des Heiligen achtet. Die Muſik am Charfreitage war erhebend, wenn man nicht an die Verſtümmelung der Sänger denkt; aber bei dem Segensſpruche des Papſtes wechſelten vor der Kirche luſtige Walzertöne und Märſche ab." (S. 63.) Noch 1806 wurde der heilige Franzesco, der 1716 als Wunderthäter ſtarb, canoniſirt. (S. 134.) Seine Hauptthaten waren folgende: Eine Weibsperſon hatte ihn einen betrügeriſchen Heuchler genannt. Dafür ſtürzte ſie auf der Straße todt darnieder. Franzesco kommt zufällig dahin, um auf der Gaſſe zu predigen. Man zeigt ihm den Leichnam ſeiner Feindin; er fragt ſie dreimal: wo ihre Seele ſey? Die Sünderin richtet ſich endlich auf, ſchreit gräßlich: „in der Hölle;" und ſtirbt wieder! Einen Arm, der durch einen Schuß

Wittenberg floſſen heiße Thränen bei ſeinem Abſchied; der Rath gab ihm ein Reiſegeſchenk und freie Fuhre bis Worms. Ihn begleiteten mit dem kaiſerlichen Herolde auch Juſtus Jonas, ein ehrenwerther Freund Luthers, Propſt in Wittenberg und Superint. in Halle, wo er 1547 vertrieben wurde, 1551 Superint. in Eisfeld und ſt. in Coburg. Ferner war mit Luthern Nicolaus von Amsdorf, ein gelehrter, talentvoller Mann, nur oft einſeitig, heftig und unduldſam, zuletzt Biſchof in Naumburg, wozu ihn Luther einführte; Schurf, Profeſſor aus Wittenberg, ein ausgezeichneter Juriſt, der Luthern bei verfänglichen Fragen treu beiſtand, und andere. Seine Reiſe war ein Triumphzug; wo er hin kam, wollte Jedermann den merkwürdigen Mann ſehen, der ſich vor keiner geiſtlichen und weltlichen Macht fürchtete. In Weimar predigte er auf Johanns von Sachſen Erſuchen. In Erfurt bewohnte er ſeine ehemalige Celle, fand viele Anhänger und predigte in der Kloſterkirche, über die Worte: Friede ſey mit euch. — In Eiſenach wurde er krank und erholte ſich erſt völlig in Frankfurt. Er ſahe mit Lächeln die Bannbulle an, die hie und da angeſchlagen war und die ihm der Herold zeigte; und als man ihn warnte, er möchte ſich vor Worms hüten, ſprach er: „Und wenn die Feinde ein Feuer machten, das zwiſchen Worms und Wittenberg bis an den Himmel reichte, ſo will ich doch, weil ich gefordert worden, erſcheinen im Namen des Herrn und Chriſtum bekennen, denn er lebet noch.“ „Und wenn ſo viele Teufel zu Worms wären,“ ſagte er noch vor ſeinem Einzuge, „als Ziegel auf den Dächern, noch wollte ich hinein.“ Mehrere tauſend Menſchen waren ihm zu Pferde und zu Fuße entgegen gereiſet, und man ſuchte mehr ihn, als den Kaiſer zu ſehen. Am 17ten April 1521 Nachmittags 4 Uhr mußte er vor der Reichsverſammlung erſcheinen. Man mußte ihn wegen des Gedränges der Menſchen, die ihn ſehen wollten, durch verborgne Gänge aufs Rathhaus führen. Als er hinein trat, klopfte ihn Georg Frundsberg, ein ehrwürdiger grauer Held,

---

zerſchmettert war, heilte er durch ein Wort! Wenn das in Rom noch geſagt wird und geglaubt werden muß, welcher evangeliſche Chriſt kann hier die alleinſeligmachende Kirche finden?

auf die Schulter und ſagte: „Mönchlein! Mönchlein! du geheſt jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberſte nicht gethan haben, in der ernſteſten Schlacht. Biſt du rechter Meinung, und deiner Sache gewiß, ſo ſey nur getroſt und fahre in Gottes Namen fort, Gott wird dich nicht verlaſſen." So tröſteten ihn, der ſich auch vorher durch ein kräftiges Gebet geſtärkt hatte, viele andre Mitglieder des Reichs. Mehrere hundert Ritter erklärten ſich zu ſeinem Schutze bereit. Ulrich von Hutten ſchrieb einen Ermunterungsbrief an ihn; einen drohenden Brief an den päpſtlichen Nuntius und ein ehrerbietiges Geſuch an den Kaiſer, die Ehre des Reichs gegen päpſtliche Zumuthungen zu vertheidigen. Es waren zugegen der Kaiſer, ſein Bruder Ferdinand, Erzherzog von Oeſtreich, 6 Kurfürſten, 28 Herzoge, 11 Markgrafen, 30 Biſchöfe und Prälaten, über 200 Herren. Die Zuhörer im Saal, im Vorzimmer und an den Fenſtern ſchätzt ein Augenzeuge auf 5000. Der Kanzler des helldenkenden, aber dabei friedliebenden und Luthern hochſchätzenden Kurfürſten Richard von Trier, fragte Luthern zuerſt, ob er alle Bücher, welche unter ſeinem Namen gedruckt wären, für die ſeinigen erkenne, und dann, ob er widerrufen wolle? Zu den Büchern, die ihm genannt wurden, bekannte er ſich, und am folgenden Tage erklärte er, daß er in ſeinen Lehren, in den Widerlegungen der Lehren der Römiſchen Kirche und in ſeiner nothwendigen Vertheidigung gegen ſeine Widerſacher nichts abändern könne, ob er wohl zugeſtand, er hätte manche Ausdrücke gegen ſeine Widerſacher mäßigen können; was er auch ändern wolle. Da verlangte der kaiſerliche Sprecher eine kurze beſtimmte Antwort auf die Frage: ob er widerrufen wolle? Jetzt, Abends nach 6 Uhr, ſprach Luther mit hohem Chriſtenmuthe vor der ganzen anſehnlichen Verſammlung von 300 Perſonen: „Weil dann Ew. kaiſerliche Majeſtät eine ſchlechte einfältige richtige Antwort begehren, ſo will ich die geben, ſo weder Hörner noch Zähne haben ſoll*), nämlich alſo: Es ſey denn, daß ich mit Zeugniſſen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen klaren Gründen und Urſachen überwunden und unter-

---

*) d. h. weder ſtößig noch beißig ſeyn ſoll; neque cornutum neque dentatum.

weiſet werde: Dem Papſte und den Concilien glaube ich nicht, weil es am Tage iſt, daß ſie oft geirrt und ſich ſelbſt widerſprochen haben; widerrufen kann und will ich nicht, weil es weder ſicher noch gerathen iſt, etwas wider das Gewiſſen zu thun. Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen.“ Alle Anweſende erſtaunten über den Heldenmuth des Mannes, der ſo vor gekrönten Häuptern ſprach, kräftig, mit Begeiſterung und doch ſo gemäßigt. Dem Kaiſer, der die deutſche Sprache nicht recht verſtand, ſagte er die Antwort auch einmal Lateiniſch und Karl äußerte: „Der Mönch redete unerſchrocken und mit getroſtem Muthe.“ Luther wurde mehrmals befragt, blieb aber bei ſeiner Antwort und wurde unter zahlreicher Begleitung entlaſſen. Auch nach verſchiednen andern Verſuchen deutſcher Fürſten und Gelehrten, ihn zum Widerruf zu bewegen, blieb er feſt und ſagte: Wenn ich tauſend Köpfe hätte, ich ließe mir ſie eher abſchlagen. Sein Landesherr hatte mit ſtiller Freude und Rührung zugehört; vor dem Abendeſſen theilte er ſeine Freude in ſeinem Zimmer mit Spalatin: „O wie ſchön hat Pater Martin geſprochen,“ und ſetzte hinzu: „er war ſehr kühn, viel zu kühn!“ Unter den angeſehenen Perſonen, welche Luthern bewunderten, war auch Herzog Erich von Braunſchweig. Er ſchickte dem muthigen Streiter zur Labung eine ſilberne Kanne mit Eimbecker Biere. Luthers Gegner wurden höchſt erbittert. Auch der Kaiſer war ungehalten auf ihn und ſeine Anhänger. Luther erhielt nur 21 Tage freies Geleite zur Rückkehr; ja man wollte Karln verleiten, ſein Verſprechen zu brechen; aber er ſprach kaiſerlich: Wenn auch alle Welt lügt, ſo ſoll es doch der Kaiſer nicht. Früherhin ſchon hatte er geſagt, „er werde nicht wie Siegsmund erröthen.“ Indeß erließ er ſchon am 19ten April ein Schreiben an die Reichsverſammlung, worin er Luthers Ketzerei mit aller Macht zu dämpfen drohete, und da Luther in den nochmaligen Privatverhandlungen ſich nicht, ehe er aus der Bibel widerlegt wäre, zum Widerrufe bewegen laſſen wollte, ſo erfolgte nachher am 26ſten Mai das Wormſer Edikt, das man eher für eine päpſtliche Bannbulle, als für einen Reichsſchluß halten mußte; der päpſtliche Geſandte war ſehr wahrſcheinlich der Verfaſſer. Luthers Lehre heißt „eine Teufelslehre, er ſelbſt iſt der verfluchteſte

Ketzer und Frevler, der alle die alten Ketzereien wie in einer ſtinkenden Pfütze mit neuer vereiniget hat.“ Seine Bücher, die man ſchon vor dem Reichstage hatte ausliefern ſollen, wurden aufs Neue ſtreng verboten, und ihn ſelbſt ſollte nach Verlauf des Geleits Niemand beherbergen, hegen und pflegen, bei Verluſt der Güter und des chriſtlichen Namens. Allerdings hart und wider Erwarten! Allein Karl, ein Spanier, die bei dem Namen Luthers oder eines andern Ketzers mit den Füßen ſtampften, war auch in dieſem unduldſamen Glauben erzogen und machte ſich nicht ganz davon frei; er hielt es für Pflicht, ihn als Kaiſer zu ſchützen. In Spanien, ſeinem Hauptlande, mußte er ſich überdieß gegen die auflauernde Inquiſition von allem Verdachte, in Deutſchland Ketzergift eingeſogen zu haben, frei erhalten, und gerade jetzt forderten auch ſeine Entwürfe gegen Frankreich des Papſtes Freundſchaft. Jedoch machte das Wormſer Mandat gar wenig Eindruck. Karl hatte zu viel anderwärts zu thun, als daß er deſſen Ausführung hätte nachdrücklich betreiben können; auch war ihm die Kränkung des Papſtes, der oft zweideutig gegen ihn handelte, nicht gerade ganz unerwünſcht. Viele Fürſten waren ſchon fort, als das Edikt unterzeichnet wurde; man datirte es daher fälſchlich zurück auf den 8. Mai. Manche ließen daſſelbe, da es zu verhaßt und parteiiſch war, gar nicht in ihren Landen bekannt machen; und ſelbſt ein Spanier meinte, nun werde die Sache erſt bedeutend werden. Luthers Schriften wurden in Worms noch in des Kaiſers Anweſenheit ohne Scheu verkauft. In Worms, Straßburg, im Anhaltiſchen, in Freiberg, Zwikkau, Erfurt, Halberſtadt, Emden, Nürnberg, Ulm, in Bremen, Pommern, in Dänemark wurde überall der Anfang gemacht, die geläuterte Lehre zu predigen. Nur vorzüglich Georg von Sachſen und Joachim I. von Brandenburg, hemmten ſie am meiſten. Den 26ſten April reiſete Luther mit ſeinen Freunden und dem kaiſerlichen Herolde ab, den er aber in Friedberg mit zwei Dankſagungsſchreiben an den Kaiſer und die Stände für das ſichre Geleit entließ. In Heſſen war keine Gefahr. In Hirſchfeld predigte er auf vieles Verlangen; der Kaiſer hatte ihm zwar das Predigen unterſagt, aber Luther willigte nicht ein. Indeß war doch der Kurfürſt ſehr beſorgt, daß

etwa Fanatiker oder erkaufte Meuchelmörder ſich an Luthern, der in die Reichsacht und in den Bann verfallen war, vergreifen möchten, und er hatte es mit deſſen Vorwiſſen veranſtaltet, daß er zwiſchen Altenſtein und Waltershauſen in einem Hohlwege von 4 Reitern ſcheinbar gewaltſam überfallen, mit Ungeſtüm aus dem Wagen geriſſen, auf ein Pferd geſetzt, und nach der Wartburg bei Eiſenach geführt wurde. Nicht weit von dem Badeort Liebenſtein iſt noch jetzt eine uralte Buche, die zu dem Dorfe Steinbach gehört, und eine Quelle. Hier ruhte Luther aus, trank aus dem Brunnen *), vertauſchte ſeine Mönchskutte mit einem Ritteranzuge, und wurde dann auf Umwegen Abends 11 Uhr auf die feſte Wartburg bei Eiſenach gebracht, wo er vor der Reichsacht und den Bannbullen ſicher war. Man hielt ihn dort für einen Staatsgefangnen, und er führte den Namen Junker Jürge. Seine Feinde, in der Meinung, er ſey eingeſperrt oder ermordet, jauchzten; ſeine Freunde jammerten. Luther arbeitete aber in ſeiner Verborgenheit an ſeiner Poſtille, an ſeiner Ueberſetzung der Pſalmen und des neuen Teſtaments, und ſchrieb vom Mißbrauche der Meſſe, von Kloſtergelübden; und auch Troſtbriefe an ſeine Freunde; um ſich eine Veränderung zu machen, ging er in benachbarte Städte, und ſelbſt einige Mal mit auf die Jagd. Er erzählt: „Ich bin zwei Tage dabei geweſen, und habe dieſe ſaure Luſt großer Herren mit angeſehen. Zwei Haſen und einige Rebhühner wurden gefangen. Gewiß eine wichtige Verrichtung für müßige Leute. Aber ich hatte doch bei den Netzen und Hunden meine guten Gedanken. Ich muß aber geſtehen, daß, ſo viele ſcheinbare Luſt ſolch Vergnügen machen mag, mir ſolche vielmehr Mißvergnügen und Mitleiden, und mancherlei Betrachtung deſſen, was ſie abbildet, erwecket hat. Z. B. wie der Teufel durch ſeine Netze und gottloſe Lehrer auch arme unſchul-

---

*) Man nannte daher den Baum Luthers Buche und den Brunnen Luthers Brunnen. Ein frommer Bauer rettete die Buche, als ſie mit zum Holzſchlag beſtimmt wurde. 1817 wurde von den Liebenſteiner Badegäſten und den Einwohnern aus Steinbach das Andenken an Luthern unter dieſer Buche feierlich erneuert und die Quelle eingefaßt. S. „Erinnerungsbuch an die Jubelfeier. S. 35. —“ Jedes Jahr wandeln noch jetzt Badegäſte hieher.

dige Thierchen fängt. Erfreulicher iſt die Jagd, wenn Bäre, Wölfe, Eber, Füchſe und dergleichen ruchloſe Lehrer weggeſchafft werden. Ich hatte mit vieler Mühe ein junges Häschen beim Leben erhalten, und mit großer Sorgfalt in meinen Reiſerock eingewickelt. Den hatten die Hunde, als ich nur ein wenig davon gegangen war, doch ausgeſpürt, ihm durch den Rock den rechten Lauf zerbiſſen und endlich erwürget. Ich bin dieſer Jagd ſatt."

Bei dem unaufhaltbaren Fortſchreiten der Reformation fanden ſich freilich gar bald auch Reformatoren, die Alles auf einmal umſtürzen wollten. So hatten die Studenten in Erfurt und mit ihnen viele Handwerker ſchreckliche Rache an dem Dechanten genommen, weil er den Diaconus Draco, der Luthern auf ſeiner Reiſe nach Worms mit entgegen gefahren war, für einen Ketzer erklärt, aus dem Chor geſtoßen und ihm ſelbſt den Chorrock abgeriſſen hatte. Die Rotte zerſtörte unter wildem Lärm das Stiftsgebäude, und die Stiftsgeiſtlichen retteten kaum das Leben. Luther mißbilligte dieß Alles aufs Aeußerſte und klagt, daß ihm alle Schuld beigemeſſen werde. Vorzüglich wollte Karlſtadt und ſeine hitzigen Anhänger alle Spuren des Katholicismus in Wittenberg vertilgen. Er war wie Luther in dem Banne. Nicht allein aber, daß er 1521 die Meſſe in deutſcher Sprache las, das Abendmahl ohne Beichte und unter beiderlei Geſtalt austheilte, ſondern er fiel mit Studenten und ſchwärmeriſchen Böhmen in die Schloßkirche, verjagte die Prediger, welche Meſſe hielten, und Bilder und Altäre wurden zerbrochen. Luthers Briefe von der Wartburg aus ſind überhaupt ungemein intereſſant. Man ſieht z. B. er war noch nicht ganz überzeugt, daß man ſich von dem Kloſtergelübde gerade zu losſagen könne. Karlſtadts Grund: es ſey unmöglich, ſie zu halten, wies er damit zurück, ſo könne man ſich auch von Gottes Gebot, das man auch nicht zu erfüllen vermöge, losmachen. Später aber (den 25. Nov.) ſchreibt er an ſeinen Vater, wie er es nun ganz einſehe, daß er „verſtocket geweſen ſey in ſeiner eignen Frömmigkeit und gegen des Vaters Wort: Gott geb', daß das Gelübd dir nicht ein Betrug und teufliſch Geſpenſt ſey, das Herz verſtopfet und verſperret;" „mein Gelübd war nicht einer Schlehen werth. Aber

Gott hat dir deinen Sohn alſo genommen, daß er vielen andern helfen ſoll.“ So ſendete er „An die Chriſten von Wittenberg eine Erklärung des 37. Pſalms,“ den er ganz auf ſeine Zeit anwendet, als „ein Tröſtbrieſle, daß ihr, armer Haufe, euch vor den Haſenpanieren nit entſetzt, ob ich nicht bei euch ſey.“ Großen Unmuth machte die Nachricht, daß wieder ein Ablaßkrämer in Halle ſey. Doch wurde Luthern der Abdruck der Schrift: „Wider den Abgott in Halle,“ widerrathen. Dafür ſchrieb er deſto ernſtlicher an den Erzbiſchof von Mainz. „Iſt meine unterthänige Bitte Ew. K. F. G. wollen das arme Volk unverführt und unberaubt laſſen, ſich einen Biſchof, nicht einen Wolf erzeigen.“ „E. K. G. denken nur nicht, daß Luther todt; er wird auf den Gott, der den Papſt demuthiget hat, ſo frei und fröhlich pochen, und ein Spiel mit dem Cardinal von Mainz anfahen, daß ſich nicht viel verſehen; wiederfährt euch ein Schimpf daraus, ſo will ich euch hiemit verwarnet haben. Wo nicht der Abgott wird abgethan, muß ich chriſtlicher Lehre und Seligkeit zu gut mir das laſſen eine unvermeidliche Urſache ſeyn, E. K. F. Gnaden wie den Papſt öffentlich anzutaſten ꝛc.“ Der Erzbiſchof hatte verehelichte Pfarrer abgeſetzt; Luther meint, „wie fein es den Biſchöfen anſtünde, daß ſie ihre Balken zuvor aus den Augen riſſen und die Biſchöfe ihre Huren von ſich trieben, ehe ſie fromme Eheleute ſcheiden wollten.“ Sehr offen und billig erklärte er ſich nun auch gegen das übereilte Reformiren in Wittenberg. „Wir können nicht alle ſo gelehrt ſeyn, wie Karlſtadt; darum müſſen wir den Schwachen nachgeben. Man hat dieſen Handel ſchnell, purdi, purdi angefangen und mit Fäuſten hineingetrieben; das gefällt mir gar nicht; daß ihrs wiſſet. Der Teufel hat dich auf das klein Narrenwerk geführt, das Sacrament anzugreifen, Eier und Fleiſch zu eſſen, daß du dieweil des Glaubens und der Liebe vergeſſeſt.“ „In den freien Dingen ſoll man auf kein Ort dringen. Wenn der Papſt ſpräche, du ſollſt am Freitage nicht Eier oder Fleiſch eſſen, ſo ſoll man ihnen widerſtehen und ſagen: Nun will ichs erſt eſſen, daß du es wider Gott verboten haſt. So ſoll man handeln wider die Starrigen; aber wider die Schwachen, die deß keinen Verſtand haben, deren man gar viel findet, die gern thäten, wenn

ſie recht wüßten, ſoll man gemach und ſäuberlich umgehen; mit Milchſpeiſe, nach Paulus, ſie nähren, weil ſie noch jung im Glauben ſind. Wenn erſtlich ein Kind geboren iſt, gibt man ihm erſt Milch, dann Mus und Brei, bis ſo lang es ſtärker wird, ſo gibt man ihm Käs und Brot. Sollten die Mütter alle Kinder hinwerfen, die nicht bald eſſen könnten, wo würdeſt du blieben ſeyn? Lieber Geſell haſt du genug geſogen und biſt groß worden: ſo laß einen andern auch ſaugen und groß werden." „Erlauben ſie in Rom für Geld das Fleiſch eſſen, ſo ſey es mir erlaubt in der Noth ohne Geld." An Spalatin ſchreibt er: „Ich verwerfe auch der Papiſten Meſſe als ein Greuel, daraus ſie ein Opfer und gut Werk machen zur Verſöhnung; aber ich will Niemand bereden, noch viel weniger zwingen, daß er ſie ſelbſt mit Gewalt abthue; ich treibe und verdamme ſolchen Mißbrauch der Meſſen allein durchs Wort. Wer alsdann ungezwungen glaubt, wird willig folgen. Ich verwerfe die Bilder, treibe aber nicht ſie zu verbrennen; ſie werden von ſelbſt fallen, wenn die Leute recht durchs Wort unterweiſet werden. Mit dem Wort ſollen zwar die Mißbräuche alle geſtraft werden; aber die Herzen ſollen fein mählich und ſäuberlich getrieben werden, wie die Heerde Jacobs. —"

Luther war ſchon einmal heimlich in Wittenberg geweſen und auf die Wartburg zurückgekehrt. Jetzt trieb es ihn aber um deſto mehr fort; auch war dieſer Aufenthalt nicht wohlthätig für ſeine Geſundheit. Geplagt von Beſchwerden des Unterleibes glaubte er auch Anfechtungen des Teufels zu verſpüren. Der Kurfürſt ſahe die Abreiſe ungern, aber Luther ſchrieb von Borna aus auf ſeiner Rückreiſe an den Kurfürſten, der ihm von der Reiſe abgerathen hatte, weil er ihn dann nicht ſchützen könne, mit heldenmüthigem Gottvertrauen; ſchickte ſodann noch ein abverlangtes Schreiben, das er in einer abermaligen Bearbeitung mäßigte, an ſeinen Landesherrn, worin er die Urſachen ſeiner heimlichen Abreiſe angab, als: „von ihm ſey die Sache in Wittenberg ausgegangen, er könne ſie nicht verſinken laſſen — in ſeiner Abweſenheit ſey der Satan in ſeine Hürden in Wittenberg eingefallen — auch nähm der gemeine Mann das Evangelium fleiſchlich auf," — „es ſey Empörung zu fürchten — da fordere ihn ſein Gewiſſen auf, nicht zurück zu

bleiben.“ „Dieſe Sachen ſoll noch kann kein Schwert ſchaffen; Gott allein, ohne menſchlich Zuthun.“ Man war für Luthern beſorgt, da er durch Herzog Georgs Land reiſete. Er ſchrieb aber: „Ich kehre nach Wittenberg zurück in einem gar viel höhern Schutze, als mir der Kurfürſt geben kann. Und wenn es neun Tage eitel Herzog George regnete und jeder wäre noch neunfach wüthender, ſo wollte ich doch nach Leipzig hinein reiten.“ In Jena traf ihn der Schweizer Keßler, nachheriger Reformator in St. Gallen. Keßler und ſeine Begleiter hielten den geharniſchten Luther für Ulrich von Hutten; Luther gab ſich nicht zu erkennen, doch fragte er, was man in der Schweiz von dem Manne urtheile? Die Schweizer erwiederten: Einige können ihn nicht genug loben, andre verdammen ihn.“ Luther bezahlte für ſie und in Wittenberg lernten ſie einander beſſer kennen. Was Melanchthons Sanftmuth nicht vermochte, gelang Luthern durch ſeine ernſten aber ſchonenden Predigten; Wittenberg wurde beruhigt. Karlſtadt ſchwieg zwei Jahr, aber entwich dann nach Orlamünde, ſetzte den dortigen Prediger ab und hatte vielen Einfluß auf den nachherigen Unfug des Thomas Münzer. Luther predigte auch in Jena gegen die Bilderſtürmerei, wo Karlſtadt ihn hörte, ſich mit ihm im Bär beſprach, aber nicht vereinigte. Luther ſollte auch in Orlamünde predigen, aber das wider ihn eingenommene Volk wollte ihn ſteinigen und wünſchte, er möchte den Hals brechen. Karlſtadt, erbittert auf Luthern, wurde von dem Kurfürſten verwieſen, irrte verlaſſen umher; Luther nahm ihn großmüthig auf, und Karlſtadt lebte ruhig in der Nähe als Landmann. Allein ſein Groll war nicht erſtickt; er ſchrieb heimlich gegen Luthern. Karlſtadt, weniger ehrgeiziger als ſtürmiſcher Gemüthsart, zog nach Baſel, wurde dort Profeſſor und lebte und ſtarb ruhig.

Dem Aufzwingen des Neuen, auch wenn es das Beſſere war, war Luther nie geneigt. Der Kurprinz Johann Friedrich von Sachſen hatte bei Luthern angefragt, ob man das Sacrament mit den Händen empfangen ſolle, wie es die Wittenberger Neuerer eingeführt hatten. Luther verlangte Freiheit und dabei Schonung der Gewiſſen. „Wir ſind nicht davon Chriſten, daß wir das Sacrament angreifen oder nicht, ſon-

dern daß wir glauben und lieben. Hierin haben meine Wittenberger einen großen Fehlgriff gethan; recht haben ſie gelehrt, aber nicht recht haben ſie der Lehre gebraucht. Die Kunſt iſt reich bei ihnen, aber die Liebe bettelt bei ihnen." Wie unzufrieden auch Luther mit den Stürmern war, ſo legte er doch eine Fürbitte für Didymus, der mit Karlſtadt ſo gewaltſam reformirt, ſich aber gebeſſert hatte, bei Spalatin ein, erinnert dieſen daran, daß Chriſtus ſiebzigmal ſieben Mal verzeihe und anders urtheile als Spalatin. Den Didymus, Auguſtiner in Wittenberg, empfahl er nachher zum Prediger an den Stadtrath in Altenburg, allein Didymus konnte auch da das Bilderſtürmen nicht laſſen und mußte endlich noch fort. Noch 1542 ſchrieb er: „Ceremonien ſind nicht Artikel des Glaubens; ſie ſeynd uns unterworfen und wir nicht ihnen, ohne wo es die Liebe fordert, der wir unterworfen ſeyn." Er verſprach ſich nicht einmal viel von einer Verſammlung ſeiner Anhänger für die Einigkeit in den Kirchengebräuchen; „es iſt eine Sache von ſchlimmen Folgen, wenn man ſie auch gleich mit redlichem Eifer verſucht." „Es folge eine Kirche der andern freiwillig, oder man laſſe eine jede bei ihren Gebräuchen: wenn nur die Einigkeit des Geiſtes im Glauben und im Wort erhalten wird, ſo ſchadet die Mannigfaltigkeit in irdiſchen und ſichtbaren Dingen nichts." „Ich haſſe Niemanden mehr als die, welche unſchuldige und freie Ceremonien ſtören und aus der Freiheit einen Zwang machen. Nicht ganz Deutſchland ſolleten unſre Wittenbergiſche Ordnung annehmen." Luther will den ſinnlichen Menſchen durch die Ceremonien erwecken zum Gebet und Gottes Willen kennen zu lernen; „wo das nicht geſchieht, da iſt Alles umſonſt und verloren." „Gott will nicht, daß die Gemeinde ſoll zuſammen kommen, als zu einem weltlichen Spektakel oder Spiel, das nur äußerlich die Augen und Ohren fülle, ſondern zu heiligen Dingen." Zuweilen ſcheint es jedoch, als ob Luther, durch das leere Ceremonienweſen und die daraus entſpringenden Nachtheile gereizt, den äußerlichen Gebräuchen faſt zu wenig Werth beilege. Doch ihm lag hauptſächlich daran, daß kein Gewiſſenszwang, keine Beunruhigung der Gemüther und keine Unordnung in den Kirchen durch zu ſtrenge Forderungen ganz einförmiger Einrichtungen entſtehen möchten.

Man fing nun an die beſſere Einſicht auch in Anwendung zu bringen. Die Auguſtiner in Thüringen und Meißen beſchloſſen 1521: es ſolle jedem frei ſtehen im Kloſter zu bleiben oder nicht; das Betteln ſolle unterbleiben; die geſchickteſten Mönche ſollten predigen die übrigen ſich ihren Unterhalt durch Handarbeit verdienen. In Luthers Kloſter hob man die ſtillen Meſſen auf, und als der Kurfürſt auf des Priors Klage gegen dieſe Neuerung, ebenfalls Bedenken äußerte, ſo ſtellten die 5 Gelehrten: Jonas, Karlſtadt, Schurf, Melanchthon und Amsdorf ein Gutachten aus, daß das Abendmahl nur ſeiner Stiftung gemäß zum unverſtümmelten und allgemeinen Genuß hergeſtellt worden, da es bisher ſchädlich gemißbraucht worden ſey. In dem Buche vom Mißbrauche der Meſſe lehrte Luther die wahre Beſtimmung des Abendmahls. 1523 gab er eine Schrift von der Ordnung des Gottesdienſtes heraus, in welcher wieder die Hauptſache war, „daß nur immer das Wort Gottes gepredigt werde; in Anſehung der Umſtände bleibt Vieles der chriſtlichen Freiheit überlaſſen.“ 1524 erſchien mit acht Liedern die erſte Liederſammlung; worunter die vier Lieder von Luther ſich befanden: Nun freut euch lieben Chriſten gemein ꝛc. Ach Gott vom Himmel ſieh darein ꝛc. Es ſpricht der Unweiſen Mund wohl ꝛc. Aus tiefer Noth ꝛc. Der Titel hieß: „Etlich chriſtlich Lieder, Lobgeſang und Pſalm dem rainen Wort Gottes gemeß ꝛc. Dann kamen immer größere Sammlungen heraus und der Gottesdienſt gewann ungemein durch den Geſang, ſo wie überhaupt durch den Gebrauch der deutſchen Sprache an Erbaulichkeit. Luthers Lieder werden größtentheils noch hochgeſchätzt wegen ihrer Kraft und Herzlichkeit; ſo beſonders ſein Heldengeſang: Eine feſte Burg iſt unſer Gott ꝛc. Wenn auch in ſeiner Dichtkunſt manche nicht ganz edle Ausdrücke und gezwungene Reime, wie Lahr ſtatt Lehre; ſtahn, ſtatt ſtehn, gthon, ſtatt gethan, dem veredelten Gſchmack nicht mehr gnügen. Luther hat auch mehrere treffliche Melodien, z. B. Eine feſte Burg ꝛc. Erhalt uns Herr bei deinem Wort ꝛc. componirt und mehrere ältere verbeſſert.

Im Jahr 1524 ſt. Staupitz, Luthers Gönner, Abt in Salzburg. Er fand ſich oft im Gedränge zwiſchen Luthern, den er ehrte und zwiſchen ſeiner Kirche, die er nicht aufgeben

wollte. Man fand, wie eine Salzburgiſche Chronik ſagt, etliche Wagen ſchwer ketzeriſche Bücher und Handſchriften Lutheri, die St. ins Kloſter gebracht; die aber der nachherige Abt Martin, aus Furcht vor dem Banne, verbrennen ließ. 1525 ſtarb der vortreffliche Friedrich der Weiſe, zu Lochau, jetzt Annaburg genannt, und zwar ganz in evangeliſchen Geſinnungen. Er ließ ſich von ſeinem Beichtvater, dem Pfarrer in Herzberg, das Abendmahl in beiderlei Geſtalt reichen und die letzte Oelung fiel weg. 1517 hatte er ein Teſtament machen laſſen, worin der heiligen Jungfrau und aller Heiligen freigebig gedacht und in funfzig Klöſtern auf vier Wochen Seelmeſſen angeordnet waren; aber in dem letzten Teſtamente 1525 war dieß Alles geändert. Er wurde in die Schloßkirche zu Wittenberg begraben, und war durch Einſicht und Charakter, durch Kraft und Klugheit der Mann, deſſen die Reformation mit bedurfte. Sein Bruder Johann, mit dem verdienten Beinamen der Beſtändige, erklärte ſich nun öffentlich für die Kirchenverbeſſerung. Luther weihete ſelbſt den erſten evangeliſchen Prediger M. Römer ein, hob damit die biſchöfliche Gerichtsbarkeit auf, und ließ durch den Kurfürſten die kirchlichen Veränderungen beſtätigen; die Prediger wurden erinnert, das göttliche Wort nach dem reinen chriſtlichen Sinne zu erklären; wenn ſie es nicht vermöchten, ſollten ſie aus der zu Wittenberg gedruckten Poſtille (von Luther) vorleſen, die deutſche Meſſe oder die Ordnung des Gottesdienſtes nach einer, von einigen gelehrten Männern entworfenen Formel einrichten, doch um Gottes willen ſollten ſie kein nöthig Geſetz aus ihr machen. „Die bereits ihre gute Ordnung haben, oder durch Gottes Gnade es beſſer machen können, ſollen dieſelbige nicht fahren laſſen und Luthern weichen.“ Ob alſo gleich Alles von Luthern hauptſächlich ausging, und er um Alles befragt wurde, ſo ließ er doch ſeinen Namen nicht dabei nennen, noch weniger Etwas in demſelben gebieten. Die Lateiniſche Sprache wollte er damals nur bei der Meſſe, um der einfältigen Laien willen, aber um der Jugend willen, die er gern zum Dienſte Chriſti in fremden Landen bilden wollte, nicht bei dem ganzen Gottesdienſt abgeſchafft wiſſen; Meßgewand, Altar und Lichter ſollten noch bleiben, „bis ſie alle werden, oder bis es uns gefällt zu ändern.“ Er ſchlägt vor das Vater

Unſer nach der Predigt in einer Umſchreibung zu ſprechen. An den Feſttagen will Luther noch Lateiniſch geſungen wiſſen, bis man deutſche Geſänge genug hat; Faſten, Palmtag und Marterwoche ſollen bleiben; nicht damit man Jemanden zum Faſten zwinge, ſondern damit von dem Leiden Chriſti geprediget und das heilige Abendmahl genommen werde.

§. 34.

Luthers Händel mit Erasmus — Verheirathung — Bibelüberſetzung.

Seit dem Jahre 1522 hatte Luther auch Streitigkeiten mit Erasmus, der bei aller Klugheit, keiner Partei ganz anzugehören, doch von beiden der Zweizüngigkeit und Feigherzigkeit angeklagt wurde, und ſich endlich genöthigt ſahe, etwas gegen Luthern zu thun. Er hatte rühmlich über die Reformation geſprochen, wußte auch, daß Luther keine Antwort ſchuldig blieb und ſagte daher bei dem Antrage ihn zu beſtreiten: „Es iſt leicht zu ſagen: ſchreib wider Luthern! allein dazu gehört gar viel!" Erasmus, von dem Könige in England, Heinrich VIII., der gegen Luthern derb geſchrieben, aber auch eine ſehr heftige Antwort erhalten hatte, ſo wie von andern Katholiken aufgefordert, auch wohl von Luthern, der unverholen erklärte, daß er zwar Erasmus Gelehrſamkeit ehre, aber deſſen Schwäche gering achte und von ſeinem Einfluſſe nichts fürchte, ſelbſt gereizt, griff Luthern an einer leicht verwundbaren Stelle, bei ſeinem harten Auguſtiniſchen Lehrbegriff vom freien Willen an, doch ohne dem Auguſtin zu nahe zu treten oder den Pelagius in Schutz zu nehmen. Luthers Antwort war ſehr Auguſtiniſch, ob er gleich ſpäterhin milder wurde. 1522 kam Adrian VI., ein gelehrter, dem feinen, ſchlauen Leo X. ganz unähnlicher Mann, auf den heiligen Stuhl. Er war zwar gegen Luthern aufgebracht, hatte aber den beſten Willen, ſelbſt zu reformiren. Allein da ſtellten ihm mehrere Cardinäle vor, es ſey beſſer, über viele Dinge, wie z. B. über den Ablaß, zu ſchweigen; wenn man in einigen Neuerungen nachgebe, ſo würde man die Römer beſchämen und Luthern in Allem Recht geben; die Klagen wären ſchon oft erhoben worden, aber es hätte noch kein Papſt

darum reformirt; man würde auch noch deutſche Fürſten und Unterthanen durch Verſprechungen wieder gewinnen, und bei einer Reformation werde die ohnehin ſchwache, päpſtliche Kaſſe noch ärmer werden. Auf ſolches Geſchwätz mußte denn ein Nuntius den Deutſchen eine Strafpredigt halten, „daß Luther die alten Ketzereien aufwärme und das chriſtliche Volk wie Muhammed zur Unkeuſchheit verführe, der ganzen Nation einen Schandfleck anhänge und die Päpſte ſelbſt zu Ketzern mache.“ Indeß fühlte ſich doch der ehrliche Adrian gedrungen zu bekennen: „es ſey ſeit einigen Jahren viel Abſcheuliches an dem heiligen Stuhle vorgegangen; er wolle ſeinen Hof, von welchem vielleicht alles dieſes Uebel hergekommen ſey, reformiren, doch gehe dieß nur langſam.“ Allein dieſes offene Geſtändniß nahmen die Prälaten ſehr übel; ſie hielten ſich für herabgewürdigt und beſorgten, daß dieß die Deutſchen ſehr mißbrauchen würden. Es wurde in Nürnberg hin und her disputirt; der Nuntius reiſete ab, aber es wurden „hundert Beſchwerden der deutſchen Nation“ nach Rom hinten nach geſchickt, denn Luthers Muth machte die Fürſten und Miniſter ebenfalls herzhafter. Die Reformation ging ihren Gang fort; in Nürnberg, wo 1523 wieder ein Reichstag ſeyn ſollte, predigte man in mehreren Kirchen evangeliſch; ſo in Frankfurt am Main, in Magdeburg, wo Nicolaus Amsdorf reformirte; in Augsburg, Ulm, Hamburg. Der arme Adrian VI., der mit ſeiner ſcholaſtiſchen Theologie alle nöthige Weisheit und mit ſeinem guten Willen alle Mittel, Rom aufzuhelfen, zu beſitzen vermeinte, ſtarb unter ſeinen Entwürfen. Sein ſchlauer Nachfolger (1523), Clemens VII., ſuchte durch ſeinen Geſandten mit Liſt mehr zu erreichen. Vorzüglich drang man immer auf die Vollziehung des Wormſer Edicts und ſuchte den Verheirathungen der Geiſtlichen zu ſteuern. Denn ſchon ſeit einigen Jahren verehlichten ſich manche dieſer Standesgenoſſen. Luther, der ſich immer mehr von dem Mönchswesen frei machte, die Kutte ablegte und den Prieſterrock anzog, wurde von Hohen und Niedern aufgefordert, ſich zu verheirathen. Ein bedeutender Schritt, wodurch er nun als Staatsbürger, Gatte und Vater in die dem Mönchsthum ganz fremden Verhältniſſe trat, aber auch der gröbſten Verläſterung entgegen ſehen mußte. „Wohl-

an," ſagte er nach einigen Bedenklichkeiten, „ich will mit meinem Beiſpiele vorangehen." Er wählte Katharina von Bora, aus Moderwitz bei Neuſtadt an der Orla, eine adelige Nonne, die mit acht andern aus dem Ciſterzienſer-Kloſter Nimptſch bei Grimma 1523 nach Wittenberg entfloh, wo Luther ihnen zu einer Unterſtützung von dem Kurfürſten behülflich war. Seine Freunde waren durch den ſchnellen Entſchluß und die baldige Ausführung deſſelben in einer unruhigen Zeit zwar etwas überraſcht; aber er ſchrieb an einen Freund: „So habe ich nun aus Begehren meines lieben Vaters mich verehlicht und um böſer Mäuler willen, daß nicht verhindert würde, mit Eile beigelegen. — Es iſt das Gerücht wahr, daß ich mit der Katharina geſchwind getraut worden, daß die Leute ſich nicht erſt die Mäuler zerriſſen, wie es zu gehen pflegt." Den 13. Jun. 1525 wurde er von Doktor Bugenhagen, auch Doktor Pommer genannt, erſtem Prediger an der Stadtkirche in Wittenberg, in dem Hauſe des dortigen Stadtſchreibers Reichenbach vor mehreren Zeugen getraut; den 27. war aber das feierliche Hochzeitmahl *). Die Ehe war glücklich; Katharina gebar ihm ſechs Kinder; drei Söhne und drei Töchter; die erſte Geburt erfolgte den 7. Jun. 1526. Luther mußte vielen Spott ertragen; man hat ihn ſelbſt in neuern Zeiten noch beſchuldigt, nur um zu heirathen, habe er ſich von der Römiſchen Kirche losgeſagt. Emſer und Andere ſchrieben Spottgedichte, worauf Luther ziemlich ſatyriſch antwortete. In Wien und Baſel hatte ſich ſogar das Mährchen verbreitet, die Frau Doktorin ſey 14 Tage nach der Hochzeit von einem Sohne entbunden worden, wovon jedoch Luthers Aufpaſſer in Dresden und Leipzig nichts wußten. Auch Spalatins Heirath wurde beſpöttelt. 1522 hatte auch Luther ſeine Bibelüberſetzung vollendet. Verſuche zu ſolchen Ueberſetzungen hatte ſchon Ulphilas für ſeine Gothen gemacht. Otfried, ein deutſcher Mönch, brachte im Jahr 870 die vier Evangelien in Reime. Merkwürdig war

*) Der Stadtrath ſchenkte ihm 18 Rthlr. 8 gr. in Schreckenbergern (4 gr.) und ein Faß Eimbeckiſch Bier à 5 Rthlr. 4 gr. zur Hochzeit. Von den Verlobungsringen, die 1817 ſehr häufig nachgemacht wurden, ſoll der eine in Leipzig, der andere in Darmſtadt noch vorhanden ſeyn.

beſonders eine Ueberſetzung des A. Teſt., die Kaiſer Wenzel um das Jahr 1380 veranſtaltete. Sie iſt als Handſchrift auf Pergament von drei Bänden in groß Folio mit vielen Bildern und Vergoldungen in der kaiſerlichen Bibliothek in Wien vorhanden. Aber im funfzehnten Jahrhundert kam eine deutſche Bibelüberſetzung von einem nicht bekannt gewordenen Verfaſſer zum Vorſchein, die 1462 zum erſten Mal durch Johann Fauſt und Peter Schoiffer zu Mainz in Folio, und dann ſpäterhin ſehr oft, namentlich 1480 in Nürnberg gedruckt worden, in welcher Ausgabe mehr als hundert Holzſchnitte und zwar in der folgenden 1498 die erſten von Albrecht Dürer zu finden ſind, und woraus man, beſonders in der Offenbarung Johannis, ſieht, daß man ſchon damals ſehr frei über den Papſt und ſeine Anhänger dachte, indem unter den vom Himmel gefallenen Sternen Könige, Päpſte, Biſchöfe und Mönche verſtanden werden, die ſehr bunt unter einander liegen. Alle dieſe und andre damalige Ueberſetzungen waren ohne Kenntniß der Grundſprachen aus der fehlervollen und durch Abſchreiben noch mehr verunſtalteten alten Lateiniſchen Bibel hervorgegangen; ſie waren durch Unrichtigkeiten, Dunkelheiten und eine holperichte Sprache für den gemeinen Chriſten unverſtändlich, aber auch nicht gerade für ſeine Erbauung beſtimmt, da er nicht einmal Anleitung und Erlaubniß, die Bibel zu leſen, hatte. Genau genommen bedurfte man ihrer freilich in dieſer traurigen Zeit nicht. Der Lehrbegriff war längſt feſtgeſtellt und an ſeiner Richtigkeit durfte Niemand zweifeln; die Ceremonien waren beſtimmt und konnten nach Willkühr vermehrt werden; wie ſie verrichtet werden mußten, das war alles angeordnet. Daher waren dieſe Ueberſetzungen mehr freiwillige Beſchäftigungen müßiger Cleriker, als eigentliche Beförderungsmittel chriſtlicher Belehrung, und man wird keine Früchte von ihrem Daſeyn gewahr. Dieſe theuern Ausgaben kamen nur in die Bibliotheken der Biſchöfe und Klöſter, wo dann die Mönche noch allerhand Bilder dazu mahlten. 1517 ſchon hatte Luther die ſieben Bußpſalmen deutſch überſetzt und mit einer Erklärung herausgegeben. Dann gab er andre Pſalmen, das Vater Unſer und andre Abſchnitte der Bibel heraus; auf der Wartburg, das er ſein Patmos nannte, überſetzte er das N. T. und Me-

landthon beſſerte dann in Wittenberg noch daran *). Die alten Ueberſetzungen konnten Luthern nicht viel helfen; er überſetzte meiſtens nach der Urſchrift und zwar nach der Ausgabe, die Erasmus beſorgt hatte. Dieſe Ueberſetzung erſchien in einem kleinen Foliobande, ohne Jahrzahl, mit der Aufſchrift: Das Newe Teſtament Deutzſch, Wittenberg. Schnell wurden drei Auflagen nöthig. In der Vorrede gibt er ſeine Meinung über die einzelnen Bücher an, wobei das Evangelium Johannis, die Briefe Pauli, beſonders der an die Römer und der erſte Brief Petri oben an ſtehen. Den Brief Jacobi ſchrieb er einem guten Manne zu, „der etwas von den Apoſteln aufgefaßt, und dem todten Glauben durch Empfehlung der guten Werke habe entgegen arbeiten wollen, ohne daß er dem Vorhaben gewachſen geweſen.“ — Man kann ſagen, daß er die Bibel reformirte. Wer nur etwas deutſch konnte, las ſie begierig, lernte Stücke auswendig und Bauern und Handwerker, Männer und Weiber ſtritten ſich nun nicht bloß mit katholiſchen Laien, ſondern ſelbſt mit Prieſtern und Doktoren und warfen den Geiſtlichen Unwiſſenheit vor, wenn ſie die Einwürfe nicht zu widerlegen vermochten. Herzog Georg von Sachſen ließ dieſe Ueberſetzung in ſeinem Lande verbieten. Auf ſeinen Antrieb ſchrieb Hierony-

---

*) Wie auch die alten Ueberſetzungen klangen, davon nur einige Beiſpiele. So lautet Otfrieds Zuſchrift an Ludwig den Deutſchen in Fränkiſcher Mundart (in Frenkisga zungun) ſo: Ludwig ther Snello, Thes uuisdames follo, Er ostarrichi rihtit al, So Frankono Kuning Scall; d. h. Ludwig dem ſchnellen (lebhaften), voll Weisheit, der ganz Oeſtreich ſo regiert, wie ein Frankenkönig ſoll. Ein Mönch, Notker, überſetzt Pſ. 2, 7. Min fater chad ze mir, min sun bist du, hiuto gebar ih tih. In der erwähnten Ueberſetzung 1380 lautet 1 Moſ. 1, 1. „Am Anegange ſchapfte Got Himel und Erde. Die Erde was aber unnúcz und lere und vinſterniß warn auf der geſtalt der abegrund, und Gotes Geiſt war gefurt auf den Waſſern.“ In der erſten gedruckten heißt es: An dem Angang beſchuff Gott den Hymel und die Erde; wann die Erde was eytel und lere.“ Eine Niederſächſiſche aus jener Zeit iſt noch dunkler; die Einklammerungen enthalten Erklärungen: „An dem Anbeghinne der tyd (der Zeit) heft god gheſcapen (van nychte, aus nichts) hemmel und de Erden (myt alle deme dat darinne is.) Jedoch die Erde was (ſo dat ſe nycht ſychtlyk was, darumme dat ſe mit den wateren bedecket was) und was leddich.“

mus Emſer: „Anmerkungen über Luthers Neues Teſt.“ und wollte 1400 Irrthümer und Lügen darin gefunden haben, wobei aber eigentlich der Haupttadel darin beſtand, daß ſich Luther nicht ſtreng an die Vulgata gebunden hatte; einige wirkliche Fehler verbeſſerte dieſer hernach. Emſer gab nun ſelbſt eine Ueberſetzung des N. T. heraus, doch war er nicht mit ſich recht einig, ob er auch recht daran thue. Zur allgemeinen Verwunderung zeigte es ſich aber, daß es keine andere als die Lutheriſche war, die er nur durch Verſetzungen und Veränderungen einiger Worte und Redensarten unkenntlich zu machen geſucht hatte. Luther ſchwieg und fuhr mit Hülfe Melanchthons, Bugenhagens, Amsdorfs, Juſtus Jonas und Anderer fort, das A. T. zu überſetzen; 1534 kam die erſte vollſtändige Bibelüberſetzung in zwei Foliobänden in Wittenberg heraus. So viel auch die ältern Hülfsmittel und ſeine Mitarbeiter ihm Beiträge und Erleichterung lieferten, ſo hat doch ſein guter Geſchmack und ſeine treffende Beurtheilungskraft mit ſeinem Fleiße das Meiſte dabei geleiſtet. Wenn noch manche Stelle dunkel bleibt, oder die Ueberſetzung noch manche Wünſche übrig läßt, ja wenn Luther vielleicht durch ſeine Anſicht von einer Glaubenslehre auch ihr zu gefallen ſich im Ueberſetzen hat beſtimmen laſſen, wo andre Glaubensgenoſſen Wort und Sinn und Ausdruck etwas anders genommen haben, ſo bleibt doch ſeine große Geſchicklichkeit und ſein redlicher, frommer Sinn ſehr ehrenwerth. Ein Dominikaner, Dietenberger zu Mainz, lieferte auch 1534 eine Ueberſetzung, gibt aber ſelbſt zu verſtehen, daß Luthers Arbeit zum Grunde liege. 1538 ließ Doktor Eck, Luthers Gegner, ſeine Bibelüberſetzung zu Ingolſtadt drucken; ſein Landesherr befahl ihm bloß, nach der Vulgata zu überſetzen. Da Eck ſchlecht Deutſch ſchrieb, ſo wurde ſeine Ueberſetzung viel undeutlicher als die von Dietenberger, der z. B. 3 Moſ. 21, V. 1. ganz wie Luther ſich ausdrückt: „Ein Prieſter ſoll ſich an keinem Todten ſeines Volkes verunreinigen.“ Eck ſetzte dafür: „Der Prieſter wird nit unrein in dem Sterben ſeiner Burger.“ Mit Recht wird daher Luthers Bibelüberſetzung noch jetzt, ſo ſehr auch die Fortſchritte und Kenntniſſe in alten und neuen Sprachen ſeit 300 Jahren zu rühmen ſind, für ein Meiſterwerk gehalten, und man muß erſtaunen, wie ein Mann, der

die Bibel erſt in ſeinem zwanzigſten Jahre kennen lernte, unſern Unterricht und unſere Hülfsmittel, um die längſt ausgeſtorbenen Grundſprachen aus ſo alten Zeiten und Nationen, mit ihren ganz eignen Sitten, Begriffen, Meinungen und Bildern zu verſtehen und zu erklären, und die Bildung unſrer deutſchen Sprache noch nicht hatte, der dabei durch unermeßliche Arbeiten, Sorgen und Laſten beſchwert war, dennoch in den allermeiſten Stellen ſo richtig und kräftig überſetzte, daß noch jetzt Millionen Chriſten dieſe Ueberſetzung mit Nutzen leſen können. Es iſt lehrreich, neuere Ueberſetzungen damit zu vergleichen; in der Sprache und in Nebendingen weichen ſie zuweilen von ihm ab, in der Hauptſache ſtimmen ſie mit ihm überein, und darum bleibt auch dieſe Bibelüberſetzung ein ehrenvolles Denkmal für den Ueberſetzer.

§. 35.

Der Bauernkrieg, 1525.

Leider müſſen wir hier auch dieſer Luthern und allen Freunden der fortſchreitenden Reformation ſchmerzlichen Begebenheit gedenken.

Schon lange vor der Reformation zeigten ſich unruhige Bewegungen unter dem Volke, beſonders 1502 am Rhein. Manche Fürſten konnten ſich noch nicht von dem durch Kaiſer Maximilian verbotenen Fauſtrecht an den eingeſchärften Landfrieden gewöhnen. Der Schwäbiſche Bund mußte den Herzog Ulrich von Würtemberg, der weder Unterthanen noch Nachbarn ſchonte, in ſeine Gränzen weiſen. Der Biſchof von Hildesheim überfiel den Biſchof von Minden in der Charwoche und jagte ihn aus dem Lande. Niederſachſen, beſonders Braunſchweig, wurde ſchrecklich verwüſtet. Dieſe Leiden, grobe Mißbräuche aus der Vorzeit, ſchwere Abgaben, harte Frohndienſte, Leibeigenſchaft, Wildſchaden, hatten viele Unzufriedenheit erregt, aber die Mißvergnügten bedachten nicht, daß ſie dadurch noch nicht zur Empörung und zur gewaltſamen Aufhebung aller Rechte ihrer Obern berechtigt wären, und daß man durch Aufruhr eine der furchtbarſten Plagen ins Land rufe. Sie rotteten ſich zuſammen, raub-

ten, plünderten mit tauſendfachen Greueln in Schwaben und Franken, bis ſie endlich geſchlagen wurden und ihr Schickſal noch verſchlimmerten. Man rechnet, daß auf 300 Dörfer, Schlöſſer und Klöſter zerſtört wurden und auf 100,000 Menſchen umkamen, wobei auf beiden Seiten kein Mitleiden und Erbarmen, nur Racheburſt und Mordluſt unter den ſchrecklichſten Qualen zu finden waren. Das Räuber- und Mordbrennerhandwerk fand nur zu bald ſeine Anhänger. Nun entſtanden ſolche Unruhen ebenfalls in Sachſen und Thüringen, wo es auch Klagen über manche bürgerliche Einrichtungen gab. Viele Menſchen, welche gehört hatten, Luther verkündige eine neue Lehre und verſchaffe den Chriſten Freiheit, ſahen nicht ein, daß darunter nicht Freiheit von allen bürgerlichen Geſetzen und Anordnungen, ſondern nur Befreiung von dem päpſtlichen Joche zu verſtehen ſey. Thomas Münzer, geboren zu Stollberg am Harze, 1520 Prediger in Zwickau an der Katharinenkirche, wo er mit vielem Beifall gegen die Mönche predigte, aber auch ſchon ſchimpfte und verfolgte, und 1523 in Allſtedt in Thüringen, beförderte den Irrthum des Volkes. Es hatte ſich in Zwickau unter der Anleitung eines Tuchmachers Storch, der ſich 12 Apoſtel und 72 Jünger wählte, eine Partei gebildet, die Wiedertäufer hießen, weil ſie die Kindertaufe verwarfen und die Erwachſenen noch einmal tauften. Zu ihnen geſellte ſich Münzer, beſtritt die Lehren Luthers und des Papſtes, reizte die Unterthanen gegen die Obrigkeit und verſicherte, die Zeit der Erlöſung von allem Druck nahe herbei. Luther ſchrieb und predigte dagegen, reiſete darum nach Thüringen und erhielt wirklich die ſchon aufgewiegelten Bergleute zu Mansfeld in Ordnung. Im Kurkreiſe und wo man Luthers Lehre recht verſtand, blieb alles ruhig. Münzer wurde aus Allſtedt vertrieben, wanderte an vielen Orten in Schwaben und in der Schweiz herum, kam nach einem Jahre nach Mühlhauſen, ſetzte den Rath, der ihm das Predigen verbot, ab, und einen neuen ein, und ſein Anhang mehrte ſich täglich. Ein anderer Unruheſtifter, Pfeifer, trieb auf dem Eichsfelde ſein Unweſen und vereinigte ſich mit Münzern. Auf die Nachricht, daß ſich in Franken 40,000 Bauern zuſammen gerottet hätten, wiegelte man nun auch in Thürin-

gen alles zum Kriege auf. Alle Herrendienſte ſollten aufgehoben und eine völlige Gemeinſchaft der Güter eingeführt werden, ganz im Geiſte der Jakobiner in Frankreich. Luther ſchrieb an die Mühlhauſer, vermahnte ſie ſehr ernſtlich zur Unterwürfigkeit, und warnte ſie vor den falſchen Propheten. Dagegen nannte Münzer ihn einen hochgelehrten Erzbuben und ſchwarzen Kolkraben u. dergl. 1523 erſchienen 12 Artikel der Bauern, worin ſie ihr Begehren den Fürſten vortrugen. Der Kurfürſt von der Pfalz hatte ſie an Melanchthon geſchickt, der ſich aber ganz wider die Bauern erklärte, doch auch die Fürſten ermahnte, freundlich mit ihnen umzugehen. Luther ermahnte auch ernſtlich die Landleute, nicht allerlei Geiſtlichen und Predigern zu glauben. Daß die Obrigkeit böſe ſey, entſchuldige kein Zuſammenrottiren; das Chriſtenthum lehre das Unrecht leiden und dulden, billigte aber auch manches, z. B. den Wunſch, ihre Prediger ſelbſt zu wählen, da katholiſche Obere dieſes verweigerten; beiden Parteien redete Luther zu, daß, da ſie Geſchichte und Schrift gegen ſich hätten, ſie ſich vergleichen möchten. Aber von beiden Seiten achtete man des Rathes nicht. Münzer beſonders verſtand es, die Leute immer wieder zu bethören, wenn ſie guten Vorſchlägen und Vorſtellungen Gehör geben wollten. Luther ſchrieb nun viel nachdrücklicher „wider die räuberiſchen und mörderiſchen Bauern,“ wodurch er ſich manchen Feind zuzog; ermahnte die Fürſten, mit gutem Gewiſſen drein zu ſchlagen, nur nicht gegen die zu wüthen, die ſich ſchon ergeben hätten, was mehrmals geſchehen war. Erfurt, Nordhauſen, Eiſenach, Sangerhauſen und die daſigen Gegenden litten furchtbar; das ſchöne Kloſter Reinhardsbrunn wurde von 300 Bauern erſtürmt, 13 Altäre mit ihrem Schmuck, 3 Orgeln, 12 Glocken und zuletzt die Kirche ſelbſt wurden zerſtört, auch die Archive und Bibliotheken, und die Bewohner ſchrecklich gemißhandelt. Münzer hielt gewöhnlich erſt zu Pferde eine Predigt, dann gings ans Plündern. Aus den Meßgewändern ließ er für ſeine Frau Kleider machen und verſprach den Bauern, ſie ſollten alle Herren werden, wenn ſie nur den Nimrod mit ausrotten hülfen. Friedrich der Weiſe, kränklich, wollte keine Gewalt gebrauchen, machte es jedoch ſeinem Nachfolger zur Pflicht, dem Unfuge zu ſteuern. Johann der Be-

ſtändige, Philipp, Landgraf von Heſſen und der Herzog von Braunſchweig rückten nun den Empörern entgegen, die 8000 Mann ſtark in einem verſchanzten Lager auf einer Anhöhe bei Frankenhauſen waren, aber doch den Muth etwas verloren, als ſie eine ſo wohl gerüſtete Schaar anrücken ſahen. Allein Münzer, deſſen Auslieferung man verlangte, feuerte ſie immer wieder an und verſicherte, „er werde alle Kanonenkugeln in ſeinem Mantel auffangen und Gott werde ihm mit ſeinen Engeln beiſtehen,“ wobei er ſich auf den Regenbogen berief, der eben am Himmel ſtand. Vergeblich ſchlugen die Fürſten noch den Weg der Güte ein, denn ſie ſahen aus manchen Beweiſen von Aengſtlichkeit, daß das arme Volk irre geleitet war. Allein Münzer feuerte die Verblendeten durch eine Rede aufs Neue an, es kam zur Schlacht, wo die Rebellen anfangs unter dem Geſang: „Komm heiliger Geiſt!“ tapfer fochten; aber als das Geſchütz einige Rotten hinſtreckte, da flohen alle eiligſt nach Frankenhauſen. Münzer war in ein Bette gekrochen, er wurde aber gefangen und mit Pfeifern und 24 Anführern qualvoll hingerichtet; über 7400 waren hier und in dem erſtürmten und geplünderten Frankenhauſen umgekommen; 300 davon ſtarben unter den Händen der Scharfrichter. Man benutzte freilich dieſes Ereigniß ſogleich, um die Reformation in einen übeln Ruf zu bringen, aber wie gar vieles Gute wird von Menſchen mißverſtanden und gemißbraucht! Luther ſagt unter andern: „die Obrigkeit ſey wie ſie wolle, gut oder böſe, ſo darfſt du dich um des gemeinen Wohls willen nicht darwider ſetzen. Es iſt wohl leicht, eine Obrigkeit und Regenten zur Seite zu ſchaffen, aber es iſt nicht leicht eine beſſere da. Da wollte wohl Hans und Kunz Herr ſeyn und regieren und keiner gehorchen und alles voller Regenten ſeyn, daß man vor lauter Herren davon laufen möchte. Und meinſt du nicht, daß das viel ſchlimmer wäre als vorher? Der Aufruhr hat keine Vernunft und geht gemeiniglich mehr über die Unſchuldigen, als über die Schuldigen. Darum iſt auch kein Aufruhr recht, wie rechte Sache er immer haben mag.“ Luther, als ein parteiloſer, muthiger Mann, erinnerte aber auch die Obrigkeit an ihre Pflichten; ſo ſagt er: „Fürſten ſollen nicht denken: Land und Leute ſind mein, ſondern: ich bin des Landes und der Leute, ich ſoll ma-

chen, wie es ihnen nütze und gut iſt. Die Regimente ſind nicht eingeſetzt, daß man eitel Bettler machen ſoll, Gehorſam gebühret den Unterthanen; Sorgfalt gut zu regieren den Oberherren; das iſt ihr Weg zum Himmel."

§. 36.

Kirchenviſitation. Katechismus. Beſorgniſſe. Reichstag in Speier. Luthers Zuſammenkunft mit Zwingli in Marburg 1529.

Es zeigte ſich nun längſt das Bedürfniß, im Lande nachzuſehen, wie man denn eigentlich reformirt habe, da es nach der Vorrede des Lutheriſchen Katechismus leider Pfarrherren gab, die kaum das Vater Unſer, den Glauben und die zehn Gebote herſagen, noch weniger ſie erklären, und die nur nothdürftig leſen konnten. Luther drang ſchon 1525 auf eine Unterſuchung, auf Anſtellung geſchickter Lehrer, aber auch auf anſtändige Beſoldung von den vielen Kirchengütern, da die Kirchen und Schulen mit ihren Lehrern immer nur kärglich bedacht wurden. 1527 kam die erſte Kirchenviſitation unter Johann dem Beſtändigen, der einen Befehl an den Adel ergehen ließ, „daß durch einige Räthe und Gelehrte den kirchlichen Mängeln abgeholfen werden ſolle," zu Stande. Melanchthon ſetzte einen „Unterricht der Viſitationen an die Pfarrherrn im Kurfürſtenthume" auf und Luther gab eine Vorrede dazu, worin er jene Vorſchriften durchaus „nicht etwa zu neuen päpſtlichen Decretalen erheben, ſondern nur als eine Geſchicht und ein Bekenntniß unſers Glaubens empfehlen wolle und dabei hoffe, man werde des Landesfürſten Liebe und Wohlmeinen nicht undankbarlich verachten, ſondern ſich willig ohne Zwang der Viſitation unterwerfen; wenn gleich der Kurfürſt zu lehren und geiſtlich zu regieren nicht befohlen ſey, ſo ſey er doch ſchuldig, als weltliche Obrigkeit, Zwietracht, Rotten und Aufruhr abzuwehren." Man kann dieſe Schrift als das erſte Glaubensbekenntniß der Lutheraner anſehen, und ſie iſt in vieler Hinſicht muſterhaft. Es wird gewarnt, die Kanzel zum Kampfplatze theologiſcher Streitigkeiten zu machen; es wird ermahnt, vor allem auf Faßlichkeit im Vortrage zu denken und auf Gemein-

nützigkeit. Man ſolle, heißt es, nicht bloß vom Glauben und von der Begnadigung, ſondern auch von Buße und Reue predigen, die zehn Gebote fleißig treiben, von guten Werken nicht viel disputiren, ſondern das Volk lehren, Gott fordere ſie und belohne ſie, doch ohne unſer Verdienſt, und verzeihe um Chriſti willen u. ſ. w. „Wo das Volk kein Latein verſteht, da ſoll das Abendmahl deutſch begangen werden.“ „Einen freien Willen hat der Menſch allerdings; er kann aus eigner Kraft weltliche Frömmigkeit und gute Werke thun, aber der Teufel hindert dieſe Freiheit. Aber Reue, wahre Furcht Gottes, Reinigung des Herzens kann der Menſch aus eigner Kraft nicht wirken. Die Prediger ſollen ſich aller Schmähworte enthalten und die Laſter nur insgemein ſtrafen.“ Luther nannte es eine ſchöne Schrift, ob ſie ſich gleich in der Lehre von der Freiheit nicht ganz in ſeinem Sinne ausdrückte, und änderte nur wenig; allein Eiferer, wie Nicolaus Amsdorf in Wittenberg, Agricola, erſt in Eisleben, dann in Frankfurt am Main, fanden die Vorſchrift lange nicht ſtreng genug und nannten den wackern Melanchthon einen zweifachen Papiſten. Dieſe Kirchenviſitation, die erſt 1529 geendigt wurde, und wobei man das kurfürſtliche Gebiet unter mehrere Commiſſionen geiſtlichen und weltlichen Standes vertheilte, war von ſehr gutem Erfolge. Ganz unwiſſende Prediger wurden abgeſetzt, aber für ihren Unterhalt ſorgte man; ſchonend wollte man gegen die Irrenden und die, die ſich beſſern wollten, verfahren. Der Kurfürſt wollte keinen Gewiſſenszwang, aber wer aufrühreriſche Grundſätze lehrte, ſollte beſtraft werden. Es wurden Superintendenten angeſtellt, die mit andern gelehrten Männern auch über Eheſachen entſcheiden ſollten; man ſorgte für geiſtliche Einkünfte und Gebäude u. ſ. w.; wobei billig auch die Gemeinden in Anſpruch genommen wurden, die vorher ſo viel an den Klerus hatten zahlen müſſen. Die Vorträge der Prediger wurden nun viel beſſer; die kirchlichen Einrichtungen gleichförmiger, ohne mechaniſchen Zwang, und viele Mißbräuche weggeſchafft. Die daraus entſtandene Kurſächſiſche Kirchenordnung fand in mehrern Ländern Beifall und Aufnahme.

1529 gab Luther zuerſt den großen Katechismus für Lehrer und dann den kleinern für die Kinder heraus. Es gab

zwar ſchon lange einen Römiſchen Katechismus; aber er enthielt nur die zehn Gebote, den Glauben und das Vater Unſer, ohne alle Erläuterung; bloß zum Herſagen. Wiklef, Huß, Melanchthon und Jonas hatten ſchon an dieſes Bedürfniß gedacht, aber jetzt wurde ihm unter vielem Beifall abgeholfen. Zu den drei Hauptſtücken ſetzte Luther noch die zwei von der Taufe und dem Abendmahl. Die Ermahnung und der Unterricht zur Beichte findet ſich ſchon 1529 in Ausgaben des großen Katechismus und das Hauptſtück von dem Amt der Schlüſſel, das man dem erwähnten Knipſtrow zuſchreibt, iſt ſchon 1533 anzutreffen und hat wohl auch Luthers Genehmigung, ob es ſich gleich eigentlich auf einen Mißverſtand einiger bibliſchen Stellen gründet, in welchen Jeſus nur ſeinen Vertrauten, den Apoſteln, eine ſolche Gewalt und Vollmacht bei der Gründung ſeiner Kirche ertheilt, Mitglieder in ſie aufzunehmen oder von ihr auszuſchließen, wie ſie ſich jetzt kein Religionslehrer zueignen kann. Der Katechismus wurde ſchon im erſten Jahre dreimal aufgelegt, ſehr bald in mehrere Sprachen überſetzt und gefiel Hohen und Niedern, ſo daß ein Herzog von Schleſien wünſchte, mit dieſem Buche in der Hand begraben zu werden, und ein Fürſt von Anhalt in daſſelbe ſchrieb: Es iſt nächſt der Bibel mein beſtes Buch. Um ſeines Anſehens und ſeines kräftigen Inhalts willen wird dieſer Katechismus noch jetzt in vielen Schulen gebraucht, und es kann durch geſchickte Lehrer ſehr viel Gutes über denſelben gelehrt werden. Der beſcheidne Luther würde es aber ſelbſt mißbilligen, wenn wir nach 300 Jahren nicht weiter gekommen wären und nicht auch andre ausführlichere Bücher zum Unterrichte benutzen wollten. Für die Gelehrten hatte Melanchthon ſchon 1521 das erſte Lehrbuch des Glaubens für die neu entſtehende Kirche geſchrieben: (Loci communes rerum theologicarum seu Hypotyposes theologicae). Hier war Melanchthon ſehr ſtreng Auguſtiniſch, der Brief Pauli an die Römer iſt ihm die ganze Grundlage. Aber er verbeſſerte und vermehrte das Buch, das in dem erſten Jahre ſchon drei und nachher mehr als hundert Ausgaben erhalten hat, auch in andre Sprachen überſetzt worden iſt, beſonders ſeit 1535 ſo ſehr, daß es zuletzt wie eine neue Schrift zu betrachten war.

Luther und Melanchthon wollten vorzüglich durch einen guten Unterricht der Jugend auf die Verbeſſerung ihres Zeitalters wirken. Luther ſchrieb daher ſchon 1524 eine Schrift an die Rathsherren aller Städte Deutſchlands, daß ſie chriſtliche Schulen aufrichten und halten ſollten. Beſonders empfiehlt er auch die Lateiniſche, Griechiſche und Hebräiſche Sprache. „Der Teufel hat ſie durch die hohen Schulen und Klöſter nicht laſſen aufkommen. Aber das Evangelium iſt zu uns gekommen vermittelſt der Sprachen; hat durch dieſelben zugenommen und muß durch ſie erhalten werden. Als nach der Apoſtelzeit die Sprachen aufhörten, nahm auch das Evangelium, der Glaube und die ganze Chriſtenheit ab, bis ſie unter dem Papſte verſunken ſind. Freilich haben viele Väter ohne Sprachen gelehrt; aber auch deſto öfter in der Schrift gefehlt, z. B. Auguſtinus und Hilarius. Die Schrift und die Sprachen thun allein dem Teufel Schaden.“ 1529 kam Luther mit Zwingli, dem Reformator in der Schweiz, in Marburg zuſammen, um ſich mit ihm über die Lehre vom Abendmahl zu beſprechen. Luther hatte allerdings die katholiſche Lehre von der Verwandlung im Abendmahl erſt bezweifelt und dann verworfen; allein Brot und Wein nur als bedeutungsvolle Erinnerungszeichen an den Leib und das Blut Chriſti anzuſehen, war ihm zu einfach und natürlich; er ſuchte etwas Geheimnißvolles in dieſer Handlung, und nahm die leibliche Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti an, daß der Chriſt beides mit und unter dem Brote und Wein empfange. Karlſtadt ſetzte ſich mit vieler Heftigkeit und auch wohl aus Rache gegen Luthern 1524 dieſer Vorſtellung entgegen, und nannte ihn einen zweifachen Papiſten. Die Prediger, Capito in Baſel, und Martin Bucer in Straßburg, Luthers Freunde, traten mehr auf Karlſtadts Seite und baten Luthern um Belehrung: Er berief ſich auf den Grundtext: „Das iſt mein Leib,“ und verwarf alle Einwürfe, z. B. daß es auch heiße: „Ich bin der Weinſtock — der Same iſt das Wort Gottes —“ mit der Antwort, daß die Vernunft hier nicht gefragt werden dürfe — womit freilich alle weitere Prüfung abgeſchloſſen und blindglaubiger Wunderſucht ein weites Thor geöffnet wird. In dieſem Abendmahlsſtreite hat offenbar der treffliche Luther ſich in ſeinem, wenn

auch gutgemeinten Glaubenseifer vergeſſen. Es betraf ja nicht ſowohl eine eigentliche Glaubenslehre, ſondern eine Anſicht und Erklärungsart von einer Stelle, in welcher nicht einmal die Evangeliſten und der Apoſtel Paulus ſich ganz buchſtäblich und wörtlich übereinſtimmend ausgedrückt haben und worin ſo viele achtungswerthe Männer, welche Luthern an Gelehrſamkeit, Einſicht und frommem Sinne nicht nachſtanden, von ihm abwichen, und die daher wohl verlangen konnten, daß ſie bei ihrer Meinung, wenn man ſie nicht widerlegen könne, mit eben der Duldung gelaſſen würden, als Luther es für ſich verlangte. Aber dieſer Streit wurde ſo heftig und zuletzt auf beiden Seiten mit ſolcher Erbitterung geführt, daß viele Zeit und der neu entſtandenen Kirche viel von der Kraft verloren ging, welche aus der chriſtlichen Eintracht für ihre Befeſtigung hervorgegangen wäre. Zwingli ſprach mit großer Achtung von Luthern, trug aber um das Jahr 1525 ſeine Bedenklichkeiten gegen Luthers Erklärung der Einſetzungsworte in einem ganz ruhigen Tone vor. Bugenhagen, Luthers Freund und Amtsgenoſſe, vertheidigte nur ſchwach deſſen Behauptung. Hingegen Oekolampadius*), Profeſſor der Theol. in Baſel, ſchrieb und predigte für Zwingli gründlich, drang aber darauf, daß dadurch die Liebe und Eintracht mit Andersdenkenden nicht geſtört werden dürfe. Allein vierzehn Prediger erklärten ſich dagegen, namentlich Brenz in Schwäbiſch-Hall und Schnepf in Wimpfen. Oekolampadius deckte aber manche Blößen ihrer dunkeln und unbequemen Redensarten auf. Zwingli nannte nun wirklich Luthers Lehre von der leiblichen Gegenwart widerſinnig und thöricht, ohne ihn jedoch zu nennen. Man gebrauchte gar bald Spottnamen; nannte die Lutheraner Gottes-Fleiſcheſſer, die Gegner aber Sakramentirer, und Luther meinte, ihre Erklärungen, die einander widerſprächen, müßten vom Teufel herrühren. In einer Predigt: von dem Sakramente des Leibes und Blutes Chriſti, wider die Schwärmer, ſuchte er auf alle Art die abweichenden Meinungen verdächtig und verhaßt zu machen. „Gott will es ſo haben,“ ſprach Luther, „darum

*) Eigentlich Hausſchein; aber man verwandelte damals gern die deutſchen Namen in Griechiſche.

iſt dein Dünkel falſch." Freilich hätte er erſt beweiſen ſollen, daß „Gott es auch wirklich ſo wolle." Zwingli wurde ebenfalls ziemlich hitzig und bitter, doch mäßigte er ſich nachher weit mehr als Luther. 1527 griff er dieſen durch eine Lateiniſche Schrift an (Amica exegesis etc.) aber er ſprach beſcheiden und mit Hochachtung von Luthers Verdienſten. Heftiger war dagegen Luthers Schrift, die um eben dieſe Zeit erſchien: „Daß dieſe Worte Chriſti: Das iſt mein Leib, feſt ſtehen gegen die Schwarmgeiſter." Hier wird nun abermals der Teufel als ein Tauſendkünſtler aufgeführt, der immer und auch jetzt durch die Schwärmer in der Lehre vom Abendmahl ſich Chriſto widerſetze; um der Schwachen willen müſſe er, Luther, ſich entgegenſtellen; dieſe Schwärmerei ſey aber zu frech, als daß ſie beſtehen könne; die Einſetzungsworte litten keine Erklärung als die ſeinige. Von beiden Seiten erfolgten noch Vertheidigungen und Widerlegungen, wobei auch andre Lehren eingemiſcht, die Dunkelheiten und damit die Urſachen der beiderſeitigen Trennung gehäuft wurden.

Leider hatten dieſe unglücklichen Händel auch nachtheiligen Einfluß auf andre Verhältniſſe. Philipp, Landgraf von Heſſen, nachher der Großmüthige genannt, ein einſichtsvoller, aber auch kriegeriſcher und etwas ungeſtümer Fürſt, trat 15 Jahr alt 1519 die Regierung an. Seine Bekanntſchaft mit der kurfürſtlichen Familie von Sachſen, ſo wie Luthers und Melanchthons Schriften und das Leſen der Bibel, gewannen ihn ſehr bald für die Kirchenverbeſſerung. 1524 ſchon unterſagte er das Betteln der Mönche, die Feier der Heiligenfeſte und verwies die Prediger an Gottes Wort. Er ſuchte auch ſeinen Schwiegervater, den Herzog Georg von Sachſen, für die Reformation einzunehmen. Allein dieſer dachte vielmehr darauf, ſie zu hemmen und berathſchlagte ſich 1525 in Deſſau mit den eifrig-katholiſchen Kurfürſten von Mainz und Brandenburg und andern, indem die entlaufenen Mönche durch die verdammte Lutheriſche Lehre den Bauernkrieg und alle Empörungen ſollten angeſtiftet haben. Ob nun gleich hier noch kein förmlicher Bund gegen die Reformation geſchloſſen wurde, ſo mußten doch die feindſeligen Geſinnungen, die man äußerte, ſehr beſorgt machen. Philipp verband ſich daher mit dem Kurfürſten Jo-

hann zu Torgau im Mai 1526 und es traten dann noch die Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg, Philipp, Otto, Ernſt und Franz; der Herzog Heinrich von Mecklenburg; Wolfgang, Fürſt von Anhalt; die Grafen von Mansfeld und Albrecht von Magdeburg hinzu. Auch der Herzog von Preußen und Markgraf von Brandenburg Albrecht verſprach ſeine Hülfe. Dieſes anſehnliche Bündniß mußte auf jeden Fall den Gegnern Achtung und Mäßigung einflößen, wenn man auch annimmt, daß die in dem Herzen des Volkes gegründete Reformation ohne daſſelbe würde beſtanden haben. Philipp nannte ſich ſchon 1525 evangeliſch; reformirte nach Melanchthons Gutachten und nach Berathſchlagungen in Homburg und Marburg, wo die Römiſch-katholiſchen gegen die Schriftbeweiſe nichts auszurichten vermochten; und mit Hülfe ſeiner Landſtände in ſeinem Lande nicht ohne einige Strenge gegen widerſetzliche Geiſtliche und ſittenloſe Mönche. Von den Kirchengütern wurden nützliche Anſtalten geſtiftet, beſonders 1527 die erſte evangeliſche Univerſität in Marburg, die ihren Freiheitsbrief und ihre Univerſitätsrechte nicht von dem Papſte, ſondern von Karl V. annahm. Philipp nannte ſie ſein Kleinod und that viel für ſie, beſonders durch treffliche Lehrer; Fürſten und Grafen, Schweizer, Dänen, Schweden, ſelbſt Griechen beſuchten ſie.

Philipp lag vor allem daran, das Bündniß der Evangeliſchen zu verſtärken. Der mächtige Kaiſer Karl V. war unaufhörlich mit den Entwürfen ſeines Ehrgeizes beſchäftigt. Papſt und Reformation waren ihm auf gleiche Weiſe zuwider, ſo bald ſie ſeiner Herrſchſucht hinderlich entgegen traten. Bei ſeinen Händeln mit dem Papſte und mit dem Könige Franz I., der auch der Reformation abhold war, ob er gleich ihre Anhänger gern gegen den Kaiſer benutzt hätte, war er viele Jahre aus Deutſchland abweſend, und es blieb immer bei Drohungen, wenn das Wormſer Edict nicht befolgt wurde. 1525 bekam Karl den König Franz gefangen, erzwang in Madrid einen ſehr vortheilhaften Frieden und ſeine Macht ſchien in Italien, Deutſchland, Spanien und in den Niederlanden geſichert. Aber Franz ließ ſich durch ſeine Stände und den Papſt von ſeinen Verſprechungen entbinden und es entſtand ein großer Bund gegen Karls gefürchtete Macht. Muthig verantworteten ſich

die Fürſten 1526 auf einem Reichstage in Speier. Nun ſuchte Karl zuerſt den Papſt zu züchtigen. 1527 zog ein Heer Spanier und Italiener unter dem von Franz beleidigten Karl von Bourbon aus Frankreich und mit ihm 12,000 Deutſche unter der Anführung des berühmten Generals Georg Fronsberg, worunter ſehr viele Lutheraner waren, nach Rom. Es wurde im Sturm erobert, wobei Bourbon umkam; der Papſt rettete ſich nebſt den Cardinälen in die Engelsburg. Rom wurde ſchrecklich geplündert, ungeheure Schätze und Koſtbarkeiten wurden geraubt, zerſtreuet oder vernichtet. Katholiken ſelbſt erzählen, daß die deutſchen Lutheraner bei aller Feindſeligkeit, ſich doch viel genügſamer und ſchonender bewieſen, vielmehr Menſchen gerettet hätten, als die Spanier und Italiener. Sobald Karl die Nachricht von des Papſtes Lage erfuhr, ließ er alle Schauſpiele und Freudensbezeugungen unterſagen, die wegen der Geburt ſeines Sohnes Philipp angeordnet waren; ließ aber gleichwohl bei dem ſcheinbaren Kummer über den Papſt und unter offenbar heuchleriſchen Gebeten für denſelben, ihn doch ſieben Monate in der Engelsburg belagern und dieſer mußte ihm erſt vor der Befreiung ein Löſegeld zahlen. Ob nun gleich dieſe Demüthigung für die Reformation günſtig war, ſo ſahen doch auch ihre Anhänger den Ernſt des Kaiſers alle ihm Widerſtrebenden niederzudrücken. Die Reformation machte auffallende Fortſchritte, die Unterthanen der katholiſchen Fürſten verlangten ſie; man reformirte in Niederſachſen; der Hochmeiſter des deutſchen Ordens, Albrecht von Brandenburg, verwandelte Oſtpreußen 1524 in ein Herzogthum, vermählte ſich, reformirte und überall drang das Licht durch die Finſterniß. Da nahm man ſchon ſeine Zuflucht zu Lebensſtrafen; der Bremiſche Reformator Heinrich von Zütphen wurde im Ditmarſiſchen 1524; Leonhard Kaiſer 1527 in Baiern verbrannt. Die Beſorgniſſe wurden noch durch Herzog Georgs Kanzleiverweſer Otto von Pack vermehrt, der insgeheim dem Landgrafen Philipp die Nachricht von einem offenbaren Bund gegen die Reformation mittheilte und dieſer raſche Fürſt zog wirklich ein Kriegsheer zuſammen; allein es war ein grundloſes, viel Aufſehen erregendes Gerücht, das auch Luthern, der ſchon 1525 gegen den Herzog Verdacht hegte und es nun für eine ausgemachte Sache anſah,

vielen Verdruß zuzog. Auf dem berühmten Reichstage in Speier 1529 ſollte nun nach des Kaiſers Willen alles in Ordnung gebracht werden. Nur waren die Gemüther zu erbittert; der Kaiſer wollte mit Gewalt alle freien Bewegungen unterdrücken. Das alte Spiel, daß nächſtens ein Concilium ſollte gehalten werden, wurde auch jetzt wiederholt. Nach dem Reichsabſchiede ſollten bis dahin alle Veränderungen in Kirchenſachen verhütet, die Feier der Meſſe, wo die neue Lehre ſchon überhand genommen, ſollte nicht weiter gehindert oder abgeſchafft; es ſollten keine Neuerungen eingeführt, keine Lehren und Sekten, welche dem hochwürdigen Sakrament des Abendmahls zuwider wären, von den Reichsſtänden aufgenommen, keine aufrühreriſchen Predigten gehalten und keine Schmähſchriften gedruckt werden. Dieß war der Beſchluß der Mehrheit, die aus Katholiken beſtand, und die mit dem Kaiſer gar kein Recht hatte über die Religionsangelegenheiten ihrer Mitſtände Vorſchriften zu machen. Nach dieſem Beſchluß konnte man jede Predigt und Schrift, welche Mißbräuche tadelte, als aufrühreriſch betrachten. Daher widerſprachen auch die evangeliſchen Stände mit Zuziehung ihrer Theologen erſt mündlich, dann ſchriftlich durch eine feierliche Proteſtation, die ſie gegen dieſen Punkt des Beſchluſſes übergaben und worin ſie erklärten: „daß ſie in Sachen, welche Gottes Ehre und der Seelen Seligkeit angingen, nur Gott als ihren König und Herrn aller Herrn und als den Regierer und Erhalter des chriſtlichen Glaubens anſehen könnten; ſie wären durch die Taufe und Gottes Wort dazu verpflichtet; Stimmenmehrheit könne darüber nicht entſcheiden, ſondern jeder müſſe für ſich ſelbſt ſtehen und Gott Rechenſchaft geben; ſchon früher habe man dergleichen Angelegenheiten nicht als für den Reichstag, ſondern als für eine Kirchenverſammlung gehörig angeſehen; übrigens wieſen ihre Lehrer hin auf die heilige Schrift, welche hinreichend ſey zu erleuchten.“ Auch ſetzten die Evangeliſchen eine Appellation an den Kaiſer auf, die Kurfürſt Johann, Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog Ernſt von Braunſchweig, Philipp von Heſſen und Fürſt Wolfgang von Anhalt nebſt vierzehn Reichsſtädten unterſchrieben. Von jener Proteſtation, wozu die evangeliſchen Fürſten genöthigt waren, wenn ſie ſich nicht des Rechts begeben wollten, ihren Untertha-

nen die gewünſchte Glaubens- und Kirchenfreiheit zu ſchützen, und wenn nicht zugleich allen nichtevangeliſchen Ständen die Befugniß entzogen werden ſollte, evangeliſch zu werden und zu reformiren, hat unſre Kirche den Namen proteſtantiſche erhalten, d. h. deren Mitglieder allen Glaubens- und Gewiſſenszwang verwerfen, keiner menſchlichen Auctorität ſich blindlings hingeben, hingegen ſich das Recht vorbehalten, ſelbſt frei zu forſchen und zu prüfen, ob es ſich in der Schrift auch ſo verhalte; ein Recht, das ſie aber auch eben ſo wohl andern Chriſten zugeſtehen. Durch dieſe Freiheit, die ächt chriſtlich iſt, (Gal. 5, 1. 1 Joh. 4, 1. Eph. 5, 10. 1 Theſſ. 5, 21. Joh. 8, 32.) ſteht unſre Kirche der Römiſch-katholiſchen entgegen, indem dieſe bei dem einmal feſtgeſetzten Lehrbegriff in allen ſeinen Theilen, ja ſelbſt in allen Anordnungen feſt verharrt, und keine Abweichung geſtattet, wenn auch der gelehrte Katholik bei ſeinem Forſchen eine Lehre oder Meinung ſeiner Kirche als zweifelhaft, unerweislich und als nichtchriſtlich erkennen ſollte. Proteſtanten dem Geiſte nach waren von jeher alle Feinde der Unwahrheit und des Unrechts, alle Chriſten, die ſich früherhin dem Unchriſtlichen widerſetzten; 1529 bekamen und nahmen ihn die Anhänger der Kirchenverbeſſerung. Nicht als ob wir nun gegen Alles, was unſer Verſtand nicht faſſen und begreifen kann, proteſtiren könnten; wir ſind an die Geſetze des Denkens, an die Ausſprüche der geſunden Vernunft und bei dem Forſchen und Erklären der heiligen Schrift an gewiſſe Regeln der Sprache und der Auslegungskunſt gebunden. Der Mißbrauch hebt nicht den rechten Gebrauch auf; auch findet auf dem Gebiete der freien Forſchung und gründlichen Unterſuchung der Irrende gar bald ſeine Zurechtweiſung und der Freche ſeinen Tadel. Aber ſo bald man Gottes Wort von Menſchenwort abhängig macht, menſchlichen Erklärungen über die Bibel und den Glauben eine Untrüglichkeit und Gültigkeit für alle Zeiten und Nachkommen einräumt, ſo hört alles weitere Nachdenken als unnütz auf, und man ſetzt ſich der Gefahr aus, wieder dahin zu kommen, wo man vor Luthern war; was Gott verhüte! Uebrigens ſind freilich alle Beinamen der Chriſten nach 1 Cor. 1, 12. 13. Cap. 3, 3—5 dem Chriſtenthum unangemeſſen und der Name: evangeliſcher Chriſt, d. h. der ſich einzig

an das Evangelium hält, paſſender. — Der Kaiſer und der Papſt Clemens VII. waren jetzt große Freunde und als die Geſandten der Evangeliſchen dem Kaiſer die Proteſtation und Appellation in Piacenza überreichten, ließ er die Ueberbringer 17 Tage in Gefangenſchaft bringen. Indeß beſann er ſich, vielleicht durch ſeinen Kanzler Gattinara, einen ſehr verſtändigen Mann, geleitet, eines Beſſern; es erfolgte ein ſehr glimpfliches Ausſchreiben zu einem Reichstage nach Augsburg, wo beſonders wegen des Krieges gegen die Türken, die 1529 ſogar Wien belagert hatten, berathſchlagt werden ſollte. In Abſicht auf den Glauben „ſollte aller Widerwille gegen einander abgelegt, die bisherigen Irrſale Chriſto überlaſſen, eines jeden Meinung gütlich angehört werden, damit alle eine einige und wahre Religion annehmen und alle unter Einem Chriſto ſich vereinigen.“ Allein daß Karl V. und Clemens VII. in Bologna einige Monate vertraut beiſammen in einem Palaſte wohnten; daß ſich Karl von dem Papſte 1530 den 24. Febr. dort die Kaiſerkrone aufſetzen ließ, das letzte Beiſpiel der für den Kaiſer erniedrigenden und die Rechte der Kurfürſten beeinträchtigenden Cerimonie; daß jetzt keine Rede mehr von einem ſo oft gewünſchten, den Päpſten aber unangenehmen Concilium war, das mußte die Proteſtanten beſorgt machen und ſie dachten darauf, den ſchon 1526 geſchloßnen Bund zu befeſtigen und zu erweitern. Aber die kurſächſiſchen Theologen, beſonders durch Luthern wegen des Abendmahlsſtreites irre geleitet, nannten in einem Gutachten ein ſolches Bündniß „unmöglich und vergeblich, weil es ſich doch auf Einigkeit im Glauben gründen müſſe — gefährlich, weil Philipp, der es am meiſten betrieb, ein unruhiger, ſtürmiſcher Fürſt ſey — ſogar unchriſtlich, wegen der Ketzerei im Sacrament; wer in einer Lehre fehle, fehle in allen — ärgerlich, indem man ſich nun auf den Bund, und nicht auf Gott verlaſſe. Vergeblich erwiederte Philipp, daß auf den Artikel vom Abendmahl nicht der ganze Chriſtenglaube beruhe; die Seligkeit nicht von disputirlichen Sachen der Gelehrten abhange; daß die Gefahr ſehr groß und nahe für alle ſey.“ In Schwabach ſetzte man im Oktober 1529 ſiebzehn Artikel auf, die alle unterſchreiben ſollten, wenn ſie zum Bunde treten wollten. Der zehnte

enthielt Luthers Vorſtellung von der Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti — man gab nicht nach; die Abgeordneten von Straßburg und Ulm namentlich ſagten, daß ſie zu einer ſolchen Unterſchrift nicht bevollmächtigt wären und trennten ſich. Man muß dieſe Fehlgriffe freilich nach jener Zeit beurtheilen, in welcher viele Theologen doch das Verketzern noch nicht ganz verlernt hatten, und bedenken, daß nun auch andre Lehren in den Streit gezogen wurden.

Da glaubte Philipp von Heſſen, eine perſönliche Beſprechung in Marburg werde den Streit beilegen. Am zweiten Oktober 1529 kamen Zwingli, Oekolampadius aus der Schweiz und mit ihnen Bucer und Hedio von Straßburg; mit den Sachſen erſchienen Juſtus Jonas, Brenz aus Schwäbiſch-Hall, Oſiander aus Nürnberg und Agricola aus Augsburg. Da nicht ſogleich die hitzigen Köpfe mit einander ſtreiten ſollten, ſo beſprach ſich erſt Melanchthon mit Zwingli, beide waren mit einander ſehr zufrieden; Luther unterredete ſich mit Oekolampadius und bei dem nachherigen öffentlichen Streite über 14 Artikel wurde man über 13 einig; in dem vom Abendmahle jedoch nicht; verſprach aber, „es ſolle ein Theil gegen den andern chriſtliche Liebe, ſo fern jedes Gewiſſen immer leiden kann, erzeigen.“ Immer blieb Luther dabei, was er ſchon in allen ſeinen Schriften behauptet hatte: das iſt mein Leib; das iſt mein Blut — zeigt eine Gegenwart des Leibes und Blutes unter, oder mit dem Brot und Wein an; und beriefen ſich die Gegner auf Joh. 6: das Fleiſch ſey kein nütze; ſo wurde ihnen Wortverdrehung beigemeſſen; ſagten ſie: Chriſtus iſt ja im Himmel zur Rechten Gottes, ſo erwiederte er: die Vernunft müſſe hier ſchweigen; die Allmacht Gottes könne auch einen Körper erhalten, ohne daß er einen Ort habe, und verwickelte ſich in die ſonderbarſten Behauptungen über die Gottheit und Menſchheit Jeſu, über ſeine Allgegenwart (Ubiquität), und da die Vernunft gar nicht darein reden ſollte, ſo mußten freilich die Reformirten zu ſtreiten aufhören. Sie erboten ſich zu lehren: „der Leib Chriſti ſey wirklich im Abendmahl zugegen, aber nur geiſtlicher Weiſe.“ Luther trat keinen Schritt näher. Indeß rühmten ſelbſt Jonas und Brenz die Sanftmuth und Mäßigung der Gegner. Zwingli beklagte es mit Thränen gegen

den Landgrafen, daß man nicht weiter gekommen ſey. Dieſer war indeß in ſo fern zufrieden, als die Theologen einander doch beſſer verſtanden hätten. Auch wolle man nicht mehr mit Heftigkeit gegen einander ſchreiben; aber wer konnte darauf bauen*)? Schon nach einer neuen Zuſammenkunft der Parteien

*) Es iſt wirklich zum Erſtaunen, und für jeden Eiferer, der wie Luther das höchſte Wohlwollen gegen die Menſchen und ſo viele helle Einſicht hat, ſehr beherzigenswerth, wie hart und ungerecht der Eifer für eine Lieblingsanſicht machen kann. Ein Luther, der durchaus die falſchen Propheten nicht zum Tode verurtheilt wiſſen will, aus dem ſehr einleuchtenden Grunde, daß man auch nur durch ein Beiſpiel, wie er an Link ſchreibt, den Papiſten das Recht zu Canonsſtrafen ſogleich einräume; ein Luther, der ſo viele Nachſicht mit den Schwachen hatte, den Melanchthons Achtung gegen die Schweizer, namentlich die Zufriedenheit mit Zwingli, hätte bedenklich gegen ſich, oder doch mild gegen ſo ehrenwerthe Männer und eine ſo große mit ihm in allen übrigen Lehren (von Calvins ſtrenger Gnadenwahl war noch nicht die Rede) übereinſtimmende Verſammlung und Gemeinde hätte machen ſollen, der ſich bewegen ließ, an ſeine bitterſten Feinde, an Herzog Georg und Heinrich VIII. demüthig zu ſchreiben und ſie um Verzeihung zu bitten: wie benahm er ſich gegen die Reformirten? Die friedliebenden Straßburger Theologen Bucer u. a. baten ihn, er möge ſich nicht in den Streit Bugenhagens, Pirkheimers gegen Zwingli und Oekolampadius miſchen; man wolle die Glaubigen von dieſen Streitigkeiten ableiten. Aber er gab zur Antwort: er könne nicht ſchweigen, noch das Volk von dieſem Glaubenspunkt abziehen; der eine oder der andre Theil müſſe Unrecht behalten und als Partei des Teufels erſcheinen. Die Schimpfnamen Fleiſchfreſſer, Anbeter eines brödernen Gottes," hatten gewiß jene würdigen Männer nicht gebraucht, wenn ſie auch im Disputiren gezeigt hatten, wohin Luthers Vorſtellung führe. In einer Menge von Briefen gedenkt er der Sacramentirer ſtets mit Bitterkeit; und daß auch unter den Gegnern, wie er angibt, ſich ſogar ſechs Parteien finden ſollen, iſt ihm ein Beweis, daß ihre Lehre ſataniſch ſey, ſtatt daß er gerade darin das Unvermögen, eine allgemein befriedigende Auslegung zu finden und die Pflicht bei den Worten zu bleiben und die Erklärung dem Gewiſſen frei zu laſſen, hätte erkennen ſollen. Aber es nagt an dem trefflichen Herzen des guten Mannes wie ein zehrender Wurm, als er ſieht, daß ſich ſeine Anhänger in dieſer Lehre vermindern. Vor ſeiner Reiſe nach Marburg ſchrieb er ſchon an den Landgrafen Philipp: „Ich kenne den Teufel wohl, was er ſucht. Was hilfts zuſammenkommen und unterreden, ſo beider Theil mit dem Vorſatz kommt, nichts überall zu weichen." Strafte er nicht damit ſich ſelbſt? In einem Bedenken ſagt er: „Mit Zwingeln zu handeln iſts ganz unfruchtbar." „Mit den Straßburgern will ichs nicht halten mein Lebenlang; Zwingel und ſeine Geſellen ſchreiben unrecht vom Sacra-

am Ende des Jahres 1529 zu Schmalkalden kam es dahin, daß Straßburg und Ulm, als man ſie zur Unterſchrift aller Schwabacher Artikel vergeblich aufforderte, ſich 1530 an die reformirten Cantons Zürich, Bern und Baſel anſchloſſen. Jetzt eben kam aber die Frage wieder zur Sprache, ob man denn auch dem Kaiſer mit gutem Gewiſſen Widerſtand leiſten dürfe, wenn er um der Religion willen Gewalt gebrauche? Schon 1523 hatten Luther, Melanchthon, Link, Prediger in Nürnberg und Amsdorf ſich auf verſchiedene Weiſe darüber erklärt; letzterer urtheilte, der Fürſt ſey verbunden, die Unterthanen bei

---

ment." Er rathet Brentius ab, zu kommen; nennt die Gegner Prahler und ſtolze Heiligen, (thrasones et gloriosos sanctos), will ſogar geachtete Papiſten als Zeugen gegen ſie bei dem Geſpräch haben und denkt gar nicht an die Möglichkeit, daß er irren oder doch zu weit gehen könne. „Ja entſtünde Blutvergießen aus ſolcher Uneinigkeit," ſo ſind wir unſchuldig, der Rottengeiſt machts wie bei Sickingen, Carlſtad und Münzer; daran der Gegentheil ſchuldig blieben." Doch höchſt betrübend iſt, was er über den Convent an einige Freunde ſchreibt. „Die Liebe und den Frieden ſind wir auch den Feinden ſchuldig. Wir haben ihnen angekündigt, unſre Liebe ſollten ſie haben, aber unter die Zahl der Brüder und Glieder Chriſti könnten wir ſie nicht rechnen, wenn ſie nicht auch in dem Artikel (vom Abendmahl) ſich bekehrten." In einem andern Briefe erzählt er, „auch der Fürſt habe ſehr gebeten, ſie als Brüder anzuerkennen, aber man habe ihnen dieſes nicht zugeſtehen können; doch habe man ihnen die Hand der Liebe und des Friedens dargereicht" u. ſ. w. Unedel triumphirend ſpricht er: „Siehe die Narrheit, ſie verdammen uns; haben uns Götzendiener u. ſ. w. genannt, und nun ſuchen ſie unſre Brüderſchaft." Unſer Gebet hat ſie zu Boden geſtürzt," (Luthers Briefe von de Wette III. 512, 513. 520). Mit den Zwinglianern in ein Schutzbündniß treten, ſchien Luthern ein Zeugniß, daß man auch ihre Irrlehre in Schutz nehme. Hier verließ Luthern der Geiſt der Demuth und der Liebe, wie er denn die Kirchenväter und Kirchenlehrer ſo oft verlaſſen hat, nicht wenn es die alten klaren und heilſamen Lehren und Ausſprüche der Bibel, ſondern wenn es das galt, was ſie ſich über das Dunkle und Schwierige ausgedacht hatten. Er gab den Gegnern ſchuld, „daß ſie von der Taufe, Kindertaufe, Erbſünde, Sacrament Brauch, äußerlich Wort, ungeſchickt Ding gelehrt" (IV. S. 25); aber doch war der Streit nur über menſchliche Erklärungsarten; wobei freilich die Schweizer endlich auch hitzig wurden und fehlten. Will man Dieſes Lutheriſche, muſterhafte Glaubenstreue nennen, dann müſſen wir freilich auf Eintracht und Frieden verzichten. Ob Luther wirklich ſpäter noch der Zwingliſchen Anſicht geneigt geworden ſey, (Allgem. Kirchenztg. 1828. S. 35), iſt wohl ungewiß.

dem Evangelium zu ſchützen; die übrigen meinten, man müſſe ſich nur leidend verhalten. 1530 wurde in Nürnberg abermals darüber berathſchlagt. Die Geſandten des Markgrafen von Brandenburg erklärten, ihr Herr werde Alles leiden, was ihm Gott durch den Kaiſer zufüge; die Nürnberger ſtimmten bei. Der kurſächſiſche Kanzler Beyer hingegen behauptete: in einem ſolchen Falle ſey der Kaiſer keine rechte Obrigkeit, ſondern ein Feind, wenn er die Stände, die doch auch von Gott wären, zur Papiſterei zwingen wollte. Allein der Kurfürſt Johann nahm ſeine Zuflucht zu ſeinen Theologen, welche, unbekannt mit dem, freilich damals überhaupt noch unausgebildeten, Staatsrechte ihre Fürſten eben ſo als Unterthanen des Kaiſers anſahen, wie ſie ſelbſt es gegen dieſe Fürſten waren. Daher ihr Urtheil, „daß zwar dieſe Regenten dem Kaiſer nicht gehorchen müßten, wenn er verlange, ſie ſollten alle ihre Unterthanen um des Glaubens willen verfolgen, tödten oder verjagen; ſie dürften ihm auch nicht dabei helfen, denn es ſey auch ihr Glaube: aber es ſey genug, daß ſie Land und Leute ungeſchützt und ungehindert dem Kaiſer laſſen; er mag die Unterthanen plagen auf ſein Gewiſſen. Gott wird uns nicht verlaſſen.“ Es fehlte hier an klaren Begriffen ſowohl über das unverletzliche Recht der Glaubensfreiheit, als über das Verhältniß zwiſchen Kaiſer und Reichsſtänden.

§. 37.

Der Reichstag in Augsburg 1530.

Der Reichstag in Augsburg rückte näher und da man in ihm ein Nationalconcilium zu finden glaubte, ſo wurde auch von mehrern Seiten gewünſcht, die Proteſtanten, die, wie noch jetzt, von unwiſſenden Katholiken für Unglaubige gehalten wurden, möchten doch, nachdem ſie ſo viele hergebrachte Lehren verworfen hätten, erklären, was denn nun ihr Bekenntniß noch enthalte. Auf Antrieb des Kurfürſten wurde daher an eine Bekenntnißſchrift gedacht. Luther, Jonas, Bugenhagen und Melanchthon arbeiteten 17 Artikel aus, mit Rückſicht auf die Schwabacher; ſie wurden dem Kurfürſten in Torgau übergeben, daher ſie die Torgauer Artikel heißen. Im April 1530

reiſete der Kurfürſt, der noch beſonders eingeladen worden war, ab, ob es ihm gleich einige Fürſten widerriethen. Vorher ſagte er zu ſeinen Theologen: „Liebe Herren, ihr ſehet, wohin es mit dem Religionsweſen gekommen iſt. Wenn ihr euch nun getrauet, alle Punkte getroſt zu verantworten, wohl und gut! Wo nicht, ſo ſehet zu, daß ihr unſerm Lande keine Gefahr zuziehet.“ Als die Theologen antworteten: „Sie wollten nicht gern, daß ihre kurfürſtlichen Gnaden ihretwegen in Gefahr käme, bäten daher, dafern ſich dieſelben nicht auf ihre Seite begeben wollten, gnädig zu erlauben, daß ſie nur vor kaiſerlicher Majeſtät erſcheinen und Rechenſchaft geben dürften.“ Mit Eifer gab der treffliche Johann zur Antwort: „Da ſey der liebe Gott vor, daß ich aus euerm Mittel ausgeſchloſſen ſeyn ſollte! Ich will mit Euch meinen Herrn Chriſtum bekennen.“ Luther predigte auch noch über Matth. 10, 32—33. Wer mich bekennet ꝛc.

Mit dem Kurfürſten Johann zogen der Kurprinz Johann Friedrich, 70 Sachſen von Adel, der Herzog Franz von Lüneburg, Fürſt Wolfgang von Anhalt, Graf Albrecht von Mansfeld, Jonas, Spalatin, Agricola und Melanchthon nach Augsburg. Luther, weil er geächtet und den Gegnern ſo verhaßt war, blieb in Coburg, hatte aber unterwegs in Weimar, Gräfenthal und anderwärts gepredigt und ohne ſeine Billigung, die man immer einholte, wurde zu Augsburg nichts in Religionsſachen unternommen. Bei allem Ernſt ſchrieb er aber doch auch ſcherzhaft, wie er bei dem Zwitſchern der ihn umgebenden Singvögel und dem Krächzen der Dohlen auch ein Bild von dem Reichstage vor ſich habe. Am 2. Mai kam der Kurfürſt und bald darauf auch der Landgraf Philipp in Augsburg an. Melanchthon arbeitete nun ſogleich mit vieler Sorgfalt an der Bekenntnißſchrift, welche auf dem Reichstage vorgeleſen und dem Kaiſer überreicht werden ſollte. Als ſie vollendet war, erhielt ſie Luther zur Durchſicht; er erklärte: „ich weiß nichts daran zu ändern und zu beſſern, würde ſich auch nicht ſchicken, denn ich ſo leiſe und ſanft nicht treten kann. Chriſtus unſer Herr ſchaffe, daß ſie viele und große Früchte ſchaffe, wie wir hoffen und bitten.“ Dieſes Bekenntniß beſteht aus 28 Artikeln, denen die Torgauer, die aber nicht ſo beſtimmt abgefaßt waren, mit

zum Grunde liegen. Es war Lateiniſch und Deutſch abgefaßt, und beſteht aus drei Theilen. In dem erſten, oder in der Vorrede an den Kaiſer, wird die Veranlaſſung zu dieſer Schrift und die Bereitwilligkeit der Evangeliſchen, ihre Religionslehren Lateiniſch und Deutſch zu Jedermanns Einſicht vorzulegen und ſich zu einer Vereinigung in Chriſto, unter dem ſie ja alle ſtünden und zu dem ſie ſich insgeſammt bekenneten, zu berathſchlagen; gelänge die Vereinigung nicht, ſo berufen ſie ſich auf ein längſt verſprochenes allgemeines freies Concilium. In 21 Artikeln behandeln ſie die vorzüglich ſtreitigen Lehren, bei welchen ihnen am meiſten daran liegt, zu beweiſen, daß ſie keiner der früheren ketzeriſchen, verworfenen Parteien angehörten, ſondern daß gerade ihre Lehre dem Zeugniß der alten Kirche und Kirchenväter angemeſſen ſey. Die Abweichungen der Katholiken werden ſehr leiſe berührt. Nachdem nun die Lehren von Gott, von der Erbſünde, von dem Sohne Gottes, von der Rechtfertigung, vom Predigtamte, vom neuen Gehorſam, von der Kirche, und daß auch die Sacramente kräftig bleiben, wenn ſelbſt nicht fromme Prieſter ſie darreichen; von der Taufe; von dem h. Abendmahl; von der Beichte und Buße; vom Nutzen der Sacramente; von der Ordination und den kirchlichen Gebräuchen; von der Obrigkeit; von Chriſti Wiederkunft zum Gericht; vom freien Willen, ziemlich nach Auguſtin; von der Urſache der Sünde, die in dem böſen Willen des Teufels und der Gottloſen geſucht wird; vom Glauben und den guten Werken; von dem Dienſte der Heiligen — vorgetragen ſind, werden in den ſieben letzten Artikeln die geänderten Mißbräuche aufgeführt. Dieſe Artikel handeln von beiderlei Geſtalt des Sacraments; von dem Eheſtande der Prieſter; von der Meſſe; von der Beichte, vom Unterſchied der Speiſen; von den Kloſtergelübden und von der Gewalt der Biſchöfe. Ueber Wallfahrten, über die Gewalt des Papſtes, über den Ablaß und dergleichen ſchwieg man aus Schonung. In dem Beſchluß wird geſagt, daß man nur der vornehmſten Mißbräuche und Unrichtigkeiten, und ihrer nur darum gedacht habe, um zu zeigen, daß man nichts der Schrift und chriſtlichen Kirche entgegen lehre, auch nichts zum Haß und Unglimpf vortrage. In allen dieſen hat Melanchthon eine meiſterhafte, die Gegner ſchonende, aber die

Grundwahrheiten vertheidigende Darſtellung der ſtreitigen Hauptlehren geliefert. Was ſonſt das Chriſtenthum noch lehrt, über das Gebet, über unſre übrigen Pflichten u. ſ. w., dazu gab es jetzt keine Veranlaſſung ſich zu erklären. Dieſes Glaubensbekenntniß wurde von den ſchon erwähnten evangeliſchen Fürſten und den Abgeordneten der damaligen Reichsſtädte Nürnberg und Reutlingen unterſchrieben, in ihrem und nicht der Theologen Namen übergeben und erhielt dadurch ein deſto größeres Anſehen und eine gewiſſe Feierlichkeit, machte auch einen deſto ſtärkeren Eindruck.

Der Kaiſer kam erſt am 15. Jun. an; eine Verzögerung, welche die Evangeliſchen ſchon mißtrauiſch machte. Er unterſagte ſogleich aufs Neue den evangeliſchen Predigern, Vorträge zu halten, da er ſchon vorher von ihren Fürſten ohne Erfolg gefordert hatte, ſie ſollten es verbieten; und dieſe konnten es nur dahin bringen, daß auch den Katholiken das Predigen verboten und nur von dem Kaiſer angeordnete Prediger auftreten durften. Luther erklärte: man möge der Gewalt weichen. Dann ſollten ſie den folgenden Tag der Proceſſion beim Frohnleichnamsfeſt beiwohnen. Markgraf Georg von Brandenburg, der das Wort führte, wurde aber auf dieſen Antrag ſo eifrig, daß er ausrief: „Ehe ich wollte meinen Gott und ſein Evangelium verleugnen, ehe wollte ich hier vor Ew. kaiſerl. Majeſtät niederknieen und mir den Kopf laſſen abhauen;“ wobei er zugleich mit der Hand an dem Halſe hinfuhr. Der Kaiſer, der deutſchen Sprache nicht recht mächtig, antwortete auf Flamändiſch: „Löv Fürſt! nit Kop ab, nit Kop ab! ſo iſts nit gemeint.“ Gleichwohl wiederholte der Kaiſer Abends 11 Uhr durch ſeine Räthe ſein Verlangen. Am andern Morgen führte Georg wieder das Wort mit der größten Freimüthigkeit, daß ihnen „ihr Gewiſſen weder das gänzliche Einſtellen der Predigten, noch die Theilnahme an der Proceſſion geſtatte. Man müſſe Gott mehr gehorchen als den Menſchen.“ Der Kaiſer mußte gegen Mittag das Feſt mit den katholiſchen Fürſten allein feiern. Ueber die von dem Kaiſer angeſtellten Prediger ſchrieb der Kurfürſt an Luthern, daß ſie bloß den Text herſagten; das Uebrige ſeyen ungereimte, kindiſche Dinge. Den 20. Juni begannen die Verhandlungen des Reichstages. Nach der Meſſe, welcher jedoch

die Evangeliſchen nicht beiwohnten, zog der Kaiſer aus ſeinem Palaſte feierlich auf das Rathhaus, wo die Gegenſtände vorgetragen wurden, die zur Sprache kommen ſollten; namentlich die Religionsſtreitigkeiten. Der Kurfürſt Johann ließ noch an dieſem Tage die evangeliſchen Stände zu ſich kommen und ermahnte ſie, treu Gottes Wort zu vertheidigen gegen alle Drohungen und Schreckwort; und am andern Tage fiel er, einſam in ſeinem Gemach, auf ſeine Kniee und bat Gott um Beiſtand. Nach vielen Bemühungen wurde den Evangeliſchen geſtattet, den 25. Junius 1530 ihr Bekenntniß öffentlich vorzuleſen. Es geſchah Nachmittags von 4—6 Uhr in der Kapellſtube des Kaiſers auf des Biſchofs von Augsburg Hofe, in Gegenwart des Kaiſers, der anweſenden Kurfürſten und übrigen Stände; andere Perſonen wurden davon ausgeſchloſſen. Die beiden kurſächſiſchen Kanzler Doktor Brück und Beyer traten nun mit dem Lateiniſchen und deutſchen Exemplare der Confeſſion auf und als der Kaiſer das Lateiniſche wollte vorleſen laſſen, ſo wendete Johann ein, ſie wären auf deutſchem Grund und Boden, der Kaiſer werde auch die deutſche Sprache erlauben, was endlich geſchah. Doktor Beyer las ſo laut, daß man auch im Schloßhofe, wo viele Menſchen ſich verſammelt hatten, faſt jedes Wort verſtand. Gar viele Leute, ſelbſt Kurfürſten, fanden die Sache ganz anders, als man ſie ihnen vorgeſpiegelt hatte und der Biſchof Stadion von Augsburg ſprach laut: „das iſt die lautre Wahrheit, wir können es nicht leugnen!“ Das Lateiniſche Original, das der Kaiſer an ſich nahm, ſoll nach Brüſſel gekommen ſeyn; das deutſche erhielt der Kurfürſt von Mainz, damit es im Reichsarchiv aufbewahret würde; es ſoll aber nicht mehr zu finden ſeyn. Die Proteſtanten ſollten das Bekenntniß nicht herausgeben, allein es erſchien ſehr bald ein fehlerhafter Abdruck und ſo ſahen ſie ſich genöthigt, in beiden Sprachen in Wittenberg noch während des Reichstages eine Ausgabe in Quart beſorgen zu laſſen; worauf dieſe Augsburgiſche Confeſſion noch vielmal abgedruckt worden und in viele Hände gekommen iſt.

Der Kaiſer äußerte nach der Vorleſung, er wolle die hochwichtige Sache überlegen. Die katholiſchen Stände waren verſchiedner Meinung; einige drangen nur auf die Vollziehung des

ſtrengen Wormſer Edikts; die meiſten aber auf eine gründliche Beleuchtung und Widerlegung der Confeſſion. Es waren auf 20 katholiſche Theologen zugegen, unter andern Doktor Eck aus Ingolſtadt, Joh. Faber, Propſt zu Ofen, Wimpina aus Frankfurt an der Oder und Johannes Cochläus aus Dresden. Sie lieferten eine Widerlegung oder „Confutation des Augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes.“ Die katholiſchen Stände erklärten ſie für rechtgläubig, ſchriftgemäß, und ſie wurde den 3. Aug. 1530 vor eben dieſer Reichsverſammlung vorgeleſen. In manchen Stücken hätte man ſich wohl einander nähern können; aber es blieben auch viele Punkte, wobei das päpſtliche Anſehen ſehr wankend geworden wäre, hätten die Katholiken der Wahrheit ſtreng folgen wollen. Der Kaiſer verlangte geradezu, die evangeliſchen Stände ſollten ſich mit ihren Predigern nach dieſer Confutation, die er für ganz richtig hielt, halten, und ſich mit den Katholiken vereinigen; er nehme keine Gegenſchrift mehr an. Der Kurfürſt Johann beſonders hatte gleich vom Anfange des Reichstages an ſo manche Beweiſe der kaiſerlichen Ungnade erfahren, ließ ſich aber nicht wankend machen; Philipp von Heſſen entfernte ſich, da er für die Sicherheit ſeiner Glaubensgenoſſen fürchtete. Gleichwohl traten am 16. Aug. vierzehn Abgeordnete von beiden Seiten zuſammen, und man verglich ſich, durch Friedensliebe geleitet, wenigſtens über gewiſſe Ausdrücke in den Lehren, die man gegenſeitig vermeiden oder gebrauchen wollte. Aber da man in den ſieben letzten Artikeln der Augsburgiſchen Confeſſion die Uebereinſtimmung beider Kirchen und das Nachgeben weit ſchwieriger fand; da in einem engern Ausſchuſſe die eigentlichen höchſt wichtigen Lehren über das Anſehen des Papſtes in Glaubensſachen, über die Transſubſtantiation und dergl. zur Sprache kamen und die Katholiken vieles Irrige beibehalten, oder es einem Concilium zur Entſcheidung überlaſſen wollten, was die Evangeliſchen, wie z. B. die ſtillen Meſſen, den Cölibat, längſt abgeſchafft hatten, ſo brachen dieſe die Unterhandlungen ab und man wollte ein allgemeines Concilium erwarten. Dieſe Friedensvermittler beider Parteien ſind, wie es oft geht, nachher ſehr ſchlimm beurtheilt worden; den Römiſch-katholiſchen hat man Hinterliſt, den Proteſtanten, beſonders dem friedlieben-

den, jetzt etwas beſorgten Melanchthon, der allerdings, beſonders in einigen Friedensvorſchlägen, die er dem Cardinal Campegius in Augsburg überſchickte, mit vieler Ehrerbietung von dem Papſte und der Römiſchen Kirche geſprochen, aber doch der eigentlichen Wahrheit noch nichts vergeben hatte, Furchtſamkeit und Schwäche Schuld gegeben. Hier ſahe wirklich Luther weiter, und erkannte, daß, wenn nicht die Grundirrthümer, namentlich von der Macht und Untrüglichkeit des Papſtes, womit alle Satzungen und das Unglaublichſte gelehrt und vertheidigt werden konnte, hinweggeräumt würden, alle Nachgiebigkeit vergeblich ſey.

Auch die Reichsſtädte Straßburg, Coſtnitz, Memmingen, Anhänger der Schweizer, bemühten ſich, auf Landgraf Philipps Betrieb zu den Bekennern jener Confeſſion gerechnet zu werden. Sie ließen durch ihre Theologen Bucer, Hedio und Capito ein: „Bekenntniß der vier Städte" aufſetzen und es dem Kaiſer übergeben, da er nicht geſtattete, daß es vorgeleſen würde. Sie erhielten aber weiter nichts darauf als eine bittere, ſogenannte Widerlegung. Sie hatten ſich in der Lehre vom Abendmahle Luthern etwas genähert, aber er und ſeine Anhänger hatten ſich einmal gegen Zwingli erklärt, ſelbſt in der Confeſſion, obſchon Zwinglis Name nicht genannt war; ſie fürchteten, den Katholiken durch dieſe Vereinigung noch verhaßter zu werden, und ſo waren alle Bitten jener Theologen und Abgeordneten, alle Vorſtellungen des Landgrafen, Irrende doch nur zu dulden und ſie unter die Evangeliſchen aufzunehmen, vergeblich; ſelbſt Melanchthon war dagegen.

Melanchthon ſchrieb nun eine gelehrte Apologie der Augsburgiſchen Confeſſion gegen jene ſehr ungründliche Confutation und zwar Lateiniſch; in welcher Vertheidigungsſchrift er den Inhalt der Confeſſion noch mehr erklärt und beweiſet, zuweilen etwas weitſchweifig, aber doch durch Vortrag und eingeſtreute Stellen aus der Geſchichte und aus alten Schriftſtellern ſehr anziehend. Der Kaiſer nahm die Schutzſchrift gar nicht an. Jonas überſetzte ſie deutſch, doch mit einigen Abweichungen; dieſe Ueberſetzung iſt in die Bekenntnißſchriften aufgenommen worden.

In dem Reichsabſchiede vom 22. Sept. 1530, dem noch

manche Kränkung, verächtliche Geringſchätzung und Bedrohungen vorausgegangen waren, wurde das Wormſer Edikt beſtätigt, die Reformation verworfen, den Proteſtanten befohlen, zu der alten Lehre zurück zu kehren, und der Kaiſer verſprach, ſeine ganze Macht dafür zu verwenden. Wie ſo häufig geſchieht, ſo wurde auch hier Alles durch einander geworfen; Wiedertäufer, Schwärmer und Lutheraner galten für Eins. Aber ſelbſt viele durch die Confeſſion milder geſtimmte Katholiken mißbilligten dieſe Behandlung, und ſie trug viel bei, daß auch Luther und andre Theologen den Rechtsgelehrten beiſtimmten: hier ſey Vertheidigung erlaubte Nothwehr. Luther, ſtets der muthvollſte, hatte an den Kurfürſten geſchrieben: „Ew. Durchl. ſeyen nur getroſt; Chriſtus iſt da, und wird ſie wieder bekennen, wie ſie ihn bekannt haben vor dieſem argen Geſchlechte.“ Die Confeſſion ſchickte Campegius in Italieniſchen Ueberſetzungen an den Papſt; ſie wurde auch in die Franzöſiſche und Spaniſche Sprachen überſetzt und von Karln an die Regenten geſchickt, um ihr Urtheil darüber zu erfahren.

§. 38.

Der Schmalkaldiſche Bund. Fortſchritte der Reformation.

Der Bund wurde 1531 in Schmalkalden auf ſechs Jahre zur Erhaltung der Glaubensfreiheit geſchloſſen. Seine Oberhäupter waren Johann der Beſtändige und Philipp, Landgraf von Heſſen, und zu ihm traten Braunſchweigiſche Herzoge und Prinzen nebſt den freien Städten Magdeburg, Lübeck und Bremen. Auf einem Convent in Frankfurt wurde aber beſchloſſen, die Schweizer nicht mit aufzunehmen, hingegen Ferdinand, Karls V. Bruder, als König anzuerkennen, da Johann vorher gegen dieſe Wahl proteſtirt hatte. Die in Schmalkalden beſchloſſene Einförmigkeit im Kirchenceremoniel wurde hier aufgehoben, indem man ausdrücklich erklärte, daß dadurch ein neues Papſtthum feſtgeſtellt, und die Schwachen durch die Abänderung der bisherigen ſo verſchiednen Gebräuche geärgert würden. Die Proteſtanten wurden muthiger, indem ihnen Heinrich VIII. in England und Franz I. in Frankreich, ſo gram

ſie den Grundſätzen der Reformation waren, doch aus politiſchen Abſichten gegen den Kaiſer Hülfe zuſicherten, der auch nachgiebiger wurde. Allein da der Kurfürſt kränkelte und vor ſeinem Tode gern Frieden ſchließen wollte, auch Luther den Krieg gänzlich verabſcheute, ſo übereilte man ſich bei dem den 23. Juli 1532 in Nürnberg geſchloſſenen erſten Religionsfrieden, und erhielt nicht, was man erhalten konnte: Gewiſſensfreiheit für ſich und Alle, die noch reformiren wollten. Der Kaiſer vertröſtete bloß auf ein künftiges Concilium, und unterſagte dem Reichskammergericht in Speier, Sachen gegen die Proteſtanten anzunehmen, wenn ſie die Religion beträfen. Allein dieſe Behörde verſteckte ſich hinter die zweideutigen Ausdrücke, indem die Streitigkeiten über Einziehung von Kirchengütern, über verletzte Gerichtsbarkeit der Biſchöfe und dergl. nicht zur Religion gehören ſollten, wodurch das mehrmalige Verbot des Kaiſers, ſolche Sachen anzunehmen, immer umgangen und die Evangeliſchen beunruhigt wurden. Ihre Mitſtände waren höchſt unzufrieden mit dieſem Frieden, aber die Katholiken hielten ihn noch für viel zu günſtig. Den 16. Aug. ſtarb Johann, ein Fürſt von vielen Gaben und Verdienſten. Aber auch ſein Sohn und Nachfolger Johann Friedrich der Großmüthige, hatte ſich ſchon der Reformation muthvoll und rühmlich angenommen.

Der Papſt Paul III. ſchien 1534 ernſtlich ein Concilium zu wünſchen; ſchickte den gelehrten Biſchof Vergerius deßwegen nach Deutſchland, und Mantua wurde zum Verſammlungsorte gewählt. „Es ſollte,“ ſagte Vergerius, „ein freies Concilium ſeyn; wie es zu halten ſey, wolle man nachher beſtimmen.“ Die Proteſtanten kamen in Schmalkalden zuſammen, und erklärten, daß „eine Kirchenverſammlung zwar nöthig, aber die jetzt angekündigte für ſie nicht annehmlich ſey, indem ſie nicht in dem freiern Deutſchland, ſondern in Italien gehalten, und, wie gewöhnlich, Alles des Papſtes Willkühr überlaſſen werden ſollte, der ihr Feind ſey und ſie ſchon verdammt habe.“ Luther, den Vergerius beſuchte, und wahrſcheinlich ſchon in dieſer Unterredung zu ſeinem Uebertritt zur evangeliſchen Kirche geneigt wurde, in welcher er 10 Jahre ſpäter kräftig gegen die Römiſche Kirche ſchrieb, ſagte kurz: ihretwegen ſey kein Concilium nöthig, ſie wären durch den heiligen

Geiſt ihres Glaubens gewiß; wohl aber ſey es der armen von dem Papſt gedrückten Leute wegen wünſchenswerth. Der Kaiſer in ſeinem Widerwillen gegen die Proteſtanten durch die Händel mit dem vertriebenen Herzoge Ulrich von Würtemberg, dem Landgraf Philipp wieder zu ſeinem Herzogthume verhalf, da es das Oeſtreichiſche Haus ſich ſchon angeeignet hatte, noch mehr beſtärkt, machte aufs Neue den Schmalkaldiſchen Bund, der an jenen Händeln keinen Theil hatte, mißtrauiſch. Man erneuerte ihn daher 1535 abermals auf 10 Jahre. Der König Franz näherte ſich ihm durch einen Geſandten, der ſich über einige Lehrpunkte der Evangeliſchen ſehr beifällig erklärte; aber als der Bund ſich weigerte, ein Bündniß mit Frankreich gegen den Kaiſer zu ſchließen, ſo reiſete der Geſandte unverrichteter Sache ab; denn dieſes Bündniß war ſein Hauptzweck geweſen. Der Kurfürſt Johann Friedrich durchſchaute das Blendwerk am hellſten; er unterſagte Melanchthon, der zu wiederholten Malen von dem Könige eingeladen war, nach Frankreich zu kommen, ſtreng die Reiſe und wollte dem Kaiſer durchaus keine Veranlaſſung zum Mißtrauen geben. Auch mit Heinrich von England gediehen die Unterhandlungen ziemlich weit, doch nicht zu einem Bund gegen den Kaiſer. Melanchthon und Bucer ſollten nach England reiſen. Allein man erkannte gar bald den herrſchſüchtigen und wankelmüthigen Sinn des Königs; das Concilium und der Papſt waren ihm bloß zuwider und als er ſich mit dem von ihm beleidigten Kaiſer ausſöhnte, mochte er nichts von einem Bündniſſe mit den Proteſtanten wiſſen. Deſto mehr verſtärkte ſich ihr Bund durch neue Mitglieder und der Kaiſer, der wieder mit Frankreich Krieg führte, gab jetzt nach. Die politiſchen Gefahren hatten auch die Theologen nachgiebiger gemacht; es kam 1536 durch die Straßburger ein Vergleich mit den Lutheranern in Wittenberg zu Stande, in welchem wirklich Bucer, durch Luthers Eindringlichkeit hingeriſſen, ſich ihm ſehr näherte; Luther aber ſagte: „wo wir einander nicht verſtehen, ſo iſt jetzt das Beſte, daß wir gegen einander freundlich ſeyn, bis das trübe Waſſer ſich ſetze.“ Dieſe Wittenbergiſche Vereinigungsformel nahmen 1538 auch die Schweizer nach Bucers Sinn und Erklärung an. Der Papſt betrieb aufs Neue die Haltung des Conciliums, er ordnete eine Commiſſion

an, welche die Gebrechen in Rom unterſuchen ſollte, wo er dann reformiren wollte, und wirklich rügte ſie ſehr ernſtlich mehrere Mißbräuche, aber an die Wurzel der Uebel kam ſie nicht. Die Proteſtanten wiederholten ihre Bedenklichkeiten gegen ein ſolches Concilium, ſetzten indeß ein neues Bekenntniß auf, das unter dem Namen der Schmalkaldiſchen Artikel bekannt und von Luthern abgefaßt iſt. Es baut auf die Augsburgiſche Confeſſion, iſt aber, da es jetzt mehr gegen den Papſt galt, freier, vollſtändiger, freilich auch hier und da heftiger und war zu einem Vergleiche auf einem Concilium nicht eben geeignet. Das Concilium zu Mantua wurde durch den dortigen Herzog vereitelt, indem er eine Beſatzung und Geld zu ihrem Unterhalt verlangte, das Niemand geben wollte. Da der kaiſerliche Geſandte Held in Schmalkalden nichts bei den Proteſtanten ausrichtete, ſo reiſete er an den katholiſchen Höfen herum und brachte ein Gegenbündniß zu Stande, das man den katholiſchen oder heiligen Bund nannte. Indeß blieb es bei dieſer drohenden Stellung, und 1539 wurde ein Stillſtand auf 15 Monate geſchloſſen.

1539 ſtarb Herzog Georg. Dieſer übrigens ſo verſtändige Regent konnte ſich nicht auf den Standpunkt erheben, daß der Papſt und das Concilium ebenfalls irren und dagegen ein Mönch recht haben könne. Luther mißfiel ihm auch als Prediger, ſo wie Alles, was von ihm herkam. Georg erhielt ein Buch: „Ob Kriegsleute auch in ſeligem Stande ſeyn können.“ Es gefiel ihm ſehr; er lobte es gegen den berühmten Maler Lukas Cranach, wußte aber nicht, daß es von Luthern war, da der Titel fehlte; er äußerte, daß es „doch auch noch außer Luthern Leute gebe, die ein erbaulich Buch ſchreiben könnten.“ Da zeigte ihm Cranach ein Exemplar mit Luthers Namen und Vorrede. Beſchämt rief Georg: „Es iſt doch Schade, daß ein ſo heilloſer Mönch ſo ein gutes Büchlein hat machen ſollen.“ Luther hatte allerdings den Herzog oft gereizt und mit Heftigkeit in ſehr unſchicklichen Ausdrücken von ihm geſprochen, wozu ihn auch wieder Georgs Härte und Verfolgungsſucht hinriß. Denn dieſer Fürſt ſuchte unaufhörlich den Kurfürſten gegen Luthern, den er einen Apoſtel des Teufels nannte, und gegen die Reformation einzunehmen, verbot den Gebrauch der neuen

Bibelüberſetzung, ſchickte ſeinen Hofprediger fort, weil dieſer nicht nach alter Art predige; kein Edelmann ſollte einen Lutheriſchen Prediger haben, ſondern eher ſeine Güter verkaufen und das Land räumen. Zwei Leipziger Bürger, welche evangeliſche Prediger in der Nähe hörten, ließ er hinrichten; andre verjagte er. Da er keine Erben hatte, ſo wollte er ſeinem Bruder Heinrich, der die Kirchenverbeſſerung begünſtigte, das Land entziehen. Aber dieſer Fürſt ließ ſich nicht irre machen. Er ſagte, als Georgs Geſandte nach ihren Anträgen fort waren: „Dieſe Leute ſind wie der Teufel, da er Chriſto alle Reiche der Welt verſprach, wenn er niederfallen und ihn anbeten würde; lieber wollte ich und meine Katharine (ſeine Gemahlin) mit dem Stecken in der Hand ledig davon gehen.“ In einigen Monaten war in Heinrichs ganzem Lande die Reformation eingeführt, ſo ſehr auch der König Ferdinand abmahnte. Heinrich und der Kurfürſt, und mit ihnen Luther, Melanchthon, Jonas, Myconius, des Kurfürſten Hofprediger; Cruciger, Prof. in Wittenberg und Pfeffinger, Prediger in Belgern, nachheriger erſter evangeliſcher Superintendent in Leipzig, kamen hier zuſammen, und das Pfingſtfeſt wurde beſonders zur Reformation beſtimmt. Der Rath machte noch einige Schwierigkeiten, aber der Herzog drang durch und ſchlug auch die gerechten Bitten ab, daß neben der evangeliſchen Religion die Römiſch-katholiſche dürfte ausgeübt und das Abendmahl nach beider Kirchen Gebrauch gehalten werden. So ſetzte ſich auch die Univerſität Leipzig, beſonders die theologiſche Fakultät, entgegen; namentlich wollte ſie die Augsburgiſche Konfeſſion und die Apologie nur in ſo fern annehmen, in ſo fern dieſe Schriften der Bibel gemäße Wahrheit enthielten, was ihnen nicht durchgängig der Fall zu ſeyn ſchien. Allein zwei heftige Gegner, Cochläus und Wicelius, entfernten ſich bald darauf aus Leipzig. Wicelius, Prediger in Eisleben, hielt ſich zuletzt bei Herzog Georg auf. Er war ein gelehrter, aber heftiger und unruhiger Mann, wurde von dem Herzoge oft zum Vermittler in den Streitigkeiten gebraucht, war zugleich auf den Papſt und auf Luthern erzürnt, weil man dieſen wie einen neuen Papſt verehre. Als dieſe Streiter fort waren, und nun durch Caspar Börner, einen helldenkenden Theologen, nachher durch

den vortrefflichen, dem Melanchthon ſehr ähnlichen Joachim Camerarius, Prof. der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprachen, Licht verbreitet, auch durch eine Kirchenviſitation die Mängel ſichtbar und ihnen abgeholfen wurde, ſo gewann die Reformation gar bald die Oberhand.

In Dresden hatte Luthers Predigt 1517 den 25. Jul. „daß Niemand an ſeiner Seligkeit verzweifeln ſolle," zwar Georg ſehr mißfallen, aber auch Viele erbauet. Doch befriedigte es auch den ſterbenden Herzog nicht, als ihm ſein Pater empfahl, den heiligen Jacobus anzurufen. Sein Leibarzt nahm das Wort: „Gnädiger Herr, Sie haben das Sprüchwort: gerade zu gibt die beſten Renner; richten Sie Ihr Herz auf den gekreuzigten Chriſtum gerade zu, der allein unſer Fürbitter iſt." Es war in Dresden ein Franziskaner und ein Auguſtiner Mönchskloſter, worin zuletzt nur noch wenige Brüder zu finden waren. Den 23. April 1539 wurde mit einem Dankfeſte der erſte evangeliſche Gottesdienſt in der Hof- oder Fürſtenkapelle gefeiert; wobei der Hofprediger Paul von Lindenau predigte. Zwiſchen Oſtern und Pfingſten wurde Alles umgeändert. Der Johannesablaß wurde in einen noch beſtehenden Johannesmarkt umgewandelt; die Frohnleichnamsfeier eingeſtellt, das Abendmahl jedoch auf beide Arten gehalten. Aber in den evangeliſchen Kirchen wurden die überflüſſigen Altäre abgetragen, in der Kreuzkirche blieb von 28 Altären nur der Hochaltar, an welchem den 6ten Juli die erſte evangeliſche Abendmahlsmeſſe, wie man dieſe Feier noch immer nannte, deutſch gehalten wurde. Cellarius war der erſte Superintendent in Dresden.

In Brandenburg hatte der Markgraf Johann, der die Neumark und Cotbus in der Niederlauſitz beſaß, völlig reformirt, 1536. Sein Bruder, Kurfürſt Joachim II. von Brandenburg, hatte nur in einigen Städten, wie in Frankfurt an der Oder, Cöln an der Spree u. ſ. w. erlaubt, evangeliſche Lehrer anzunehmen, und war bisher mehr Vermittler geblieben, da ſein Vater Joachim I. ganz antiproteſtantiſch geweſen war; allein 1539 bekannte er ſich öffentlich zu der Kirchenverbeſſerung, ſo wie ſich auch der Kurfürſt Albrecht von Mainz genöthigt ſahe, ſeinen Unterthanen in Magdeburg, Halberſtadt und Halle freie evangeliſche Religionsübung zu geſtatten.

Da die Evangeliſchen nicht immer einig waren, und daher die rechten Zeitpunkte, eine geſicherte Religionsfreiheit zu erhalten, nicht benutzten, ſo hörten die Beeinträchtigungen von Seiten des Kammergerichts und einzelner Fürſten nie ganz auf. Der Kaiſer, im Kriege bald mit Frankreich, bald mit den Türken verwickelt, hielt die Proteſtanten mit Verſprechungen hin, zeigte ſich aber ſogleich feindſelig, wenn ſich die Umſtände änderten. Katholiſche Reichsſtände droheten auch und verlangten Ausrottung der Ketzerei. 1541 kam ein neues Religionsgeſpräch zwiſchen beiden Parteien in Regensburg zu Stande. Der Kaiſer wählte ſelbſt die Sprecher: Julius von Pflug, Dechant von Meißen; Johann Groppern, Dr. der Theol. in Cöln, und Johann Eck; von der evangeliſchen Seite waren zugegen: Melanchthon, Bucer und Piſtorius, Prediger im Heſſiſchen; außer Eck, lauter friedliebende Leute. Der Pfalzgraf Friedrich und der kaiſerliche Miniſter Granvella waren die Präſidenten; einige Geſandten traten als Zeugen hinzu. Eine Schrift von einem Ungenannten, wahrſcheinlich von Gropper, die von Granvella als Grundlage der Verhandlung vorgelegt wurde und die mit Klugheit und nachgebender Mäßigung geſchrieben war, brachte wirklich einen Anfang der Vereinigung über vier Artikel hervor, über die andern ſollte weiter verhandelt werden auf einem Nationalconcilium. Man nannte jene Schrift nachher das erſte, oder das Regensburger Interim, d. i. einen einſtweiligen Vereinigungsentwurf. Man hat den Kurfürſten von Sachſen und Luthern getadelt, daß ſie ſich nicht für dieſen Anfang der Vereinigung günſtig zeigten. Allein ſie betraf noch lange nicht alle Artikel, und die Hauptübel wurden, wie gewöhnlich, nicht berührt. Auch waren nicht einmal alle Katholiken, ſelbſt Eck nicht, mit dem Buche einverſtanden, am wenigſten war auf des Papſtes Zuſtimmung zu der ganzen Friedensſtiftung zu rechnen, da er ſie als Eingriff in ſeine Rechte anſehen mußte. Man machte ſelbſt dem Kaiſer Vorwürfe, daß er zu nachſichtig und nachgiebig geweſen ſey; deſſen ungeachtet erfolgte 1541 ein für die Evangeliſchen ganz erträglicher Reichsabſchied von Regensburg. Allein ſie ſahen aus dieſen und den Beſchlüſſen der folgenden Reichstage, daß ihr Zuſtand immer ſehr ſchwankend war. Ihr Anſehen und ihr Bund litt ſehr durch ihre Uneinig-

keit, zumal als nach Herzog Heinrichs Tode 1541 deſſen Sohn Moritz nicht dazu trat und durch andre unangenehme Vorfälle. Das Bisthum Naumburg war erledigt; die Bürger hatten ſchon 1531 den Domprobſt vergeblich um einen evangeliſchen Prediger gebeten und es war, da ſie den katholiſchen verwarfen, eine Zeitlang kein Gottesdienſt. Endlich wurde ihr Wunſch erfüllt. Jetzt wollte nun der Kurfürſt Johann Friedrich als Landesherr völlig reformiren, aber auch das Domkapitel behauptete ſeine Rechte, indem über das neue Verhältniß gar noch nichts beſtimmt war. Die Domherren wählten den Domprobſt Julius von Pflug aus Zeiz, einen gelehrten, einſichtsvollen und gemäßigt denkenden Katholiken. Aber der Kurfürſt wollte ihn nicht, und war überhaupt geneigt, das ganze Bisthum aufzuheben. Obgleich der Kaiſer, den von Pflug unterſtützte, den Kurfürſten bedrohete, und das Bisthum als Sache des Kaiſers und des Reichs betrachtete, auch des Kurfürſten Theologen ihm anriethen, ſich in ſeinem Eifer zu mäßigen, ſo ernannte er doch 1541 Nicolaus von Amsdorf, bisher Superintendenten in Magdeburg, einen vertrauten aber hitzigen Anhänger Luthers, zum Biſchof, und dieſer trat 1542 auch ſein Amt an. Darüber entſtand allgemeines Mißvergnügen. Es vermehrte ſich noch, als der Schmalkaldiſche Bund 1542 den Herzog Heinrich den jüngern von Braunſchweig, einen ſehr gehäſſigen Feind der Reformation, der beſonders die Städte Braunſchweig und Goslar drückte, nicht bloß demüthigte, ſondern auch eine neue Regierung dort einſetzte und das Land nicht ihm, ſondern ſeinen Söhnen, gegen eine große Geldſumme, zurückgeben und ſich dem Reichsgericht weder in kirchlichen, worin es allerdings ſehr ungerecht verfahren war, noch auch in weltlichen Angelegenheiten unterwerfen wollte. So ſehr auch die Bundesgenoſſen gereizt worden waren, ſo warfen doch dieſe Vorfälle den Schein des Eigennutzes und der Geſetzloſigkeit auf ſie. Indeß verbreitete ſich die Reformation immer weiter, ſelbſt in den Oeſtreichiſchen Ländern, an der Donau, am Rhein, wo auch der Kurfürſt Hermann von Cöln Verſuche machte, zu reformiren. Aber das Domkapitel, die Univerſität, der Rath und der zahlreiche und wohlhabende Klerus des an Reliquien und abergläubiſchem Eifer ſo reichen Cölns

ſetzten ſich ihm entgegen und vereitelten ſeine Entwürfe; ſie appellirten an den Kaiſer und Papſt; er wurde excommunizirt und verlor auch die Kurwürde. Man ſahe nun überhaupt in den Jahren 1544, in welchen der Kaiſer ſchnell Frieden mit Frankreich machte, daß alle Zuſicherungen gegen die Proteſtanten und mehrere Religionsgeſpräche nur Mittel waren, die Evangeliſchen hinzuhalten, um dann deſto mehr Gewalt gegen ſie zu gebrauchen. Paul III., entweder des Erinnerns müde, oder weil ihm das kaiſerliche Benehmen mißfiel, ſetzte nun wirklich ein Concilium, mit dem ſich die Päpſte nach Luthers Ausdrucke wie die Katze mit den Jungen herum geſchleppt hatten, auf den 5. März 1545 zu Trient oder Trident in Tyrol feſt. Die Synode nahm den 13. Dec. ihren Anfang, und ihre Einrichtung, die Art, wie der Kaiſer ſie und ihre Ausſprüche ſchützen wollte, ließen ſchon vermuthen, was für die Kirchenverbeſſerung zu erwarten war.

§. 39.

Luthers Ende.

Noch vor den Tagen großer Trübſal rief ihn der Herr ab. Er war in ſeinen letzten Lebensjahren ſehr kränklich, beſonders wegen Steinſchmerzen; arbeitete aber oft über ſeine Kräfte und mußte zuweilen die Kanzel ohnmächtig verlaſſen. Schon 1544 ſchloß er ſeine Vorleſungen in Wittenberg und zwar mit den Worten: „Das iſt nun meine Arbeit! Gott gebe, daß andre nach mir es beſſer machen. Ich kann nicht mehr, ich bin ſchwach!“ Er hatte auch beinahe ein Auge verloren, und wollte bei ſeinen körperlichen Leiden gern in der Stille und zwar auf ſeinem Gute Zöllsdorf bei Borna leben. Melanchthons Nachgiebigkeit, der mit Hitze erneuerte Streit über Zwinglis Abendmahlslehre, die ſich immer mehr ausbreitete, auch Anhänger unter ſeinen Freunden fand; die Unzufriedenheit mit den Wittenbergern, deren Sitten ſich nach ſeiner Meinung höchſt verſchlimmerten; beſonders auch mit den Rechtsgelehrten, welche die von ihm öffentlich getadelten, verderblichen, heimlichen Ehegelöbniſſe billigten; der Fürſten Muthloſigkeit und Unentſchloſſenheit, auch die Annäherung des

Sturms, der die proteſtantiſche Kirche bedrohete, trübten den Abend ſeines Lebens. Man fühlte aber Luthers Entfernung in Wittenberg ſo ſehr, daß er auf vereinigtes Bitten des Kurfürſten und der Wittenberger bald zurück kehrte. Allein nun ſollte er noch 1546 eine Erbſchafsſtreitigkeit unter zwei Grafen von Mansfeld, die ihn zu ſich beriefen, ſchlichten. Er predigte bei aller Schwäche noch viermal in Eisleben. Doch da ſie zunahm, ſo kam er auf den Gedanken, daß vielleicht ſein Geburtsort auch ſein Sterbeort werden könnte. Den 17. Februar Abends verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand auffallend. Man ſuchte ihm alle Erleichterung zu verſchaffen, aber mit geringem Erfolge, er gab allen die Hand, wünſchte gute Nacht und ſetzte hinzu: Herr in deine Hände befehle ich meinen Geiſt! Nach einem kurzen Schlafe wurden ſeine Bruſtſchmerzen ſehr heftig, alle Mühe, ihm zu helfen, war vergeblich. Er richtete ſich noch einmal in die Höhe und ſprach: „Ich fahre dahin! Aber wir haben einen Gott, der da hilft und einen Herrn Herrn, der vom Tode errettet.“ Man fragte ihn, ob er auf die Lehre ſterben wollte, wie er ſie gepredigt hatte? Laut antwortete er: Ja, ja! Damit entſchlief er ſanft und ruhig den 18. Februar 1546, früh zwiſchen 2 und 3 Uhr. Es entſtand ein allgemeines Wehklagen, und der betrübte Kurfürſt ließ den Leichnam feierlich nach Wittenberg ſchaffen. Auf dem ganzen Zuge zeigten die Bewohner in Städten und Dörfern, wie theuer ihnen der Mann war. Man begleitete überall zahlreich ſeine Leiche, läutete die Glocken, hielt Gedächtnißpredigten und beſonders ſuchte ihn Wittenberg auf alle Weiſe auch im Tode zu ehren. Er wurde in die daſige Schloßkirche begraben und einfache Denkmäler auf Meſſingplatten bezeichnen ſein und ſeines ebenfalls dort ruhenden Melanchthons Grab. In der ſchrecklichen Verwüſtung während der Belagerung 1813, wo dieſer nun wieder hergeſtellte Tempel zu einem Pferdeſtall herabgewürdigt wurde, hatten auch dieſe Denkmäler gelitten.

Luther hat, wie alle große Männer, ſeine Verehrer und ſeine Tadler gefunden; laßt uns noch ein wenig bei ihm verweilen! Er war, um auch von ſeiner körperlichen Bildung etwas zu ſagen, von mittelmäßiger Größe und von ſtarkem Gliederbau, das Auge geiſtvoll, ſeine Stimme gemäßigt und

ſein Aeußeres ſchon verrieth den kräftigen, unerſchrockenen Mann. Seine Geſundheit wurde feſter, als man anfangs hoffen konnte. Er hatte einen hellen Verſtand, ſuchte redlich das Wahre und Gute, und gewiſſenhaft wollte er davon Gebrauch machen. Er gehörte unter die Gelehrten ſeiner Zeit, wie dieß ſeine Schriften bezeugen. Doch nimmt er es in ſeinen Lateiniſchen Briefen, zumal an Freunde, nicht eben mit der Sprache ſehr genau. So konnte er ſich bei ſeinem ſonſt hellen Verſtande doch nicht zu richtigen Anſichten über die Macht und den Einfluß des Satans erheben. Was wir Hypochondrie nennen, waren ihm lauter Anfechtungen des Teufels; was nur Schlimmes von Papiſten gegen die Reformation ausgedacht oder unternommen wurde, was die Sakramentirer gegen ſeine Meinung vorbrachten, Eingebungen des böſen Geiſtes. In einem Briefe an Myconius urtheilt er, daß die Selbſtmörder unmittelbar und gerade zu von dem Satan ſelbſt umgebracht würden (occisos simpliciter et immediate a Diabolo ipso); er ſpiele ihnen etwas vor, als ob ſie beteten oder etwas Anderes thäten; es ſey unmöglich ſich ſelbſt zu erhängen. Doch war er mißtrauiſch, als ihm geſchrieben wurde, eine vom Teufel beſeſſene Weibsperſon in Frankfurt an der Oder könne, ſo oft ſie wolle, eine Hand voll Geld nehmen und es verſchlingen, meint jedoch, Gott wolle vielleicht den Fürſten ein Bild vorſtellen, wie ſie Güter an ſich riſſen und doch nichts hätten. Zum Glück empfiehlt er denen, welche ſchwermüthige Anfälle hatten, neben dem Gebet auch noch andre vernünftige Mittel, Erheiterung durch Geſellſchaft, Muſik und dergl. Von Karlſtadt ſpricht er wirklich auch, als ob ihn der Teufel umgebracht, indem er noch erzählt, daß ein Mann in der Kirche neben einem Bürger geſtanden habe, dann in Karlſtadts Wohnung gegangen ſey und dem Sohne geſagt habe, in drei Tagen werde er den Vater wegholen, und nach drei Tagen ſey dieſer geſtorben. Doch iſt es dem edlen Luther, der nicht über die Todten urtheilen mag, ſchrecklich, daß auch Karlſtadts Gattin von ihrem Mann, (suam carnem) glaubt, er ſey in die Hölle gefahren, weil er ſie tyranniſirt und mit ihren fünf Kindern heimaths- und brotlos zurück gelaſſen habe.

Aufrichtig fromm war Luther, unerſchütterlich ſein Ver-

trauen zu Gott, als ihn die Reichsacht und der päpſtliche Bann ſo vielfachen Gefahren und dem Meuchelmorde Preis gaben. Er war allerdings ſo glücklich, Fürſten zu haben, die hochgeachtet waren und ſich nicht gleich vor der zürnenden Miene eines Stärkern fürchteten, nicht ihren Unterthan, um nur aus allem Verdruß zu kommen, aufopferten, ſondern Fürſten mit fürſtlichem Sinne, die ſelbſt den Papſt und Kaiſer nicht ſcheueten, als ſie erkannten, daß das Recht auf Luthers Seite war. Doch auf wen Luther vor Allen bauete, weiß man aus ſeinen Ausſprüchen, beſonders aus ſeinem Liede: Eine feſte Burg iſt unſer Gott. Seine Arbeitſamkeit verdient die größte Bewunderung. Wer ſeine vielen Schriften beiſammen ſieht, (manche zählen ihrer 768, andre noch mehr,) und nun daran denkt, wie viele Zeit die Ueberſetzung der heiligen Schrift, die zahlloſen Beſuche, Anfragen, Reiſen, Briefe *) an Menſchen aus ſo verſchiedenen Ständen; wie viele Zeit ſeine Berufsarbeiten, die

*) Man darf nur die fünf Bände „Briefe, Sendſchreiben und Bedenken Luthers, geſammelt von Dr. de Wette," obſchon die Sammlung noch nicht ganz vollendet iſt, vor ſich nehmen, um zu ſehen, wie vielerlei Geſchäfte dem Manne aufgebürdet wurden, und zu wie vielen ihn ſein eignes Pflichtgefühl und ſein theilnehmendes Herz hinwies. Denn er konnte allerdings, wenn er nur that, was er mußte, mancher Mühe überhoben ſeyn. Aber wo hätte er das vermocht? Da hatte er nun bald Witwen und Waiſen zu tröſten oder ihnen durch Rath und Fürſprache Recht und Unterſtützung zu verſchaffen; bald den Fürſten, ſelbſt bei Kriegs= und andern weltlichen Angelegenheiten, oder über Eheſachen, oder über Streitigkeiten in Kirchen und Gemeinden, Gutachten auszuſtellen; bald einen Prediger oder Schullehrer zu ſchaffen; bald häusliche Zwiſte zu ſchlichten; bald arme Studirende zu empfehlen; bald Streitſchriften auszufertigen; bald akademiſche Angelegenheiten ſchriftlich zu beurtheilen; kurz: er konnte wahrhaftig mit Paulus ſagen: „ich werde täglich, ja ſtündlich angelaufen und was ſich ſonſt zuträgt." Er ließ ſich keine Mühe verdrießen, wo er hoffte, etwas Gutes zu ſtiften, auch wenn er gar keine oder eine unfreundliche Antwort zu erwarten hatte. Wie oft ſchrieb er an den Kurfürſten Albrecht von Mainz, mahnte ihn vom Ablaßweſen, von Gewaltthätigkeiten ab, die beſonders auch in Halle vorfielen. Wie bemühete er ſich, den Grafen Albrecht von Mansfeld von ſeiner verkehrten Lebens= und Regierungsart zu heilen! Man könnte ſagen, daß er ſich unberufen in viele Dinge gemiſcht habe; allein wohl ſehr ſelten ohne beſondere Veranlaſſung. Er war mit dem Hofe in Dresden unter Heinrich und Moritz unzufrieden, indem man wohl zuweilen das zeitliche Intereſſe mehr berückſichtigte, als das

er ſo treu verrichtete, erforderten, da er ſeit 1512 in den meiſten Wochen zweimal predigte, die Beichte und das heilige Abendmahl beſorgte, täglich mehrere Stunden für Studirende las, denen er auch ſonſt mit Rath und That an die Hand ging: da muß man mit Erſtaunen fragen: Woher nahm aber Luther zu dem allen Zeit und Kraft? Er vergaß freilich über der Arbeit zuweilen wirklich Eſſen und Trinken. Ungern nahm er Einladungen von ſeinen Freunden an. „Ich verderbe viele Zeit," ſchreibt er, „mit dem zu Gaſte gehen. Ich weiß nicht, welcher Satan dieſes anſtellt. Abſchlagen kann ich es nicht wohl, gleichwohl thut es mir großen Schaden." Zu ſeiner Erholung beſtellte er den Garten, drechſelte auch zuweilen.

Wohl der Kirche; dieß machte er allerdings bemerklich. Aber in rein weltlichen Sachen ſagte er oft: Das geht über meine Einſicht, das gehört den Juriſten auf ihr Gewiſſen. Freilich tadelt er dieſe oft; ſie entſchieden nach dem canoniſchen Recht, das war ihm ein Werk des Satans; ſie ſpöttelten über die Catönchen (wahrſcheinlich Canönchen) der Theologen. Daher wollte er nichts mit den Juriſten in ihren Sachen zu ſchaffen haben, aber ſie ſollten auch nichts in der Kirche befehlen und ihm nicht wehren, was er von Seiten der Religion über ſie und ihre Sprüche zu ſagen habe. Und es gelang ihm, manchem Uebel abzuhelfen; als z. B. der Magiſtrat in Wittenberg den heimlichen Ehegelübden und der Vermehrung unzüchtiger Weibsbilder ſtrafbar nachſah, gegen welche Buhlerinnen Luther in einer väterlichen Zuſchrift an die Studenten mit einer donnerartig erſchütternden Beredtſamkeit zu Felde zog. — Die Gutachten fällte er nach der Schrift und ſeinem geſunden Verſtande; doch blieb er ſich in einigen Fällen nicht ganz treu. Am ſchwierigſten war das Gutachten, welches der Landgraf Philipp von den Wittenbergiſchen Theologen 1539 über ſein Vorhaben, ſich eine Gemahlin beizulegen, verlangte, welche Doppelheirath auch den 3. März 1540 mit Margarethen von Saal erfolgte. Das Gutachten hatte Melanchthon abgefaßt; es wurde mit allem Nachdruck auf die urſprüngliche Anordnung Gottes hingewieſen, ſo wie auf die großen Gefahren, denen ſich der Landgraf ſelbſt, ja alle Proteſtanten ausſetze; man ermahnte ihn, ſich und ſeine Leidenſchaften zu beherrſchen; gab zu, daß einige Doppelehen unter beſondern Umſtänden vorkämen, z. B. wenn ein Gefangener noch ein Weib mit zurück gebracht hätte, das aber keine Regel zur Bigamie werden könne. Sollte ihre Abmahnung nicht fruchten, und der Landgraf ſich noch eine Frau antrauen laſſen, ſo hielten ſie es freilich für noch erträglicher, als wenn er ein unzüchtiges, umherſchweifendes Leben führe, bäten ihn aber, die Sache ja geheim zu halten." Dieſe Theologen wurden nachher ſehr hart beurtheilt, zumal da Melanchthon durch Philipps ſchlaue Veranſtaltung bei der Trauung war; aber man that ihnen großes Unrecht.

Wer Luthern nach ſeinen Schriften und Handlungen unparteiiſch würdigt, der wird nicht daran denken, daß er aus Ehrgeiz, Eigennutz oder andern unreinen Triebfedern die Reformation unternommen habe. Ihn trieb ſeine zarte Gewiſſenhaftigkeit dazu. Er überſahe natürlich nicht die großen Folgen ſeines erſten Schrittes gegen Tezeln; als ſie aber kamen, ſo fürchtete er ſich auch nicht vor ihnen; er widerſprach Tezeln, den Biſchöfen, Erzbiſchöfen und ſelbſt dem Papſte und jeder menſchlichen Gewalt, ſobald ſie den Chriſten Menſchenſatzungen für Chriſtenthum aufdringen wollte. Er ſprach wohl ein ernſtes, kraftvolles Wort, wo es nöthig war, aber ſein frommer Sinn machte ihn auch demüthig und beſcheiden. Die Ehre Gottes und Jeſu war ihm Alles, und es iſt ganz gegen ſeine Grundſätze und Ausſprüche, wenn wir uns Lutheraner nennen, ob wir uns gleich dieſes Namens nicht zu ſchämen haben, wenn wir nach Luthers Geiſt und Sinne chriſtliche Wahrheit ſuchen und üben, und ſelbſt aus ſeinen Fehlern und Irrthümern chriſtliche Vorſicht lernen. Eigennutz kann ihm Niemand Schuld geben. Seine Feinde boten ihm Bisthümer mit guten Einkünften, auch einſt ein Geſchenk von 2000 Gülden an, wenn er von ſeinem Unternehmen abließe; aber er nahm nichts an, und ärgerlich ſagte man: „Die deutſche Beſtie ſieht weder auf Geld noch Ehrenſtellen.“ Er war auch wenig bedacht, ſeinen Kindern Schätze zu ſammeln; ſie verlaſſen ſich ſonſt, ſprach er, nicht auf Gott und ihre Hände, ſondern auf ihr Geld. Er konnte von ſeinen Schriften jährlich viele Hundert Thaler gewinnen, von den Fürſten Geſchenke erhalten, von den eingezogenen Kloſtergütern ſich leicht bereichern, aber er nahm nichts. Sein Landesherr ließ ihm zu ſeiner Beſoldung von 300 Gulden zuweilen einige Wohlthaten, z. B. feines Tuch, Wildpret, Wein u. dergl. zufließen, aber dafür theilte er bei ſeinem freigebigen Sinne faſt zu viel Wohlthaten an Arme aus. Als es ihm einſt an Gelde fehlte und ein ſehr bedrängter Armer zu ihm kam, nahm er ſeiner Frau das Pathengeld und gab es ihm; „Gott wird ſchon etwas anderes beſcheren,“ ſagte er. Einem Studenten, der mit Thränen im Auge klagte, er habe kein Geld zur Wegreiſe von der Univerſität, ſchenkte Luther einen ſilbernen Becher, den er von dem Kurfürſten erhalten hat-

te, und da ihn ſeine gute Gattin doch darüber etwas bedenklich anſahe, trieb er den Jüngling fort, den Becher ſogleich zu verkaufen. Luthers Witwe war nach ihres Mannes Tode einige Zeit in Verlegenheit. Viele, denen ihr Ehegatte Gutes erwieſen und Geld geliehen hatte, wollten ſie jetzt nicht mehr kennen. „Nach dem Abgange meines ſeligen Mannes," ſo ſchrieb ſie an den König von Dänemark, „hat man die Elenden gedrückt, Witwen und Waiſen gemacht, alſo daß es zu erbarmen. Ein jeder ſtellet ſich jetzt ſo fremd gegen mich, und Niemand will ſich meiner annehmen ꝛc." Sie erhielt von dem Könige 50 Thaler. Doch ihre Noth dauerte nur während des ſo zerſtörenden Schmalkaldiſchen Krieges. Luther hinterließ ihr nebſt dem Landgütchen Zöllsdorf *) auch zwei Häuſer in Wittenberg und für beinahe 1000 fl. Pretioſen. Die Sage von ihrer gänzlichen Armuth ſcheint mehr Verleumdung der Katholiken zu ſeyn, als ob die Lutheraner Luthern gar bald vergeſſen hätten. Sie ſtarb 1552, und wurde in der Hauptkirche in Torgau begraben, wo ihr Bild in Stein gehauen iſt. In Briefen nannte er ſeine Frau gewöhnlich ſcherzhaft: „Mein Herr Käthe (Meus dominus Käthe, Katharine); und er ſagte: „würde ihm, wenn ſie ſterben ſollte, eine Königin angeboten, ſo wolle er lieber ſterben, als wieder heirathen." Er hinterließ 4 Kinder; zwei Töchter waren geſtorben. Es überlebten ihn 1) Johann Luther, ſt. 1575 als Juriſt in Königsberg. 2) Martin Luther, ſtudirte Theologie, privatiſirte und ſtarb 1565. 3) Margaretha Luther, geb. 1534, heirathete einen Landrath von Kurheim in Preußen; zu ihren direkten Nachkommen zählt ſich ein Prediger M. Mörike in Burgſtadt in Schwaben. 4) Paul Luther, ſt. 1593, war Arzt bei Herzog Johann Friedrich II. in Gotha. Ein Nachkomme, der von einer Tochter Pauls abſtammte, Johann Gottlieb Molter, feierte als Apotheker in Waldheim 1817 das dritte Jubiläum mit. Mit Martin Gott-

*) Luther ſcheint weniger dort geweſen zu ſeyn als ſeine Gattin, die er daher oft die Frau Zulsdörferin, auch wegen ihrer Wirthſchaft einmal Frau Saumärkterin nennt. Das Vorwerk und die wenigen Dreſcherhäuſer, die dabei ſtanden, ſind ganz verſchwunden; aber ein Denkſtein ſteht zu Luthers Andenken da, wo ſein Haus war; die Felder gehören nach Kieritzſch.

lob Luther, einem Nachkommen von Paul Luthers viertem Sohne, einem Rechtsconſulenten in Dresden, ſtarb das männliche Geſchlecht von unſerm Luther 1759 aus. Seitenverwandte von ihm leben noch in Möhre und daſiger Gegend; von Luthers Vaters Bruder Heinze ſind zwei Nachkommen: Georg und Ernſt Luther durch eine milde Stiftung 1817 aus ihrer dürftigen Lage gezogen worden. Ernſt hat in Caſſel Bauwerkswiſſenſchaften ſtudirt; Georg ſtudirte Theologie und Philologie in Tübingen. Auch von Luthers Bruder Jacob ſind noch Nachkommen vorhanden. Luther war gegen ſeine Gattin und Kinder ſehr zärtlich, und vergoß oft Thränen, wenn ſie litten. Aber er war auch ein ſtrenger, jedoch nicht grauſamer Vater. Sein älteſter Sohn Johannes, den er gern ſein liebes Hännschen nannte, dem er 1530 von Coburg aus ein gar liebes Briefchen ſchrieb und „dem er einen ſchönen Jahrmarkt bringen wollte, wenn er fleißig bete," (Luth. Br. von de Wette IV. S. 41.) durfte einſt wegen eines Fehlers drei Tage nicht vor ihn kommen, ſo ſehr auch die Mutter bat. „Ich will," ſo waren ſeine Grundſätze über Erziehung, „lieber keinen, als einen ungerathnen Sohn haben." „Der Eltern Amt," ſagt er, „iſt ein großes Amt. Vater und Mutter ſind in ihrem Hauſe Papſt, Biſchöfe, Kaiſer, Fürſten, Doktoren und Herren, darum ſoll ein Vater ſtrafen wie ein Richter und lehren wie ein Pfarrherr. Niemand ſollte Vater werden, er hätte denn gelernt, daß er ſeinen Kindern kann predigen die Gebote Gottes und das Evangelium, daß er fromme Chriſten zöge. Aber ſo wiſſen ſie nichts und können auch ihre Kinder nichts lehren. Man ſollte die Kinder recht unterweiſen in der Furcht Gottes. Denn ſollen die Chriſten gut werden, ſo muß man an den Kindern anfangen. Aber ſo laſſen die Eltern die Kinder ſchelten, verläumden, fluchen, und denken nur darauf, daß ſie die Kinder ſchmücken, und ſorgen, daß ſie geſehen werden von der Welt, bereiten ihnen Reichthum und Schätze, hängen ihnen einen Sack Gold an den Hals. Die natürliche Liebe will immer die Hände im Spiel haben. In den Sachen aber, die Gott geboten hat, ſoll ein Vater vergeſſen, daß er ein Kind hat. Es iſt wohl natürlich, ein jeglicher Vater hat das lieb und gefällt ihnen alles wohl, was es thut, iſt alles

ſchön an ihm, was es iſt, da darf es nicht klagen und ſchreien. Man muß ſich aber das entbrechen und nicht gedenken, daß es in allen gut und fromm iſt. Ziehet man alſo die Kinder übel, ſo kann man an ihnen ſich wohl die Hölle und höllisch Feuer verdienen. Wie denn die Leute thun, die ihren Kindern Böſes zulaſſen, oder ſehen laſſen oder ſie gar gewöhnen an falſch Maß, Gewicht oder Waare, an Fluchen und Martern der andern Leute! Wehe denen! die müſſen am jüngſten Tage gar ſchwere Rechenſchaft dafür geben. Man muß auch ſehen, daß man die Jugend mit Luſt zum Guten gewöhne. Denn was man allein mit Ruthen und Stäupen ſoll zwingen, da wird keine gute Art daraus, und wenn man es weit bringt, ſo bleiben ſie doch nicht länger fromm, denn die Ruthe auf dem Nacken liegt. Aber durch Vermahnen und gute Strafen wurzelt es ins Herz, daß man ſich mehr vor Gott als vor der Ruthe und Knüttel fürchtet. Wir müſſen manchmal mit den Kindern lallen und ihnen im Guten beikommen. Hilft das nichts, ſo muß Schärfe ſeyn. Kinder ſollen nicht mürriſch erzogen werden, aber man ſoll darauf ſehen, daß ſie nicht in Büberei und böſes Weſen fallen." Dankbar rühmte er die Güte ſeiner Eltern, Lehrer und aller ſeiner Wohlthäter. Bei der Nachricht von der Krankheit ſeines Vaters ſchrieb er: „Große Freude ſollte es mir ſeyn, wo es möglich wäre, daß ihr euch ſammt der Mutter ließet hieher führen zu uns, welches mein Eheweib mit Thränen auch begehret. Denn es gerathe mit euch nach göttlichem Willen zu dieſem oder jenem Leben, ſo wollte ich herzlich gern um euch ſeyn, und nach dem vierten Gebote mit kindlicher Treue und Dienſt mich gegen Gott und euch dankbar erweiſen." So gedachte er ſtets mit Dankbarkeit ſeines Lehrers Tribonius, empfahl ihn dem Kurfürſten, „weil er mein Schulmeiſter geweſen iſt;" ſo des Jodocus, ob dieſer ihm gleich wegen der Reformation nicht mehr gewogen war.

Luther war ernſthaft, doch auch zuweilen ſehr heiter und gegen Jedermann freundlich. Ein Fuhrmann, der einen Prediger aus Joachimsthal nach Wittenberg fuhr, wollte gern den rechten Papſt in Wittenberg ſehen, wie das Volk Luthern nannte. Laßt ihn herein kommen, ſagte Luther freundlich, und ließ ihn dann an den Tiſch treten, ſchüttelte ihm traulich

die Hand und ſprach: „Wenn du heim kommſt, ſo ſage, ich habe Dr. Luthern, den größten Erzketzer, bei ſeiner Hand gehabt.“ Darauf trank er dem Manne aus ſeinem Glaſe zu, der entzückt war und überall erzählte, was ihm widerfahren war. Luther ſcherzte gern und überließ ſich oft dem unſchuldigen heitern Witz, wie man dieß aus deſſen geſammelten Tiſchreden ſieht, wobei man jedoch nicht vergeſſen darf, daß auch der geiſtreichſte und beſte Menſch bei Tiſche es nicht eben darauf anlegt, ſeine Reden drucken zu laſſen, und daß vieles ſich anders anhöret als lieſet.

Luther war ein großer Freund der Muſik. Wie manche ſeiner Lieder noch immer als kraftvoll geſchätzt werden, ſo auch viele Melodien, welche er vorzüglich zu ſeinen Liedern componirte. Wo paſſende vorhanden waren, verbeſſerte er ſie; ſo wie er ſie auch zu den Epiſteln und Evangelien, die hie und da abgeſungen werden, und zu den Einſetzungsworten ſelbſt angegeben hat. „Muſik,“ ſagte Luther, „gibt Ruhe und Fröhlichkeit; die davon keine Empfindung haben, halte ich den Klötzen und Steinen gleich.“

Am meiſten wirft man ihm ſeine Heftigkeit und ſeine derben Ausdrücke vor. Wer möchte ihn hierin rechtfertigen? Von ſeiner Unbiegſamkeit und Härte gegen Zwingli und die Zwinglianer haben wir ſchon geſprochen. Und man kann es nicht anders nennen, wenn man weiß, daß er ſelbſt nach deſſen Tode gegen ihn erbittert blieb, weil die Zwinglianiſche Lehre, die ihm eine wüthende Gottesläſterung ſchien, immer mehr Beifall erhielt. Er ſtellt ihn neben Thomas Münzer, hält die Todesart beider Männer für gleich verdiente Strafen Gottes; und Zwinglis Anhänger eben ſo geneigt zu Rebellion als die Wiedertäufer. Er konnte es gar nicht begreifen, wie man ohne Raſerei (insania) nicht die Gegenwart des Leibes Chriſti in den Worten des Herrn finden könne, und warum ihn nicht die Gottloſen auch empfangen ſollten, da ihn ja auch der Teufel auf den Tempel und auf den Berg leiblich geführet habe. Selbſt ſein Auguſtin und Melanchthon waren ihm hierin zu unbeſtimmt. Daß Luther den Papſt den wirklichen Antichriſt, die Römiſche Kirche die Babyloniſche Hure, und der Papſt ihn dagegen den reißenden Wolf, ein wildes, hölliſches, hauendes Schwein nannte, ziemte beiden nicht; eben ſo

wenig, wie es bei Luthern zu vertheidigen iſt, daß er den Herzog Georg einen Rehabeam, einen Apoſtel des Teufels, einen Räuber und Mörder ſchimpft, dafür aber freilich auch nicht beſſere Ehrentitel zurück erhält. Emſern, der einen Bock im Wappen führte, nennt er meiſt den Bock in Leipzig, Emſer ihn dafür nur den Wittenbergiſchen Stier; ſolche und noch ſchlimmere Namen kamen häufig zum Vorſchein. Aber man beurtheilte das Alles auch nicht nach unſrer Zeit und Bildung; gewiß kein geſitteter Bürger und Landmann würde ſich jetzt ſolche Ausdrücke und Vergleichungen erlauben, wie man ſie damals einander zuſchickte. Man überlege beſonders auch, wie wenig bei den Mißbräuchen die Sanftmuth ausrichtete. Was war denn für eine allgemeine Reformation geſchehen? Luther fühlte tief und lebhaft; ihn ergriff mächtig der Unwille, wo er Unrecht ſahe. Man denke ſich nun den frommen Mann, der einen Greuel nach dem andern da entdeckt, wo er treue Pflege der heiligen und ewigen Wahrheit ſucht, der ſahe, wie das Höchſte von unreinen Lippen und Händen entweihet wurde, und wie man nun die armen Menſchen ſchändlich betrog: mußte das nicht das Innerſte des Menſchenfreundes empören? Man trieb ja frech und unverſchämt ſein Spiel mit den gemeinen Chriſten. Wie man noch jetzt in Neapel das Bild des heiligen Januarius feierlich herum führt, und es künſtlich einzurichten weiß, daß das Blut von ihm fließet, ſo entdeckte auch Luther damals viele ſolche Betrügereien, und ihn jammerte die Herabwürdigung des Heiligen und der Menſchheit. So bedauerte es ein Abt ſehr, daß die Reformation ganz zur unrechten Zeit eingetreten wäre. „Wenn der Luther nicht dazwiſchen gekommen wäre," ſagte er, „wir hätten die Leute überredet, daß ſie alle Freitage Heu gefreſſen." So erzählt Luther ſelbſt: „Der Kurfürſt habe im Bauernaufruhr 1525 ein Bild bekommen, welches auch Luther geſehen. Es war Maria mit ihrem Kinde. Wenn ein Reicher dahin gekommen iſt, und davor gebetet, ſo hat ſich das Kind zur Mutter gewendet, als wollte es den Sünder nicht anſehen, darum ſollte er eine Fürbitte bei der Maria ſuchen; hat er aber viel ins Kloſter verheißen, ſo hat ſichs wieder zu ihm gewendet, hat er noch mehr verheißen, ſo hat ſich das Kind freundlich gezeigt, und mit ausgeſtrecktem Arme ein Kreuz über ihn

gemacht.“ „Es iſt aber hohl geweſen,“ ſetzt Luther hinzu, „mit Schlöſſern und Schnüren alſo zugerichtet. Dahinter iſt allezeit ein Schalk geweſen, der die Schnur gezogen und die Leute vexirt und betrogen, daß ſie ihm ſein Lied haben ſingen müſſen. Wollten aber die Pfaffen, daß ſich das Kindlein gegen Einen ſolle ungnädig zeigen, ſo kehrte es ihm gar den Rükken zu. Ein ſolches Bild hat auch der König von England gefunden, es dem Volke gezeigt und zerbrochen.“ Man nehme endlich dazu, wie lange Luther an ſich hielt; wie demüthig und beſcheiden er gegen den Papſt ſprach, und wie dennoch die allerbilligſten Wünſche nicht geachtet wurden, wie dagegen ſeine Widerſacher die roheſten Beleidigungen gegen ihn verübten, ihn aus der Gemeinſchaft der Kirche ſtießen, ſeine Schriften zerriſſen und verbrannten und ſeine Anhänger auch von Herzog Georg aufs Grauſamſte verfolgt wurden. So verbrannte man 1523 zu Brüſſel 3 junge Auguſtiner, weil ſie ſich zu Luthers Lehre bekannten. Wie verleumdete man Luthern ſelbſt! Die abſcheulichſten Laſter legte man ihm bei, und erlaubte ſich die ſchändlichſten Erdichtungen *). Da ſollte er das Tintenfaß nach

---

*) Der Reformatoren und namentlich Luthers edler Charakter und ſeine Verdienſte werden jetzt, ſelbſt von vielen helldenkenden Katholiken anerkannt. Der berühmte katholiſche Geſchichtſchreiber Schmidt ſagt: „Man nimmt an Luthern einen unleugbaren Grund von Redlichkeit, Uneigennützigkeit, und eine mit feſtem Muthe verbundene Vaterlands- und Religionsliebe wahr. Daß er gerührt war von den eingeſchlichenen Mißbräuchen und die Religion auf Empfindung und Verſtand zurück führte u. ſ. w. hatte er mit allen rechtſchaffnen Leuten gemein. Daß er Hand anlegte, wo Andre nur fromme Wünſche äußerten, macht ſeiner Unerſchrockenheit und ſeinem frommen Eifer Ehre.“ Gleichwohl iſt Schmidt der Reformation nicht günſtig; er hält ſie für ein eingetretenes Hinderniß des Fortſchreitens der damals begonnenen Cultur. Er und ſeine Nachſprecher verſchließen aber das Auge für die Größe der damals vorhandenen Uebel in der Kirche, für die vergeblichen Verſuche ihnen abzuhelfen, für den jetzigen Zuſtand erzkatholiſcher Länder und die wohlthätigen Folgen der Reformation, wie ſolche allgemein geachtete Männer, z. B. Reinhold, erſt ſelbſt ein Mönch, nachher Proteſtant, Prof. in Jena und zuletzt in Kiel, in ſeiner „Ehrenrettung der Reformation;“ der Katholik Villers in ſeiner von dem Nationalinſtitut in Paris 1803 gekrönten Preisſchrift: „über den Einfluß der Reformation“ ꝛc. dargeſtellt haben. Wenn übrigens die Parteigänger in den vorigen Jahrhunderten Luthern alles Böſe nachſagten, ſo wird man

dem Teufel geworfen haben, mit ihm im Bündniß geweſen, und von ihm ſchrecklich geplaget worden ſeyn. Bei einer Krankheit 1545 ſagte man ihn in Italien ſchon todt, und ſogleich erſchien daſelbſt ein lügenhafter Bericht von ſeinem Tode. „Luther," ſo lautete er, „habe bei ſeinem Sterben noch das heilige Abendmahl empfangen, und befohlen, man ſolle ſeinen todten Körper auf einen Altar ſetzen und göttlich verehren. Allein man habe ihn begraben; aber bei ſeinem Grabe ſey ein Lärm entſtanden, als ob Teufel und Hölle zuſammen ſtürzten. Alle Anweſenden hätten gezittert. Da ſey die von Luther unwürdig genoſſene Hoſtie in die Luft geflogen, und als man ſie andachtsvoll in Verwahrung genommen, ſey alles ruhig geworden. In der Nacht habe man aber ein weit ärgeres Gepolter im Grabe gehört; darauf ſey es geöffnet worden; der Leichnam wäre weg geweſen, aber ein ſolcher Schwefelgeſtank aufgeſtiegen, daß viele Perſonen davon krank geworden wären. Dieſes Wunder habe viele zur Römiſchen Kirche zurückgebracht." Luther las dieſe Schrift ſelbſt; er ließ ſie ſogleich deutſch drukken, und bezeugte am Schluſſe, er habe ſolch gering Gedicht vor ſeinem Tode noch empfangen und fröhlich geleſen, ausgenommen die Gotteslåſterung, daß ſolche Lügen der hohen göttlichen Majeſtät zugeſchrieben würden." „Sonſt," ſetzt er hinzu, „thut mirs ſanft an der rechten Knieſcheibe und an der linken Ferſen, daß mir der Teufel und ſeine Schuppen, Papſt und

---

das einer Zeit, wo man auch bei uns noch gegen den Papſt wie gegen „den Türken und andre blutdürſtige Tyrannen" betete, verzeihen. Aber wenn ſeyn wollende katholiſche Gelehrte noch 1829 Luthern einen Lügengeiſt nennen; wenn ein Bonald in Paris 1822 ſchrieb: „die Gründer der proteſtantiſchen Kirche gründeten dieſelbe auf die Wolluſt, den Meineid und den Mord; ich brauche nur Luthern und Calvin zu nennen;" oder wenn man Luthern „einen Erzjacobiner, einen Carbonari, einen liederlichen Tyrannen" nennt; und wenn ſelbſt angebliche Proteſtanten, wie der berüchtigte, wüthende Demagog Cobbet in ſeiner ſogenannten: „Geſchichte der Reformation in England und Irland" in dieſen Ton mit einſtimmen, und nun Katholiken ſich auf die Solidität ſolcher Gewährsmänner berufen, ſo vergeſſen dieſe Leute, daß man heut zu Tage mit Floskeln ohne Beweiſe nur den Unwiſſenden blenden kann, oder ſolche, denen dergleichen Behauptungen aus andern Gründen willkommen ſind. Nicht minder rühmlich ſpricht von Luther der berühmte katholiſche Geſchichtſchreiber Rotteck in Baden.

Papiſten, feind ſind. Gott bekehre ſie!“ Einer Macht, vor welcher ſich alles fürchtete, mußte ſich freilich ein Mann entgegen ſtellen, vor deſſen Feder und Munde man ſich auch fürchtete, und ob man gleich die günſtigen Umſtände, wodurch die Reformation vorbereitet und begünſtigt wurde, nicht verkennen darf, ſo gehörte doch noch ein Luther dazu, der mit Geiſt und Kraft und Muth den Brennſtoff anzündete, und der, um das edle Metall der Wahrheit von den Schlacken der Menſchenſatzungen zu reinigen, die ſprühenden Funken und drohenden Flammen eines ſolchen Feuers nicht achtete. Allein man erinnere ſich auch an ſeine hohen Vorzüge, wie er duldſamer war, als Calvin, ſelbſt als Melanchthon, der Calvins Härte billigte; wie er nie, ſo ſehr ihm manche Lehren und Vorſtellungsarten am Herzen lagen, ja ihn zu harten Ausdrücken und zur Trennung von Andersdenkenden hinriſſen, doch nie zu Leibes- und Lebensſtrafen gerathen hat. Zur Streitſucht führten ihn oft die großen Beleidigungen und Herausforderungen ſeiner Gegner; zur Heftigkeit brachte ihn ſein Temperament und ſein redlicher Eifer, und einige Ueberbleibſel von Unduldſamkeit aus der verlaßnen Kirche. Es bedarf übrigens für den aufmerkſamen Leſer und parteiloſen Beurtheiler keiner weitläuftigen Auseinanderſetzung, was die Chriſten überhaupt was Fürſten, Obrigkeiten und Unterthanen ſchon dadurch gewonnen haben, daß nicht mehr Geldſtröme nach Rom fließen; daß nicht mehr die bürgerlichen Verhältniſſe und Geſetzgebungen durch Eingriffe der Hierarchie, auf welche die meiſten katholiſchen Regierungen noch immer ein ſehr wachſames Auge zu haben ſich genöthigt ſehen, und deren ſie ſich doch kaum überall erwehren können, geſtört werden, daß der Lehrſtand ganz in die Rechte und Pflichten ſeiner Mitbürger im Vaterlande eintrat, daß durch geſetzmäßige Religionsfreiheit ſich auch gemeinnützige Kenntniſſe überall mehr ſeit dieſer Zeit verbreitet haben. Sind auch die Reformatoren nicht Heilige und verehren und canoniſiren wir ſie nicht im Römiſch-katholiſchen Sinne, ſo bleiben ſie uns doch ehrenwerthe Männer und wir danken Gott, wir danken auch ihnen für die mühſam errungene Glaubens- und Gewiſſensfreiheit. Luthers zahlreiche Schriften ſind in verſchiednen Sammlungen in öffentlichen und in vielen Pfarrbibliotheken vorhan-

den. Sie enthalten Bibelerklärungen, Lehrſätze, beſonders Erörterungen der Streitpunkte; Predigten und eine Menge Briefe, aus denen beſonders ſein offenes, reines Herz ſpricht; ferner viele Urkunden und geſchichtliche Mittheilungen über die Reformation. Eine Ausgabe erſchien 1539 in Wittenberg in zwölf und die Lateiniſchen Schriften in ſieben Foliobänden. Die Jenaiſche Ausgabe von 1556 an hat acht deutſche und vier Lateiniſche Bände. Die Altenburgiſche ſeit 1661 iſt in zehn Bänden; die Leipziger kam heraus ſeit 1729; die Ausgabe von Joh. Georg Walch enthält 24 Quartbände, in der die Lateiniſchen Schriften auch deutſch vorhanden ſind, und iſt am vollſtändigſten, genauſten und zweckmäßigſten eingerichtet*). Gewiß noch jetzt lieſet man, einige Derbheiten des Zeitalters abgerechnet, noch gern in dieſen Schriften. Nur müſſen wir dabei ſtets bedenken, daß Luther weder untrüglich war, noch es ſeyn wollte; müſſen ſeine einzelnen Verirrungen eingeſtehen und dürfen uns wohl auf ſeine Meinungen berufen, aber ſie nicht als entſcheidende Urtheile anſehen. Wir ſchaden außerdem ihm und der guten Sache. Dem Lichte ging ja auch bei ihm erſt Dämmerung voraus; er vertheidigte oder ſchonte früherhin Vieles, was er ſpäter nachdrücklich verwarf. Er widerſprach ſich daher zuweilen, blieb den Grundſätzen der Duldung und Nachſicht, wie er ſie predigte und verlangte, nicht immer treu. Er urtheilte ſehr frei über einzelne Bücher und Stellen der Bibel, bei ihm ſtand der Brief Pauli an die Römer faſt höher als die drei erſten Evangelien; aber entgegengeſetzte Meinungen ertrug er nicht immer gern. Von der Vernunft ſpricht er anfangs mehrmals mit großer Verehrung: „Was nun der Vernunft entgegen iſt, iſts ungewiß, daß es Gott entgegen iſt.

---

*) Hr. Dr. Bretſchneider in Gotha will die ſämmtlichen Schriften der Reformatoren nach ſorgfältiger Prüfung vollſtändig herausgeben; er lieferte ſchon 1817 in: „Luther an unſre Zeit," merkwürdige Ausſprüche von Luther. Man hat Auszüge aus Luthers Werken von Lomler in drei Bänden; eine „Auswahl aus Luthers Werken." Hamburg, in 10 Octavbdn.; eine Ausgabe der Werke in Erlangen; Luthers Briefe, Sendſchreiben und Bedenken, 5 Bde. 1827, von de Wette in Baſel; eine Concordanz oder Geiſt aus Luthers Schriften von Dr. Zimmermann, Lomler u. a. in 5 Abtheilungen.

Denn wie ſollte es nicht gegen die göttliche Wahrheit ſeyn, das wider die Vernunft und menſchliche Wahrheit iſt?" Auch in Worms berief er ſich außer der Schrift „auf andere öffentliche und klare Gründe und Urſachen." Aber als ihm die Vernunft Einwendungen gegen ſeine Vorſtellungen von der Erbſünde, von dem Glauben, vom Abendmahle, vom freien Willen u. ſ. w. machte, da nennt er ſie „die höchſte Hure, die der Teufel hat; den allergrauſamſten und ſchändlichſten Feind Gottes, eine Beſtie, die man erwürgen ſoll." Und doch, wer gebrauchte die Vernunft mehr zum Nachforſchen und Denken als Luther? Wer entſchied, wer ſagte ihm, da ſowohl die Lehre vom Ablaß, als die Bibellehre von der Vergebung der Sünden in die Glaubensartikel aufgenommen, und beide als Kirchenlehren geheiligt waren, welche von beiden ungereimt und mit würdigen Vorſtellungen von dem, der allein Sünden vergeben kann, unvereinbar ſey? War es nicht die Stimme Gottes durch die Vernunft, die ihm zurief: nicht in der Kirchenlehre, ſo hoch dieſe auch ſteht, ſondern in der heiligen Schrift wird dir der rechte Weg zur Gnade des Unendlichen gezeigt? Luther ſey für uns ein ſehr verehrungswürdiges Werkzeug der göttlichen Vorſehung, um das verdunkelte Licht wieder zu erhellen, aber kein untrüglicher Papſt; ſeine Ausſprüche und Bibelerklärungen ſeyen für uns nicht Ruhekiſſen, auf welchen wir nun gemächlich uns alles Forſchens und Urtheilens überheben könnten; außerdem hören auch die Vorwürfe nicht auf, Luther ſey unſer Wittenbergiſcher Papſt; man wird dann, wie ſchon geſchieht, Stellen aus ſeinen Schriften ziehen, von welchen man wünſchen muß, er hätte ſie nicht geſchrieben; Stellen, woraus man gar beweiſen will, er ſey in vieler Hinſicht papiſtiſch geblieben. Wie weit aber dieſer kräftige Geiſt, der ſich erſt neue Bahnen brechen mußte, in wahrhaft chriſtlichem Geiſte Fortſchritte gemacht hatte, wollen wir aus einigen Proben beweiſen.

Vom Gebet ſagt er: „Es iſt gut, daß man früh Morgens laſſe das Gebet das Erſte und des Abends das Letzte ſeyn, und man hüte ſich vor dem betrüglichen Gedanken, daß man in einer Stunde erſt beten wolle, und zuvor dieß oder das fertigen; denn dadurch kommt man vom Gebet in die Geſchäfte, die hal-

ten und umfangen dann einen, daß aus dem Gebete des Tages nichts wird.“ Luther wußte wohl, wie gar viele Menſchen ohne Andacht beten, und ſagt daher: „Die größte Macht liegt darin, daß ſich das Herz zum Gebet ledig und luſtig mache. Was iſt es anders, denn Gott verſuchen, wenn das Maul plappert und das Herz anders wo zerſtreut iſt? Wie jener Pfaff betete: Herr neige dich zu mir! Knecht haſt du ausgeſpannt? Herr eile mir zu helfen! Magd gehe, melke die Kühe ꝛc. Welche Gebete ich im Papſtthume viele gehört und erfahren habe. Damit wird Gottes nur geſpottet; wiewohl ich ſonſt eben ſo gebetet habe. Und wiewohl ſie nicht alle ſo herausfahren, wie jener Pfaffe und die Geſchäfte und Gebete unter einander werfen, ſo thun ſie doch im Herzen mit den Gedanken alſo, werfen das Hundert ins Tauſende, und wenns aus iſt, wiſſen ſie nicht, was ſie gemacht haben. Sie fangen an: Lobet den Herrn; flugs ſind ſie in Schlaraffenland, daß ichs dafür halte, es ſollte kein lächerlicher Gaukelſpiel Jemanden fürkommen mögen, denn ſo er ſehen könnte die Gedanken, ſo ein kalt unandächtig Herz unter einander treibt. Wer mancherlei denkt, der denkt nichts, macht auch nichts Gutes. So macht man es auch mit dem Vater Unſer. Fürwahr es findet ſich, daß es der rechte Meiſter geſtellet und gelehret hat. Aber es iſt Jammer über Jammer, daß ſolches Gebet ſoll alſo ohne alle Andacht zuplappert und zuklappert werden in aller Welt. Viele beten des Jahres etliche tauſend Vater Unſer, und wenn ſie tauſend Jahre alſo ſollten beten, ſo hätten ſie doch nicht einen Buchſtaben oder Titel davon geſchmeckt oder gebetet. Das Vater Unſer iſt der größte Märtyrer ſowohl als der Name und Wort Gottes auf Erden, denn jedermann plagt es und mißbraucht es. Wenige tröſtet es und machen davon rechten Gebrauch.“

Ueber die Lehre von dem Glauben und den guten Werken, die oft mißverſtanden wird, erklärt er ſich unter andern ſo: „Gute fromme Werke machen nimmer einen guten frommen Menſchen, ſondern ein guter frommer Menſch macht gute Werke. Glaube und Gehorſam müſſen beiſammen ſeyn, wie die Früchte an dem guten Baume. Es gibt ſchändliche Leute, welche meinen, ſie haben Vergebung der Sünden, wenn ſie

nicht anfangen das Böſe zu laſſen. Dieß geht aber ſtracks wider die Vergebung der Sünden. Denn dieſe will beides haben, daß man das Unrecht bekenne und davon ablaſſe. Dabei ſie auch ihre Sünden gering machen und ſagen: ich weiß nicht ſonderliche Sünde, ich bin kein Ehebrecher, kein Dieb, kein Todtſchläger; aber iſt das Herz auch rein? Das ſind nur grobe gemalte Sünden. Du mußt auch die böſen Gedanken, Lüſte und verſteckte Gebrechen ablegen, wenn du Vergebung erhalten ſollſt." Ueber die Beichte, Beſſerung und das heilige Abendmahl hat Luther ſolche treffliche Ausſprüche, daß ſie noch jetzt ſollten oft erwogen werden. Er ſieht die Beichte zwar auch für eine menſchliche, aber ſehr heilſame Anſtalt an, um Chriſten zu dem Abendmahl vorzubereiten, aber wer komme und bekenne: „ich bin ein Sünder, ſündigte aber um deſto ärger, der treibe Geſpött mit dem Namen des Allerhöchſten." „Man kann," ſagt er, „von der Communion der Kranken, das Sakrament auch als einen rechten Zehrpfennig anſehen, den man dem Sterbenden gibt, aber daß man ja nicht glaube, daß es den Todten nun ſtracks in den Himmel trollt oder huckt, ſondern es tröſtet und beruhigt nur die, die Troſtes bedürfen, nimmt die Furcht vor dem Tode weg, und bereitet uns ein frohes Stündlein, weil unſer Herr Jeſus Chriſtus auch geſtorben iſt, zu deſſen Gedächtniß wir das Abendmahl feiern. Wenn man aber will, ſo laſſe man zeitig den Seelſorger holen, ehe die Krankheit überhand nimmt, und noch Sinn und Verſtand da iſt. Das ſage ich darum, denn es ſind etliche ſo verſäumlich, daß ſie nicht eher laſſen fordern und anſagen, bis die Seele auf der Zunge ſitzt und ſie nicht mehr reden können. Was ſoll doch ein frommer Pfarrherr mit ſolchen Leuten machen, die weder für Leib noch Seele ſorgen? Die Buße auf dem Sterbekiſſen iſt eine gefährliche Sache; es irren ſich alle, welche ſie noch als eine Schiffbrücke anſehen, auf der ſie über das Meer des Todes ins Leben kommen können."

Von dem öffentlichen Gottesdienſte lehrt er trefflich alſo: „Der rechte Gottesdienſt iſt Glaube, Liebe, Hoffnung, Gehorſam. Man kann Gott an allen Orten und zu allen Zeiten dienen; unſer Herz iſt das Ding, das da beten und worin wir Gott dienen ſollen. Gleichwohl iſt es fein und lieblich, mit

andächtigem und frommen Herzen unter dem Haufen ſeyn, da man Gott lobt und dankt. Darum mußt du ja ein verzweifelter Schelm ſeyn, wenn du Gott nicht ſolchen Dienſt thuſt. Nur mußt du nicht denken, daß es mit dem Kirchengehen genug ſey. Aber wir halten dafür, daß es nütze und heilſam ſey, fleißig zur Kirche zu gehen, weil man da Gottes Wort höret und vernimmt, und Chriſtus ſelbſt geſagt: Wo zween oder drei verſammelt ſind, da bin ich mitten unter ihnen. Daher wir uns ja hüten müſſen, nicht faul und laß zu werden, wie die ſchändlichen ſattſamen Geiſter, die ſich dünken laſſen, ſie haben es nun gar und können es wohl beſſer, denn man es ihnen predigen kann, oder wie die andern, die es bald überdrüſſig werden, und denken, was ſoll ich immer einerlei hören. Wenn es gleich wahr wäre, was doch nicht iſt, daß du allerdings die Sachen ſo verſtündeſt, wie der Herr Chriſtus, ſo ſieheſt du doch, daß er ſelbſt in den Tempel ging zu beten und mit ſeinen Schülern Gottes Wort zu treiben. Darum ſollſt du viel weniger müde werden, weil du es ohne dieß ſo herzlich bedarfſt wider den Teufel und ſeine Anfechtung. Welcher nun ſolches nicht achtet, und nicht des Tages oder der Wochen eine Stunde lang zum Gottesdienſt gehet, noch läſſet ſich bewegen, daß er Gottes Wort ehre und werth halte, gern höre und lerne, dem weiß ich nicht zu rathen, denn Niemand ſoll dazu gezwungen werden. Denn es muß ja kein guter Menſch ſeyn, der ſolch Ding unterläßt. Kannſt du Tag und Nacht in Gelagen ſitzen, mit deinen Geſellen waſchen oder plaudern, ſingen und ſchreien, und wirſt nicht müde, ſo kannſt du ja auch eine Stunde in der Kirche ſitzen, Gott zum Dienſt, dir zum Nutz und Frommen." — Auch empfiehlt Luther, daß man zu Hauſe die Predigt, Sprüche und Vermahnungen mit Frau und Geſinde überdenke. Vom Faſten ſagt er: „Der Leib braucht des Wachens, Faſtens und Arbeitens, daß er nicht übermäßig werde; aber man ſoll ohne Unterſchied der Tage nüchtern und mäßig ſeyn. Die tollen Heiligen faſten einen Tag zu Waſſer und zu Brot, ſaufen und freſſen ſich darnach ein Vierteljahr alle Tage toll und voll; etliche faſten auch ſo, daß ſie nicht eſſen, aber ſich ſatt ſaufen."

§. 40.

Der Schmalkaldiſche Krieg. 1547.

Der Kaiſer zeigte immer offenbarer ſeinen Ernſt, den ihm verhaßten Bund zu zerſtören. Zwar ſollte der Reichstag in Regensburg die bekannten Uebel heben, aber die Bundesgenoſſen fanden nicht für rathſam, perſönlich dort zu erſcheinen; der Landgraf Philipp, ſcharfſichtiger als die übrigen, erklärte dem Kaiſer gerade zu, wie das Gerücht allgemein ſey, der Kaiſer werde die Beſchlüſſe des Conciliums zu Trident gegen die Proteſtanten mit den Waffen vollſtrecken laſſen. Der Kaiſer leugnete dieſes zwar, und fragte den Landgrafen, wie die Religionshändel wohl könnten beigelegt werden; allein der Landgraf erwiederte freimüthig: von einem päpſtlichen Concilium ſey für ſie nichts zu erwarten, mehr noch von einem Nationalconcilium; am beſten aber ſey es, eine allgemeine Religionsfreiheit einzuführen, wobei Niemand den Frieden ſtören dürfe. Der Reichstag wurde am 5. Juni 1546 eröffnet; allein indem Mainz und Trier das Concilium anerkannten, Cöln, Pfalz, Sachſen und Brandenburg aber nicht, ſo war die Trennung da. Am 26. Juni ſchloß der Kaiſer mit dem Papſte ein Bündniß mit der Erklärung, daß, da das Concilium zu Trident von den Schmalkaldiſchen Verbündeten verworfen würde, der Kaiſer zur Ehre Gottes ein Heer in Bereitſchaft halten wolle, um die Widerſpenſtigen zu zwingen; doch ſollten noch einmal gütliche Verſuche vorgenommen werden. Der Papſt verſprach 200,000 Dukaten, und wollte 12,000 Mann Italieniſches Fußvolk und 500 leichte Reiter auf ein halbes Jahr zu dieſem Kriege unterhalten. Leider trat auch insgeheim Moritz, der Sohn und Nachfolger Heinrich des Frommen, mit auf die Seite des Kaiſers, ein Fürſt von hohen Gaben, aber auch nicht ohne ehrgeizige Entwürfe. Er verſprach dem Kaiſer und dem deutſchen Reiche Treue und Gehorſam; den Schlüſſen in Trident wollte er ſich unterwerfen, in ſo fern es auch andre Fürſten thäten; in Religions- und Kirchenſachen ſollte es bleiben, wie es jetzt ſtände, bis zu einer Reformation durch das Concilium. Dagegen wurde Moritz Schutzherr über Magdeburg und Halberſtadt, die bei ihrer alten Religion bleiben und einen dem

Kaiſer anſtändigen Erzbiſchof durch ihre Capitel wählen ſollten. Auch die Proteſtanten Albrecht und Johann, Markgrafen von Brandenburg, traten mit Kriegsvölkern in kaiſerliche Dienſte. Eine ſonderbare, unerwartete Erſcheinung, daß Proteſtanten mit dem Papſte Proteſtanten wollten bekriegen helfen! Es iſt nun zwar nicht zu erweiſen, daß ſich Moritz ſchon damals die Kurwürde ſeines Vetters, bei dem er war erzogen worden, an deſſen ſtillem Hofe er ſich aber nicht wohl befunden hatte, habe zuſichern laſſen, und man entſchuldigt ſein Verhalten damit, daß er bei der Unentſchloſſenheit, Unthätigkeit und Uneinigkeit jener Bundesverwandten doch kein Heil für ſein Land, für den Bund und die Kirche erwartet, vielmehr gehofft habe, durch ſeine Verbindung mit dem Kaiſer, dem es ohnehin nicht ſo ernſtlich um die Vernichtung der proteſtantiſchen Kirche zu thun geweſen ſey, ihr jetzt weit mehr zu nützen, als durch den Beitritt zu einem ſo ſchlaffen Bunde. Indeß iſt wohl Moritz dadurch nicht ganz gerechtfertigt.

Die Bundesgenoſſen ermannten ſich endlich, fragten den Kaiſer um die Urſachen der Kriegszurüſtungen und erhielten die Antwort: er ſey noch immer zum Frieden geneigt; den Reichsſtädten aber wurde ſchon etwas derber geſagt, es gebe einige Rebellen, die gedemüthigt werden müßten; ſie möchten ihnen nicht beiſtehen, worauf die Straßburger recht freimüthig erklärten, wie wohl eigentlich die Sache gemeint ſey. Der Papſt verhehlte es auch gar nicht, daß der Kaiſer die Ketzer bekriegen wolle; ſuchte einen förmlichen Kreuzzug zu bewirken, indem er allen Beförderern deſſelben den vollkommenſten Ablaß verſprach. Klüglich ließ er zuerſt auf dem Concilium über die Glaubenslehren verhandeln, um die Unterſuchung der Mißbräuche in der Kirche, ſo lange als möglich, zu verſchieben, und ſie, nach Unterdrückung der anklagenden Ketzer, gar zu umgehen. Indeß brachten doch die Schmalkaldiſchen Bundesgenoſſen ſchnell ein Heer von 27,000 Mann zuſammen. Sie ſchrieben dem Kaiſer: ihre kriegeriſche Stellung ſey nicht Ungehorſam, ſondern Nothwehr gegen den Mißbrauch ſeines kaiſerlichen Anſehens, der ſeiner Wahlkapitulation und den deutſchen Geſetzen ganz zuwider ſey; der Kaiſer laſſe ſich nur durch den Antichriſt in Rom dazu beſtimmen, die wahre chriſt-

liche Religion auszurotten. Darauf verfielen die beiden Oberhauptleute des chriſtlichen Verſtändniſſes, wie ſich Johann Friedrich und Philipp nannten, in die Reichsacht; alles wurde erwähnt, was ſcheinbar wider ſie ſprach, z. B. ſie hätten in Deutſchland (gegen Heinrich von Braunſchweig) den Frieden geſtört, Herrſchaften an ſich geriſſen, das Kammergericht verachtet, und unter dem Vorwande der Religion ſich in fremde Bündniſſe und Verſchwörungen gegen den Kaiſer eingelaſſen und ihm nach Krone und Scepter getrachtet. Man ſahe, wie ſich Alles verdrehen ließ. Gar bald waren die Bundesgenoſſen vier Mal ſo ſtark, als der Kaiſer, der mit 13,000 Mann bei Regensburg ſtand. Allein der bedenkliche Kurfürſt konnte ſich nicht entſchließen, der angreifende Theil gegen den Kaiſer zu ſeyn, ſo ſehr ihm der Landgraf und die übrigen Verbündeten zuredeten. Der günſtige Zeitpunkt ging ungenutzt vorüber. Sie ließen den Kaiſer Hülfstruppen aus Italien an ſich ziehen und wurden nach Schwaben aus Baiern zurückgedrängt. Während dieſer Verzögerung erfuhr der Kurfürſt, daß Moritz zum Vollſtrecker der Reichsacht ernannt worden ſey und die Kurländer, bis auf die feſten Plätze Gotha, Wittenberg und Eiſenach, eingenommen habe. Johann Friedrich eilte beſtürzt ſeinem Lande zu Hülfe; die Verbündeten dadurch geſchwächt, mußten ſich, außer dem Landgrafen, unter den härteſten Bedingungen dem Kaiſer ergeben. Der Kurfürſt eroberte zwar bald ſein und größtentheils Moritzens Land; aber nun vertheilte er ſein Heer und zog mit dem Ueberreſte hinter die Elbe. Mehrere Bundesgenoſſen fielen ab, als der Kaiſer nachrückte. Johann Friedrich ſcheint auch nicht von lauter treuen und ihm ganz ergebnen Rathgebern umgeben geweſen zu ſeyn; er hielt ſich für ſicher bei Mühlberg jenſeit der Elbe, wartete noch einen Gottesdienſt ab, als unterdeſſen ein Bauer aus Rache, daß ihm ein paar Pferde waren genommen worden, dem kaiſerlichen Anführer, Herzog von Alba, eine ſichere Stelle zum Uebergange zeigte. Nun kam es auf der Lochauer Haide bei Mühlberg zu einer Schlacht, ehe noch der Kurfürſt gerüſtet war. Er vertheidigte ſich tapfer, wurde aber an dem linken Backen verwundet, und ergab ſich einem feindlichen Offizier, der ihn zu dem Herzog von Alba, einem eifrigen gefühlloſen Katholiken, brachte,

und dieſer führte ihn zu dem Kaiſer. Der kriegeriſche Schmuck des Kurfürſten war mit Blut und Staube bedeckt; demüthig nahte ſich der Beſiegte dem Kaiſer und ſprach mit geſenktem Blicke: Allergnädigſter Kaiſer — Ha! fiel der Kaiſer ihm ins Wort, bin ich nun ein gnädigſter Kaiſer und nicht mehr Karl von Gent, wie Ihr mich ſonſt genannt habt? Eine Wache von rohen Spaniern führte ihn fort und verwahrte ihn. Wirklich ſchien der Kaiſer anfangs entſchloſſen, ihn als Rebellen hinrichten zu laſſen, wenigſtens wollte er mit Drohungen andre ſchrecken. Die Fürbitten anderer Fürſten retteten zwar den Kurfürſten, doch ſollte er nun ſich von der Lutheriſchen Lehre losſagen, und die Beſchlüſſe von Trident annehmen. Aber der Unglückliche antwortete ſtandhaft: „Mit nichten, wir wollen bei der Lehre und dem Bekenntniß, die wir zu Augsburg mit übergeben haben, beſtändig verharren und lieber die Kur, Land und Leute, ja ſelbſt den Hals hergeben, als uns von Gottes Wort abreißen laſſen.“ Der Kaiſer bewegt, ließ dieſe Forderung ſogleich durchſtreichen. Furchtlos hatte der Kurfürſt das Todesurtheil vernommen. Er ſpielte eben Schach. „Ich glaubte,“ ſagte er, „der Kaiſer würde etwas gnädiger mit mir verfahren, ſollte es aber ſein Ernſt ſeyn, mich hinrichten zu laſſen, ſo wünſchte ich es gewiß zu erfahren, um wegen meiner Gemahlin und Kinder Anordnungen zu treffen.“ Nun ſpielte er fort. Erfreulich war ihm die Treue des großen Maler Lucas Cranach, Bürgermeiſters in Wittenberg, der Karl V. als einen Knaben von 8 Jahren gemalt hatte. Der Kaiſer rief ihn jetzt ins Lager, und ſprach: Bitte dir eine Gnade aus. Cranach fiel ihm zu Füßen und bat mit Thränen um die Freiheit ſeines Landesherrn. Karl wurde verlegen, und ſagte: „Du biſt ein braver Mann, ich will deinen Herrn gut halten;“ doch mehr verwilligte er nicht. Karl lud den redlichen Cranach ein, künftig an ſeinem Hofe zu leben, erhielt aber zur Antwort: Ich habe dieſem Fürſtenhauſe 54 Jahre in Freuden gedient, ich will auch in Leiden nicht von ihm ſcheiden. Er folgte ſeinem Herrn, und erheiterte ihm ſeine Gefangenſchaft.

Philipp von Heſſen war noch frei, jedoch zu ſchwach, um ſich zu halten. Er folgte dem Rathe, ſich zu unterwerfen, mit dem Vertrauen auf die Verſicherung, er werde nach geſchehner

Abbitte von dem Kaiſer ohne einiges Gefängniß entlaſſen werden. Allein als er kam, würdigte ihn dieſer kaum eines Blikkes; er mußte knieend Abbitte thun, und als er über die klägliche Stimme ſeines Kanzlers, der die Abbitte vorlas, höhniſch zu lächeln ſchien, verdroß dieß Karln, ſo daß er ausrief: Wat ick ſoll di lachen lehren. Philipp wurde ſehr hart behandelt. Als man nun die Bedingungen des Kaiſers vortrug, war durch eine Schnörkelei im Schreiben der Ausdruck ohne einiges in ohne ewiges Gefängniß verfälſcht worden. Beide Fürſten blieben fünf Jahre des Kaiſers Gefangene, ſo ſehr ſich auch Moritz Mühe gab, beſonders den Landgrafen, der ſein Schwiegervater war, zu befreien. Sie mußten den Kaiſer überall hin begleiten, viele Beſchwerden und Spöttereien erdulden, oft auch Mangel leiden.

Karl hatte Wittenberg eingenommen, 500 Kanonen und eine Million Thaler erbeutet, und ſeine Soldaten hatten das Land auch nicht geſchont. Die Bundesgenoſſen mußten ungeheure Geldſummen zahlen, beſonders die Reichsſtädte. Moritz wurde 1548 zu Augsburg öffentlich mit der Kurwürde belehnt, und Johann Friedrich mußte die Ceremonie mit anſehen. Als Karl in Wittenberg auch die ſchöne Schloßkirche, ein Werk Friedrich des Weiſen, beſahe, wollten ihn einige ſeiner Begleiter beſtimmen, daß er Luthers Gebeine ſollte ausgraben und verbrennen laſſen. Aber Karl ſprach: „Laſſet ihn liegen, er hat ſeinen Richter.“ Auf weiteres Zureden fügte er hinzu: „Ich führe keinen Krieg mit den Todten.“ Es durfte ſich auch Niemand an Luthers Grabe vergreifen.

In Wittenberg wurde Niemand in ſeiner Religionsübung geſtört, ja Karl war unzufrieden, daß man aus Furcht vor ihm den Gottesdienſt einige Tage ausgeſetzt hatte. Man ſahe alſo wohl, was ihm am meiſten am Herzen lag. Er hoffte dieſe Zwiſtigkeiten durch einen Vergleich beizulegen, und da er die Verſicherung gab, er werde auf einem Concilium für die volle Freiheit und Sicherheit der Proteſtanten ſorgen, ſo verſprachen dieſe es zu beſuchen und ſich, wenn ſie überzeugt würden, zu unterwerfen. Allein ſonderbar genug, es gab ſchon ſeit Monaten kein Concilium mehr in Trident. Man nahm den Krieg und die Nähe der proteſtantiſchen Krieger zum Vorwande,

es nach Bologna zu verlegen; eigentlich aber war es die Furcht vor dem bewaffneten Kaiſer, der ſich ſchon zu viel in die Kirchenſachen gemiſcht hatte. Vergebens drohte Karl dem Legaten, ihn, wenn er aufbräche, in die Etſch werfen zu laſſen. Eben der gebieteriſche Ton und die drohende Peſt beſchleunigten den Abgang 1547, während Karl in Sachſen war. Der Kaiſer drohte, „er werde wohl ſelbſt ein Concilium zu finden wiſſen, das alles Nöthige verbeſſere;" er fügte hinzu, „daß die Proteſtanten nicht nach Italien reiſen würden; der Papſt ſey ein eigenſinniger Kopf, der die Kirche zu Grunde richte." Karl verbot ſelbſt ſeinen Biſchöfen und Theologen nach Bologna zu reiſen; aber alle ſolche Maßregeln richteten doch nichts aus. Nun ernannte der Kaiſer zur Beilegung der Religionsſtreitigkeiten drei Gelehrte, Julius von Pflug, der jetzt Biſchof in Naumburg geworden war; den Weihbiſchof Holding von Mainz und den proteſtantiſchen Johann Agricola, Hofprediger des Kurfürſten von Brandenburg, die gemeinſchaftlich eine Glaubensformel abfaſſen mußten, welche unter dem Namen des Augsburgiſchen Interims bekannt geworden iſt, und welches nun von beiden Theilen angenommen werden ſollte. Es enthielt 26 Artikel, worin die Meſſe, die Lehre von der Transſubſtantiation, die Lehre vom oberſten Biſchofe als dem Nachfolger Petri und vieles Andre beibehalten war; manches aber wieder auf ein künftiges Concilium verſchoben werden ſollte. Der Kaiſer ließ das Interim den 15. Mai 1548 vorleſen. Der Kurfürſt von Mainz dankte im Namen der Reichsſtände für des Kaiſers Fürſorge, ohne eben dazu beauftragt zu ſeyn. Einige proteſtantiſche Fürſten wagten es jedoch, freimüthig zu widerſprechen; Johann Friedrich nahm es gar nicht an, ob er ſich gleich dadurch ſeine Gefangenſchaft erſchwerte uud Moritz wollte erſt ſeine Theologen fragen, ehe er es einführe. Die Reichsſtädte, beſonders Straßburg, Hamburg, Lübeck, Bremen, Magdeburg und Lüneburg verwarfen es; manche mußten es mit Gewalt annehmen und viele Prediger verloren darüber ihre Stellen. Die eifrigen Katholiken waren auch nicht damit zufrieden, und ſo hatte Karl wenig erreicht und wenig Dank verdient. Moritz ließ in Leipzig durch Melanchthon und andere Theologen ein neues Interim aufſetzen, durch welches das

Augsburger beſtätigt oder berichtigt und beſchränkt werden ſollte. Aus Furcht vor dem Kaiſer und aus Rückſicht auf den Willen ihres Landesherrn gaben ſie etwas nach, beſonders in Ceremonien. Sie erklärten mehrere Punkte für Adiaphora, d. h. Mittelдinge, worauf nicht die Seligkeit beruhe und die man jedem Theile ohne Beunruhigung laſſen könne. So ſollten dem oberſten Biſchofe und andern Biſchöfen, „die ihr Amt nach Gottes Willen nicht zur Zerſtörung, ſondern zur Erbauung verrichten ſollen,“ alle andere Kirchendiener unterworfen ſeyn und gehorchen; die ungewöhnlich gewordene letzte Oelung ſolle man gebrauchen, doch ohne Aberglauben; die canoniſchen Stunden könnten wieder in Gang gebracht werden, ſo wie auch mehrere Feiertage, und beſonders das Frohnleichnamsfeſt und die Feſte der heiligen Jungfrau; auf Befehl des Kaiſers ſolle man ſich Freitags und Sonnabends, ſo auch in der Faſten, des Fleiſcheſſens enthalten. Die guten Werke wurden für nöthig zur Seligkeit erklärt, die aber damit nicht verdient werde. Was die wahre chriſtliche Kirche lehrt, ſolle angenommen werden, nur dürfe ſie nicht gegen die Schriftlehre ſeyn u. ſ. w. Daß ein ſolches Interim von proteſtantiſchen Theologen ausgehen konnte, mußte freilich befremden; indeß entſchuldigten ſich die Verfaſſer mit der Nothwendigkeit, nachzugeben, und machten auch darauf aufmerkſam, was dadurch für Jetzt und die Zukunft zu gewinnen ſey, wenn es gebilligt würde. Allein es wurde ein neuer Zankapfel, wobei es beſonders dem friedliebenden Melanchthon ſehr übel ging. War er auch in einigen Punkten zu nachgiebig, ſo hatte er, kein ſklaviſcher Anhänger des Lutheriſchen Buchſtabens und fremder Meinungen, doch auch durch fortgeſetztes Forſchen erkannt, daß man vieles für wichtiger anſehe, als es wirklich ſey, und er erſcheint in dieſen Streitigkeiten viel achtungswerther, als ſeine zänkiſchen, oft mit Unverſtand eifernden Gegner.

In dem Streit über die Interims und die Adiaphora kam plötzlich von dem neuen Papſt Julius III. der Antrag, das Concilium in Trident fortzuſetzen. Der Kurfürſt Moritz wurde noch beſonders eingeladen, der aber ſogleich verlangte, der Papſt müſſe ſich dem Concilium ſelbſt unterwerfen und den evangeliſchen Theologen eine entſcheidende Stimme geſtatten.

Den 1. Mai 1551 begann das Concilium, auf dem der Kaiſer dafür ſorgen wollte, „daß alles fromm und chriſtlich zugehen, völlige Freiheit und Sicherheit ſtatt finden und die Schrift und die Lehre der Kirchenväter entſcheiden ſollten. Es wurde dem Concilium ein Sicherheitsbrief für die proteſtantiſchen Theologen abgedrungen, und nun kamen die Würtemberger und Straßburger Theologen, Johannes Sleidanus *), ein um die Reformationsgeſchichte ſehr verdienter Mann, und Brentius an. Sie hatten zugleich Bekenntnißſchriften ausgearbeitet, ſo wie auch Melanchthon, der hier gar nicht mehr die Nachgiebigkeit, wie in dem abgepreßten Interim, bewieſen hatte. Auch er ſollte mit einigen andern Theologen nach Trident, hatte aber insgeheim den Befehl, zu zögern, und hielt ſich in Nürnberg auf. Moritz war mit Recht aufgebracht gegen den Kaiſer, weil dieſer den Landgrafen, als er entfliehen wollte, ſchimpflich einkerkern und mißhandeln ließ, auch alle Fürbitten, die ſeit fünf Jahren gefangenen Fürſten freizugeben, vergeblich waren und der Kaiſer ganz despotiſch herrſchend die Spaniſchen und andere Kriegsvölker noch immer zur Plage des ſüdlichen Deutſchlands zurück ließ und beſonders alle hart behandelte, die ſein Interim nicht annahmen. Auch die Reichsverſammlungen waren gewöhnlich mit ſeinen Kriegern umgeben. Indeß war Moritz zu ſchwach und ſeine Mitſtände hatten nicht Muth genug, ſich der Gewalt entgegen zu ſtellen. Da trug ihm der Kaiſer auf, das in die Acht verfallene Magdeburg einzunehmen. Er und andere Fürſten belagerten es, nahmen es unter ſehr gelinden Bedingungen ein und benutzten es als einen feſten Waffenplatz. Zugleich machten ſie ein heimliches Bündniß mit Frankreich, freilich ein trauriges, und für Deutſchland, das Metz, Toul und Verdün nachher dabei einbüßte, nachtheiliges, aber jetzt faſt nothwendiges, und nur durch des Kaiſers Herrſchſucht herbei geführtes Auskunftsmittel. Der Kaiſer wurde endlich mißtrauiſch, ließ ſich aber wieder einſchläfern, bis Moritz, vollkommen ausgerüſtet, im

---

*) Commentariorum de statu religionis et rei publicae Carolo V. Caesare Libri XXVI. ſind ſchätzenswerth.

März 1552 mit ſeinem Kriegsheere in Thüringen gegen ihn aufbrach, als dreifachen Grund dazu angab, daß „alle Zuſagen zur Sicherheit der Evangeliſchen willkührlich gebrochen, der Landgraf treuloſer Weiſe gefangen genommen und feſt gehalten und die Deutſchen noch immer mit fremden Kriegsvölkern bedrängt worden wären; auch ſollten die Reichsſtände, wie es ſchien, ganz zu einer unerträglichen, erblichen Knechtſchaft gebracht werden.“ Der Kaiſer befand ſich in Insbruck ohne Soldaten, da ſie in Deutſchland zerſtreut waren; Moritz rückte näher, ſchlug die Truppen, die der Kaiſer ſchnell zuſammen gezogen hatte, und der am Podagra leidende Karl mußte ſich ſchnell in einer Sänfte bei ſtürmiſchem Wetter nach Villach fortſchaffen laſſen. Da die Proteſtanten zugleich Frankfurt am Main belagerten, der König Ferdinand gegen die Türken unglücklich war, der König von Frankreich, unter dem Vorgeben, die deutſchen Reichsſtände zu beſchützen, während er die Evangeliſchen in Frankreich verfolgte, jene drei Bisthümer wegnahm, ſo kam es zuerſt 1552 zu einem Vertrage in Paſſau, nach welchem die gefangenen Fürſten frei wurden; durch verſtändige Perſonen ſollten die Religionsangelegenheiten begutachtet und ausgeglichen, und es ſollte ein beſtändiger friedlicher Zuſtand bis zu endlicher Vergleichung aufgerichtet werden; ja er ſollte fortdauern, wenn der Vergleich auch nicht zu Stande käme. Das Interim wurde aufgehoben und die Proteſtanten machten ſich verbindlich, alle Feindſeligkeiten einzuſtellen, auch dem Bunde mit Frankreich zu entſagen.

Indeſſen war das Land durch den Krieg verwildert und verheert. Einige kleine Parteien wollten ſich von dem unruhigen Leben und vom Rauben und Plündern gar nicht entwöhnen; ſo auch Albrecht, Markgraf von Brandenburg, der vorgab, man könne mit dem Paſſauer Vertrage nicht zufrieden ſeyn, darauf beſonders die Bisthümer in Franken und am Rhein ſchrecklich heimſuchte und ſich dann nach Niederſachſen wendete. Moritz mußte gegen ihn als einen Friedensſtörer ziehen. Er ſiegte den 9. Jul. 1553 bei Sieversbauſen im Lüneburgiſchen, wurde aber tödtlich verwundet und ſtarb nach drei Tagen. Er hat für Sachſen viel gethan; die Kloſtergüter wendete er vorzüglich für die Kirchen und Schulen an und ſtif-

tete unter andern die drei berühmten Fürſtenſchulen, in Meiſſen, Grimma und in Pforta bei Naumburg mit anſehnlichen Einkünften.

Der Kaiſer konnte den Unfall doch nicht vergeſſen und es verzögerte ſich der Reichstag bis zum 5. Februar 1555. Hier wurde nun endlich der berühmte Religionsfriede in Augsburg geſchloſſen. Die Proteſtanten haben ihn beſonders dem billig denkenden Könige Ferdinand zu danken, der auch gern Kaiſer werden wollte und vor allem auf Ruhe und Frieden drang. Der eine kaiſerliche Commiſſarius, Cardinal und Biſchof Otto von Augsburg, wollte freilich nichts davon wiſſen, denn es müſſe ein Glaube, wie ein Gott ſeyn; welcher Theil dem andern weichen ſolle, müſſe das Concilium entſcheiden. Zum Glück wurde Otto nach Rom abberufen. Es wurde nach manchem Zwiſt beſchloſſen: Kein Reichsſtand ſolle wegen ſeiner Religion und Kirchengebräuche angefochten werden und die Proteſtanten ſollten von aller Gerichtsbarkeit des Papſtes und der Biſchöfe frei ſeyn; es ſolle keinem Unterthan unter einem katholiſchen Fürſten ſeiner Religion halber Gewalt angethan werden; wenn er das Land verlaſſen wolle, ſo ſolle er ſeine Güter gegen einen billigen Abzug verkaufen dürfen. Was die Lutheraner bis zum Paſſauer Vertrage an Kirchengütern eingezogen, ſollte ihnen verbleiben. Einen wichtigen Vortheil errangen jedoch die Katholiken durch die Beſtimmung oder den geiſtlichen Vorbehalt, daß jeder Erzbiſchof, Biſchof oder wie ſonſt ſeine geiſtliche Würde heißen möchte, wenn er von der katholiſchen Kirche abträte, ſein Amt und deſſen Einkünfte abgebe, was an ſich natürlich war; aber es traten auch Fälle ein, wo die Unterthanen zugleich mit evangeliſch werden wollten oder es größtentheils ſchon waren, und wo dann billig ein verhältnißmäßiger Antheil der Einkünfte an dieſe Gemeinde und ihren Lehrer hätte übergehen ſollen. Man gab bloß zu, daß die Ehre durch den Uebertritt nicht gekränkt werden ſollte, und die Proteſtanten bemühten ſich vergeblich, dieſen Punkt zu ändern. Er war gegen den Grundſatz einer völligen Religionsfreiheit, hielt nun auch manchen angeſehenen Geiſtlichen ab, ſich für die Reformation zu erklären, da oft ſo viele zeitliche Vortheile damit verloren gingen, wofür die Proteſtanten kei-

ne Entſchädigung darbieten konnten. Der allgemeine Wunſch war Ruhe und Friede, der den Katholiken nach ſo großem Verluſt an Anſehen, Würden und Gütern immer ſchmerzlich genug und mehr ein abgedrungener, als ein freiwilliger Friede war. Der Reformirten, denen man immer abgeneigt blieb, wurde leider dabei nicht gedacht; denn die Lutheraner fürchteten bei einer ſolchen Forderung noch mehr Schwierigkeiten gegen den von ihnen allein erkämpften Frieden zu finden.

§. 41.

Die reformirte Kirche.

Ihre Stifter ſind Ulrich Zwingel, Prediger zu Zürch, und Johann Calvin, Profeſſor in Genf, beide in der Schweiz.

Obgleich die Schweizer von Zeit zu Zeit Beſchwerden gegen die päpſtlichen Mißbräuche führten, ſo zeigten ſie doch im Ganzen noch ziemliche Ehrfurcht gegen die herrſchende Kirche und Ergebenheit gegen den Papſt. Zwingel oder Zwingli, der Sohn eines Amtmanns aus der Grafſchaft Toggenburg, ſtudirte in Bern, Wien und Baſel; hier war ein freimüthiger Lehrer Wittenbach, der ſchon von manchen hergebrachten Lehren abwich. Zwingli gehörte durch ſeine Kenntniß der Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen Sprache unter die damaligen Gelehrten. Er wurde 1506 Pfarrer in Glarus und ſtudirte fleißig fort. Die Briefe Pauli ſchrieb er Griechiſch ab, lernte ſie faſt auswendig, und bemerkte ſich dazu die Auslegungen des Origenes, Chryſoſtomus, was ihm nachher im Disputiren ſehr zu ſtatten kam. Er lehrte ſchon 1516 ſchriftgemäß, beſprach ſich oft mit ſeinem Freunde Wolfgang Capito in Baſel über die Hierarchie, galt aber noch immer für rechtglaubig. 1516 wurde er Pfarrer in Einſiedeln, das durch ein Marienbild berühmt war und wohin viele Schaaren wallfahrteten. Zwingli predigte gegen dieſe abergläubiſche Verehrung; er fand Widerſpruch, doch auch Beifall; ſelbſt der alte Abt und ſein Vicarius ſtimmten ihm bei; erlaubten Nonnen, das Kloſter zu verlaſſen und zu heirathen; das Singen der Metten zu unterlaſſen und die Bibel in deutſcher Sprache zu leſen. Zwingli wünſchte die Hülfe der Biſchöfe von Coſtnitz und Sitten und

des päpſtlichen Legaten, um manchen Mißbrauch abzuſtellen, erhielt aber nur leere Verſprechungen. 1518 wurde er Pfarrer am großen Münſter in Zürich und hier predigte er ganz bibliſch. Luthers erſte Schriften verbreiteten ſich auch in der Schweiz; Zwingel empfahl ſie, da er von ihrem Inhalt hörte, las ſie aber damals nicht, damit es nicht das Anſehen hätte, als ſey er ein bloßer Nachahmer Luthers, indem er doch längſt durch die Bibel und Kirchenväter auf eben dieſe Bahn geleitet worden war. 1518 kam der Ablaßkrämer Bernardin Samſon, an Unverſchämtheit Tezeln ähnlich, in die Schweiz und ſammelte reichlich in Zug, Lucern, Unterwalden und in Bern. Zwingli predigte in Einſiedeln, Schwyz und in Zürch dagegen; brachte es auch dahin, daß Samſon nicht in dieſe Stadt durfte, ſondern von dem Rathe mit einer guten Bewirthung in der Vorſtadt abgefertigt wurde. Der Rath verklagte Samſon bei dem Papſte, aber dieſer antwortete: „der Gewalt des Papſtes, bei der Geſtattung eines ſolchen Ablaſſes, müſſe ſich Jedermann, bei der Strafe des Bannes, der nur in der Stunde des Todes von dem Papſte ſelbſt könne aufgehoben werden, unterwerfen; der heilige Stuhl laſſe keine Irrthümer zu. Doch wolle er das Betragen des Mönchs unterſuchen." Die Zürcher Obrigkeit unterſtützte aber ihren Zwingli auf alle Weiſe, ließ 1520 ein Gebot ausgehen, alle Prediger ſollten ſich bei ihren Vorträgen nach den Evangelien und Briefen des N. T. richten. Noch ſchien es nicht, als ob die Züricher ſich von der Römiſchen Kirche ganz trennen wollten; Gottesdienſt und Meſſen blieben ziemlich unverändert; der Lehrbegriff wurde noch nicht förmlich angegriffen. Die Schweizer galten noch für ächte Katholiken; die Züricher gaben dem Papſt 1521 einige Tauſend Hülfstruppen, und 1522 übergab Zwingli mit einigen Amtsgenoſſen erſt noch eine Bittſchrift an den Biſchof von Coſtnitz, und erſuchte ihn, ja nichts wider die Predigt des Evangeliums zu verfügen und den Geiſtlichen die Ehe zu geſtatten. Der Papſt Hadrian VI. glaubte daher noch 1523, Zwingli durch anſehnliche Verſprechungen für den Vortheil des Römiſchen Stuhls gebrauchen zu können. Aber Zwingli wies Alles zurück. Nun beklagte ſich der Biſchof von Coſtnitz über die gefährlichen Neuerungen in Zürich, worauf aber Zwingli in einer Apologie

ausdrücklich erklärte, daß er „alle willkührlichen, menſchlichen Vorſchriften in Glaubensſachen verwerfe, viele Biſchöfe ihres Namens unwerth achte; bloß die Schriftlehre, ohne Rückſicht auf einen fremden Lehrbegriff, vortrage; keine fremde Genugthuung außer Chriſto annehme, die Concilien nicht als ein Evangelium ehre und allen Religionszwang verabſcheue, der auch in den Worten: „nöthige ſie herein zu kommen," worauf man ſich bei der Verfolgungswuth gewöhnlich berufe, gar keinen Grund habe." Auch ſchrieb Zwingli 1522 ſein Buch gegen die Faſten der Römiſchen Kirche. 1523 im Januar veranſtaltete die Regierung in Zürich eine öffentliche Unterredung, wozu alle eingeladen wurden, die Zwingli widerlegen wollten. Dieſer lieferte ſieben und ſechzig Sätze in deutſcher Sprache, die man als Grundlage der Schweizeriſchen Reformation anſehen kann. Alles wird darin auf Chriſtum, als den Sohn Gottes und ſeine Erlöſung bezogen; er iſt das ewig gültige Opfer; die Meſſe erinnert uns daran, iſt aber nicht ſelbſt ein Opfer; er allein iſt unſer Fürbitter; unſre Gerechtigkeit; unſre Werke ſind an ſich nicht gut, nur in ſo fern ſie Werke Chriſti ſind; Gelübde der Keuſchheit ſind thörichter Stolz und Sünde, wenn man ſie nicht zu halten vermag. Die Excommunikation iſt nur Sache der Kirche, in welcher der zu Excommunizirende mit dem Biſchof ſich befindet und darf nur nach einem großen öffentlichen Aergerniß angewendet werden. Die angemaßte päpſtliche und biſchöfliche Gewalt, der Cölibat, die aufgelegten Büßungen und das Fegfeuer ſind nicht in der Schrift gegründet. Irrende müſſen Gott überlaſſen werden; man darf ihnen keine körperliche Gewalt anthun; außer wenn ſie Rebellen gegen die Obrigkeit ſind und die öffentliche Sicherheit in Gefahr bringen." Es waren auf 600 Perſonen in dieſer Verſammlung; allein was der Vicarius von Coſtnitz, Johann Faber, nachmals ein berühmter Biſchof in Wien, der die Sache lieber vor ein Concilium gebracht wiſſen wollte, für die Meſſe und die Fürbitte der Heiligen im Geſpräch vortrug, befriedigte ſo wenig, daß der Rath Zwingli beiſtand und anbefahl, es ſolle nur gepredigt werden, was aus der Schrift erweislich ſey. Schriftlich beſtätigte nun der Reformator ſeine Behauptungen noch mehr, drang auf die allgemeine Mittheilung des Kelches im Abend-

mahle, beſtritt die Meſſe, ſo wie auch die Heiligenbilder, worüber es aber zu einigen Unruhen kam. Darauf wurde 1523 im September eine neue Verſammlung ausgeſchrieben, um durch gründliche Unterſuchung allem blinden Eifer vorzubeugen; auf 900 Perſonen, und darunter 350 Prieſter, waren zugegen. Man ſprach hauptſächlich über die Meſſe und den Bilderdienſt; die Aebte und andere Katholiken vertheidigten dieſe Lehren ſo ſeichte, daß bald darauf alle Proceſſionen und das Frohnleichnamsfeſt, das Weihen von Palmzweigen, Kerzen, Waſſer, die letzte Oelung, auch ſogar der Gebrauch der Orgeln in den Kirchen, das Glockenlauten bei Leichenbegängniſſen und Gewittern unterſagt, und den Geiſtlichen im Züricher Gebiete eine „kurze und chriſtliche Einleitung in die chriſtlichen Lehren" von Zwingli zur Führung ihres Amtes überſchickt wurde. Einige Canoniker wollten noch einmal die Meſſe vertheidigen; der verſtändige Rath ließ es geſchehen 1524; da aber die Vertheidigung ſchlecht ausfiel, ſo wurde ihnen angedeutet, ſie ſollten ſich den öffentlichen Verordnungen nicht widerſetzen, wenn ſie gleich glauben könnten, was ſie wollten. 1524 verheirathete ſich Zwingli mit einer Wittwe Anna Reinhard. Indeß regten ſich nun die katholiſchen Cantons; Schafhauſen und mehrere Biſchöfe warnten, jedoch vergeblich, vor den Neuerungen. In Zürich wurde befohlen, alle Bilder aus den Kirchen wegzuräumen, wenn nicht die Mehrzahl der Gemeinde die Beibehaltung verlangte; worüber man ſie erſt eines Beſſern belehren ſollte. In Baſel wollte ſchon 1517 Capito keine Meſſe mehr leſen, und als er 1520 als Hofprediger nach Mainz kam, ſo that nun ſeit 1522 der gelehrte Oekolampadius oder Hausſchein aus Schwaben, Profeſſor in Baſel, deſto mehr für die Reformation. Mühlhauſen, nahe bei Baſel, auch Schafhauſen und Appenzell ſchafften viele Mißbräuche ab; und es wurde, da Zwingli auch mit ſeiner Erklärung der Abendmahlslehre hervortrat, am 13. April 1525 zum erſtenmal in Zürich das Abendmahl nach der Weiſe der Reformirten gefeiert. Auch gab in dieſem Jahre Zwingli ein Lehrbuch in Lateiniſcher Sprache heraus, das in vieler Hinſicht dem Melanchthoniſchen ähnlich, in manchen Punkten noch vollſtändiger war, aber die Zwingliſche Abendmahlslehre ausführlich, und Abweichungen in der Lehre von

der Erbſünde enthielt, indem er dieſen Hang, das Rauhe und Beſchwerliche zu fliehen, aber das Angenehme und Ergötzliche zu ſuchen, aus der angebornen Selbſtliebe herleitete, dieſe gleichſam eine angeſtammte Krankheit, den Zunder zur Sünde, doch nicht die Sünde ſelbſt nannte, welcher Name nur der wirklichen Sünde gehöre. Das Buch zeugt von Gelehrſamkeit, Forſchbegierde, Bibelkenntniß, und iſt gut geſchrieben. 1525 kam eine Ueberſetzung des N. T. zum Vorſchein. Zwei Prediger in Zürich, Leo Judä und Caſpar Großmann, auch Zwingli benutzten Luthers Ueberſetzung, glaubten aber manche Stellen genauer überſetzen zu müſſen und nahmen auch mehr Rückſicht auf die Eigenthümlichkeiten der Schweizerſprache. Die meiſten hebräiſchen Bücher des A. T. überſetzten ſie aus der Urſprache und ſie erſchienen 1529; 1536 erſchien eine neue Ausgabe der vollſtändigen Ueberſetzung, in welcher nicht die Gelehrſamkeit, wohl aber die Deutlichkeit und Geſchmeidigkeit der Lutheriſchen vermißt wird.

Die katholiſchen Cantons ſprachen nun auch von Verbeſſerungen, wollten aber vorher noch ein Religionsgeſpräch in Baden halten und die Zürcher von ihrer Ketzerei überführen; aber man hatte ſchon einige proteſtantiſche Lehrer zum Tode verurtheilt, daher die Zürcher mißtrauiſch waren. Doch kam das Geſpräch im Mai 1526 zu Stande. Der berühmte Streiter Johann Eck und Oekolampadius disputirten vorzüglich über die Meſſe und die Heiligen. Jede Partei ſchrieb ſich, wie gewöhnlich, den Sieg zu. Neun Cantons aber thaten Zwingli und ſeine Anhänger in den ſchweren Kirchenbann; indeß hinderte kein Widerſtand die Fortſchritte der Reformation. In Baſel beſtritten die Parteien einander auf den Kanzeln, die Obrigkeit war ſelbſt getheilt; endlich wurde eine allgemeine Gewiſſensfreiheit bewilliget. Bern ſchwankte eine Zeit lang, verbot noch 1523 die Prieſterehe und das Fleiſcheſſen in der Faſten; gab aber bald nach, unterſagte den Ablaßkram und andere Mißbräuche, beſonders aber nach einer berühmten Disputation zu Bern 1528, wozu nicht alle, aber doch mehrere Cantons, ſelbſt der Biſchof von Lauſanne, Theologen und weltliche Abgeordnete ſchickten. Zwingli, Oekolampadius, Capito, Bucer aus Straßburg, auch Deutſche waren zugegen. 19 Tage

wurde diſputirt. Der erſte Grundſatz war: „nur Beweiſe aus der Bibel entſcheiden, ſie iſt ſelbſt Ausleger und Richter; die dunkeln Stellen muß man durch die deutlichen erklären.“ Die Katholiken halfen ſich ſo gut ſie konnten. Den Supremat des Papſtes bewieſen ſie aus Matth. 16, 18. Luc. 22, 32. Joh. 1, 42., die Meſſe aus der Geſchichte Melchiſedeks und aus Maleachi 3, 3. 4. Apg. 13, 2., das Fegfeuer aus Zachar. 9, 11. Joh. 14, 2. 1 Cor. 3, 15. Aber die Regierung verbeſſerte immer mehr, doch mit Schonung der Schwachen, ob es gleich nicht an ſehr hitzigen Eiferern, beſonders gegen die Bilder, fehlte. In Baſel, Schafhauſen, in St. Gallen, wo ein Herr von Watt beſonders thätig reformirte, gab es nur noch wenige Katholiken, die man ruhig der Zeit überließ. Auch Wiedertäufer flüchteten ſich hieher; man ſuchte ſie zu belehren, aber ihre Schwärmerei ging in Empörung über und machte harte Maßregeln nöthig. Hingegen die Streitigkeiten über die Abendmahlslehre mit den Sächſiſchen Theologen machten wenig Eindruck; Zwingli brachte die meiſten Schweizer auf ſeine Seite; und das Geſpräch mit Luthern 1529 in Marburg bewirkte ohnehin auf einige Zeit einen Stillſtand in dem Streite. 1530 fühlte ſich Zwingli aus eignem Antriebe gedrungen, auch ein Glaubensbekenntniß nach Augsburg an den Kaiſer zu ſchicken, worin er die allgemein chriſtlichen Lehren und ſeine eigenthümlichen Anſichten vorlegte. Es iſt aber nichts darauf erfolgt.

Allein 1529 und 30 ſahe man nun ſchon, daß die Flamme der Zwietracht zwiſchen den Katholiſchen und Reformirten Cantonen bald emporlodern würde. Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Lucern wollten dem Katholizismus treu bleiben, verbanden ſich auch gegen ihre Bundesgenoſſen mit dem Könige Ferdinand. Mit Mühe wurde durch Nachbarn, wie Straßburg und Coſtnitz, der Brand 1529 unterdrückt; in Schwyz hatte man ſchon einen reformirten Prediger verbrannt. 1531 brach der Krieg dennoch aus. Die Zürcher wurden von ihren Freunden verlaſſen, dabei ſchlecht angeführt und durch Verräther ins Verderben geſtürzt. 1531 den 11. Oct. litten ſie bei Cappel, nicht weit von Zürich, eine gänzliche Niederlage. Zwingli ermunterte als Feldprediger das kleine Heer zum Vertrauen auf, fiel aber ſelbſt tödtlich verwundet und ſtarb, erſt 48 Jahre alt.

Sterbend rief er aus: „Was iſt es denn? Sie können den Leib und nicht die Seele tödten!“ Die Sieger mißhandelten noch die entſeelte Hülle aufs Schändlichſte. Er blieb nicht ganz frei von heftigen Ausfällen, doch war er nicht ſo ungeſtüm wie Luther, aber eben ſo wahrheitsliebend, muthig, unternehmend und ausdauernd, aufrichtig und friedliebend. Luther hatte mehr Phantaſie, liebte daher mehr das Geheimnißvolle, ließ auch mehr von dem Aeußerlichen ſtehen; Zwingli drang mehr auf das Praktiſche in dem Chriſtenthume, wollte Alles mehr erklärbar und faßlich haben und hat vielleicht dadurch, daß er in dem Unterricht und Gottesdienſte Alles ſehr einfach verlangte, Bilder, Altäre und Muſik in den Kirchen nicht dulden wollte, manchen, der auch etwas für die Sinne ſuchte, von ſich entfernt. In der Kenntniß der Griechen und Römer kam er Melanchthon am nächſten. Er war freimüthig und beſcheiden, in ſeinem Vortrage war Beſtimmtheit und Ordnung. Mit der dunkeln Offenbarung Johannes konnte er eben ſo wenig recht einig werden, wie Luther. Merkwürdig iſt aber in einer ſeiner Schriften, die er kurz vor ſeinem Tode an den König von Frankreich gerichtet hatte, um ihn über das Weſen der Reformation zu belehren, da ſie ſo oft als eine Empörung gegen die weltlichen Regenten vorgeſtellt und mit den Unruhen ſchwärmeriſcher Parteien vermengt wurde, eine Stelle über das ewige Leben. „Du wirſt dort,“ redet er ihn an, „die zwei Adam, den Erlöſten und den Erlöſer, den Abel und Henoch, Abraham ꝛc. David, Jeſaias u. ſ. w., Petrus und Paulus finden. Dort wirſt du den Herkules, Theſeus, Sokrates, Ariſtides, Antigonus, Numa, Camillus, die Catonen und Scipionen, auch deine königlichen Vorfahren ſehen, die im Glauben geſchieden ſind. Kurz es gibt keinen rechtſchaffenen Mann, keine heilige Seele, kein glaubiges Herz, die du nicht bei Gott antreffen ſollteſt.“ Eine freie Behauptung, die jedoch auch ſchon manche Kirchenväter geäußert hatten, die aber durch die Lehre: „Außer der Kirche gibt es kein Heil,“ Ketzerei geworden war. Dem Könige würde wohl auch dieſe Zuſammenſtellung mißfallen haben.

Luther und Zwingli waren in der Hauptſache einig; ſie erkannten nur Schrift und Vernunft als die Quellen und Mittel zur Erkenntniß an; nahmen zwar Rückſicht auf die älteſte

Kirche, verwarfen aber alles menſchliche Anſehen und allen Gewiſſenszwang in Glaubenslehren; empfahlen dagegen die eigne Forſchung. In der Lehre von der Erbſünde näherten ſie ſich einander etwas, aber in der Abendmahlslehre leugnete Zwingli gänzlich eine wirkliche und leibliche Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti. Er führte unter den Religionslehrern wieder die vollkommene Gleichheit der apoſtoliſchen Kirche ein, da Luther es für rathſam hielt, einige darunter zu Aufſehern zu erheben. Zwingli räumte der weltlichen Obrigkeit, die ihn ſo unterſtützt hatte, etwas mehr Gewalt in kirchlichen Anordnungen ein, als Luther, beide Männer aber wollten ſie nicht als Geſetzgeberin in Glaubensſachen anſehen; beide ſind vielleicht im Feuer des Streites zuweilen in Behauptungen und Folgerungen etwas zu weit gegangen, aber beide bleiben ehrenwerth *). An dem thätigen und friedliebenden Oekolampadius, der beſonders die hebräiſche Sprache und das kirchliche Alterthum kannte, aber auch ſchon 1531 ſtarb, hatte Zwingli ſeinen Melanchthon. Dem Zwingli folgte der gelehrte Heinrich Bullinger, der 44 Jahr in Zürich lehrte und als der zweite Reformator dort verehrt wird. Fragt man, ob Luther oder Zwingli der erſte Reformator geweſen ſey, ſo muß man bekennen, daß eigentlich beide durch Lehren und Predigten unabhängig von einander, mittelbar ſchon früher verbeſſerten, als man von der Reformation ſpricht; daß Zwingli in ſeiner Einſicht Luthern voran eilte, während dieſer langſamer einen Irrthum nach dem andern erkannte; daß aber Luther früher *öffentlich* und ſchriftlich auftrat, während Zwingli mehr im Stillen ſchon vieles änderte, ſobald er und die Regierung das Beſſere erkannten. Die Schweizer feierten das Jubelfeſt ihrer Reformation den 1ſten Januar 1819, indem an dieſem Tage 1519 Zwingli zum erſtenmal in Zürich predigte.

Auch nach Zwinglis und Oekolampadius Tode drang die Kirchenverbeſſerung immer weiter, beſonders durch Wilhelm Farel, einen mit der Griechiſchen und Hebräiſchen Sprache

---

*) Zwinglis Schriften, die 1544 und 45 in vier Foliobänden herauskamen, wird Hr. Dr. Bretſchneider in ſeiner großen Sammlung, und Hr. Dr. Köthe etwas abgekürzt in einer wohlfeilen Ausgabe herausgeben. 1819 gab ſie Uſteri und Vögeli in der Schweiz im Auszuge heraus.

wohl bekannten Edelmann aus Frankreich, und Peter Viret, einen gelehrten und beredten Schweizer, die in Lauſanne und im ganzen Waadtlande gereinigte Grundſätze mit glücklichem Erfolge verbreiteten; ſo auch in Genf. 1536 verſammelten ſich Abgeordnete und Theologen der Regierungen von Zürich, Bern, Baſel, Schafhauſen, St. Gallen, Mühlhauſen und Biel, in Baſel, und hier wurde durch Bullingern und Leo Judä, aus Zürich, Myconius und Grynäus in Baſel, Großmann aus Bern ein Glaubensbekenntniß bearbeitet, das dann alle reformirten Cantons unterſchrieben. Es wurde aus dem Lateiniſchen ins Deutſche und Franzöſiſche überſetzt und iſt unter dem Namen: „die erſte Helvetiſche Confeſſion,“ bekannt. Es beginnt mit der Lehre von der Schrift, als alleiniger Regel des Glaubens, nennt die Erbſünde „ein erbliches Verderben, welches das Menſchengeſchlecht ſo durchdrungen und angeſteckt habe, daß nur Gott durch Chriſtum ihm helfen könne.“ „Der Menſch thut das Gute und Böſe wiſſentlich und freiwillig; aber das Gute nur, wenn er durch die Gnade Chriſti erleuchtet und angetrieben wird. Gute Werke ſind Früchte des Glaubens, aber die Seligkeit iſt Gnade Gottes. Die Sacramente ſind Zeichen der chriſtlichen Religion, aber auch der Gnade Gottes; die Taufe iſt ein Zeichen der Wiedergeburt und bringt uns und unſre Kinder zur Gemeinſchaft des Volkes Gottes. Im Abendmahl bietet der Herr den Seinigen ſeinen Leib und ſein Blut, d. h. ſich ſelbſt, dar; ſie ſollen es empfangen, damit er immer mehr in ihnen und ſie in ihm leben mögen; nicht als ob der Leib und das Blut natürlicher Weiſe mit dem Brote und Weine vereinigt, oder eine leibliche und fleiſchliche Gegenwart anzunehmen ſey, ſondern Brot und Wein ſind nach der Einſetzung geheiligte Zeichen der wahren Gemeinſchaft des Leibes und Blutes Chriſti.“

In Genf war die Reformation gegründet, aber nun erſchien Johann Calvin und gab ihr neue Stärke. Er war 1509 zu Noyon in Frankreich geboren, ſtudirte in Paris und erhielt im zwölften Jahre ſchon in Noyon an dem Dom eine kleine Pfründe und im achtzehnten eine Pfarre, ſtudirte aber in Paris fort und wurde durch einen Landsmann, Peter Robert Olivetan, mit der neuen Lehre bekannt, beſchäftigte ſich nun in Or-

leans ſehr glücklich mit der Rechtswiſſenſchaft, mit der Griechiſchen Sprache und mit der Bibel; lernte dann auf der Univerſität Bourges das Hebräiſche und Syriſche, predigte zuweilen und ergab ſich nach dem Jahre 1533 ganz der Theologie in Paris, wo er viele Freunde der Reformation kennen lernte. Der Rektor der Univerſität ſollte eine feierliche Rede halten. Calvin verfertigte ſie ihm mit manchen freiſinnigen Aeußerungen. Der gute Rektor las Alles ganz treuherzig ab, aber die berühmte Sorbonne oder theologiſche Facultät, die ſich nicht blindlings dem Papſte hingab, aber auch der Reformation entgegen war, unterſuchte die Sache und Calvin mußte flüchten. Er hielt ſich eine Zeit lang bei der Königin Margaretha von Navarra, des Königs Franz I. Schweſter, einer Beſchützerin der Proteſtanten und Wiſſenſchaften, auf, ging zwar wieder nach Paris, ſahe ſich aber genöthigt 1534 nach Baſel zu fliehen, da man ſchon Scheiterhaufen für die vermeinten Ketzer in Frankreich erbaute. 1535 erſchien ſein berühmtes Lehrbuch: Unterricht in der chriſtlichen Religion; (Institutio religionis christianae.) Er richtete es in der Zuſchrift an den König Franz, und es ſollte zugleich, wie das Zwingliſche, eine Vertheidigung der Reformation ſeyn, deren Lehren ganz mit der Schrift übereinſtimmten, „hingegen," ſagte er, „würden Meſſen, Fegfeuer u. ſ. w. von den Gegnern nur darum ſo hitzig verfochten, weil der Bauch ihr Gott und die Religion ihre Küche ſey." Dieſes Buch übertrifft, beſonders nach den ſpätern Bearbeitungen und Ausgaben, an Vollſtändigkeit und Reichthum der abgehandelten chriſtlichen Lehrſätze, an Ordnung, Zuſammenhang und Entwickelung derſelben, an Beweiſen einer ausgeſuchten Beleſenheit, an geſchickter Beantwortung der Einwürfe und an ſchöner Schreibart, alle ähnlichen frühern Lehrbücher der Proteſtanten. Flecken ſind darin die zu große Vorliebe für ſein Syſtem, die es zuweilen nicht ſo genau mit dem Beweiſen nimmt; und für Auguſtinus, ſo wie ſeine Heftigkeit gegen Andersdenkende. Es erſchien erſt ohne ſeinen Namen und zwar Lateiniſch, dann auch Franzöſiſch, und enthält in vier Büchern ſeinen Lehrbegriff. Er handelt ihn ab nach dem apoſtoliſchen Glaubensbekenntniß; zeigt, „daß die Erkenntniß Gottes allen Gemüthern eingeprägt, aber durch

Unwiſſenheit und Bosheit erſtickt oder verfälſcht worden ſey. Daher hat Gott ein beſſeres Erkenntnißmittel, die Schrift, die ihr Anſehen nicht von dem Urtheil der Kirche, ſondern dadurch erhält, „daß Gott und der heilige Geiſt in unſern Herzen durch ſie ſpricht; ferner durch die himmliſche Würde ihrer Lehre und ihre Uebereinſtimmung, ihre edle Einfalt und große Wirkſamkeit; im A. T. durch die Wunder und Weiſſagungen und ihr Alterthum; im N. T. beſonders durch die Harmonie der Evangeliſten, die Berufung der Apoſtel, die Bekehrung Pauli. Man darf alſo keine neue Offenbarung ſtatt der Schrift erwarten.“ Dann folgt die Lehre von der Dreieinigkeit; in der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele weiſet Calvin auch hin auf das Zeugniß des Gewiſſens. Dem zweiten Artikel geht die Lehre von der Erbſünde voran. „Durch Adams Unglauben und Abfall iſt das menſchliche Verderben für ſeine ganze Nachkommenſchaft erblich, nicht bloß durch Nachahmung, ſondern durch wirkliche Fortpflanzung; das iſt ſchon nach Paulus Sünde; die wirklichen Sünden ſind die Früchte. Wir tragen nicht etwa die Schuld eines fremden Verbrechens unſchuldig, ſondern die Uebertretung hat uns allen den Fluch zugezogen; ſie hat uns eine ſtrafwürdige Seuche eingeflößt. Chryſoſtomus und Hieronymus haben viel zu gut über den freien Willen des Menſchen gedacht, indem ſie ihm einen Anfang und Beitrag zu ſeiner Bekehrung zuerkannten; andre ſchwanken oder ſchreiben verworren darüber; ausgenommen Auguſtin. Der Menſch hat keinen freien Willen, um etwas Gutes zu verrichten, wenn ihm nicht die beſondere Gnade Gottes beiſteht, mit welcher die Auserwählten allein durch die Wiedergeburt beſchenkt werden; er hat keine freie Wahl des Guten und Böſen, ſondern handelt nur mit Willen böſe; nicht aus Zwang. Der natürliche Trieb zum Guten, den wir etwa ſpüren, kommt mehr von einer Neigung des Weſens, als von einer Ueberlegung des Gemüths her. Der Wille iſt nach dem Falle geblieben, aber ſtets zur Sünde geneigt; zwar nothwendig, aber doch freiwillig. Wenn Auguſtin ewas milder ſagt: „die Verhärtung und Verblendung der Menſchen durch Gott, deren die Schrift gedenket, gehören nicht zu ſeinen Wirkungen, ſondern nur zu ſeiner Vorherſehung,“ ſo iſt Calvin damit nicht zufrieden. „Nein,“

ſagt er, „Auguſtin geſteht ſelbſt an einem andern Orte, daß Gott auf dieſe Weiſe die vorigen Sünden beſtrafe. Es geſchieht ſolches theils dadurch, daß Gott den Menſchen alles Licht durch ſeinen Geiſt entzieht; theils indem er zur Vollſtreckung ſeiner Gerichte, durch den Diener ſeines Zorns, den Satan, ihre Rathſchläge richtet, wohin es ihm gefällt, ihren Willen erregt, und ihre Bemühungen ſtärkt.“ Nun folgt die Lehre von der Erlöſung. In der Erklärung der zehn Gebote findet es Calvin ganz recht, „daß die Sünde der Väter auch an den Kindern geſtraft werde, weil das ganze Menſchengeſchlecht äußerſt verdorben iſt.“ Im dritten Buche wird der Weg zum Genuſſe der durch Chriſtum dargebotenen Güter gezeigt.“ Es iſt der Glaube; der heilige Geiſt macht uns dazu tüchtig. Die Verworfenen haben auch zuweilen davon eben die Empfindung, wie die Auserwählten, von denen ſie ihrer Meinung nach nicht verſchieden ſind, weil ſie der Herr, um ſie mehr zu überführen, und ihnen alle Entſchuldigungen zu entreißen, einen ſanften Einfluß genießen läßt, ſo weit ſeine Güte ohne den Geiſt der Kindſchaft geſchmeckt werden kann. Sie haben aber doch nur eine verworrene Empfindung der Gnade; nicht den Genuß, der von dem beſondern Zeugniſſe herkommt, und den Gott den Auserwählten ertheilt. Jene werden durch ein vergängliches Licht erleuchtet; dieſe können den Glauben nie verlieren. Aus dem Glauben entſteht die Buße. Die Beichte iſt nützlich, doch muß ſie freiwillig ſeyn.“ Nun ſucht er beſonders die Lehre von der Gnadenwahl oder Prädeſtination, nach Auguſtin, zu begründen. Er meint: „der Menſch werde die Seligkeit nie recht lebhaft als Werk der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit erkennen, wenn wir nicht ſeine ewige Wahl erſt erkannt haben, indem dieſe die Gnade Gottes durch die Vergleichung verherrlichet, daß er nicht alle ohne Unterſchied zur Hoffnung der Seligkeit aufnimmt, ſondern einigen gibt, was er andern verſagt. Durch dieſe Lehre wird der Stolz der Menſchen niedergedrückt; aus ihr entſteht Gewißheit der Seligkeit und Ruhe des Gewiſſens. Sie iſt an ſich etwas ſchwer; wird aber durch die Neugierde des Menſchen noch gefährlicher und verwickelter.“ Nach Röm. Cap. 9. ſucht Calvin nun zu beweiſen, „daß Gott nach einem ewigen unveränderlichen Rathſchluſſe einen Theil der Menſchen

zur Seligkeit, einen andern zur Verdammniß, beides ohne Rückſicht auf ihr Verhalten, beſtimmt habe; nicht das Vorherwiſſen, ſondern ſein bloßer Wille iſt der Grund der Vorherbeſtimmung.“ „Es iſt ein entſetzlicher Rathſchluß,“ ſagt Calvin ſelbſt, „ich geſtehe es; aber Niemand kann leugnen, daß Gott vorhergeſehen habe, welchen Ausgang der Menſch nehmen werde, ehe er ihn geſchaffen und es deßwegen voraus gewußt hat, weil er es durch ſeinen Rathſchluß ſo angeordnet hatte; er ſahe nicht nur den Fall des erſten Menſchen und in demſelben den Umſturz der Nachkommen, ſondern hat ihn auch nach ſeinem freien Willen veranſtaltet. Daß die Verworfenen dem ihnen bekannt gewordnen Worte Gottes nicht gehorchen, daran iſt zwar die Bosheit ihres Herzens Schuld; aber ſie ſind darum dieſer Bosheit hingegeben, weil ein gerechtes, aber unerforſchliches Gericht Gottes ſie dazu aufgeſtellt hat, um ſeinen Ruhm durch ihre Verdammung zu verherrlichen.“

Im vierten Theile folgt die Lehre von der Kirche. „Außer der wahren Kirche iſt keine Seligkeit zu erwarten. In Glaubenslehren iſt ſie nur an das Wort Gottes gebunden; und auch durch neue Geſetze darf ſie das Gewiſſen, welches ein Mittelding zwiſchen Gott und Menſchen iſt, nicht feſſeln.“ In der Lehre, daß die Taufe zur Seligkeit nöthig ſey, weicht Calvin vom Auguſtin ab; aber die Kindertaufe hält er für rechtmäßig. In der Lehre vom Abendmahle tritt Calvin zwiſchen Luther und Zwingli. „Wir dürfen die Zeichen nicht zu ſehr verringern und von den Geheimniſſen losreißen, an welche ſie gewiſſermaßen geknüpft ſind, aber ſie auch nicht zu hoch erheben, und die Geheimniſſe ſelbſt verdunkeln. Brot und Wein ſind hier Zeichen der unſichtbaren Nahrung, die wir aus dem Fleiſche und Blute Chriſti nehmen. Weil aber dieſes Geheimniß der geheimen Vereinigung Chriſti mit den Frommen an ſich unbegreiflich iſt, ſo ertheilt uns Gott in ſichtbaren faßlichen Zeichen ein Bild davon. Die Seelen werden eben ſo durch Chriſtum genährt, wie der Leib durch Brot und Wein. Wir empfangen dadurch die Verſicherung, der Leib des Herrn ſey dergeſtalt einmal für uns geopfert worden, daß wir jetzt denſelben eſſen, und durch Eſſen die Kraft jenes einzigen Opfers in uns empfinden; daß auch ſein Blut dergeſtalt einmal für uns vergoſſen

worden ſey, um ein beſtändiger Trank für uns zu ſeyn. Es iſt jedoch nur ein Eſſen des Glaubens, weil Chriſtus durch dieſen der unſrige wird; aber keine bloß geiſtliche Gemeinſchaft mit Chriſto, ſondern eine Gemeinſchaft mit dem Leibe und Blute Chriſti." Man ſieht auch hier die mühſamen Deutungen und Wendungen; wogegen das Wahrſte iſt, was Calvin ſagt: „Die vornehmſte Kraft des Sakraments liegt in den Worten: Das für euch gegeben und vergoſſen wird." Wozu nun die Künſtelei? Von Zwingli wich alſo Calvin ab in der Lehre von der Erbſünde, vom Abendmahle, indem er eine geheimnißvolle, unbegreifliche Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti annahm; beſonders aber in der Lehre von der Vorherbeſtimmung. Die Meſſe war ihm ein Götzendienſt. Calvin ging 1535 von Baſel zu der Herzogin von Eſte nach Italien, die nachher ſeine Lehre annahm, aber er mußte bald entfliehen und kam wieder nach Genf, wo ſeit einem Jahre die neue Lehre eingeführt war, und wo er mit Farel immer mehr verbeſſerte. Allein da die Genfer Kirche ſich des geſäuerten Brotes bei dem Abendmahl bediente, die Taufſteine aus den Kirchen entfernte, auch außer dem Sonntage alle Feſttage abgeſchafft hatte, was alles von einer Synode in Lauſanne gemißbilligt wurde, und die drei Prediger, Calvin, Farel und Corauld ſich dieſem Ausſpruche nicht unterwerfen wollten, ſo mußten ſie innerhalb dreier Tage die Stadt verlaſſen, in welcher ſie auch wegen der Ausſchweifungen und innern Zwiſtigkeiten vieler Einwohner manchen Kampf und Verdruß gehabt hatten. Calvin ging nach Straßburg, wurde Profeſſor der Theologie und richtete eine reformirte Kirche ein, da ſich viele Franzöſiſche Flüchtlinge hier verſammelten. In Genf nahm man unterdeß das ungeſäuerte Brot an; Calvin ermahnte nun ſelbſt in Briefen, ſich nicht wegen einer ſolchen gleichgültigen Sache zu entzweien, und ſtärkte die Gemeinde gegen die Verſuche des Cardinals Sadoleto, ſie zur Römiſchen Kirche zurück zu führen. 1541 wurde Calvin nach Genf zurück gerufen und genoß ein faſt unbeſchränktes Anſehen. Zwingli hatte in Zürich ein Conſiſtorium aus Perſonen geiſtlichen und weltlichen Standes ſtiften helfen; Calvin geſtattete aber der Obrigkeit weit weniger Einfluß auf Kirchenſachen. In dem zu Genf auf ähnliche Weiſe errichteten

geiſtlichen Gerichte oder Conſiſtorium hatten die Prediger die Aufſicht über alle kirchlichen Angelegenheiten, mußten ſtreng über die Sitten und reine Lehre wachen und konnten auch den Kirchenbann zur Erhaltung der Kirchenzucht anwenden. Vergeblich ſchrieen viele Einwohner, es ſey dieß „eine wiederhergeſtellte päpſtliche Tyrannei.“ Das Presbyterium oder geiſtliche Gericht, an deſſen Spitze Calvin ſtand, zog Jedermann wegen ſeiner Reden und Thaten zur Verantwortung; reichten Kirchenſtrafen nicht hin, ſo wurde der Angeklagte mit einem Gutachten der Presbyteren dem Rathe überlaſſen, wo aber Calvin ebenfalls Alles vermochte. So wurde eine Magiſtratsperſon abgeſetzt und kam zwei Monate ins Gefängniß, „weil ihr Wandel unregelmäßig ſey und ſie mit Calvins Feinden in Verbindung ſtehe;“ Jacob Gruet wurde enthauptet, weil er ärgerliche Briefe und Verſe geſchrieben und die Kirchenverfaſſung umzuſtürzen verſucht habe. Am berüchtigtſten iſt aber die Verdammung des Michael Servetus, eines Spaniers (geb. 1509), der in der Lehre von der Dreieinigkeit der gewöhnlichen Vorſtellung widerſprach; indem er die drei nicht für drei Perſonen, ſondern für drei Wirkungen hielt; ſich jedoch auch nicht immer gleich blieb und an vielen bibliſchen Ausſprüchen künſtelte. Er hatte mancherlei theologiſche und Sprachkenntniſſe, näherte ſich in vielen Stücken den Reformatoren, reiſete in Italien und Frankreich umher, verbreitete ſeine Meinungen und beſprach ſich mündlich und ſchriftlich mit Calvin, Oekolampadius und andern Gelehrten, wurde aber dabei nicht ſelten heftig und ſchmähſüchtig. 1536 hielt er in Paris Vorleſungen über die Mathematik, ſtudirte dabei die Arzneikunſt, übte ſie 1540 auch bei Lyon aus. Aber es lag ihm vor allem die Herſtellung des alten Chriſtenthums, freilich nach ſeinen Begriffen, am Herzen, und er arbeitete eine beſondere Schrift dazu aus, worin er lehrt, daß „der Glaube ein Bekenntniß ſey, nach welchem der Menſch Jeſus Chriſtus Gottes Sohn und für unſre Sünden geſtorben und auferſtanden iſt. Wer ihn dafür erkennt, wird gerecht und ſelig;“ aber die Dreieinigkeit in den gewöhnlichen Ausdrücken findet er nicht bibliſch. Gegen den Papſt als Antichriſt ſpricht er ſehr heftig. Er hielt ſich in Vienne unter einem andern Namen auf, wurde aber verrathen;

und als er aus der Gefangenſchaft entfloh, wurde ſein Bildniß mit ſeinen Schriften verbrannt. Er ſuchte nach Neapel zu entkommen, hielt ſich aber heimlich in Genf einige Tage auf und wurde auf Calvins Antrieb in einen Kerker geworfen. Sein Angriff auf die Dreieinigkeitslehre und Kindertaufe wurden ſchon allein unter den 38 Klagepunkten, die Calvin, wie er ſelbſt geſteht, um ihn zur Todesſtrafe zu befördern, aufgeſetzt hatte, für Todesverbrechen erklärt. Es wurde bei den Verhören, wobei Calvin immer zugegen war, heftig geſtritten; Calvin vermochte es nicht ihn zu überführen, aber der Rath hielt die Anklagen für erwieſen. Servet proteſtirte gegen peinliches Verfahren in Religionsfragen, da er keinen Aufruhr geſtiftet, vielmehr gegen die unruhigen Wiedertäufer geſprochen habe. Aber man verfuhr immer härter, es wurden von den übrigen reformirten Kirchen noch Gutachten eingeholt, die ihn zwar für einen groben Irrglaubigen erklärten, aber doch nicht ausdrücklich auf Lebensſtrafe drangen. Allein Calvin folgerte ſie doch aus einigen Ausdrücken, und ob er ſchon wegen ſeiner Herrſchſucht eine Gegenpartei hatte, ſo wurde doch durch ſein Anſehen Servet verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden. Calvin ſuchte jedoch, wiewohl vergeblich, eine gelindere Todesart auszuwirken. Am 27. Oct. 1553 wurde Servet unter des nicht minder ſtrengen Farels Begleitung zum Scheiterhaufen gebracht, nachdem er vergebens um die Strafe mit dem Schwerte geflehet hatte. Naſſes Holz verlängerte ſeine Qual, das mitleidige Volk warf endlich dürres Holz hin. Da ſelbſt ein Melanchthon, ein Bucer und andre dieſe Todesſtrafe billigten, ſo ſieht man wohl, daß man auch noch immer ſelbſt unter den Proteſtanten weit entfernt war, die Unrechtmäßigkeit ſolcher Ketzerſtrafen zu erkennen und zu bedenken, was man dadurch den Katholiken einräume. Bei gänzlicher Hartnäckigkeit in groben Irrthümern will Luther höchſtens mit Landesverweiſung beſtraft wiſſen. Doch es gab auch andre friedliebende und einſichtsvolle Gelehrte, welche alle Ketzerſtrafen verwarfen. Minus Celſus aus Siena in Italien ſagt in einer Schrift 1584: „Ich frage diejenigen, welche unter einem Ketzer einen Widerſacher der von der Kirche angenommenen Lehre verſtehen: welches denn jetzt diejenige Kirche ſey, welche die wahre, geſunde und

heilige Lehre ganz vollkommen enthält.“ „Auch die mit Recht Reformirte genannten ſind zwar einſtimmig in der Verwerfung des Papſtthums, doch weichen viele derſelben in mehreren Dingen von einander ab. Jede hält ihre Meinungen für wichtige Lehren des Chriſtenthums: ſobald nun einmal Ketzerverfolgungen angenommen werden, muß nothwendig eine Partei die andere drücken, der Ketzerei wegen verdammen; mit dem Banne belegen; ja einer muß den andern, wenn er ihm in die Hände fällt, mit Feuer und Schwert aus dem Wege räumen; und ſo wird des Verfolgens und Blutvergießens kein Ende ſeyn.“ Aber dieſe ſo vernünftigen Grundſätze fanden langſam Eingang. 1559 wurde in Genf der Grund zu einer Univerſität gelegt, auf welcher beſonders Theodor Beza ſich Ruhm erwarb. Calvin war bis an ſein Ende 1564 unermüdet thätig; er predigte faſt täglich, bildete viele junge Lehrer, wohnte allen Berathungen im Conſiſtorium und in der Predigergeſellſchaft bei, lieferte eine Menge Schriften über theologiſche und politiſche Gegenſtände, Commentare über die Bibel, brauchte viele Zeit, um ſeine Streitigkeiten auszufechten und die Gegner ſeiner Meinung zu widerlegen und zum Briefwechſel. Das Hebräiſche und Griechiſche verſtand er nicht vorzüglich; aber ſein guter Verſtand traf ſehr oft das Richtige, nicht ſelten trug er aber auch ſeinen Lehrbegriff in die Bibel hinein und ihre Ausſprüche mußten ſich nach ihm bequemen. Die Sittenlehre trug er ſehr einnehmend vor. Calvins große Thätigkeit bei einem ſchwächlichen Körper, ſeine hohe Uneigennützigkeit, ſein redlicher Wille, ſeine Geiſtesgaben und vielſeitigen Kenntniſſe, ſeine Strenge gegen ſich ſelbſt und ſein untadelhaftes Leben verdienen alle Achtung. Aber an heiterem Gemüthe und ſanften Gefühlen fehlte es ihm, er war vielmehr rauh, unbiegſam, herrſchſüchtig, intolerant und nicht frei von Rachſucht. Wie konnte er bei dem Buchſtaben des neunten Kapitels an die Römer ſtehen bleiben und ihn nicht mit Pauliniſchem Geiſte erklären, daß Gott Allen wolle geholfen wiſſen, und daß die Gnadenmittel Allen angeboten werden; daß es nicht einer göttlichen Vorherbeſtimmung, ſondern dem Menſchen beigemeſſen werde, wenn er ungebeſſert bleibt und daß ſchon das A. T. Fluch und Segen zur freien

Wahl vorlege? Wie konnte es ihm bei ſeinen Vorſtellungen von den Strafen der Erbſünde an den Kindern entgehen, daß nach der Bibel der Sohn nicht tragen ſoll die Miſſethat des Vaters? oder bei der Prädeſtination, daß ſeine Lehre gerade die zum Stolze und zur Sicherheit verführe, die ſich einbilden, Auserwählte zu ſeyn; diejenigen aber niederſchlage und zur Verzweiflung bringe, welche glauben, ſich als Verworfne anſehen zu müſſen, die nicht zu retten ſind? Daher hat auch dieſe Lehre ſehr bald Widerſpruch gefunden und iſt aufgegeben oder doch ſehr gemildert worden, und Calvins Härte gegen Andersdenkende, die, wenn er ſie nicht überführen konnte, verfolgt oder aus der Stadt gewieſen wurden, wie der berühmte Bibelüberſetzer Caſtellio; ſein Benehmen gegen Servetus, deſſen Verurtheilung doch hauptſächlich von ihm abhing, wird man nie rechtfertigen, ſondern mehr zur Warnung vor ähnlichen Verirrungen darſtellen können.

Die Schweizeriſche Reformation iſt die Mutter der reformirten Kirche, die ſich auch die evangeliſch-reformirte nennt. Bei unwiſſenden Gegnern galt ſie mit der Lutheriſchen für eine; allein die ſtrengern Anhänger Calvins ſonderten ſich beſonders wegen der Abendmahlslehre von den Lutheranern ab und nannten ſich Calviniſten. Zuweilen begreift man aber auch jetzt Lutheraner und Reformirte unter dem Namen Proteſtanten.

§. 42.

Die Reformation in andern Ländern. Die drei Nordiſchen Reiche. 1. Dänemark mit Norwegen. 2. Schweden.

Sie verbreitete ſich vorzüglich durch die außerordentliche Menge der Studirenden, die nach Wittenberg eilten; auch durch viele andre Männer, die Luthern hörten und ſeine Schriften laſen. Wir wenden uns zuerſt nach dem Norden von Europa.

Die drei Nordiſchen Königreiche, Dänemark, Schweden und Norwegen, waren zur Zeit der Reformation in den unruhigſten Bewegungen. Die von der berühmten Königin Margarethe 1397 geſtiftete Calmariſche Union vereinigte ſie zwar

alle, aber die Eiferſucht dieſer Nationen und Parteilichkeit der Regenten für Dänemark, machten die Verbindung locker, bis ſie 1520 durch das Blutbad in Stockholm, in welchem der grauſame König Chriſtian II. die zu ſeiner Krönung berufenen, angeſehenſten, freiſinnigen Männer ergreifen und hinrichten ließ, ganz aufgelöſet wurde. Auf 600 Menſchen kamen um. Darüber verlor er alle drei Reiche. Guſtav Waſa, ein edler tapfrer Schwede, wurde 1523 nach vielen Gefahren König in ſeinem Vaterlande; Friedrich I., Herzog von Schleswig-Holſtein, König in Dänemark und Norwegen. In dieſen Reichen war die päpſtliche Macht ſehr groß; der Petersgroſchen war ergiebig, die Erzbiſchöfe und Prälaten waren reich und mächtig und machten den Königen viel zu ſchaffen, beſonders die von Lund und Upſala. Um das Jahr 1517 war der Ablaßkrämer Arcimboldi in dem Norden angekommen, miſchte ſich jedoch auch in Schwedens politiſche Händel, was dem Papſte mißfiel und Schweden fiel in den Bann, woraus es ſich mit hunderttauſend Dukaten, theils an den Papſt, theils an den Erzbiſchof von Upſala zahlbar, löſen ſollte. Allein Guſtav Waſas Regiment änderte Alles.

1. Nach Dänemark brachten ſchon 1519 einige junge Dänen, die in Wittenberg ſtudirt hatten, Grundſätze der Reformation nach Hauſe. Vorzüglich aber wirkte dafür Johann Tauſen. Er war vorher ein Mönch, ſollte in Cöln ſtudiren, lernte aber Luthers Schriften kennen und ging nun nach Wittenberg; mußte dann nach Hauſe, und nützte mit ſeinen beſſern Einſichten im Stillen. Indeß ſchon Chriſtian II. ſchränkte den Klerus ein und änderte einiges, freilich mehr, um von den Kirchengütern zu gewinnen, als aus reinen Abſichten; ſpäterhin ſcheint er ganz von der Wahrheit der neuen Lehre überzeugt worden zu ſeyn, beſonders als er Luthern gehört hatte. Er ließ 1524 ſogar die erſte Däniſche Ueberſetzung des N. T. in Leipzig drucken. Seine Gemahlin, eine Schweſter des Erzherzogs Ferdinand von Oeſtreich, hegte gleiche Geſinnung. 1527 brachte es der König Friedrich mit den Reichsräthen nach einer kräftigen Rede an die herrſchſüchtigen und widerſpenſtigen Biſchöfe, in welcher er ihnen vorſtellte: „er habe zwar geſchworen, die Römiſch-katholiſche Religion zu erhal-

ten, aber damit nicht alle Irrthümer und nichtswürdige Fabeln und Mißbräuche, welche ſich dabei eingeſchlichen haben;“ er habe „geſchworen, ihren Stand mit ſeinen Vorrechten zu beſchützen, aber nur wenn ſie als Biſchöfe die Kirche Chriſti gehörig weideten,“ dahin, daß man Niemanden ins Gewiſſen fragen ſollte, ob er Lutheriſch oder papiſtiſch ſey; jeder ſolle für ſeine Seele ſorgen. Die Lutheraner wurden geſchützt, der Cölibat aufgehoben, und noch andre Verbeſſerungen wurden durchgeſetzt. Die Reformation griff auf dieſem freien Boden immer weiter um ſich. Vier Jütländiſche Biſchöfe ſchrieben an Eck und Cochläus um Hülfe gegen das gottloſe Lutherthum, es kam aber Niemand. Erasmus, von Cochläus befragt, meinte, es ſey dahin eine weite Reiſe und es gäbe dort zu wilde Menſchen. 1530 wurde auf der 1478 geſtifteten Univerſität zu Kopenhagen ein Geſpräch zwiſchen beiden Parteien veranſtaltet, wozu die Katholiken noch einen Streiter aus Cöln verſchrieben. Die Evangeliſchen übergaben zuerſt einen Inbegriff ihres Glaubens in 43 Artikeln, der der Augsburgiſchen Konfeſſion ſehr ähnlich iſt, ob man dieſe gleich 1574 um der Glaubenseinigkeit willen, vorgezogen hat. Dagegen erſchien von den Katholiken eine Klagſchrift, worin man dem Könige vorwarf, er habe ſeine Wahlkapitulation verletzt, nach welcher er „die Kirche und ihre Diener ſchützen und den Lutheranern nicht das Predigen geſtatten wolle.“ Sie legten dabei in 27 Artikeln eben ſo viele Ketzereien vor, welche die Gegenpartei beweiſen ſollte. Tauſon ſchrieb mit ſeinen Gehülfen eine Schutzſchrift; aber aus der Disputation wurde nichts, weil die Katholiken verlangten, ſie ſollte Lateiniſch gehalten werden; die Evangeliſchen aber die Landesſprache vorzogen, damit Jedermann über die Sache mit urtheilen könnte; auch räumten ſie nicht ein, daß die Schrift durch die Beſchlüſſe der Kirchenverſammlungen und die Lehren der Kirchenväter erklärt werden ſollte. Der König erlaubte nun eine völlig freie Religionsübung und schützte, wie er verſicherte, die Gegner des Katholizismus nicht darum, weil ſie Luthers Anhänger wären, ſondern weil ſie göttliche Wahrheiten vortrügen. Doch ging es nicht ohne Unruhen ab, weil es auch unverſtändige, hitzige Köpfe gab, welche die Reformation mit Fäuſten durchſetzen

wollten. Der König Friedrich I. mußte ſchonend verfahren, die Reichsräthe beſchränkten ſeine Macht und der abgeſetzte König Chriſtian II. hatte noch Freunde, neigte ſich wieder zu den Römiſch-katholiſchen und eroberte beinahe Norwegen, wurde aber gefangen und ſeine Macht hatte ein Ende. Nach Friedrichs Tode 1533 machten zwar einige Widerſacher, beſonders die Biſchöfe, neue Verſuche, Chriſtian II. wieder auf den Thron zu erheben, aber es mißlang ſo ſehr, daß vielmehr 1536 der neue König Chriſtian III. nach einer geheimen Berathſchlagung mit den Reichsräthen, die Biſchöfe, mit Ausnahme des Schleswigiſchen, gefangen nehmen, 114 große Güter mit mehrern Schlöſſern einziehen und für Staatsbedürfniſſe beſtimmen ließ: Unter den Bedingungen, daß ſie keine Unruhe ſtiften und die Reformation nicht hindern wollten, erhielten ſie nach und nach die Freiheit; nur der Biſchof von Seeland, Rönnow, blieb lieber in Gefangenſchaft, als daß er ſich zu jenen Verpflichtungen verſtanden hätte. Die Geiſtlichen, welche ihre Aemter behalten wollten, mußten die Religion ihrer evangeliſchen Gemeinden annehmen. Die Klöſter wurden leer, theils Edelleuten in Lehen gegeben, theils in Hospitäler und Schulen verwandelt und den Predigern ein anſtändiges Einkommen angewieſen; die alten Mönche und Nonnen wurden verſorgt. 1537 wurde Dr. Bugenhagen nach Kopenhagen gerufen; er krönte den König und die Königin; revidirte die von Däniſchen Theologen entworfene und auch von Luther und Melanchthon durchgeſehene Kirchenordnung mit Palladius, dem erſten Biſchof von Seeland; lehrte Theologie in Kopenhagen, predigte oft bei Hofe, nahm aber, um allen Schein des Eigennutzes zu vermeiden, das einträgliche, ihm angebotene Biſthum in Schleswig nicht an, und kehrte 1542 nach Wittenberg zurück. Die erzbiſchöfliche Würde hob man auf, die Biſchöfe hießen erſt Superintendenten, bekamen aber nachher den biſchöflichen Titel wieder; der Biſchof von Seeland erhielt den erſten Rang. Jedem Biſchofe wurde ein weltlicher Stiftsregent zur Seite geſetzt, der mit ihm und den Pröbſten Gericht halten, Synoden anordnen und für Kirchen- und Schulangelegenheiten ſorgen ſollte. Die Canonicate wurden zur Unterſtützung der Gelehrten in ihren Studien und

zum Beſten der Kirche beſtimmt. Die Kirchenordnung wurde 1539 zu Odenſee auf dem Reichstage feierlich als Reichsgeſetz beſtätiget.

In Norwegen widerſetzte ſich beſonders der Erzbiſchof von Drontheim der Kirchenverbeſſerung und wollte Chriſtian II. das Reich zuwenden, aber er entfloh mit vier von Kirchenſchätzen belaſteten Schiffen und Norwegen erhielt die kirchliche und politiſche Einrichtung, wie Dänemark. Die evangeliſchen Biſchöfe in beiden Reichen haben Rang, Anſehen und Einkünfte genug, doch nicht, wie in Schweden, Sitz und Stimme auf den Reichstagen. In Island kam die Reformation erſt 1551 zu Stande, als der katholiſche Biſchof mit den Waffen in der Hand in einem Aufſtande das Leben verlor.

2. In Schweden, wo viele Unwiſſenheit herrſchte, hatte zwar Chriſtian II. gegen ein Geſchenk von 1100 Rhein. Gulden den Ablaßkram geſtattet, aber da ihm der Ablaßkrämer Arcimboldi heimlich entgegen war, ſo nahm der König das Schiff weg, in welchem des Mäklers Bruder Schwediſche Erzeugniſſe und auf 20,000 Dukaten Ablaßgelder fortſchaffen wollte. Allein die Reformation kam vorzüglich durch die Brüder Olof und Lorenz Petri oder Peterſen, Söhne eines Schmidts, zu Stande. Sie ſollten nach Rom gehen, um dort zu ſtudiren; als ſie aber nach Deutſchland kamen, und von Luther und Wittenberg hörten, wendeten ſie ſich 1516 dahin; blieben bis 1519 dort und der ältere wurde ein Vertrauter von Luther; beide lernten beſonders auch von Melanchthon. Sie reformirten, als ſie kaum wieder die vaterländiſche Gränze betraten und der Bruder des Arcimboldi mußte das Ablaßgeld wieder herausgeben. Wenige Geiſtliche wußten, was es eigentlich mit der Reformation zu bedeuten habe, ob Luther das Heidenthum oder den Islam begünſtige; ein Biſchof meinte, man wolle aus Rußland die Griechiſche Lehre einführen und ſchrieb daher gegen ſie. Olof machte den Archidiakonus Anderſon, der hernach Kanzler wurde, mit Luthers Lehre bekannt und Olof trat öffentlich auf dem Reichstage als Gegner der Römiſchen Kirche auf; Anderſon ſtand ihm bei und Guſtav Waſa, der die verbeſſerte Lehre ſchon in Lübeck hatte kennen gelernt, trat ganz auf ihre Seite, doch mit Behutſamkeit. Er ſtand

mit Luther im geheimen Briefwechſel und auf deſſen Empfehlung wurde Olof Prediger an der großen Kirche in Stockholm, Lorenz aber Profeſſor in Upſala. Aber mehrere Reichsſtände, doch vorzüglich die ungeheuer reiche Geiſtlichkeit, die Mönche mit der Inquiſition, gegen welche der Staat und der König arm erſchienen, und viele aus dem aufgewiegelten, unwiſſenden Volke widerſetzten ſich allen Verbeſſerungen. Der allerdings zu hitzige Eiferer Olof wurde oft mit Schimpfen, Steinen und Prügeln verfolgt und beide Brüder fielen endlich in den Bann; einige ſchwärmeriſche Wiedertäufer verſchlimmerten die Sache noch mehr. Aber der weiſe König trat mit Ruhe und Einſicht dazwiſchen, er ließ zwei Biſchöfe abſetzen, die nichts zu einer Anleihe hergeben wollten und Empörungen ſtifteten, tadelte auch die Lutheriſchen Prediger, die Alles auf einmal umſtürzten, auf die katholiſchen Biſchöfe ſchmäheten und aus Mißverſtand der Lutheriſchen Lehre gar predigten, „gute Werke ſind zur Seligkeit unnütz;" auch verbot er die eigenmächtigen Veränderungen. 1524 disputirte Olof Peterſen mit dem katholiſchen Profeſſor Peter Galle, einem Hauptſtreiter in Upſala, über den katholiſchen Lehrbegriff; keiner gab nach; aber der König erklärte Peterſen darum für den Sieger, weil dieſer nur aus der heiligen Schrift, Galle aber zugleich aus der Tradition, aus den Kirchenvätern und den Beſchlüſſen der Concilien und Päpſte bewieſen und ihnen gleiche Auctorität, wie der Bibel, beigelegt hatte. Beide Streiter mußten nachher ihre Gründe, Einwürfe und Antworten ſchriftlich vorlegen. Der Erzbiſchof von Linköping war aber höchſt unzufrieden, daß man den alten Glauben, der über allen Zweifel erhaben ſey, in Unterſuchung gezogen; man wiegelte die ſonſt ſo treuen, kräftigen Bauern, die Dalekarlier, gegen den König auf; aber dieſer fuhr ruhig in ſeinem Werke fort, war mit auf der Hochzeit des Olof, ſo ſehr auch auf dieſe Verheirathung von den Biſchöfen geſchmähet wurde; wies den mächtigſten der Erzbiſchöfe, Magnus, der im Uebermuthe mit einem faſt königlichen Hofſtaate aus dem vornehmſten Adel und einer Leibwache von 200 Mann, wozu er noch andre Mißvergnügte in ſeine Dienſte nahm, und prachtvoll gekleidet in ſeinem Erzſtift zur Viſitation herumzog, dabei eine herrlichere Tafel hielt, als der König, die prieſterlichen

Amtsverrichtungen aber durch einen Biſchof verrichten ließ, recht ernſtlich darauf hin, ſein Beruf beſtehe nicht in äußerlichem Gepränge, ſondern in der Predigt des göttlichen Wortes. Der Kanzler Anderſon überſetzte 1526 das N. T. mit Hülfe der Lutheriſchen Ueberſetzung, übertraf ſie aber noch in manchen Stellen; die beiden Peterſen überſetzten dann, im Auftrage des Königs, die ganze Bibel, die 1541 gedruckt und die Guſtaviſche genannt wurde. Nur konnten beſonders die Landleute ſich nicht von den vielen ſinnlichen Gebräuchen losreißen, ob ſie gleich, als der König ſie einſt Lateiniſch anreden ließ und ſie bekannten, daß ſie nichts davon verſtänden, auf die Frage: warum ſie ſo viel auf die Lateiniſche Meſſe hielten? nichts antworten konnten. Der Erzbiſchof Magnus hörte nicht auf, ſeinen Stolz zu zeigen. Er bewirthete einſt den König in Upſala mit außerordentlicher Pracht, ſetzte ſeinen Thron dem königlichen gegenüber und brachte dem Könige eine Geſundheit zu mit den Worten: „Unſere Gnaden trinken Eurer Gnaden ein gutes Jahr zu.“ Guſtav erwiederte ſchnell: „Deine Gnaden und unſre Gnaden haben nicht Raum unter einem Dache.“ Es erfolgte ein großes Gelächter. Indeß wollte ihn der König durch eine Geſandtſchaftsreiſe nach Polen entfernen; Magnus aber packte viel Silbergeſchirr aus den Kirchen, auch mancherlei vaterländiſche Urkunden ein und wußte ſonſt noch viel Geld zuſammen zu bringen, reiſete 1527 nach Rom und — kam nicht wieder. Zwei Biſchöfe, offenbare Empörer, wurden hingerichtet. Da aber die Unruhen fortdauerten, ſo erklärte Guſtav 1527 auf dem Reichstage zu Weſterås, daß, da er für alle ſeine Bemühungen nur geläſtert und verketzert werde; da man über Abgaben ſchreie, ohne daß diejenigen geben ſollten, die es vermöchten; da die Krone durchaus unzulängliche Einkünfte habe, ſo wolle er ſie niederlegen. Der Erzbiſchof von Linköping berief ſich darauf, daß „ſie Würden und Güter vom Papſte hätten und nur in Dingen dem Könige zu gehorchen brauchten, die nicht wider die Kirchengeſetze wären.“ Der Reichsrath und Adel ſtimmte bei. „Gut,“ ſagte der König, „ſo iſt auch mein Entſchluß gefaßt, ich entſage der Regierung und fordere nur mein Vermögen zurück, das ich für das Reich aufgeopfert habe, dann werde ichs verlaſſen. Kein Wunder iſt es, daß der Pö-

bel verwirrt wird, wenn er die Vornehmen zu Vorgängern hat. Alles ſoll meine Schuld ſeyn; Mönche, Prieſter und alle Creaturen des Papſtes wollt ihr über mich ſetzen; ihr alle wollt richten und meiſtern; wie wäre es da möglich, euern Scepter zu regieren? nicht der Teufel in der Hölle, viel weniger ein Menſch kann dazu vermeſſen genug ſeyn.“ Mit Thränen im Auge ging er aufs Schloß; aber die Stände wurden beſtürzt; doch kam es zu keiner Vereinigung. Da traten die Deputirten des Bauernſtandes auf und erklärten, wenn nicht die Reichsräthe einen einſtimmigen Beſchluß bewirkten, ſo würden ſie es thun. Der Bürgerſtand trat bei; ſelbſt ein Biſchof Magnus Sommer von Stregnäs ſtellte wehmüthig die Gefahren vor, wenn ſie jetzt ihren König verlören. Aber erſt am dritten Tage brachte es der Bürger- und Bauernſtand ſo weit, daß der Adel ſeine Reue und Unterwerfung dem Könige erklärte. Zweimal flehten die Abgeordneten den König an, ſeinen Vorſatz zu ändern, er blieb unbeweglich. Da jedoch die Bekümmerniß allgemein wurde, ſo kam er in ihre Verſammlung und die drei Stände willigten in alle ſeine Vorſchläge. Er wurde Herr über den Klerus ſeines Reiches; die Biſchöfe, die allein dreizehntauſend Landgüter beſaßen und wahrſcheinlich, wenn ſie zur rechten Zeit ein Opfer brachten, viel gerettet hätten, mußten ihre Schlöſſer, wo ſie wie kleine Fürſten herrſchten, dem Könige übergeben; der Hauptfeind, der Biſchof Bralk, flüchtete mit Kirchenſchätzen nach Danzig. Es wurden dreißig Klöſter aufgehoben, in dem Kirchenceremoniell blieb noch Manches ſtehen und der König bedrängte überhaupt Niemanden wegen der Religion, aber das Papſtthum war dahin. 1529 gab Olof ein Handbuch heraus, wie die Prediger die Sacramente und Gebräuche halten ſollten, wobei auch die letzte Oelung bei dem feſten Verlangen des Kranken geſtattet wurde. Lorenz Peterſen, faſt ein Melanchthon, wirkte hauptſächlich als Lehrer und Schriftſteller und wurde der erſte evangeliſche Erzbiſchof in Upſala. Auf einem Reichstage in Orebro wurden noch mehrere Mißbräuche abgeſchafft. Indeß vergaßen ſich doch die drei wichtigſten Männer bei dieſer Kirchenverbeſſerung nach dem Jahre 1538 gegen ihren König. Sie, beſonders der ungeſtüme Olof, wollten, gegen den Rath des Königs, Alles auf

einmal abſchaffen und machten ihn dadurch verhaßt; ſie meinten, er maße ſich zu viel in kirchlichen Angelegenheiten an. Olof predigte ſogar gegen den König, der aber an Lorenz ſehr nachdrücklich ſchrieb, daß beide das Volk zu belehren, aber nicht aufzuwiegeln verpflichtet wären; ſie verlangten Macht und Anſehen, wie katholiſche Prälaten. Lorenz handelte weiſer und der König ſchenkte ihm bald ſein Vertrauen wieder. Hingegen Olof und Anderſon, Kanzler und Archidiakonus, wurden beide gefangen genommen, weil ſie eine Verſchwörung gegen den König verſchwiegen, wahrſcheinlich ſelbſt Antheil daran genommen hatten, aber nun ſich mit dem Beichtſiegel entſchuldigen wollten. Beide wurden zum Tode verurtheilt, ſelbſt unter dem Vorſitz des Erzbiſchofs, doch der König begnadigte ſie; Olof erhielt auch ſein Amt wieder und ſt. 1552. 1540 und noch mehr 1544 erlitt die Römiſche Kirche die letzten Erſchütterungen in Schweden; der König ließ aus Wittenberg einen Erzieher für ſeinen Prinzen Erich kommen; es war ein Pommerſcher Edelmann, Namens Georg Normann, der ihm in geiſtlichen und weltlichen Sachen treu beiſtand. Ein gelehrter Dominikaner, der nach Wittenberg reiſete, um Luthern zu widerlegen, kam als Lutheraner zurück und wurde Biſchof in Linköping. Guſtav nahm auch Antheil an den Kirchenangelegenheiten in Deutſchland, billigte es, als die Evangeliſchen die päpſtlichen Concilien und das Augsburger Interim verwarfen, und ſtarb 1560, nachdem er die Reformation feſt begründet hatte.

§. 43.

3. Die Oeſtreichiſchen Erblande*). 4. Polen.

3. Es iſt wohl kein Zweifel, daß im Oeſtreichiſchen die Reformation die völlige Oberhand würde erhalten haben, wenn

---

*) Das Oeſtreich = Habsburgiſche Haus war ſehr mächtig geworden. Es erhielt 1453 die erzherzogliche Würde, und aus ihm wählte man Jahrhunderte hindurch die deutſchen Kaiſer. Maximilian I. wurde 1477 Herr der Niederlande oder des Burgundiſchen Kreiſes, indem er die Erbin deſſelben heirathete. Sein Sohn, Erzherzog Philipp, vermählte ſich mit einer Spaniſchen Prinzeſſin; der Sohn dieſer Ehe war Karl I., König von

die Unterthanen die freie Wahl gehabt hätten. Die katholiſche Religionsübung kam in Verfall und es fehlte oft an Prieſtern. Mehrere Familien hatten insgeheim ihre evangeliſchen Prediger. 1532 hielten mehrere Herren aus der Ritterſchaft und den Städten bei dem Könige Ferdinand um die Erlaubniß an, ihren Glauben öffentlich bekennen zu dürfen; aber vergeblich. Als er nach dem Tode ſeines bigotten Beichtvaters, des Biſchofs in Wien, Johann Faber, etwas milder geworden war, wiederholten vier und zwanzig Herren aus der Ritterſchaft und zehen Städte, unter ihnen ſelbſt Wien, und die Steiermärker und Kärnthner ihr Geſuch: „daß das Wort Gottes nach chriſtlichem Verſtande zur wahren Buße bei dem Sittenverderben dürfte gepredigt werden.“ Ferdinand erwiederte bloß, „auch er wünſche das unverfälſchte Wort, ſie aber ſollten keine Neuerungen vornehmen, ſondern den Erfolg der auf dem Reichstage vorgeſchlagenen Mittel abwarten.“ In Böhmen freuten ſich die Böhmiſchen Brüder, Nachkommen der Huſſiten, über Luthers Reformation, nannten ihn den Sächſiſchen Huß; zwei Lehrer in Prag ſchrieben an ihn, munterten ihn auf, ſtandhaft fortzufahren, und verſicherten, daß viele Böhmen für ihn beteten. Indeß ſtörte Emſer, Herzog Georgs Secretär, wie ſchon erwähnt, das gute Vernehmen. Doch die Böhmiſchen Brüder ſchickten mehrmals Abgeordnete an Luthern, und ob er gleich mit mancher ihrer Vorſtellung, und damit, daß ſie auch den Kindern das Abendmahl reichten, nicht zufrieden war, ſo erklärte er doch: „es iſt billig, daß man ſie das zerbrochene Rohr und glimmende Tocht ſeyn laſſe, denn wir alle nicht vollkommen ſind.“ Sie überſandten 1536 ihr

---

Spanien und als Karl V. deutſcher Kaiſer, der mächtigſte Fürſt aus dieſem Stamme. Karls Sohn war Philipp II., König von Spanien; aber Karls Bruder, Ferdinand, erhielt die deutſchen Länder, wurde nachher König und Kaiſer von Deutſchland, und bekam durch ſeine Verheirathung mit der Prinzeſſin Anna von Ungarn und Böhmen 1526 auch dieſe beiden Königreiche. Mit Böhmen waren Mähren, Schleſien und die Lauſitz, mit Ungarn, das erſt 1687 zu einem Erbreich Oeſtreichs gemacht wurde, war das Großfürſtenthum Siebenbürgen vereinigt worden, das jedoch eine Zeit lang unter Türkiſcher Herrſchaft ſtand und erſt 1697 völlig unterworfen wurde.

Glaubensbekenntniß, das ſie 1535 dem Könige Ferdinand übergeben hatten und Luther und Melanchthon billigten es; man geſtand ſogar, daß ſie in der Kirchenzucht die Proteſtanten überträfen. Die Nähe von Böhmen hatte auch ſchon die Aufmerkſamkeit der Ungarn auf die Huſſiten gelenkt; ihr großer König Matthias Corvinus (ſt. 1490) hatte viel für die Gelehrſamkeit gethan, allein ſeine ſchwachen Nachfolger ſetzten dieſes ruhmwürdige Streben nicht fort; in der Religion blieb es meiſt beim Hergebrachten. Indeß hörten die Ungarn viel von Luthern; ein Magnat, Johann Thurzo, zuletzt Erzbiſchof in Breslau, ſchickte Vertraute an ihn und Melanchthon, und war mit ihren Berichten ſehr zufrieden. Es gingen junge Ungarn nach Wittenberg und ſtreuten dann mit glücklichem Erfolg guten Samen aus. Doch ihr König Ludwig II. war gegen Luthern eingenommen; er ſchrieb deßwegen an Friedrich den Weiſen, der ihn jedoch zurecht wies. 1525 kam ein Befehl zum Vorſchein, daß alle Lutheraner, als Feinde der heiligſten Jungfrau, Vermögen und Leben verlieren ſollten. Aber Ludwigs Gemahlin Maria, eine Schweſter von Karl V., war durch ihren Beichtvater milde geſtimmt. Fünf königliche Freiſtädte, Leutſchau, Seben, Bartfa, Eperies und Caſchau erklärten ſich 1525 für Luthers Lehrbegriff, ſo wie auch andere Städte. Vitus aus Winsheim und Grynäus aus Schwaben, Lehrer in Ofen, wurden vertrieben; Vitus wurde Profeſſor in Wittenberg und Grynäus in Baſel. 1526 kam Ludwig in der Schlacht bei Mohacz um und mit ihm zwei Erzbiſchöfe, von denen der Graner der Oberfeldherr und Urſache des verlornen Treffens war; fünf Biſchöfe, viele vom Adel und faſt das ganze Heer; das Land wurde ſchrecklich von den Türken verwüſtet. Luther tröſtete die Königin durch vier Pſalmen, was ihr Bruder Ferdinand ſehr tadelte. Zwei Fürſten wollten Könige von Ungarn werden, aber beide waren Verfolger der ſich immer mehrenden Lutheraner. Devay, ein Ungar, eine Zeit lang Luthers Tiſchgenoſſe, verbreitete 1531 die neuen Grundſätze mit vielem Erfolge, doch war er zu heftig, wurde gefangen, beſuchte aber nach ſeiner Befreiung Wittenberg noch einmal und kam mit Empfehlungsſchreiben an den Magnaten Nadasdy zurück, der ſich um das Kirchen- und Schulweſen mit ihm verdient machte.

Devay neigte ſich jedoch mit vielen Ungarn auf Zwinglis Seite, was Luthern ſehr ſchmerzte; ſo daß er es eine Abſcheulichkeit nannte, und äußerte: „wenn ich dieſes Sinnes werden ſollte, ſo haltet mich für thöricht.“ Aber Stöckel, der 13 Jahre in Wittenberg ſtudirt hatte, blieb Luthern treu und wirkte als Rektor der Stadtſchule in Bartfa ſehr für die Reformation. Seine dreizehn Artikel, ein Glaubensbekenntniß der fünf Städte, (Confessio Pentepolitana) galt lange Zeit als Glaubensregel. Ob nun gleich die Katholiken ſtrenge Maßregeln gegen die Lutheraner und noch mehr gegen die Reformirten vorſchlugen und auch hier und da ausübten, ſo war doch der Zuſtand des Reiches ſo unruhig, und die Proteſtanten hatten an Nadasdy, der 1554 Palatinus oder oberſter Richter des Reichs nach dem Könige wurde, einen ſo treuen Beſchützer, daß ſie immer weitere Verbeſſerungen einführten. Vorzüglich ſprach der gelehrte Biſchof Andreas Dudith in Fünfkirchen als Abgeordneter in Trident nachdrücklich dafür, daß man den Laien den Kelch reichen und durch Nachgiebigkeit größeres Unheil verhüten ſollte. Vergeblich. Er verheirathete ſich nachher, trat aus dem geiſtlichen Stande und lebte zuletzt in Mähren und in Breslau. Die günſtigſte Periode für die Reformation war unter dem gütigen Kaiſer Maximilian II. 1564—1576. Sein Lehrer Severus, der in Wittenberg ſtudirt hatte, ſtimmte ihn milde; ſein Hofprediger Pfaufer in Prag war ſelbſt verheirathet und ſtand mit Melanchthon in Verbindung, der auch dem Kaiſer durch dieſen Pfaufer mehrere Fragen, z. B. über das Fegfeuer, über das Anſehen des Papſtes, über die guten Werke u. ſ. w. beantworten mußte. Maximilian ſahe ſich aber doch endlich genöthigt, ſeinen freiſinnigen Hofprediger zu entlaſſen, der als Superintendent zu Lauingen in der Oberpfalz ſtarb. In Ungarn ſchützte jedoch Maximilian die Evangeliſchen der Augsburgiſchen Confeſſion; der Papſt hatte endlich unter gewiſſen Einſchränkungen den Laien den Kelch verwilligt und der Kaiſer ließ dieſe Erlaubniß bekannt machen; arbeitete auch an einer Annäherung der Kirchen und an der Aufhebung des Cölibats. Er hatte in Ungarn einen berühmten deutſchen Feldherrn, Lazarus von Schwendi, der ein Proteſtant war, und den der Kaiſer hochſchätzte. Unter dieſem Regenten wurde

die ſegensreiche Religionsverträglichkeit ſo einheimiſch, daß 1573 der Biſchof von Großwardein die evangeliſchen Prediger in ſeinem Sprengel ſeine in Chriſto geliebten Brüder nannte; wogegen auch die Evangeliſchen die Biſchöfe mit aller Achtung behandelten. Allein gegen die Calviniſten war Maximilian hart und wollte ſie verwieſen wiſſen. Unter ſeinem ihm unähnlichen Sohne und Nachfolger fingen aber die trüben Zeiten für die Evangeliſchen ſchon an, beſonders nach dem Jahre 1600. Die Proteſtanten aber entkräfteten ſich ſelbſt durch innere Zwietracht. Die in Deutſchland erſchienene Eintrachtsformel ſtiftete hier nur Uneinigkeit; manche Städte nahmen ſie an, andere verwarfen ſie; der Abendmahlsſtreit wurde mit Hitze erneuert, vorzüglich durch die Heftigkeit einiger Lutheraner, die freilich das für ſich hatten, daß allein die Bekenner der Augsburgiſchen Confeſſion geduldet werden ſollten, aber doch viel zu weit gingen, indem einige verlangten, alle theologiſchen Streitigkeiten ſollten aus Luthers Schriften entſchieden werden. 1597 erhielt der Erzbiſchof Olah von Gran den Auftrag, die Bergſtädte zu viſitiren. Der Erzherzog Ferdinand hatte ſchon in der Nähe, in Oeſtreich, viele nicht katholiſche Gemeinden durch Soldaten zerſtören laſſen. 1604 fing man auch in Ungarn an Gewaltthätigkeiten gegen die Evangeliſchen zu gebrauchen; es wurden Kirchen weggenommen, Prediger vertrieben, ihre Beſchwerden für ungegründet erklärt, die man gar nicht auf den Reichstag bringen ſolle. Dieſe durch den päpſtlichen Nuntius und die Jeſuiten eingeleiteten Maßregeln ſtürzten das Land ins Verderben. Die evangeliſchen königlichen Freiſtädte und Bergſtädte blieben zwar ihrem Könige treu, aber viele Proteſtanten und auch katholiſche Herren, welche die politiſche Freiheit retten wollten, ſchloſſen ſich an den reformirten Fürſten von Siebenbürgen, Stephan Bocskai, an, der Oberherr von Ungarn zu werden ſuchte, ſich daher ſelbſt mit den Türken verband, unter denen freilich die Chriſten für Geld oft mehr Schutz fanden, als unter ihren Glaubensgenoſſen, der aber nun die Bedrückungen ſeiner Glaubensbrüder zum Vorwand des Kriegs gegen den Kaiſer nahm. Die Türken verwüſteten die Länder bis nach Oeſtreich und Mähren; Bocskai eroberte Ungarn; die religiöſe und politiſche Freiheit wurde

proclamirt; Bocskai ſollte König werden, nahm aber dieſe Würde nicht an und ſtarb wahrſcheinlich an Gift; doch half er noch 1606 den wichtigen Wiener Frieden, der als Religionsfriede für Ungarn gelten ſollte, ſtiften. Es wurde die den Evangeliſchen nachtheilige Verordnung des vorigen Reichstags aufgehoben; völlige Religionsfreiheit den Evangeliſchen zugeſichert, doch mit der bedenklichen Clauſel, ohne Nachtheil für die katholiſche Religion. Sie wurde zwar von dem Erzherzog Maximilian günſtig dahin erklärt, daß beide Theile in und mit ihrer Religion, Confeſſion, ihrem Cultus, ihren Kirchen, Schulen und Rechten nicht geſtört werden ſollten; doch die Jeſuitiſche Partei, ſelbſt Biſchöfe, die eigenhändig unterſchrieben hatten, wollten den Frieden nicht anerkennen. Allein der Erzherzog Matthias, Bruder des ſchwachen Rudolphs, trat 1608 an deſſen Stelle; der Wiener Friede wurde unter die Ungariſchen Reichsgeſetze aufgenommen und die Religionsfreiheit ſchien feſt geſichert. Zweimal wählte man einen evangeliſchen Palatinus und alle Proteſtationen der Jeſuiten blieben eine Zeit lang unbeachtet, bis 1612 der Jeſuit Peter Pazmany, ein ſchlauer Feind der Proteſtanten, Erzbiſchof von Gran, und 1619 der Kaiſer Ferdinand II. König in Ungarn wurde, ſeit welcher Zeit die Bedrückungen nie ganz aufgehört haben.

Nach Siebenbürgen brachten 1521 einige Kaufleute aus der Hauptſtadt Herrmannſtadt die Schriften Luthers: „von der chriſtlichen Freiheit," „von der Babyloniſchen Gefangenſchaft," „von den Mönchsgelübden" u. a. von der Leipziger Meſſe mit nach Hauſe. Die Sächſiſche Nation daſelbſt, welche deutſch ſpricht, fand hier ganz neue Aufſchlüſſe, und zwei Prediger aus Schleſien machten ihr alles noch verſtändlicher. Auch der Graf oder Oberrichter der Sachſen ſtand ihnen bei und ſprach für ſie bei dem Könige, der indeß doch 1523 gebot, alle Schriften Luthers ſollten aufgeſucht und verbrannt werden. Allein dieſer Befehl und die Drohung mit Feuer und Schwert, ſo wie der Bann des Erzbiſchofs richteten nichts aus. Nach König Ludwigs Tode 1526 wollte zwar der Statthalter Johann von Zapolya, der ſich vergeblich Mühe gab, König von Ungarn zu werden, die Lutheraner vertilgen, aber er mußte flüchten. 1529 verwies der Rath in Herrmannſtadt die Mönche und

Päpſtler und nach drei Tagen waren ſie alle fort. Dagegen ließ der Erzbiſchof Statilius einen Prieſter, der gelehrt hatte, „Fleiſcheſſen ſey etwas Gleichgültiges; in der Schrift werde es nicht verboten," ins Gefängniß werfen, einen Tag auspeitſchen, ihn dann mit lebenden Haſen, Gänſen und Hühnern behängen, ihn ſo durch die Stadt treiben und Hunde auf ihn hezzen, die ihn zerfleiſchten! Wie ſinnreich und erzbiſchöflich!!

Seit 1533 verbreitete ſich die Reformation, beſonders durch Johann Honter, der in Baſel ſtudirt und dann zu Hauſe eine Buchdruckerei angelegt hatte, worin Luthers Schriften, die Augsburgiſche Confeſſion und Schulbücher gedruckt wurden. 1542 wurde die Meſſe abgeſchafft; und ſo ſehr der Biſchof Martinuzzi von Großwardein die Lutheraner zu unterdrükken ſuchte, ja einen Küſter verbrennen ließ, weil er einer vor einem Heiligenbilde knieenden Frau eine Ohrfeige gegeben hatte, ſo erklärte ſich doch 1544 die ganze Sächſiſche Nation für die Kirchenverbeſſerung und bekannte ſich 1545 feierlich zur Augsburgiſchen Confeſſion; und die Ungariſchen und Szekler Gemeinden folgten ihnen nach; doch hatten auch die Reformirten viele Anhänger. Martinuzzi, treulos gegen ſeine Oberherren, wurde 1551 ermordet. 1559 erhielten die Siebenbürger eine feierliche Beſtätigung ihrer politiſchen und kirchlichen Freiheiten durch die Mutter ihres neuen Königs, des jungen Prinzen Siegsmund aus Pohlen. Aber nun entzweiten ſie ſich als Lutheraner und Reformirte, beſonders auf einer Synode in Herrmanſtadt 1557. Doch haben ſie ſich endlich vertragen lernen. 1564 wurde für die Sachſen ein lutheriſcher und für die Ungarn und Szekler ein reformirter Superintendent angeſtellt und die Katholiken, Reformirten und Lutheraner, wozu auch Unitarier gekommen ſind, haben ziemlich gleiche Freiheit.

4. In Polen, das um das Jahr 1500 auch Litthauen, Liefland und Weſtpreußen in ſich begriff, war durch die Aufnahme geflüchteter Huſſiten ſchon der Sinn für eine Kirchenverbeſſerung geweckt worden, obſchon mehrere, unter andern zwei Geiſtliche, verbrannt worden waren, und zwar darum, weil ſie den Laien den Kelch gereicht hatten. Schon 1518 kamen Luthers Schriften und Lehrſätze dahin; manche Gelehrte ſtanden mit den Reformatoren in Briefwechſel, und ob ſich gleich

hohe Geiſtliche, wie der Primas und Erzbiſchof in Gneſen und der Kanzler Krzyki entgegen ſetzten und den übrigens verdienſtvollen König Siegsmund gegen die Lutheraner aufbrachten, ſo war doch 1523 ganz Krakau und 1525 ein großer Theil in Maſovien evangeliſch. Es gab nun ſchon ſolche Lehrer in Polen, wie Gloſſa, Profeſſor in Krakau; Sclutianus in Poſen. In Danzig ließ der König 1526 viele Lutheraner, die er für Aufrührer erklärte, hinrichten, aber die Stadt wurde doch evangeliſch, ſo wie Thorn und Elbing. In Oſtpreußen reformirte der Hochmeiſter des deutſchen Ordens, Albrecht von Brandenburg, ſich und ſein Land, indem er das Land zwar von Polen zur Lehn erhielt, es aber in ein weltliches Herzogthum verwandelte, und Brißmann und Amandus, geſchickte Lehrer aus Wittenberg, für Königsberg erworben hatte, worauf ſich auch die Biſchöfe zu Samland und Pameſan für die Reformation erklärten. Er ließ die Bibel, die Katechismen, verſchiedne Kirchenagenden und Poſtillen ins Polniſche überſetzen, nahm die Augsburgiſche Confeſſion an und drohte denen, die darwider lehren würden, mit dem Banne. Allein der Deutſchmeiſter des Ordens beklagte ſich über dieſe Umwandlung der Ordensbeſitzung; Albrecht wurde 1532 in die Reichsacht erklärt, die zwar nicht vollzogen, aber doch für ihn bedenklich wurde. Indeß hinderte dieß die Verbeſſerungen nicht; zur Bildung tüchtiger Lehrer wurde die Univerſität Königsberg 1544 errichtet und ſeine Gemahlin, eine Däniſche Prinzeſſin, war in Allem förderlich. Er ſt. 1568, nachdem er ſich ſelbſt ſein Leben durch politiſche Händel zuletzt getrübt hatte. Nach Polen hatte der Kaiſer ſelbſt dem Könige das Augsburgiſche Bekenntniß überſchickt. Da wurde 1534 den Unterthanen bei Landesverweiſung verboten, nach Wittenberg zu reiſen. Doch war der König nachher milder. 1548 kam noch eine Schaar Böhmiſcher Brüder an und ließ ſich in Poſen und Preußen nieder; manche traten zu den dort entſtandenen reformirten Gemeinden über. Es fehlte nun zwar nicht an Widerſpruch und an Gegenanſtalten, um die Reformation zu erſticken, aber es traten immer mehr weltliche Große zu ihr über und der gelehrte Kanzler Laski, der 1540 eine Zeit lang das Reich verließ, weil er glaubte, ſeiner religiöſen Ueberzeugung nicht ungeſtört folgen zu können,

half nachher, als er ein Schreiben von Luthern an den König und die Augsburgiſche Confeſſion mitbrachte, deſto eifriger reformiren. Man erſuchte erſt den Papſt um Wiederherſtellung des Gottesdienſtes in der Landesſprache, des Kelchs im Abendmahle, des Eheſtandes der Geiſtlichen und um ein Nationalconcilium. Vergeblich! Die Könige Siegsmund I. (ſt. 1548) und II. (ſt. 1572) waren ſehr gemäßigt und billigdenkend. Nur hatten ſie freilich bei dem aus ſehr verſchiednen Theilen zuſammen geſetzten Reiche, das durch kein feſtes Band vereinigt war und wo die Reichsſtände, die Biſchöfe, Fürſten oder Woiwoden, der hohe und niedere Adel ſie auf alle Weiſe beſchränkten, nicht die nöthige Macht, um das Beſſere durchzuſetzen; und es wurde noch unglücklicher, als es 1572 ein völliges Wahlreich wurde. Der Adel und die hohe Geiſtlichkeit wählten den König; aber da gab es unaufhörlich Parteien; ſie boten das Land fremden Fürſten an, die daſſelbe mit ſeinen Bedürfniſſen und Eigenthümlichkeiten gar nicht kannten und ſich die härteſten Bedingungen mußten gefallen laſſen, wogegen die Wahlherren mitregierten, ihre Streitigkeiten mit dem Schwert ausmachten, und die armen leibeignen Unterthanen in leiblichem und geiſtigem Elende ſchmachten ließen. 1573 wurde der Herzog von Anjou, Bruder des Franzöſiſchen Königs, Karls IX., des Stifters der Pariſer Bluthochzeit, gewählt, der jedoch 1574 ſchon wieder entfloh, indem er lieber König in Frankreich werden wollte.

Zu bedauern war es aber hauptſächlich, daß die Lutheraner, die Reformirten und die Böhmiſchen Brüder nur in dem Haſſe gegen das Papſtthum einig waren, ſich ſelbſt hingegen über Irrthümer und Gebrechen unter einander bitter anklagten. Es kam noch eine vierte Partei, die Unitarier, hinzu, die in der Lehre von der Trinität von jenen abwich. Doch endlich näherten ſich jene drei Gemeinden einander; die ſtrengen Lutheraner widerſtrebten am längſten. Am 14. April 1575 kam in Sendomir ein Vergleich zu Stande. Der Woiwode Petrus Zobrowski brachte es durch Vorſtellungen dahin, daß eine neue Vereinigungsformel abgefaßt wurde, worin man ſowohl das Augsburgiſche Bekenntniß als auch die Confeſſion der Böhmiſchen Brüder für ſchriftgemäß erklärte, in der Lehre vom Abendmahl ziemlich Lutheriſch ſich ausdrückte, übrigens alles Verdam-

men der andern Kirchen unterſagte, einer jeden in ihren Ceremonien Freiheit geſtattete, wenn nur die Lehre und der Grund des Glaubens unverfälſcht erhalten würde. Damit wurden wenigſtens auf einige Zeit die Streitigkeiten beigelegt, bis blinde Eiferer, beſonders nachdem die Concordienformel in Deutſchland die Lutheraner und Reformirten ſtrenger ſchied, auch dieſen Vergleich von Sendomir nicht rechtglaubig genug fanden. Indeß arbeiteten nun viele wackere Männer von allen Parteien, beſonders auch der katholiſche Biſchof von Cujavien, Stanislaus Karkowski an einem Religionsfrieden, der jeder Partei, auch den vom Katholicismus Abweichenden, die man daher insgeſammt Diſſidenten nannte, gleiche Religionsfreiheit gewährte. Alle unterſchrieben dieß darüber aufgeſetzte Formular, nur die Biſchöfe nicht, bis auf einen Einzigen. Indeß mußte der König Heinrich 1574, ſo ungern er wollte, dieſen Religionsfrieden beſchwören; auch ſein trefflicher Nachfolger Stephan Bathori, Fürſt aus Siebenbürgen, beſchwor ihn, und als die katholiſche Geiſtlichkeit ſchon anfing dagegen zu handeln, und auch ihn dazu aufforderte, ſagte er: „Gott hat ſich drei Dinge vorbehalten: aus Nichts Etwas zu machen; über die Gewiſſen zu herrſchen und das Künftige vorher zu wiſſen.“ Sein Nachfolger, Prinz Siegsmund aus Schweden, leiſtete eben dieſen Eid; aber die Jeſuiten machten ſich nun geltend. Viele Große wurden katholiſch, indem dieſer Partei die hohen geiſtlichen Würden vorbehalten waren, auch die meiſten weltlichen den Katholiken überlaſſen wurden. Um das Jahr 1600 wurde ſchon der Religionsfriede wankend. Liefland war bereits 1521 mit der Reformation bekannt; in Riga ging es etwas hitzig über die Bilder her. Der Rath erklärte ſich ſtandhaft für Luthern, ſo ſehr ſich auch der Erzbiſchof entgegen ſtellte. Die Stadt trat 1538 mit in den Schmalkaldiſchen Bund. Durch Preußen und Dänemark behauptete ſie ihre Religionsfreiheit und 1566 wurde das Erzbisthum völlig aufgehoben.

In Curland kam die Reformation etwas ſpäter empor. Viele Einwohner waren noch Heiden und es mußten erſt noch Kirchen erbauet werden. Eſthland ſtand unter Schweden und Reval beſetzte ſchon 1524 ſeine Kirchen und Schulen mit Lutheriſchen Lehrern.

§. 44.

5. Spanien. 6. Die Niederlande.

5. In Spanien, wo man aus Dummheit und Fanatismus mit vielen andern wiſſenſchaftlichen Büchern auch hebräiſche Bibeln verbrannt hatte, indem man die hebräiſchen Buchſtaben für Zauberzeichen hielt, fand doch die Reformation einige Freunde, theils durch die Bibel, theils durch Bekanntſchaft mit Proteſtanten und ihren Schriften. Radigro von Valens, erſt ein lebensluſtiger Jüngling, und ein Prediger und Doktor Egidius, nachher mehrere Franciskanermönche wurden zuerſt auf andre Anſichten geleitet und in Sevilla waren die erſten Proſelyten; auf 800 Perſonen, und darunter viele von ausgezeichneten Verdienſten und Einſichten, bekannten ſich dazu. Bald darauf entſtand auch eine ſolche Gemeinde in Valladolid; bei einer frommen Familie wurden die Andachtsübungen gehalten. Da fing die Inquiſition an zu wüthen; denn ohne ſie würde wahrſcheinlich die Reformation ebenfalls geſiegt haben. Traurig genug, daß man ſeine Sache durch ſolche Mittel aufrecht erhalten mußte und die Religion der Liebe ſo wenig verſtand und empfand, daß ein Canonikus im Schmerzgefühl unter den Martern im Gefängniß ausrief: „O mein Gott! gab es keine Scythen, keine Kannibalen oder noch grauſamere Menſchen, um mich ihren Händen zu überliefern, ehe du mich in die Hände dieſer Barbaren fallen ließeſt?" Da wurden keine Gewalt, keine Argliſt, keine falſchen Verſprechungen geſpart, um die Verdächtigen, auch wenn ſie ins Ausland entflohen waren, einzufangen; da wurden neue Foltern erdacht, die ſchrecklichſte Tortur angewendet, um Geſtändniſſe auszupreſſen; da wurde kein Alter, kein Stand und kein Geſchlecht berückſichtigt. 1559 den 9. Mai war das erſte Auto da fe in Valladolid. Karl V. hatte in Spanien ſeinem Haſſe gegen das Lutherthum freie Gewalt gelaſſen und ſein herrſchſüchtiger, argliſtiger und grauſamer Sohn, König Philipp II., handelte ganz in dieſem Geiſte. Philipps Sohn, der Prinz Carlos von Aſturien und deſſen Tante Johanna von Oeſtreich wohnten dieſem ſchrecklichen Schauſpiele bei, bei welchem vierzehn Perſonen, Männer und Frauen, verbrannt und

ſechzehn öffentlich ausgeſtellt und dann lebenslänglich mit dem Verluſt ihres Vermögens eingekerkert wurden. Bei dem zweiten Auto da fe am 8. Oct. 1559 war Philipp ſelbſt mit ſeinem Sohne und einem großen Gefolge zugegen. Er verſtand ſich dazu, der Inquiſition eidlich zu verſprechen, daß er ſie ſtets aufrecht erhalten wolle. Dreizehn Perſonen wurden verbrannt, ſechzehn auf die empörendſte Weiſe zu andern Strafen verurtheilt. Zwei ſolche Auto da fes waren auch 1560 in Sevilla. In Toledo wurde das ſchöne Auferſtehungsfeſt 1565 durch ein Auto da fe gefeiert, wobei 11 Perſonen verbrannt und 34 auf andre Art beſtraft wurden. Auch in andern Städten und Provinzen, ſelbſt nach den neuentdeckten Ländern in Amerika, beſonders nach Mexico, ſtreckte die barbariſche Inquiſition ihre ſtrafende Hand aus. An eine bibliſche, wiſſenſchaftliche Prüfung wurde gar nicht gedacht, und ausgepreßter Widerruf erwarb nur die Gnade, vor dem Verbrennen erdroſſelt zu werden. Allein faſt alle Verurtheilte ſtarben muthvoll für ihren Glauben und bekannten ihn, wenn man ihnen nicht den Mund zuknebelte, laut bis zum letzten Athemzug! Durch ſolche ſchändliche Grauſamkeit verlor Spanien auch einen ſchönen Theil ſeiner Beſitzungen, die ſieben Provinzen.

6. Die Niederlande. Das ganze Land beſtand damals aus ſiebzehn Provinzen. Dieſe hatten viele Vorrechte und Freiheiten, die ihnen auch nach ihrer Vereinigung mit der Spaniſchen Monarchie zugeſichert werden mußten, ſo gern die ſtolzen Spanier Alles beherrſchten und eigennützig benutzten. Indeß ehrten die Niederländer den neuen Oberherrn und den Klerus; ließen auch den Ablaßkram, aber nicht die Inquiſition ins Land. Jedoch Männer wie Erasmus von Rotterdam und andre Gelehrte, bereiteten durch mündliche und ſchriftliche Belehrungen auf die Reformation vor, die auch 1521 dort ſchon bekannt wurde. Aber Karl V., der in Deutſchland ſo nachſichtig und ſelbſt nach dem Siege bei Mühlberg ſo milde handelte, war in den Niederlanden höchſt grauſam. Man rechnet, daß während ſeiner Regierung auf 50,000; der berühmte Hugo Grotius ſagt, gar 100,000 Menſchen, wegen ihres Abfalls von der Römiſchen Kirche enthauptet, verbrannt, erſäuft, lebendig begraben oder ſonſt hingerichtet worden ſind.

Wenn auch darunter einige Schwärmer, Wiedertäufer u. dergl. waren, die vielleicht durch Aufruhr und Ungehorſam gegen die Obrigkeit ſtrafbar erſchienen, ſo trifft doch dieſer Vorwurf durchaus nicht die eigentlichen Bekenner der Reformation. Es bleibt ein Schandfleck in dem Leben eines ſo klugen Fürſten und iſt nicht ganz erklärbar, warum er in einem Lande, das durch ſeine Lage, durch Handel und Betriebſamkeit ſeiner Einwohner, durch den Zufluß von Fremden eine ſo reiche Quelle von Schätzen für ihn war und ſchon aus Staatsklugheit alle Schonung und Begünſtigung verdiente, die Mordwuth gegen die Chriſten eines andern Bekenntniſſes ſo aufmunterte, wenn man auch weiß, daß der Papſt und ſeine Geſandten ihn unaufhörlich dazu reizten, der Freiheitsſinn der Niederländer ihm höchſt verhaßt war und er auch wohl durch ungünſtige Berichte noch mehr erbittert wurde. Schon 1521 ſtellte er zwei wüthende Inquiſitoren an, die Menſchen um ihres Glaubens willen einkerkerten; Heinrich Voes und Johann Eſch, zwei Auguſtiner, aber Luthers Anhänger, wurden 1523 in Brüſſel verbrannt; ſie behaupteten, daß ſie nur nach der Schrift lehrten; eben ſo Johann Backer in Haag 1525. Man verbot die religiöſen Zuſammenkünfte in den Häuſern, das Leſen der Evangelien, das Reden und Disputiren über den Papſt und die Kirche; die Statthalterin Margaretha unterſagte, Luthern und andere ältere Ketzer auch nur zu erwähnen; ermahnte aber auch die Mönche, nicht unanſtändige Fabellehren, ſondern verſtändige Predigten vorzutragen. — Die Reformation gewann auch hier durch eine Ueberſetzung des N. T. 1525, wobei Luther ſehr benutzt worden war. Jacob von Liesveld lieferte bald darauf eine Ueberſetzung der Bibel, was ihm 1545 das Leben koſtete. Die qualvollſten Hinrichtungen nahmen beſonders nach dem Jahr 1529 ſchrecklich zu. Die beſſergeſinnte neue Statthalterin Maria, die ſchon erwähnte verwitwete Königin von Ungarn, die fleißig in der Lateiniſchen Bibel las, in Augsburg Lutheriſche Prediger in ihrer Wohnung hörte, konnte ihrem Bruder Karl nur ſchüchtern Vorſtellungen machen; der päpſtliche Legat beſchwerte ſich über ihre Gelindigkeit und ſie konnte es nicht hindern, als 1532 eine Familie mit zwei Töchtern und Schwiegerſöhnen, und 1535 der berühmte Engliſche Bi-

belüberſetzer Wilhelm Tindal verbrannt wurden. 1550 ſollte die förmliche Inquiſition eingeführt werden; allein die blühenden Städte, Brüſſel, Antwerpen und andre widerſprachen nachdrücklich, da aller Handel und Geldumlauf aufhörte und die fremden Kaufleute abreiſen wollten. In Löwen wüthete aber dieſes Blutgericht dennoch am meiſten. — 1555 überkam der kalte, verſchloſſene, grauſame Ketzerhaſſer, König Philipp II., die Regierung. Der Herzog von Savoyen, Emanuel Philibert, wurde Ober-Statthalter und ihm folgte Margaretha, Herzogin von Parma. Dieſe hing aber ganz von einem Geheimen Rathe ab, deſſen Vorſitzer der ſtolze Cardinal, Anton Perrenot von Granvella war, der gerade wie ſein Herr dachte. Die ſtrengen Geſetze wurden noch mehr geſchärft; die Ketzer, da ſie Granvella für gefährlicher als die Türken hielt, in Menge hingerichtet, und es wurden viele neue Bisthümer errichtet, deren Inhaber Sitz und Stimme unter den Ständen haben ſollten. Dieß Alles brachte den Adel und ſelbſt die alten Biſchöfe auf; das Volk brach in laute Vorwürfe aus; und die katholiſchen Stände zürnten faſt noch mehr als die Proteſtanten. Dieſe ſetzten 1561 „das erſte Glaubensbekenntniß der Proteſtanten in den Niederlanden" in 37 Artikeln auf, das nach und nach in den reformirten Gemeinden ein allgemeines Anſehen erhielt. Ob dieſe Proteſtanten nämlich gleich erſt den Namen Lutheraner führten, ſo neigten ſie ſich doch durch die Nachbarſchaft der Reformirten in Frankreich ſehr bald zu Calvins Lehrbegriff. Daher wurde der freie Wille verworfen, die Prädeſtination aber und in dem Abendmahl ein Eſſen und Trinken des wirklichen Leibes und Blutes Chriſti, doch nicht mit dem leiblichen Munde, ſondern durch den Geiſt und durch den Glauben, angenommen. Viele von dem hohen Adel, an ihrer Spitze Wilhelm von Naſſau, Prinz von Oranien, Statthalter über Holland, Seeland, Utrecht und Weſtfriesland, Mitglied des Staatsrathes, ein ſehr einſichtsvoller und vorſichtiger Fürſt, den ſchon Karl V. ſchätzte und der erfahren hatte, daß Philipp und Heinrich II. in Frankreich die ketzeriſchen Sekten durchaus vertilgen wollten, ſtellten dem Könige 1562 das tyranniſche Verfahren des Cardinals vor, und wie verhaßt er ſey; brachten es auch endlich mit Hülfe Margarethens dahin,

daß er abberufen wurde. Allein die grauſamen Geſetze blieben; Graf Egmont, der an Philipp abgeſchickt wurde, um neue Milderungen zu erbitten, richtete nichts aus. Der König ſchrieb der Statthalterin, die ſich auch auf die gelindere Seite neigte, er wolle lieber tauſendmal ſterben, als eine Veränderung in der Religion zugeben; ſelbſt das Gutachten der Theologen und Biſchöfe, die mindeſtens einen Unterſchied in der Größe der Ketzerei und Beſtrafung annahmen, war ihm viel zu ſchonend. Seine unmenſchlichen Befehle mußten 1565 bekannt gemacht werden. Jetzt brach der Unwille aus, ſelbſt bei vielen die Inquiſition verabſcheuenden Katholiken. Die Hauptſtädte in Brabant drangen auf die Erhaltung ihrer Vorrechte und 1566 hatte das Bündniß des Adels, der Compromiß oder das Verſprechen gegenſeitiger Hülfe genannt, 400 Mitglieder. Die angeſehenſten Namen, z. B. des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont und Hoorne fehlten zwar noch, aber wer konnte an ihrer Zuſtimmung zweifeln? Wenn auch die Geſinnungen der Verbündeten etwas verſchieden geweſen ſind: in der Verwerfung des Ketzergerichts und der harten Ketzerſtrafen waren ſie einig. Sie erklärten, ſie würden die Inquiſition auf alle Art zurückweiſen; verſicherten aber auch hoch und theuer, ſie hätten nichts wider die Ehre Gottes, den Dienſt des Königs und die Wohlfahrt des Landes im Sinne. Schlechte Abſichten und Aufruhr konnten nur parteiiſche Jeſuiten dem Bunde beimeſſen; ſie, die eigentlich dem Könige ſeine Herrſchaft geraubt haben. Die Statthalter der Provinzen und die Oberſtatthalterin geriethen in die äußerſte Verlegenheit. Ihr überreichten 400 Edelleute, mit ihrem Anführer Heinrich von Broderode 1566 eine Bittſchrift; worauf ſie verſprach, die Inquiſitoren ſollten mäßiger verfahren. Doch man verachtete noch den Bund; man nannte ihre Mitglieder Geuſen oder Bettler, indem viele Arme darunter waren; allein ſie rechneten ſich den Schimpfnamen zur Ehre an, nannten ſich ſelbſt Geuſen, ließen goldne Münzen ſchlagen mit des Königs Bildniß und einem Bettelſacke, nebſt der Aufſchrift: Dem Könige treu bis zum Bettelſack. Jetzt wurde auch öffentlich gepredigt; es kamen reformirte Prediger aus Frankreich und Deutſchland, und in Flandern ſammelten ſich auf 60,000 An-

hänger ſolcher Vorträge. Sie kamen erſt in Wäldern, dann auch auf dem freien Felde zuſammen, und als man ſie mit Gewalt zerſtreuen wollte, widerſetzten ſie ſich ſogar mit Feuergewehren. Peter Dathenus, erſt Mönch, dann reformirter Prediger, ſprach mit vieler Beredtſamkeit, hatte oft 15,000 Zuhörer, und die von ihm überſetzten Pſalmen, die abgeſungen wurden, vermehrten die Andacht. Vergeblich befahl Margaretha die Prediger aufzuhängen; das Predigen nahm nur zu. Allein leider fing nun auch der rohe Pöbel an in ſeiner Art zu reformiren, d. h. wild zu zerſtören. Es entſtand, ohne daß es die Lehrer und die Beſſergeſinnten verhüten konnten, eine Bilderſtürmerei; liederliches Geſindel brach mit Leitern, Hämmern und Aexten in die Kirchen und Klöſter, zertrümmerte, raubte und verwüſtete Altäre, Kirchengefäße, Bilder, Kleider, Geld; verbrannte Bücher und vergriff ſich ſelbſt an Gräbern. Die weitberühmte große Kirche in Antwerpen, die 70 Altäre hatte, wurde in einer Nacht ausgeplündert. Traurig genug, aber wer hatte die Menſchen ſo erbittert? Margaretha gab im erſten Schrecken die Verſicherung, es ſolle Alles verziehen und das Land von der Inquiſition frei ſeyn; doch ſolle man die Waffen niederlegen und den katholiſchen Gottesdienſt nicht ſtören. Es wurden mehrere Bilderſtürmer ſehr nachdrücklich beſtraft, und es ſchien einige Zeit ruhig zu ſeyn. Aber der gegenſeitige Widerwille und das Mißtrauen blieb. Die Reformirten boten dem Könige dreißig Tonnen Goldes, wenn er völlige Religionsfreiheit geſtattete; allein er nahm dieſes Anerbieten ſehr übel auf. Man ſtellte ihm alle Gründe aus Vernunft, Schrift und Geſchichte für die Religionsduldung vor, wie in Rom ſelbſt Juden ſich aufhielten; ſelbſt der Kaiſer Maximilian II. bot ſeine Vermittelung an. Der König blieb unveränderlich und gab Befehl 13,000 Mann deutſche Kriegsvölker zur Zerſtörung jenes Bundes anzuwerben, von dem ſich nun auch mehrere katholiſche Mitglieder wegen jener Bilderſtürmerei losgeſagt hatten und ihn zu zerſtören ſuchten. Er unterlag auch dieſen Angriffen; der Prinz von Oranien ging nach Naſſau, die Lutheraner in Deutſchland waren mit den reformirten Niederländern wegen der ſtreitigen Glaubensartikel nicht zu vereinigen und leiſteten ihnen keine Hülfe, und ſo war

1567 das Land Spanien wieder unterworfen. Aber gegen 100,000 Menſchen waren nach Deutſchland entflohen, Amſterdam hatte beinahe keine Einwohner mehr. Gleichwohl kam der tyranniſche Herzog von Alba in eben dieſem Jahre mit 10,000 Spaniern und Italienern ins Land; die Statthalterin nahm aus Verdruß darüber ihre Entlaſſung. Sogleich kamen die Grafen Egmont und Hoorne mit andern angeſehenen Männern in Verhaft; Alba ſetzte einen beſondern Rath von 12 Perſonen ein, unter dem Vorſitz des Spaniſchen Theologen Johann de Vargas, eines Unmenſchen, welches Gericht man mit Recht den Blutrath nannte, denn durch ihn fiel die Gewalt aller Staatsräthe, und Alba beherrſchte mit aller Willkühr die öffentlichen Rechte und Freiheiten, die Religion und das Gewiſſen. Der Blutrath verfuhr faſt noch ſtrenger als die Inquiſition in Spanien. Wer nur in einiger Verbindung mit den Reformirten und ihrem Bunde geſtanden, ihre Prediger beherbergt, ihren Begräbniſſen beigewohnt hatte, wurde für ſchuldig erklärt. Ja, um ſich kurz auszudrücken, alle Niederländer, wenige ausgenommen, hießen entweder Aufrührer oder Ketzer, ſelbſt die Katholiken, die ſich den Ketzern nicht widerſetzt hatten. Nun erfolgte eine allgemeine Vorladung der Angeklagten; ſehr wenige erſchienen; dieſe wurden verwieſen und ihrer Güter beraubt. Viele Gefangene wurden gemartert und hingerichtet; unter ihnen auch die edeln Grafen Egmont und Hoorne. Der Prinz von Oranien war in Deutſchland, ſammelte Kriegsvölker, drang mit ihnen in die Niederlande, aus welchen wieder über 20,000 Menſchen entflohen waren, ein; allein er richtete nichts gegen die Uebermacht der Spanier aus. Alba ließ endlich 1570 eine allgemeine Begnadigung der Ketzer und Aufrührer verkündigen, wenn ſie ihre Fehler bereuten. Allein wer konnte Zutrauen faſſen? Der Prinz von Oranien war nun deſto glücklicher zur See, indem ſeine Freibeuter, die man Waſſergeuſen nannte, den Spaniern vielen Schaden zufügten, auch 1572 die Seeſtadt Briel, die man als den Schlüſſel von Holland anſah, eroberten. Dieß war der Grund zu dem Gebäude der Niederländiſchen Freiheit, indem ſich nun ganze Provinzen zu ihm neigten. Es wurden hier den Reformirten und Katholiſchen gleiche Religionsfreiheiten verwilligt.

Alba wurde durch dieſen Verluſt, durch Geldmangel und den verdienten Haß endlich bewogen, 1573 abzugehen; bei ſeinem Abſchiede rühmte ſich das Ungeheuer ohne Reue, er habe 18,000 Menſchen hinrichten laſſen. Requeſens, ſein Nachfolger, war weniger grauſam und führte den Krieg mit abwechſelndem Glück fort. Das geängſtigte Leiden wurde gerettet und ſtiftete zum Andenken der überſtandnen ſchrecklichen Belagerung eine Univerſität; das reiche Antwerpen unterlag der Spaniſchen Raub- und Mordsucht. Eine Unterhandlung mit Requeſens zerſchlug ſich, weil er zwar die politiſchen Rechte, aber nicht Religionsfreiheit gewähren wollte. Sein Tod 1576 ſtärkte die etwas entmuthigten Verbündeten, es kam im November die Pacification von Gent unter den Ständen von Brabant, Flandern, Artois, Hennegau, Ryſſel, Utrecht, Mecheln u. a. zu Stande, wonach ſie einander überall, beſonders auch gegen die fremden Soldaten, beiſtehen wollten. Der neue Oberſtatthalter, Don Juan oder Prinz Johann, ein außerehelicher Sohn von Karl V., ein berühmter Kriegsheld, doch gemäßigt denkend, zuweilen etwas hitzig, mußte die Spanier fortſchaffen. Er nahm 1577 den Vertrag von Gent an, weil die Theologen in Löwen darin nichts für den König und die Religion Gefährliches ſahen. Indeß wurde immer noch keine ſichere Ruhe. Don Juan ſt. 1578, Herzog Alexander von Parma folgte ihm. Unterdeß entſtanden nun Uneinigkeiten zwiſchen Reformirten, Lutheranern und Katholiken, weil noch kein Theil die rechte Verträglichkeit verſtand. Endlich brachte der Prinz von Oranien 1579 die berühmte Union von Utrecht zu Stande, und zwar zwiſchen den fünf Landſchaften Geldern, Holland, Seeland, Utrecht und Friesland, um ihre Unabhängigkeit von Spanien zu ſchützen, dem ſie bald darauf den Gehorſam aufkündigten. Einige Jahre nachher traten Gröningen und Oberyſſel dazu und dieſe ſieben vereinigten Staaten, die nachher auch oft von der anſehnlichſten Provinz die Republik Holland hießen, behaupteten auch mit Englands Hülfe, ihre Freiheit, die jedoch erſt 1648 anerkannt wurde. Jene andern Provinzen kehrten zu ihrem vorigen Herrn zurück. Wilhelm von Oranien kam durch einen von den Spaniern erkauften Meuchelmörder um, aber ſein Sohn Moritz ſetzte das Werk fort.

§. 45.

Fortſetzung.

7. Frankreich. Die oft ſtarken Erklärungen ſeiner Könige und Biſchöfe, ſo wie der Albigenſer und Waldenſer, gegen den Papſt, ſelbſt eine pragmatiſche Sanktion oder Verordnung von 1268, welche die Simonie und andere Mißbräuche nachdrücklich rügte, der Aufenthalt einer Anzahl Päpſte in Avignon zeugen genug, daß dieſes Reich ſich nicht der päpſtlichen Hierarchie blindlings hingab. Aber zur gründlichen Einſicht über das Bedürfniß und die Mittel einer wirklichen Reformation war man nicht gelangt. Die Päpſte hatten lange Zeit an der Abſchaffung jener ſie ſo beſchränkenden Sanktion gearbeitet; aber das Parlament, die Univerſität und viele Biſchöfe gaben es nicht zu. Allein Leo X. erreichte doch nach dem Jahre 1515 durch Schlauheit ſeine Abſicht bei Franz I., der durch ſeinen geldgierigen und ehrgeizigen Kanzler Du Prat und durch den Wunſch, den Papſt für ſeine ehrſüchtigen Pläne zum Freunde zu haben, die pragmatiſche Sanktion despotiſch aufhob, ſo ſehr ſich auch der allgemeine Unwille darwider ausſprach. Man nahm dafür 1516 ein Concordat an, das Frankreich ganz wieder von dem Papſte abhängig machte. Franz war nicht ohne Geiſtesgaben, beförderte auch Künſte und Wiſſenſchaften, aber Verſchwendung, Ehrſucht und Kriegsluſt beherrſchten ihn und ſo unterſtützte er zuweilen aus Eiferſucht und Haß gegen ſeinen Nebenbuhler Karl V. und aus Eigennutz die Proteſtanten; verfolgte ſie aber in ſeinem Reiche ſelbſt mit Todesſtrafen und war bei allen freundſchaftlichen Verſicherungen ſo gegen ihre Lehre erbittert, daß er ſagte: „er wolle ſich ſogleich den Arm abhauen, wenn er wüßte, daß ein Tropfen Ketzerblut darin flöſſe.“ Seine Umgebungen beſtärkten den Wahn, „daß das Verlangen nach Religionsfreiheit nichts als Empörung und Ungehorſam ſey,“ eine Vorſtellung, die viel Unglück über Frankreich brachte, aber der blinden Herrſchſucht willkommen war. Die Univerſität, beſonders die Sorbonne, die für die Inhaberin und Beſchützerin aller Rechtglaubigkeit galt, fürchtete von ihrem Anſehen zu verlieren, wenn ſie neue Lehrmeinungen vom Auslande her genehmige; der hohe Clerus, ſo ſehr er die

päpſtliche Gewalt vermindert wünſchte, fürchtete doch Verluſt an Ehre und Einkünften durch die Reformation, und das Parlament, das ſowohl der königlichen als der päpſtlichen Gewalt gern Schranken ſetzte, war im Ganzen zu wenig über das Weſen der Kirchenverbeſſerung aufgeklärt, ſcheute dergleichen Bewegungen und hielt es am gerathenſten, das Alte und Hergebrachte kräftig zu ſchützen. Als Dauphin oder Kronprinz ſtand Franz mit mehrern Gelehrten in Verbindung, auch im Briefwechſel mit Erasmus. Seine Schweſter Margaretha, Königin von Navarra, eine edle, geiſtreiche Frau, die ſelbſt vor Karl V. in Madrid kräftig für ihren gefangenen Bruder ſprach, nachher ſehr weiſe regierte, die Proteſtanten an ihrem Hofe ſchützte und viele bei ihrem Bruder durch Fürſprache rettete, aber auch, um einer freimüthigen Schrift willen, ſo verketzert wurde, daß ein Franziskaner öffentlich predigte, „man ſolle ſie in einen Sack ſtecken und erſäufen," brachte ihrem Bruder etwas mildere Geſinnungen bei, aber die Prälaten unterdrückten ſie wieder. Johann Faber, Profeſſor der Theologie in Paris, ein Ueberſetzer der Bibel, Wilhelm Farel u. a. mußten flüchten; Johann Berquin, ein königlicher Rath, hatte Bücher von Luther und Melanchthon in ſeinem Hauſe, lieferte auch ſelbſt einige Schriften, kam nur durch Widerruf einiger Sätze und durch des Königs Verwendung wieder in Freiheit; da aber 1528 in einer Nacht ein Marienbild zerſtört worden war, was man der Verbreitung der Ideen Berquins Schuld gab, ſo wurde er doch noch erwürgt und verbrannt. Du Prat, der für ſeine päpſtelnden Dienſte Cardinal und Erzbiſchof geworden war und mit ihm des Königs Mutter, hatten an dieſen und andern Grauſamkeiten vorzüglichen Antheil. Indeß traten immer wieder Männer hervor, die bald an dieſem, bald an jenem bisher geglaubten Dogma zweifelhaft wurden. In Navarra gab es ſchon kleine Gemeinden, die das Abendmahl unter zweierlei Geſtalt austheilten; Calvins Aufenthalt in Paris, einzelne Gelehrte in dieſer und in andern Städten trugen alle dazu bei, beſſere Erkenntniß zu befördern. Freilich wurde die Erbitterung des Königs noch durch die Unbeſonnenheit einiger Unzufriedenen vermehrt. Dafür, daß ſie nicht einmal häuslichen Gottesdienſt in Paris halten durften, ließen ſie nun in

Genf eine ſehr heftige Schmähſchrift gegen die Meſſe und die Brotverwandlung drucken, die zu gleicher Zeit in ganz Frankreich, in den Hauptſtraßen von Paris und ſogar an eine Thür in dem königlichen Gemach angeſchlagen wurde. Die Verfolgung traf jetzt Schuldige und Unſchuldige; manche wurden von einem langſamen Feuer verzehrt; den Gelehrten wurden vorher die Zungen ausgeſchnitten; der König ließ zur Entſündigung jenes Frevels eine Proceſſion halten, wobei das Bild der heiligen Genofeva, der Schutzgöttin von Paris, herumgetragen wurde; er fuhr vor mehreren Scheiterhaufen, worauf ſolche Unglückliche verbrannt wurden, vorüber, und warnte ſeinen ganzen Hof vor der gefährlichen Sekte. Wilhelm du Bellay unterhandelte zwar mit Melanchthon und den Proteſtanten, aber nur aus Politik; die Hinrichtungen dauerten fort. Dennoch fanden ſich immer mehr Bekenner der Reformation. Clement Marot, ein Kammerdiener und Liebling des Königs, ein Dichter mit vielem ſatyriſchen Witze, neigte ſich auch dahin. Er wurde mehrmals gefangen geſetzt, aber der König machte ihn immer wieder frei. Unter andern brachte er die Pſalmen in Verſe; dieſe wurden in Muſik geſetzt und ſelbſt am Hofe gelernt und ſehr gern geſungen. Aber die Sorbonne fand Irrthümer darin, der König mußte den Verkauf der Pſalmen, die ihm zugeeignet waren, verbieten. Marot flüchtete nach Genf, ſeine Sitten werden nicht ganz untadelhaft genannt, auch verließ er nicht öffentlich die katholiſche Kirche, aber ſeine Pſalmen, die Beza vervollſtändigte, gelten noch immer viel in reformirten Kirchen, und die Wahrheit hat er nie verleugnet. In Meaux war die erſte reformirte Gemeinde von faſt 400 Perſonen; allein ſie wurde 1546, wo auch die Waldenſer faſt vertilgt wurden, zerſtört; 60 Perſonen wurden bei einem Privatgottesdienſte gefangen genommen und theils qualvoll getödtet, theils verwieſen. König Heinrich II. (1547 — 1559) ſtand ganz unter der Leitung geſchworner Feinde der Proteſtanten. In Paris, Dijon, Orleans, Bourges, Lyon, Nismes und an andern Orten brannten nun Scheiterhaufen; man ſuchte ſogar den König bei ſeinem Einzuge in die Hauptſtadt 1549 dadurch zu ehren; er hörte das Heulen der Sterbenden und erkannte die Stimme eines ehemaligen Kammerdieners, den er

ſehr geliebt hatte, aber der wollüſtige Schwächling ließ alles geſchehen; die Einführung der Inquiſition wurde nur durch das Parlament abgewendet. Und doch bildeten ſich immer neue proteſtantiſche Gemeinden, ſelbſt in Paris, vorzüglich aber in Navarra ſeit 1557 durch die Begünſtigung des Königs Anton, des Schwiegerſohns jener Königin Margaretha. Auch erklärte ſich ſein Bruder Ludwig von Bourbon, Prinz Condé, Odet von Coligny, Bruder des berühmten Admirals Caſpar von Coligny, für dieſe Partei, die früherhin den Namen Lutheraner trug, jetzt ſich aber ganz zu den Genfern neigte, woher ſie auch die vorzüglichſten Lehrer erhielt. Daher nannte man ſie nun Reformirte, Calviniſten, nachher auch mit einem Spottnamen Hugenotten. Man legte nämlich den vermeinten Poltergeiſtern und Geſpenſtern die Namen von gewiſſen Verſtorbenen bei, die des Nachts herumſpuken ſollten. Zu Tours, wo viele Reformirte waren, die des Nachts ihren verbotenen Gottesdienſt hielten, hatte man die Spukgeiſter nach dem alten Könige Hugo benannt und dieß auf die Reformirten übergetragen. Dieſe Calviniſten hielten nun 1559 in Paris eine Zuſammenkunft und ſetzten ein Glaubensbekenntniß auf, das ganz auf Calvins Lehrbegriff gegründet iſt. Allein man nahm zugleich deſſen ſtrenge Kirchenzucht und den Kirchenbann an; ja man erkennt ſogar, (in ſolchen Widerſpruch mit ſich geräth der Menſch!) daß Calvin und Beza die Lebensſtrafen der Ketzer für rechtmäßig erklären! Auch in dem Parlamente erhoben ſich jetzt Stimmen, daß eine tüchtige Reformation und ein Concilium nothwendig ſey, und ein Rath dū Bourg erinnerte den König, es ſey keine Kleinigkeit, Leute zu verdammen, die mitten in den Flammen Jeſum Chriſtum anriefen. Aber Heinrich ließ ihn dafür verbrennen, ſchwur, er wolle die Ketzer mit ſeinen eignen Augen ſterben ſehen, und ſchärfte ſeine Befehle aufs Neue ein. Eine in einem Turnier erhaltene Wunde endigte ſein Leben. Franz II., ſein älteſter Sohn, war kränklich und noch minderjährig; Anton, König von Navarra, war das Oberhaupt des Hauſes Bourbon, zugleich der nächſte Anverwandte des ſeit 1328 über Frankreich herrſchenden Hauſes Valois und daher der nächſte Thronerbe, wenn Franz II. und ſeine zwei jüngern Brüder keine Erben hinterließen. Ihm gehörte alſo

unter dieſen Umſtänden der größte Antheil an der Staatsverwaltung, und er würde damit der Reformation den größten Vortheil verſchafft haben. Allein er war unentſchloſſen und ſchwach; auch wegen ſeiner Anhänglichkeit an die Hugenotten verdächtig, und nun bemächtigte ſich Katharina von Medici, eine ſchlaue, argliſtige, höchſt herrſchſüchtige und grauſame Italienerin, Witwe Heinrichs II., an deſſen Hofe ſie wenig gegolten hatte, beinahe ganz des Regiments. Es hatten ſich aber an dem Hofe zwei Hauptparteien gebildet. An der Spitze der einen ſtand das Haus Guiſe, eine Nebenlinie aus dem herzoglichen Hauſe Lothringen. Franz von Guiſe hatte ſich als Held um Frankreich verdient gemacht; ſein Bruder Karl, Cardinal von Lothringen, war nicht ohne Gelehrſamkeit und Beredtſamkeit; beide aber waren zugleich ſehr ehrſüchtig und dabei fanatiſch für den katholiſchen Glauben eingenommen; beide ſtanden in hohem Anſehen bei dem Klerus und Volke, beide galten ſchon viel bei Heinrich II., und ihr Einfluß ſchien überwiegend, als Franz II. ihre Schweſtertochter, die nachher durch ihr Unglück bekannte Maria Stuart, Königin von Schottland, heirathete. Dieſer Partei feindſelig gegen über ſtanden die Bourbons, Anton, König von Navarra, und ſein mehr kriegeriſcher Bruder, Prinz Ludwig von Condé, beide mächtig durch anſehnliche Beſitzungen, Familienverbindungen und durch viele Freunde aus dem hohen Adel, welche mit den ausländiſchen Emporkömmlingen (Lothringen gehörte damals noch zu Deutſchland), die am Hofe faſt allein die höchſten Stellen erhielten, ſehr unzufrieden waren. Unter ihnen glänzten die Brüder Coligny; Odet Coligny, im achtzehnten Jahre ſchon Cardinal, nachher aber Proteſtant, liebte Wiſſenſchaften, war ſehr wohlthätig, wurde aber 1571 von einem Dienſtboten vergiftet. Der Admiral Caſpar von Coligny war ein Mann mit einem männlich ſchönen Körper und einem trefflich gebildeten Geiſte; tapfer und blieb auch nach Unfällen immer noch geehrt und bewundert; geliebt von den Kriegern, bei aller Strenge in der Kriegszucht, ſelbſt hochgeachtet von vielen Gegnern, die ihn vor Fallſtricken warnten; vorſichtig, doch als ein Mann von Ehre und Rechtlichkeit zu wenig mißtrauiſch gegen die Ehrloſen, ein wahrer Patriot, der, hätte der König ſeine Rath-

ſchläge befolgt, Frankreich beruhigt und beglückt hätte, wie nachher Sully, und der nur bei der eingetretenen Nothwendigkeit, als der König durch böſe Räthe gemißbraucht und die Glaubensfreiheit auf das Aeußerſte bedroht wurde, ſich ſo ungern zum Bürgerkriege beſtimmen ließ. War die Ruhe hergeſtellt, dann widmete er ſich den Künſten des Friedens. Auch ſeine zweite Gattin war eine treue Proteſtantin und überlebte ihn funfzehn Jahre in einem Gefängniſſe in Savoyen. Sein dritter Bruder, Franz, Herr v. Andelot, General des Fußvolks, ein ungeſtümer Krieger, ſtarb 1569. Mit ihnen waren viele gelehrte und einſichtsvolle Männer verbunden und nach dem Jahr 1560 mögen wohl ſchon auf 1200 zum Theil anſehnliche und wohlhabende Gemeinden und auf Eine Million Hugenotten vorhanden geweſen ſeyn. In die Glaubensſpaltung miſchte und theilte ſich nun leider auch die Politik. Die Guiſen kämpften, wie ſie behaupteten, für die königliche Macht und den wahren Glauben, und ſammelten für dieſe Zwecke, eigentlich aber für ihre Herrſchſucht, Schaaren um ſich und entflammten ſie zugleich durch Ketzerhaß; die Bourbons wollten ſich der Guiſiſchen Regierungswillkühr entgegen ſtellen und die Glaubensfreiheit beſchützen, und begeiſterten dadurch ihre Freunde. Katharina ſchwankte zwiſchen beiden Parteien; jede wäre die ihrige geweſen, welche ihr erlaubt hätte, unbedingt zu herrſchen. Die Guiſen waren ihr ſchon zu mächtig geworden, darum wendete ſie ſich heimlich an die Hugenotten, die auch wirklich 1560 einen Plan entworfen hatten, die Guiſen zu entfernen und den Prinzen Condé an ihre Stelle zu bringen. Aber die Guiſen entdeckten das Vorhaben; es kamen viele hundert Hugenotten ums Leben und das Anſehen dieſer Guiſen ſtieg durch den Anſchein, als hätten ſie den Thron gerettet. Unter Karl IX., dem Bruder von Franz, errang Katharina ihr Ziel der Regentſchaft ſeit 1561. Nun erfolgten zwar harte Befehle gegen die Calviniſten; doch fanden die milderen Anträge des katholiſchen ſehr gemäßigten Kanzlers l'Hopital, die Gewiſſensfreiheit zu ſchützen und ein Religionsgeſpräch den 9. Sept. 1561 in der Abtei Poiſſy zu veranſtalten, Gehör. Der gelehrte Theodor Beza wurde nebſt andern dazu berufen und der Cardinal von Lotharingen bot alle ſeine Künſte auf, Beza zu widerlegen, je-

doch fruchtlos; man verſtändigte ſich nicht, verſöhnte ſich nicht. Indeß ſchien Katharina die Calviniſten zu begünſtigen, es wurde nach jener Weiſe in ihrem Zimmer gepredigt; ſie ſchrieb für dieſe Partei an den Papſt und Condé und Coligny wurden von ihr ausgezeichnet. Die Haupturſache dieſer ſcheinbaren Umwandlung lag aber wohl in der Spannung mit dem Triumvirat, das der Connetable von Montmorency, Franz Guiſe und St. André gebildet hatten und wodurch ſie die Regentin beſchränkten. Sie ſoll eine Verſammlung behorcht und den Vorſchlag vernommen haben, daß man ſie in einen Sack ſtecken und in die Seine werfen ſollte. Die Regentin, von ihrem wohldenkenden Kanzler geleitet, ſetzte es 1562 durch, daß ſelbſt das Parlament einwilligen mußte, den Proteſtanten freie Religionsübung in den Vorſtädten von Paris zu gewähren. Aber durch den Herzog von Guiſe, der ſchon auf einer Rückreiſe aus Lotharingen nach Paris eine evangeliſche Gemeinde in ihrem Bethauſe ſo mißhandeln ließ, daß 60 getödtet und mehr als 200 verwundet wurden, brach nun 1562 der Bürgerkrieg aus. Condé erhielt 9000 Deutſche; Guiſe 3000 Spanier zur Hülfe; aber der Prinz Condé verlor die Schlacht und wurde gefangen; doch blieb auf der Guiſen Seite Saint André auf dem Schlachtfelde, Montmorency wurde gefangen und nachher gegen Condé ausgewechſelt. Coligny rettete den Reſt des Heeres. Bei der Belagerung von Orleans wurde der ritterliche Krieger, Herzog Franz von Guiſe, von einem fanatiſchen Proteſtanten meuchleriſch verwundet und ſt. 44 Jahre alt den 24. Febr. 1563. Ohne Grund und Beweis klagte man den Theodor Beza und den Admiral Coligny der Theilnahme an dieſer Schandthat an. Indeß wuchs nun die Erbitterung, und die Regentin, froh, daß jene Partei durch dieſen Todesfall ſo geſchwächt war, begünſtigte jene Anklage, um beide Parteien von einander entfernt zu halten; den 12. März 1563 kam ein Friede zu Stande, der den Proteſtanten Duldung verhieß. Karl IX. wurde nun, 14 Jahre alt, für mündig erklärt, die Vormundſchaft hörte aber bloß dem Namen nach auf. Karl war von Natur nicht ſo ganz verdorben; er hatte bei manchen guten Anlagen auch ſogar Achtung gegen Coligny, und es ſchmeichelte ihm ſehr, als ihm dieſer den Rath gab, ſelbſt zu regieren, da er das Drückende von

der Herrſchſucht ſeiner Mutter gar ſehr empfand. Allein er wurde ſchlecht erzogen; die Mutter und der Erzieher ließen ihn Thierquälerei verüben; Hinrichtungen zur Beluſtigung mit anſehen; die Hugenotten hörte er nur Rebellen und Gottesverläugner nennen und er und ſeine Brüder konnten ungetadelt ſich allen Ausbrüchen des Zorns und wilder Luſt überlaſſen. 1564 wurde die Religionsfreiheit wieder ſehr beſchränkt; beſonders aber als 1565 der grauſame Herzog von Alba in Bayonne Katharinen die Rathſchläge gab, die Häupter der Ketzerei vor allen wegzuräumen, indem er als Grund angab: „der Kopf eines Lachſes iſt mehr werth als alle Fröſche in Sümpfen.“ Beide Parteien bereiteten ſich auf dieſen zweiten Bürgerkrieg vor; doch war auf Seiten der Proteſtanten wirkliche Nothwehr vorhanden. Da ſie ſehr mächtig waren, ſo ſuchte ſie Katharina durch Friedensvorſchläge zu täuſchen und die Oberhäupter des Bundes zu fangen, aber beides mißglückte. Condé, der 1567 wieder eine Schlacht verloren hatte, flüchtete mit Coligny nach Rochelle, indeß 1568 hatten ſie ſchon wieder eine anſehnliche Macht. Nachdem Katharina von jenem Triumvirate endlich befreit war, vergaß ſie alle Mäßigung; der billig denkende l' Hopital mußte ſein Amt aufgeben, weil er auch den König milder ſtimmte und eine päpſtliche Bannbulle gegen die Ketzer nicht wollte bekannt machen laſſen. Seine Nachfolger richteten ſich ganz nach der Königin. 1569 ſiegten ebenfalls die Katholiken, Condé, verwundet und gefangen, wurde von einem Hauptmann ermordet. Allein nun trat der ſechszehnjährige Prinz Heinrich von Navarra und mit ihm der ſiebzehnjährige Heinrich Condé an die Spitze der Proteſtanten. Coligny blieb Anführer, verlor zwar 1569 wieder eine Schlacht, zu welcher ihn beſonders der Ungeſtüm deutſcher Krieger zwang; allein er blieb auch im Unglück groß und muthvoll; und mit Hülfe der edeln Johanna, Königin von Navarra, wurde den 15. Aug. 1570 ein ehrenvoller Friede geſchloſſen. Die Proteſtanten erhielten völlige Religionsfreiheit, Verzeihung, Zurückgabe ihrer Güter, Zuläſſigkeit zu allen Staatsämtern und zu ihrer Sicherheit vier Feſtungen: la Rochelle, Montauban, Cognac und *la Charité*; die ſie jedoch nach zwei Jahren dem Könige zurückgeben ſollten. Zu dieſem, den Hugenotten ſo

günſtigen Frieden, gegen den aber viele mißtrauiſch waren, mögen wohl Erſchöpfung der Kräfte und Mittel; von Seiten des Königs noch der Wunſch und die Hoffnung, durch die Proteſtanten zu einiger Unabhängigkeit von ſeiner Mutter zu gelangen, und bei dieſer die Abſicht, neue Kräfte zu ſammeln und auch wohl ſchon der Plan, im Frieden ihre Feinde ſicher zu machen und ſie dann zu vertilgen, mitgewirkt haben. Die Kurfürſten von Sachſen und der Pfalz hatten ſchon früherhin ſich für ihre Glaubensgenoſſen bei dem Könige verwendet; jetzt bezeugten ſie ihm ihre Freude über den Frieden, erinnerten ihn, daß ohne Gewiſſensfreiheit, die ſelbſt der Türkiſche Sultan gegen ein Geſchenk geſtatte, die öffentliche Ruhe in einem Lande mit mehreren Religionsparteien nicht beſtehen könne; daß Karl V. und ſein Bruder Ferdinand dieß ebenfalls, obgleich etwas ſpät, eingeſehen hätten; der König möge ja den Frieden erhalten.

Es ſchien auch wirklich das gute Vernehmen ſich immer mehr zu befeſtigen. Karl heirathete die edle Tochter des Kaiſers Maximilian 1570 und empfing die Abgeordneten der Proteſtanten mit vielem Wohlwollen. Es wurde eine Verheirathung zwiſchen des Königs Schweſter Margaretha mit dem Könige Heinrich von Navarra eingeleitet; was zu einer vollen Verſöhnung der Familien Valois und Bourbon zu führen ſchien. Die Königin Katharina hoffte wahrſcheinlich den liebenswürdigen Heinrich durch ein genußreiches Leben zu gewinnen; der König erwartete vielleicht eine gänzliche Bekehrung, und man bot alle Mittel auf, um Zutrauen einzuflößen. Karl IX. ſcheint es auch, ſo viel es ſeine Schwäche und Wankelmüthigkeit geſtatteten, aufrichtig gemeint zu haben. Aber die ſtrengeren Katholiken unter den Hofleuten und in der Armee fürchteten ihren Einfluß am Hofe zu verlieren und von den verhaßten Hugenotten endlich verdrängt zu werden und ſchmiedeten einen Plan, der Frankreichs Geſchichte mit dem ſchändlichſten Brandmahl befleckt hat. Die Königin von Navarra kam mit ihrem Sohne nach Paris, ſtarb aber bald daſelbſt, nicht ohne den Verdacht, durch Handſchuh vergiftet worden zu ſeyn. Coligny, rechtlich geſinnt und auf die königlichen Verſicherungen und Beweiſe des Wohlwollens bauend, verließ ſeine Freiſtätte

Rochelle, achtete nicht auf die Warnungen der Mißtrauenden; denn Abſcheu vor Bürgerkriegen, Hoffnung, Liebe zu dem Vaterlande und Könige, der die Bevormundung von ſeiner Mutter, ſeinem Bruder Heinrich von Anjou und der noch immer viel vermögenden Guiſen abſchütteln zu wollen ſchien, bewogen den Admiral nach Paris zu gehen. Der König zog ihn mit den Worten an ſeine Bruſt: „Nun habe ich Sie, und Sie ſollen uns nicht mehr entweichen, wenn Sie auch wollen; das iſt der glücklichſte Tag meines Lebens." Karl nannte ihn Vater, unterhielt mit ihm einen Briefwechſel und vertraute ihm Alles an; die Gegenpartei ſchien ſich ganz zurück zu ziehen; Coligny wurde völlig ſicher, denn er vertraute dem Königswort. Der Vermählungstag rückte heran; Heinrich von Navarra und der Prinz Condé mit zahlreichem Adel wurden am 20. Jul. 1572 bei ihrem Einzuge in Paris mit vielem Jubel empfangen. Am 17. Aug. war Verlöbniß, am 18. die Einſegnung des königlichen Ehepaares und Feſttage reihten ſich an Feſttage. Coligny arbeitete unterdeß eifrig für ſeine Glaubensgenoſſen und der König behandelte ihn fortwährend vertraulich, verſprach auch bei ſeinem Königsworte, nach den zerſtreuenden Feſtlichkeiten ihn und ſeine Anhänger vollkommen zu befriedigen. Der Admiral hörte daher nicht auf die dumpfen Gerüchte von verdächtigen Umtrieben, nicht auf die Warnungen ſeiner Freunde, von denen einige ſich entfernten. Katharina und ihr Anhang war nach jeder Zuſammenkunft des Königs mit Coligny verſtimmt, ſie beſtürmte den Sohn mit Klagen, Bitten und Thränen; er ſuchte vergebens ſie zu beruhigen, aber ſie traute ihm nicht. Sie und ihre Freunde ſuchten nun den großen Coligny aus dem Wege zu räumen. Ein erkaufter Meuchelmörder ſchoß am Freitag den 22. Aug. Vormittags 11 Uhr aus einem Hauſe nach ihm, als er eben leſend nach Hauſe ging. Die Kugel riß den rechten Zeigefinger weg und fuhr in den Oberarm. Das Haus wurde unterſucht; allein man hatte ſchon für das Entkommen des Thäters geſorgt. Mit chriſtlichem Heldenmuthe tröſtete der Verwundete ſeine Freunde und ertrug ſtandhaft die großen Schmerzen der Operationen. Der König war höchſt unwillig, befahl die Aufſuchung des Mörders und der Herzog von Guiſe

rettete ſich nur durch die Flucht vor Verhaft. Die Hugenotten beratſchlagten ſich zweimal über die zu ergreifenden Maßregeln; viele drangen auf ſchleunige Entfernung; aber Coligny, der auch wegen ſeiner Wunden nicht hätte abreiſen können, blieb unerſchütterlich in ſeinem Vertrauen zu dem Könige und dieß beſtimmte auch die übrigen zu bleiben. Man hat, abgeſchmackt genug, dieſe Unterredungen für Verſchwörungen ausgegeben, um die bald darauf folgende Schändlichkeit beſchönigen zu können. Nach dem mißlungenen Mordanſchlage gegen Coligny ſcheint nun der Entwurf zu einer gänzlichen Vertilgung der Calviniſten durch hinterliſtigen Meuchelmord entſtanden zu ſeyn. Man gab, auf den Antrag von Anjou, dem Admiral eine Compagnie Leibwache zu ſeinem Schutze, trug darauf an, daß deſſen Anhänger zu ſeiner Hülfe in ſeiner Nähe wohnen ſollten; freilich, wie man nachher ſahe, war alles argliſtig berechnet, um ſich das Mordgeſchäft durch das nahe Beiſammenſeyn der Schlachtopfer zu erleichtern. Die anſcheinende Wiederherſtellung des Admirals und eine Unterredung des Königs in des Kranken Zimmer, wovon nachher der König ſeiner Mutter auf ihre Anfrage nach dem Inhalte des Geſprächs ſo viel ſagte, Coligny habe ihn ermahnt ſelbſtſtändig zu ſeyn und ſich vor fremder Abhängigkeit zu hüten, ſchienen Beſchleunigung im Handeln zu fordern. Am Morgen des 23. Aug. wurde die Ausführung des Verbrechens förmlich beſchloſſen; doch, wie man glaubt, ohne alle Theilnahme des Königs. Katharina und ihr Liebling Anjou nebſt den Guiſen waren die Häupter des Bundes. Auf das Gerücht einer Verſchwörung der Proteſtanten forderten Heinrich von Guiſe und der Herzog von Aumale ihre Entlaſſung; ſie erhalten ſie mit unfreundlichen Worten vom Könige, beſteigen ihre Roſſe, bleiben aber Abends heimlich in Paris. Schon gegen Abend beſtürmt man den ſchwankenden König mit Nachrichten von Unruhen und Gefahren, welche die Proteſtanten verurſachten und verſetzte ihn in Mißmuth. Abends 9 Uhr am 23. Aug. war in des Königs Zimmer geheime Berathſchlagung, wo Katharina, Anjou und andre zugegen waren. Man ſtellte dem Könige vor, deutſche Krieger rückten heran, ſein Leben ſchwebe in der größten Gefahr, in Paris könne man eher ſiegen, als in einer Feldſchlacht; Coligny müſſe vor allen ſter-

ben; Heinrich von Navarra und Prinz Condé ſollten allein verſchont bleiben, wiewohl auch einige ihren Tod verlangten. Der König widerſprach anfangs, aber man wußte ihn ſo zu reizen und in Furcht zu ſetzen, daß er unter gräßlichen Flüchen ausrief: „alle Proteſtanten in Frankreich ſollen ſterben!“ Der Herzog von Guiſe und der Marſchall Tavannes leiteten das Unternehmen; die Viertelsmeiſter und Bürgermilizen wurden dazu bearbeitet, doch gehorchten manche ungern. Nach Mitternacht vom Sonnabend auf den Sonntag (d. 24—25. Aug. 1572) wurde mit einer Glocke das Zeichen zum Morden gegeben. Um 2 Uhr Morgens drangen die Guiſen mit ihren Helfershelfern in Colignys Wohnung, ſtießen den Haushofmeiſter nieder; Coligny richtete ſich auf und antwortete dem einen Söldner der Guiſen, der ihn fragte: biſt du der Admiral? bejahend mit dem Zuſatze: junger Mann, du ſollteſt Achtung vor meinem grauen Haupte haben. Der Wüthrich durchbohrte den Greis; man ſchlug und ſchoß auf ihn und warf den Leichnam zum Fenſter hinaus, hieb den Kopf ab und ſchickte ihn der königlichen Familie, den Rumpf warf man in einen Stall; hier fand ihn der Pöbel, ſchleppte ihn in den Straßen umher, hing ihn dann mit den Beinen an einen Galgen, machte ein Feuer darunter, das ihn jedoch nicht verzehrte. In einer dunkeln Nacht wurde er geholt und beerdigt. Die königliche Familie war im Louvre verſammelt; beim erſten Schuß erwachte doch das aufgeſchreckte Gewiſſen. Karl ſchickte Befehle ab, den Admiral zu ſchonen, ſo wie auch den Grafen Rochefoucauld, einen Liebling des Königs, der noch am Abend vorher mit ihm vertraulich geſcherzt hatte. Aber es war zu ſpät. Nun wurde der König ganz verwirrt; er verlor unter dem Geſchrei des Mordens und Jammerns und dem Getöſe der Waffen alles Gefühl der Menſchlichkeit. In der Nähe des Louvres unterlagen 200 Edelleute; viele eilten nach dem königlichen Pallaſte und ſtürzten ins Verderben, da der König ſelbſt auf ſie ſchoß. Der Pöbel miſchte ſich unter die gedungenen Meuchelmörder, die Schandthaten nahmen jede Stunde zu; alle Winkel wurden durchſucht, überall verheerte der Tod. Kein Alter und kein Geſchlecht, keine Schönheit und Würde, kein Flehen wurde beachtet, ſelbſt Kinder ſpielten mit den blutigen Leichnamen.

Bis in das Schloß, bis an das Bette des Königs von Navarra wurden Menſchen niedergehauen. Der Marſchall von Tavannes, die Herzoge von Nevers und Montpenſier waren mit ihrer Mörderrotte am blutgierigſten; Guiſe und Aumale, nachdem ihr Todfeind dahin war, erhielten noch manchem Proteſtanten das Leben; der König ſchenkte es nur wenigen. Es kamen in dem Gewühle der Rachluſt ſelbſt Katholiken um das Leben, Schuldner erſchlugen ihre Gläubiger und alle Beleidigungen wurden vergolten; Neid und alle Leidenſchaften waren rege; ein Philoſoph Charpentier erſchlug ſeinen philoſophiſchen Gegner Peter Ramus und ließ deſſen Leichnam noch durch ſeine Schüler mit Ruthen peitſchen. Gegen Abend machte ein Herold des Königs Willen bekannt, es ſolle jeder nach Hauſe gehen und ruhig ſeyn; umſonſt, das ſchrecklichſte Geſchöpf iſt ja der Menſch in ſeiner Wuth; ſieben Tage dauerte das Morden. Die Argliſt, die Schadenfreude, die ſich an Sterbenden, Gequälten und Todten ergötzte (ſelbſt der König und Guiſe weideten ſich an den Zügen des todten Coligny) übertrifft alle Septembergreuel der Revolution. Ein Goldſchmidt rühmte ſich, daß er 80, ein Fleiſcher, daß er 150 Menſchen ermordet habe. Aber auch in die Provinzen, in Städte und Dörfer war der ſchreckliche Mordbefehl ergangen; auf 30 Tage herrſchte in einigen Gegenden Blutvergießen. Die Anzahl der gefallenen Schlachtopfer wird von der einen Partei ſehr hoch, von der andern als ſehr gering angegeben. Nach den glaubwürdigſten Nachrichten ſind in Paris gegen 3000 und in Frankreich über 30,000 Menſchen umgekommen. Dieſe Pariſer Bluthochzeit, wie man ſie wegen der an dieſem Tage angeordneten Vermählung Heinrichs von Navarra nennt, oder auch die Bartholomäusnacht, von dem Kalendernamen des Tages benannt, machte einen furchtbaren Eindruck. Zur Ehre der Menſchheit darf man es nicht verſchweigen, daß ſich auch ſelbſt viele eifrige, aber dabei billige Katholiken laut dagegen erklärt haben. Mehrere Statthalter in den Provinzen machten den Befehl gar nicht bekannt, oder ſagten mit ihren Untergebnen, daß ſie als gute Bürger bereit wären, Leib und Leben für den König aufzuopfern, aber nicht, ſich zu Henkern und Meuchelmördern gebrauchen zu laſſen. Ein Scharfrichter in Troyes wies die Er-

würgung der gefangenen Proteſtanten mit der Erklärung zurück, daß ſeine Hände nur für Gerechtigkeit zu arbeiten gewohnt wären; ſelbſt ein Biſchof von Liziaux, Johann Hennuyer, ſchützte die Proteſtanten ſeines Sprengels. In England und in den Niederlanden, in Hütten und Paläſten, in der Schweiz, an vielen Höfen in Deutſchland ſprach man nur mit dem größten Abſcheu von der Schandthat; auch Kaiſer Maximilian war darüber höchſt entrüſtet. Heinrich von Anjou wurde auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland und die Niederlande nach Polen überall mit Abſcheu empfangen, beſonders aber von dem würdigen Kurfürſten Friedrich III. in der Pfalz ſo gedemüthigt und erſchüttert, daß er in Krakau ſeinem Leibarzte ſein fürſtliches Sündenbekenntniß ablegte, worin der, ſeiner Mutter an frecher Heuchelei und Lüge, in Treuloſigkeit, Rachſucht und Blutgier, in ſchamloſer Lüderlichkeit und in einer ſcheinbaren Frömmigkeit, die mehr Gotteslaſterung war, ähnliche Sohn zwar wohl manches verſchweigt, doch aber noch genug erzählt, woraus ſeine Verworfenheit klar vorliegt.

Was ſoll man aber zu dem Jubel ſagen, der in Spanien, das überhaupt dieſes Feuer der Zwietracht am meiſten genährt hatte, und der beſonders in Madrid über dieſe That laut wurde; zu den kirchlichen Freuden und Dankfeſten, die der Statthalter Chriſti Gregor XIII. in Rom mit Canonendonner und Beleuchtung der Stadt veranſtaltete, der auch ein Gemälde verfertigen und eine Schaumünze ſchlagen ließ, mit der Ueberſchrift: der Papſt billigt den Tod des Coligny (Pontifex probat necem Colignii)?? Was dazu ſagen, daß ein Gelehrter Muretus ein ſchmeichleriſches Glückwünſchungsſchreiben an den Papſt ergehen ließ? Was denken und hoffen, daß auch ſeit dritthalb hundert Jahren von Rom aus nicht die leiſeſte Mißbilligung der von ſo vielen erleuchteten Katholiken verabſcheuten Miſſethat vernommen worden iſt, vielmehr fortwährend um Ausrottung der Ketzer zu dem Gott der Liebe und dem gnadenreichen Erlöſer gebetet wird *)?

Der verächtliche Hof fühlte doch einige Verlegenheit, wie er ſich erklären ſollte. Man wollte alle Schuld auf die Guiſen

*) Leſenswerth iſt: Wachler die Pariſer Bluthochzeit.

wälzen, getraute ſich aber nicht mit der Lüge fortzukommen. Der König überredete ſich und ließ ſich überreden, er habe ein gut Werk für den Glauben und den Staat gethan, ſprach dieß auch im Parlamente aus, ließ ein Dankfeſt feiern, ſchob dann alles auf eine ſchwarze Verſchwörung der Proteſtanten gegen ſein Leben, ließ darum auch noch einigen ganz ſchuldloſen den Prozeß machen und ſie hinrichten, den übrigen aber vorſpiegeln, die Beſtrafung der Verſchwörer habe gar keinen Bezug auf die Religion. Allein die Hugenotten ſammelten nun alle Kräfte der Verzweiflung, und man ſahe, der Zweck des Verbrechens war verfehlt. Greiſe und Männer, ſelbſt Weiber und Mädchen, verwarfen die Lebenserhaltung, wenn ſie dafür ihrem Glauben entſagen ſollten. Ja es gingen mehrere Katholiken zu den Hugenotten über, da ſie einen ſolchen verfolgenden Glauben nicht mehr achten konnten. Prinz Condé und Heinrich von Navarra hatten zwar im erſten Schrecken ſich zur katholiſchen Kirche bekannt, aber nur ſo lange ſie in einer Art von Gefangenſchaft blieben. Es entſtand ein neuer Krieg, worin die tapfern Hugenotten am 6. Jul. 1573 einen leidlichen Frieden erhielten. Aber die Unruhen, die wirklichen und angeblichen Verſchwörungen, die Unterſuchungen und Hinrichtungen hörten nicht auf; ja auch das katholiſche Kriegsheer theilte ſich bei den verſchiednen Anſichten über Politik und Religion in vier Parteien und auf allen Seiten herrſchte Mißtrauen und Elend; ſelbſt des Königs jüngſter Bruder, der Herzog von Alençon, hielt es mit den Reformirten. Karl führte ein trauriges, ſieches Leben; er fühlte zu ſpät, wie er von ſeiner Mutter irre geleitet worden war. Seit der Bartholomäusnacht hatte er keinen ruhigen Schlaf; den 30. Mai 1574 ſtarb er, 24 Jahr alt, entkräftet von Blutflüſſen. Sein Bruder, Heinrich III., wurde weder durch die Erfahrung noch durch die weiſen Rathſchläge des Kaiſers Maximilian verſtändig. Der Herzog von Alençon, Heinrich von Navarra und Condé entkamen der Bewachung, die ſie beobachtete; mißvergnügte Katholiken traten zu ihnen und am Ende des Jahres 1576 erlangten ſie einen ſehr vortheilhaften Frieden. Sie bekamen freie Religionsübung, mit Ausnahme eines Bezirks von vier Meilen um Paris; ferner das Recht, zu predigen, die Sacramente zu hal-

ten, und Trauungen, Schulen, Conſiſtorien und Synoden anzuſtellen, bei welchen letztern jedoch ein königlicher Befehlshaber zugegen ſeyn ſollte. Die Unterſuchungen über Religionshandlungen ſollten aufhören; auch wurde von einem Concilium geſprochen. Die Reformirten erhielten entriſſene Kirchen zurück und durften neue bauen, ſollten auch zu allen Aemtern und Bedienungen, ſo wie zu den Parlamenten gleiche Rechte haben. Alle ſeit Heinrich II. wider die Reformirten gegebnen Verordnungen wurden aufgehoben; die Bluthochzeit wurde von dem Könige bedauert; den Kindern der Ermordeten ſicherte man Entſchädigung zu; Colignys Andenken wurde auf eine ehrenvolle Weiſe hergeſtellt und den Reformirten ſo wie den mit ihnen verbundnen Katholiken wurden mehrere Städte zur Sicherheit eingeräumt und der Pfalzgraf Caſimir, der dieſer Partei viele Hülfstruppen zugeführt hatte, erhielt eine anſehnliche Geldſumme. Aber man hatte nicht Luſt dieſen günſtigen Frieden zu halten. Es kam noch 1576 ein Bündniß zu Stande, die Ligue, oder der heilige Bund genannt, der den katholiſchen Glauben und den König mit bewaffneter Hand ſchützen ſollte; an der Spitze dieſer Ligue ſtanden die Guiſen; die eigentlich nach der höchſten Gewalt trachteten. Heinrich III. machte ſich bei allen Parteien verächtlich, indem er ſich zum Oberhaupte der Ligue ernannte; ſtatt ſie zu demüthigen, fiel er ganz in ihre Gewalt; man fing Anſchläge auf, die auf ſeine Entthronung zielten. Nun begann ſchon wieder das alte Spiel: man mißhandelte die Reformirten, behauptete, es dürfe nur eine Religion in einem Lande ſeyn; Ketzern brauche man kein Verſprechen zu halten; verwilligte aber doch 1577 einen etwas beſchränktern Frieden, den die Reformirten zur beſſern Einrichtung ihrer innern Verfaſſung benutzten. Nun arbeitete aber die Ligue, nachdem der jüngſte Bruder des Königs geſtorben war, Heinrich III. aber keine Kinder hatte, darauf hin, den nächſten Thronerben Heinrich, König von Navarra, um ſein Recht zu bringen. Der Papſt that ihn und Condé in den Bann, erklärte ihn und ſeine Nachkommen ſeines Königreiches Navarra und des Fürſtenthums Bearn verluſtig, und dieſe Prinzen insgeſammt für unfähig zu dem Franzöſiſchen Throne. Aber Heinrich ließ zu Rom und überall eine Gegenſchrift anſchlagen,

worin er die Pairs in Frankreich, deren Oberhaupt er ſey, appellirte und den Papſt ſelbſt einen Ketzer nannte, was er auf einer freien Kirchenverſammlung erweiſen wolle. Guiſens und ſeiner Partei Treuloſigkeit offenbarte ſich bald. 1585 wurde Heinrich durch ſeine Mutter und die Herzoge von Guiſe zum Kriege und zu einer harten Verordnung gegen die Reformirten genöthigt, und nun ängſtigten ihn zwei Feinde. In der Verzweiflung ließ er zwei Guiſen ermorden; aber der dritte Bruder, der Herzog von Mayenne, entfloh, wurde Anführer der Ligue, die dem Könige den Gehorſam aufkündigte und die Prieſter aufwiegelte, gegen den König zu predigen. Dieſe belehrten jetzt das Volk: es ſey nicht bloß erlaubt, ſondern ſogar rühmlich, einen ſolchen Tyrannen aus dem Wege zu räumen; auch der Papſt bedrohete ihn mit dem Banne. So lohnte ihm ſeine Partei in der vermeinten Rechtglaubigkeit! Wollte er ſich die Krone und Freiheit retten, ſo mußte er nun Hülfe bei denen ſuchen, gegen die er die Bartholomäusnacht mit angeſtiftet hatte. Heinrich von Navarra eilte ihm großmüthig auf ſeine Bitte zu Hülfe, und Paris, der Hauptſitz der Ligue, wurde belagert. In der Bedrängniß ſchickte dieſe den Jacob Clement, einen ſchwärmeriſchen Dominikaner, ab, der den König von Frankreich in ſeinem Lager den 1. Aug. 1589 ermordete!!

Heinrich IV. war nun rechtmäßiger Thronerbe. Aber die mächtige, von Spanien unterſtützte Ligue war ihm entgegen und ernannte den gefangenen Cardinal von Bourbon, unter dem Namen Karl X., zum Könige. Mehrere Statthalter und Staatsdiener, welche dem König Heinrich bisher beigeſtanden hatten, trennten ſich von ihm, weil er nicht rechtglaubig ſey; der Papſt Gregor XIV. excommunizirte ihn und ſprach, wie gewöhnlich, damit die Unterthanen von dem Eid der Treue los. Seine vielen katholiſchen Freunde beſtürmten ihn, er möchte zu ihrer Kirche zurück kehren, eher werde er und das Reich nicht zur Ruhe gelangen; ſein Miniſter Marquis von Rosny, nachmals als Herzog von Sully ſo rühmlich bekannt, ein übrigens treuer Proteſtant, war auch der Meinung und glaubte, der König werde dann doch noch immer das Beſte ſeiner vorigen Glaubensgenoſſen befördern können. Heinrich, einer zwanzigjährigen unruhvollen Zeit überdrüſſig,

wovon er noch kein Ende ſah, mit der Wahl eines neuen Kö-nigs und ſelbſt an ſeinem Leben bedroht und von dem beredten Biſchof Dû Perron bearbeitet, entſchloß ſich endlich 1593 zur Römiſchen Kirche überzugehen; ein Schritt, den freilich ſein Witzwort: „Paris iſt wohl noch einer Meſſe werth,“ nicht rechtfertiget. Der Erzbiſchof von Bourges ſprach ihn von dem Banne los; der Papſt Clemens VIII., von Spanien und der Ligue unterſtützt, nahm dieß übel und konnte ſich kaum entſchlie-ßen, nach zwei Jahren die Abſolution zu ertheilen. Seine bei-den Geſchäftsträger mußten 1595 die Ketzerei in Rom in der Peterskirche knieend abſchwören und vor dem päpſtlichen Throne niederfallen; es wurde der funfzigſte Pſalm abgeſungen und bei jedem Verſe gab der Papſt beiden einen leichten Schlag mit einem Stabe, wodurch ſie, wie man auf eine ähnliche Art ehe-mals die Sklaven in Rom in Freiheit ſetzte, in die chriſtliche Gemeinſchaft aufgenommen wurden. Daß ſich die beiden Die-ner des Königs dazu verſtanden, erwarb ihnen die Cardinals-würde. Im Jahr 1596 genoß das Reich ziemlich der Ruhe, wenigſtens hatten die Liguiſten einen Vorwand des Ungehor-ſams weniger. Doch konnte der König nicht alle Bedrückun-gen ſeiner Glaubensgenoſſen verhüten; man trauete ihm auch nicht ganz, und Johann Chatel, ein Jeſuit, wollte ihn meu-chelmörderiſch tödten, verwundete ihn aber nur an der Lippe. Der Papſt verlangte als Beweis des Gehorſams, daß Heinrich alle den Reformirten günſtigen Verordnungen aufheben ſollte, und der König mußte ſeine ganze Kraft, Sanftmuth und Milde aufbieten, um die Parteien, beſonders auch ſeine unzufriednen ehemaligen Glaubensgenoſſen zu beſänftigen. Dieſe ſtellten es ihm 1597 ſehr nachdrücklich vor, daß er ſie vernachläſſige, da ſie doch keine Dominikaner, Jeſuiten und Liguiſten wären, die ihm nach dem Leben getrachtet, vielmehr ihm Alles geopfert hätten, und nur das Ende ihrer Noth verlangten. Endlich erfolgte im April 1598 das berühmte Edikt von Nantes, ei-ner Seeſtadt in Bretagne, worin den Reformirten viele Rechte zugeſtanden wurden. Sie durften überall da, wo bis 1597 Gottesdienſt gehalten, oder wo er ſeit 1577 geſtattet worden war, ihn fortſetzen. Aber in Paris und fünf Meilen im Um-kreiſe, auch in den Armeen, außer bei den Befehlshabern, auch

in Rheims, Toulouſe, Dijon und Lyon wurde er unterſagt. Sie durften Kirchen erbauen; für die ihnen entzogenen wurden ſie entſchädigt. Niemand ſollte ihnen ihre Kinder wegnehmen, um ſie katholiſch zu erziehen. An katholiſchen Feſttagen ſollten aber die Reformirten keine Berufsarbeiten verrichten, ſich nach katholiſchen Ehegeſetzen richten und dem Klerus den Zehnten entrichten. Dagegen ſollten ſie Zutritt zu allen Aemtern, für ihre gerichtlichen Angelegenheiten im Parlament eine beſondere Kammer mit einem Präſidenten und ſechzehn Räthen, auch Mitglieder in den übrigen Parlamenten haben. Sie erhielten mehrere Sicherheitsplätze unter des Königs Schutze, worunter Rochelle beinahe ein Freiſtaat war. Indeß koſtete es viele Mühe, ehe das Edikt in das große Geſetzbuch aufgenommen wurde, und es erfolgten noch manche Abänderungen zum Nachtheil der Reformirten, unter welchen freilich der gelehrte Staatsmann Mornay durch eine ſehr zur Unzeit herausgegebne Schrift über das Abendmahl, worin der Papſt der Antichriſt genannt wurde, ſich ſehr übereilte und die Gegner erbitterte. Nach einer ſehr kräftigen und herzlichen Anrede des Königs an das Parlament wurde das Edikt 1599 im Februar angenommen. Allerdings war es für den Staat bedenklich, einer ſo mächtigen Partei ſo viele Städte zur eignen Beſchützung zu überlaſſen: indeß war es ihr nach ſo vielen Erfahrungen ſchändlicher Treuloſigkeit auch nicht zu verdenken, daß ſie für ihre Sicherheit ſorgte; die Inhaber dieſer Feſtungen blieben dem Könige viel mehr ergeben, als andre, wo Liguiſten befehligten, die ſich ſtets bereit zeigten, ſich mit Spanien zu verbinden. So war denn endlich Ruhe und Ordnung nach einem mehr als vierzigjährigen Blutvergießen unter einer Nation, die neben der Italieniſchen ſchon damals als die gebildetſte angeſehen wurde, aber in ächter religiöſer Aufklärung noch ſo tief ſtand, daß ſie ſich unmenſchlich zerfleiſchte, wieder hergeſtellt. Um das Jahr 1598 hatten die Reformirten über 766 Kirchen und noch weit mehr Gemeinden in Frankreich. Der Calviniſche Lehrbegriff bildete ſich mit Hülfe Bezas immer weiter aus, beſonders auf verſchiednen Synoden, die ſie unter der Aufſicht des Königs hielten, wobei ſie gleichwohl unklug genug und zur Unzufriedenheit des Königs 1603 ihrem Glaubensbekenntniß den unſchicklichen Zuſatz gaben: der

Biſchof in Rom ſey der Antichriſt und der Sohn des Verderbens, deſſen in der Bibel gedacht werde. Sie ſtifteten Univerſitäten in Montauban, Saumur, Montpellier und Sedan, ſorgten aber weniger für andre Schulen und ſahen ſich daher oft genöthigt, ihre Kinder in katholiſche Lehranſtalten zu ſchicken.

§. 46.

Fortſetzung. 8. Großbritannien. 9. Italien.

In England ging der Same, den Wiklef ausgeſtreut, nicht unter; ſeine Anhänger pflanzten ſich fort unter dem Namen der Lollharden. Seit 1509 regierte Heinrich VIII., anfangs in gewöhnlicher Unterwürfigkeit gegen den Papſt, deſſen Legat, Cardinal Wolſey, zugleich des Königs Kanzler war und das päpſtliche Intereſſe ſehr beförderte. Doch Heinrich und Wolſey wollten auch Gönner der Gelehrten heißen und Heinrich, durch Schmeichler bethört, bildete ſich ſelbſt ein, zu ihnen zu gehören. 1519 kamen ſchon Schriften von Luthern nach England, aber deſto ärger wurden nun die Lollharden verfolgt. Wer nur laut gegen manche Mißbräuche ſprach, oder ſeinen Kindern das Vater Unſer, die zehn Gebote, oder das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß in Engliſcher Sprache lehrte, mußte des Ketzertodes ſterben. Der reiche und mächtige Wolſey, der ſogar auf den Reitſätteln Gold und Seide trug, verſprach zwar den Klerus zu reformiren, aber es blieb bei den Worten. 1521 ſchrieb der König, wahrſcheinlich mit fremder Hülfe, ſein Buch „über die ſieben Sakramente," die er mit den gewöhnlichen Gründen, doch nicht ohne Lebhaftigkeit, vertheidigte und erhielt dafür den Namen eines Beſchützers des Glaubens (defensor fidei); der Papſt verſicherte einem Jeden, der es läſe, einen zehnjährigen Ablaß. Indeß der königliche Wille erſchwerte zwar, dämpfte aber nicht die Verbreitung der neuen Grundſätze, beſonders da der erwähnte Engländer Wilhelm Tindal, der wegen ſeiner Freimüthigkeit nach Antwerpen geflüchtet war, dort 1526 eine Engliſche Ueberſetzung des N. T. drucken ließ, die gar bald in London Beifall erhielt. Allein auch Heinrichs Freundſchaft mit dem Papſte dauerte nicht lange. Er

war ſeit 18 Jahren mit der Prinzeſſin Katharina von Arragonien, Mutter Schweſter Karls V., verheirathet, die vorher die Gemahlin von des Königs verſtorbenem Bruder geweſen war. Der Papſt Julius II. hatte darüber dispenſirt und die Vermählung wurde 1509 vollzogen. Jetzt 1527 verſicherte der König, Gewiſſensbiſſe erlaubten ihm nicht, länger der Gemahl der Witwe ſeines Bruders zu ſeyn; der Papſt habe nicht dispenſiren ſollen. Die Haupturſachen ſeiner Abneigung waren aber wohl das Alter und die Kränklichkeit ſeiner Gemahlin und ſeine Neigung zu einem ſchönen Hoffräulein, Anna von Boleyn. Man brachte die Sache vor den Papſt Clemens VII., der die Ehe aufheben könne, da ſein Vorgänger falſch berichtet worden ſey. Allein Clemens war gerade in der höchſten Bedrängniß; denn Karls Heere belagerten ihn in Rom und der Kaiſer nahm ſich ſeiner Verwandtin lebhaft an. Wolſey betrieb die Sache zwar eifrig, allein der andre Legat Campeggio ſuchte Zeit zu gewinnen. Die Königin wurde vor Gericht gefordert, aber für unſchuldig erklärt, und die Sache durchaus nach Rom verwieſen. Wolſey fiel bei dem Könige in Ungnade, und ſtarb 1530 noch vor der Unterſuchung mit dem Bekenntniß: „hätte ich Gott ſo treu gedient, wie meinem Könige, ſo würde er mich bei meinen grauen Haaren nicht verlaſſen.“ Der gelehrte Thomas Morus wurde Kanzler. Die Eheſcheidungsſache kam unterdeß nicht weiter. Da wurden auf des Theologen Cranmer in Cambridge Rath die Univerſitäten um ihr Urtheil befragt, die, nicht ohne Widerſpruch unter ſich, endlich doch erklärten: jene Ehe ſey gegen das göttliche Geſetz. Nun wurden auch Gutachten bei ausländiſchen Univerſitäten und Gelehrten eingeholt, wobei es nun freilich weder Karl V. noch Heinrich VIII. an Beſtechungen fehlen ließen; beide Theile hatten günſtige Entſcheidungen für ſich. Heinrich, immer muthvoller gegen den Papſt, rechnete ihm vor, daß allein die Annaten ſeit fünf und vierzig Jahren auf 800,000 Dukaten nach Rom gezogen hätten, andrer Gelderpreſſungen nicht zu gedenken. Dieſe Annaten wurden aufgehoben, der Papſt erhielt nur noch den zwanzigſten Theil der ſichern Einkünfte des erſten Jahres von einem Erzbisthum; die Unterthanen durften keine Befehle mehr von Rom annehmen und der übermüthige Klerus mußte dem Kö-

nige gehorchen. Jetzt feindeten Heinrich und der Papſt einander heftig an; der König heirathete heimlich die Anna von Boleyn und als ſie ſchwanger war, wurde durch Cranmer, jetzt Erzbiſchof von Canterbury, die erſte Ehe vor einem geiſtlichen Gerichte 1533 für ungültig erklärt. Der Papſt drohte mit dem Banne, und, von allen Seiten bedrängt, entſchied er endlich, Heinrich ſolle ſeine erſte Gemahlin bei Vermeidung der Kirchenſtrafen behalten. Damit war aber die Trennung von Rom vollendet. Man unterſuchte die päpſtlichen Anſprüche nach der Bibel, fand ſie nirgends begründet und nun wurde von dem Könige, dem Parlamente und den Biſchöfen laut erklärt, daß man ſich zwar von der katholiſchen Kirche und von der wahren Lehre Chriſti nicht trennen wolle, daß aber der Papſt keine Macht mehr in England haben, daß nichts mehr nach Rom bezahlt, keine Dispenſationen, Proviſionen und Bullen dort geſucht und der König das Oberhaupt der Engliſchen Kirche ſeyn ſollte. Die erſte Ehe blieb aufgehoben, die Kinder aus der zweiten Ehe ſollten allein thronfähig ſeyn; ohne Genehmigung des Königs ſollte kein Ketzer, und erſt nachdem dieſer gehörig ſich vertheidigt hätte und doch von der Ketzerei nicht ablaſſen wollte, hingerichtet werden. Heinrich, dem man auch viele Einkünfte von der Geiſtlichkeit zugeſtand, zeigte ſich nun aber eben ſo despotiſch und grauſam, wie ehemals die päpſtliche Regierung. Fiſher, Biſchof von Rocheſter, und der Kanzler Morus, beides rechtſchaffne und gelehrte Männer, wurden des Hochverraths angeklagt und hingerichtet, bloß weil ſie den König nicht als das Haupt der Kirche anerkennen wollten; beide hatten freilich ſelbſt auch Ketzer umbringen laſſen. Indeß hatte Rom noch immer ſeine Anhänger, und es war auch nicht leicht, päpſtliche Behauptungen und kirchliche Lehren genau von einander abzuſondern und alle Verbindungen zwiſchen katholiſcher Kirche und ihrem bisherigen Oberhaupte zu trennen. Heinrich war der Reformation in Deutſchland ganz abgeneigt und mußte bei ſeiner herrſchſüchtigen und argwöhniſchen Denkart mit Vorſicht behandelt werden; ſeine Gemahlin dagegen und mit ihr Cranmer und der Miniſter Thomas Cromwell, waren Freunde der Kirchenverbeſſerung, und benutzten die Erbitterung des Königs gegen den Papſt, ſo daß

ſie manche Lehren, die ſich auf bloße Dekretalen gründeten, abſchafften. Beſonders erging eine ſcharfe Viſitation der Klöſter, da ſich die Mönche ungern von Rom losſagten. Einige Berichte darüber mögen übertrieben ſeyn, aber Beweiſe der gröbſten Schändlichkeiten, Ausſchweifungen und Verbrechen waren in Menge vorhanden. Viele Abteien wurden aufgehoben, die Einkünfte überließ man dem Könige. 1539 erſchien eine neue Ueberſetzung der Bibel, im Grunde die verketzerte von Tindal. Die katholiſche Partei machte Einwendungen gegen die allgemeine Einführung, aber die Gegner beriefen ſich auf das Beiſpiel der Juden und der erſten Chriſten, die auch die heiligen Schriften frei gebraucht hätten; daß erſt dann Jedermann die Nichtigkeit der päpſtlichen Anmaßungen ſehen könne; und dadurch gewann man den König. Da er jedoch 1536 ſeine vorher ſo geliebte Gemahlin der Untreue anklagte, ſie, obgleich nichts weiter als einige Unvorſichtigkeit in ihrem Benehmen erwieſen werden konnte, hinrichten ließ und ſeinen veränderlichen verdorbnen Sinn dadurch genugſam verrieth, daß er am Tage nach jener Hinrichtung ſich mit Johanna Seymour, einer Hofdame, vermählte, ſo ſuchten die Katholiken die Oberhand zu gewinnen. Allein Cranmern und mehrern Biſchöfen gelang es, wenigſtens einige Milderungen in manche Lehren zu bringen. Die Heiligen ſollte man als Tugendmuſter verehren, aber das nicht von ihnen erwarten, was allein Gott geben könne; man möge ſie auch anrufen, damit ſie mit und für den Chriſten beteten; aber man müſſe alle Mißbräuche entfernen; für die Verſtorbenen zu beten, Seelmeſſen für ihre Befreiung aus dem Fegfeuer zu halten, ſey ein Liebeswerk, aber die Schrift belehre weder über den Ort des Fegfeuers, noch über die Art der Strafe, daher ſey es genug, die Verſtorbenen der göttlichen Barmherzigkeit zu empfehlen; der päpſtliche Ablaß vermöge hierin nichts zu ändern. 1536 wurden dieſe und andere Vorſchriften öffentlich bekannt gemacht. Die eifrigen Katholiken fürchteten jetzt die gänzliche Trennung von der Kirche; die Freunde der Reformation hofften noch immer mehr für die Kirchenverbeſſerung, und doch kam es für beide anders. Die Mönche wiegelten das Volk auf, das von ihnen Almoſen erhalten hatte und allerdings war die Aufhebung der Klö-

ſter zum Theil ungerecht und gewaltſam. Viele angeſehene und niedere Perſonen hatten in ihren Bedrängniſſen hier eine Zuflucht gefunden; die Güter zog nun der König an ſich und auch die Commiſſarien bereicherten ſich dabei. Es rotteten ſich Schaaren bis auf 40,000 Mann zuſammen, welche die Klöſter und Kirchenſchätze retten und den König von ſeinen Rathgebern befreien wollten. Aber ſie wurden beſiegt; Heinrich noch mehr entrüſtet, verfuhr nun noch ſtrenger; 640 Klöſter wurden aufgehoben; es ſchützte keine Fürbitte auch nur diejenigen, worin ſtrenge Sitten herrſchten, nützliche Beſchäftigungen betrieben, die Töchter des Adels erzogen oder Kranke und Arme verpflegt wurden. Allerdings entdeckte man aber auch ſchreckliche Beweiſe von Ausſchweifungen, welche mehrere Mitglieder dieſer Geſellſchaften ſelbſt bekannten, und von greulichem Betrug und Aberglauben. Da fanden ſich Stücke von dem Kreuze Chriſti; einige Köpfe von der heiligen Urſula; Kohlen, mit welchen der heil. Laurentius ſollte gebraten worden ſeyn; die Mönche in Hales verwahrten das Blut Chriſti, das wöchentlich, aber nur für die zu ſehen war, die ſich durch gute Werke und die Abſolution dafür fähig machten. Ein Biſchof in Rocheſter zerbrach ein Crucifix und zeigte die Federn und Räder, wodurch es in Bewegung geſetzt wurde. Englands Schutzheiliger, der heil. Thomas von Canterbury, war durch Ungehorſam gegen einen von Heinrichs Vorfahren Märtyrer, Wunderthäter und Heiliger geworden; ſein Leichnam wurde jährlich einmal zur Verehrung aufgeſtellt, jedes funfzehnte Jahr war ein Jubeljahr, in welchem Tauſende zu ihm wallfahrteten, und in einem gewiſſen Jahre fand man auf ſeinem Altare 900 Pfund Sterling; auf dem Altare der Maria nur 5 Pfund und auf dem Gott geweiheten gar nichts. Der König ſuchte das Andenken an dieſen Heiligen ganz zu vertilgen, ließ dem koſtbaren und reichen Reliquienkaſten förmlich den Proceß machen; Alles wurde verbrannt und die Aſche zerſtreuet. Um den Widerwillen zu beſänftigen und den Vorwurf der Habſucht zu entkräften, ſtiftete es ſechs Biſthümer, verſchenkte und vertauſchte viele Güter, gab auch Aebten und Mönchen Jahrgelder.

Nun brach der päpſtliche Bann los. Der König wurde ein wildes Thier genannt, ein Ketzer, Ehebrecher, Mörder

und Hochverräther gegen ſeinen Oberherrn den Papſt, und das Reich wurde dem Könige von Schottland angeboten. Heinrich ließ dagegen die Bulle für nichtig, und dabei erklären, wenn ſich der Papſt gegen den Ausſpruch Chriſti und ſeiner Apoſtel weltliche Dinge anmaße, ſo ſey er ein Tyrann. Die Bannbulle wirkte ebenſo wenig, als die Schriften, welche Heinrichs Verwandter, der Cardinal Polus, für den Papſt ſchrieb. So ſehr jedoch der König die päpſtliche Gewalt bekämpfte, ſo wenig kannte er chriſtliche Duldung. Er glaubte an Ehre zu verlieren, wenn er ſeine frühere Ueberzeugung aufgäbe und war beſonders eingenommen für manche Lieblingslehren, die er aufrecht erhalten wollte. So ließ er einen Geiſtlichen, Lambert, früher Prediger der Engliſchen Kaufleute in Antwerpen, der ſich nach ſeiner Rückkehr zu Zwinglis Lehrbegriff im Abendmahl bekannte, wogegen Heinrich ſtreng die Transſubſtantiation annahm, langſam an einem Feuer verbrennen. Es wurden bald darauf ſechs Artikel über jene Lehre, ſo wie über die Seelmeſſen, den Cölibat und die Ohrenbeichte feſtgeſetzt, von dem Parlamente beſtätigt; mit grauſamen Drohungen gegen alle, die auch nur dagegen ſprächen, wollte man jedem Zweifel und Widerſpruche vorbeugen. Cranmer konnte nichts abändern; doch blieb er in der Gnade des Königs. Aber Cromwell, der die vielen Veränderungen am meiſten befördert und ſich damit allgemeinen Haß zugezogen, auch dem Könige bei ſeiner vierten Heirath in der Anna von Cleve eine Gemahlin empfohlen hatte, die dem Gemahl nachher mißfiel, wurde als Ketzer und Hochverräther angeklagt, und, ohne daß er ſich rechtfertigen durfte, 1540 enthauptet. Da die verlangte Einheit des Glaubens aber immer nicht zum Vorſchein kommen wollte, ſo künſtelten nun bald der König, bald das Parlament an dem Lehrbegriff; das Bibelleſen wurde Edelleuten und Kaufleuten geſtattet, Leuten von geringerm Stande wurde es verboten bei ſchwerer Strafe. Der König beſorgte einen Religionsunterricht in Engliſcher Sprache, auch eine nicht übelgerathne faßliche Erklärung der Perikopen und Predigten für beſondere Fälle. Dieſe Predigten ſollten von den Predigern vorgeleſen werden, und es iſt daraus die in den Engliſchen Kirchen gewöhnliche Sitte entſtanden, daß die Predigten noch jetzt abgeleſen werden.

Heinrich verſtieß unter nichtigem Vorwande die Anna von Cleve, heirathete Katharina Howart als ſeine fünfte Gemahlin, die er aber wegen ihrer ehemaligen frühern Ausſchweifungen im Gefängniß enthaupten ließ. Seine ſechſte Gattin Katharina Parr ſtarb wenigſtens eines natürlichen Todes. Er ſelbſt verſchied 1547 unter ſchrecklichen Qualen des Gewiſſens und des Körpers. Cranmer, den ſeine Feinde nicht zu ſtürzen vermochten, kam zu ſpät, ihn zu tröſten. Heinrich war gegen ſein Lebensende immer wilder und tyranniſcher geworden; der Reformation nützte er wenigſtens durch ſeine antirömiſche Denkart; aber Katholiken und Proteſtanten, die ſich nicht nach ihm bequemten, hatten gleiches Schickſal. Sein Sohn von der Johanna Seymour, Eduard VI., wurde König, war aber noch unmündig. Die Vormünder, beſonders Cranmer, thaten der Reformation durch Berichtigung der Lehrſätze und Verbeſſerungen der Gebräuche allen möglichen Vorſchub. Nur wer zum dritten Mal leugnete, daß der König das Oberhaupt der Kirche ſey, wurde mit Todesſtrafe bedroht. Das Abendmahl wurde mit Brot und Wein gefeiert, die Seelmeſſen wurden verboten, die Bilder weggeſchafft und alle Gebete in die Engliſche Sprache überſetzt, und man empfahl bei allen Veränderungen Mäßigung und Klugheit; es wurde die Eheloſigkeit der Geiſtlichen, doch nicht das Faſten am Freitag und Sonnabend, aufgehoben. Der Widerſpruch einiger Katholiken, beſonders des Erzbiſchofs Gardiner, der darüber ins Gefängniß kam, wurde nicht beachtet. Die Prinzeſſin Maria, Heinrichs Tochter aus der erſten Ehe, nahm jedoch die 1549 erneuerte Kirchenordnung nicht an. Man berief gelehrte Männer, unter andern Martin Bucer und Paulus Fagius aus Straßburg als Profeſſoren nach Cambridge; beide verdiente Männer ſtarben aber bald. 1551 ſtellte Bucer und der Biſchof Ridley ein noch freimüthigeres Glaubensbekenntniß und eine verbeſſerte Liturgie auf; man ſuchte auf alle Weiſe die Prinzeſſin Maria dafür zu gewinnen, aber ſie blieb ſtandhaft bei der Römiſchen Kirche. 1553 kam ein Kirchenrecht zu Stande, worin der König erklärte, daß alle ſeine Unterthanen Chriſten ſeyn müßten, und die Feinde ihrer Religion ihr Vermögen, ja ſelbſt das Leben verlieren ſollten. Unter die Ketzereien, wegen welcher man

für ehrlos erklärt wurde, gehörte auch die Behauptung, daß man in jeder Sekte ſelig werden könne, wenn man nur nach dem Licht der Natur tugendhaft zu leben ſuche. Leider ſtarb Eduard 1553, erſt 16 Jahr alt, ein Fürſt mit ungewöhnlichen Geiſtesgaben und Kenntniſſen, der noch toleranter als Cranmer war, indem er nur mit Thränen und allenthalben beſtürmt das Todesurtheil einer vermeinten Ketzerin unterſchrieb. Die eifrig katholiſche Maria wurde nun Königin; ſie hatte mittelmäßige Geiſteskräfte, aber ihre Gemüthsrichtung war finſter und mißtrauiſch. Ihre Gegenkönigin, Johanna Gray, Heinrichs nahe Verwandte, mußte ihr weichen und wurde nachher, ob ſie gleich nur überredet und faſt gezwungen von ihren herrſchſüchtigen Freunden die Krone ſuchte, hingerichtet; ſie überſtrahlte die Maria in aller Hinſicht. Dieſe verſprach zwar Religionsfreiheit, aber zuerſt äußerte ſie den Wunſch, daß alle Unterthanen ihre Religion haben möchten und bald nahm ſie den Biſchof Gardiner, der 5 Jahre gefangen geſeſſen, und nachher den Papſt zu Hülfe, um mit Liſt und Gewalt ihren Wunſch zu befriedigen. Eduards Anordnungen wurden aufgehoben; Niemand ſollte ohne der Königin Erlaubniß predigen, Schrifterklärungen bekannt machen und Bücher drucken laſſen. Mehrere proteſtantiſche Lehrer wollten nicht gehorchen und wurden gefangen genommen; ihre Stellen wurden von Gardiner mit katholiſchen Theologen beſetzt. Das gefällige Parlament willigte in Alles. Es wurde nun an einer gänzlichen Vereinigung der Engliſchen und Römiſchen Kirche gearbeitet, und der Papſt wußte kaum ſeine Freude zu mäßigen. Cranmer, Ridley und Latimer waren mit vielen andern Proteſtanten in der Gefangenſchaft. Eine Disputation, die ſie mit katholiſchen Theologen über einige Lehrſätze anſtellen durften, war nur ein leeres Schauſpiel; man unterſagte den Proteſtanten den Gebrauch der Bücher, das Schreiben und jede Gemeinſchaft unter einander; der Präſident drohete; die zuſammengelaufenen Zuhörer ſchrieen gegen ſie und ſie wurden als Ketzer, Cranmer auch als Staatsverbrecher, verdammt. Doch machte ſich jetzt Maria viele Feinde, als ſie ſich mit Philipp II. von Spanien, wo weltlicher und geiſtlicher Despotismus herrſchte, 1554 vermählen wollte. Die Vermählung erfolgte aber doch, da

die Bedingungen für Englands Vergrößerung günſtig ſchienen. Ein Aufſtand wurde unterdrückt; der Herzog von Suffolk und ſeine erwähnte Tochter Johanna Gray mit ihrem Gemahl, obgleich die beiden letztern keinen Theil an dem Aufruhre gehabt hatten, wurden auf Befehl der blutdürſtigen und argwöhniſchen Maria hingerichtet. 1554 kam der Cardinal Polus nach England, und nun eilte man das alte katholiſche Kirchenthum wieder herzuſtellen. Das kriechende Parlament übergab dem Könige und der Königin eine demüthige Bittſchrift, ihm ſeine abſcheuliche Trennung von dem heiligen Stuhle zu verzeihen und eine Fürbitte zu ihrer Wiederaufnahme in die Römiſche Kirche für ſie einzulegen. Knieend empfingen die Parlamentsmitglieder die Abſolution von den Legaten, doch mußten ſie verſprechen, alle Geſetze gegen den Römiſchen Stuhl aufzuheben. Alle proteſtantiſche Biſchöfe wurden abgeſetzt, die Geſetze gegen die Ketzer erneuert; der Papſt wurde für das Oberhaupt der Kirche erklärt und, auf Anſtiften Gardiners vorzüglich, da Polus weit mehr Mäßigung verlangte und Gewaltthätigkeiten gegen Irrende mißbilligte, auch vorzüglich auf Verbeſſerung der unwiſſenden und unſittlichen Geiſtlichkeit drang und dafür wirkte, entſtand 1555 eine höchſt grauſame Verfolgung der Proteſtanten. Gardiner und noch mehr der Biſchof Bonner von London, der, endlich des Menſchenſchlachtens müde, von dem königlichen Ehepaar immer wieder angefeuert wurde, wütheten ſchrecklich. Es kamen auf 400 Perſonen um; darunter waren 5 Biſchöfe, 21 andere Geiſtliche, 8 Edelleute, 84 Bürger, über 100 Landleute, 55 Frauen, mehrere Kinder; ja ſchwangere Frauen gebaren auf den Scheiterhaufen, aber man durfte die Kinder nicht retten! So handelte die allein ſeligmachende, liebende Kirche!! — Ruhmvoll ſtarben die Märtyrer der Wahrheit. „Willkommen, Kreuz Chriſti! willkommen, ewiges Leben," rief der eine, als er den Pfahl umklammerte, an den er gebunden wurde. Die Biſchöfe Ridley und Latimer wurden in Oxford verbrannt. Latimer rief ſeinem Freunde zu: „Sey guten Muths, wir werden heute eine ſolche Fackel in England anzünden, die, wie ich zu Gott hoffe, nie verlöſchen ſoll." Maria ſchickte eine Geſandtſchaft nach Rom an Paul IV., die knieend die Abſolution für die

einſt abgefallene Nation erflehte, und dabei Rückgabe der Kirchengüter und Stiftung neuer Klöſter verſprach. Cranmer hatte zwei Jahre gefangen geſeſſen; 1556 wurde er ſchimpflich von Bonner ſeiner geiſtlichen Würde beraubt. Man drang in ihn, ſeine Ketzereien abzuſchwören, und die lange Gefangenſchaft, körperliche und geiſtige Entkräftung brachten ihn wirklich zum Widerruf. Aber die rachſüchtige Maria gab dennoch den Befehl, er ſolle verbrannt werden. Auf dem Gerüſt ſollte er nun am 21. Mai 1556 ſeine Abſchwörung in einer von Bonner aufgeſetzten Rede vorleſen. Da erhob ſich ſein Muth. In einer kräftigen Rede bereuete er ſeine vorige Schwäche, verwarf den Papſt und ſeine Lehre, und als ihn die überraſchten und erbitterten Feinde an den Pfahl hinriſſen, wo er im Feuer ſterben ſollte, ſteckte er ſeine rechte Hand zuerſt in die Flamme. „Sie, die unwürdige, hat geſündigt, als ich unterſchrieb,“ rief er mehrmals aus. Standhaft ſtarb er 67 Jahr alt. Er hinterließ den Ruf der Redlichkeit, Einſicht, Klugheit und Wohlthätigkeit. Schon dachte man darauf, die Inquiſition einzuführen, als zum Glück des Landes die Königinn 1558, 43 Jahr alt, ſtarb. Sie war bei den meiſten Unterthanen verhaßt und verachtet, und wurde durch ihren Gemahl, der zwölf Jahr jünger war als ſie, nur ein Jahr bei ihr in England blieb und ſie verächtlich behandelte, in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, der ſie zu vielen Anleihen und Gelderpreſſungen verleitete und worin ſie Calais, die letzte Beſitzung in Frankreich, verlor. Ihre Geiſtesſchwäche und Andächteleien machten ſie grauſam.

Jetzt, 1558, beſtieg Eliſabeth, Heinrich des Achten Tochter von der Anna Boleyn, den Thron. Sie war 25 Jahr alt und in der proteſtantiſchen Kirche erzogen. Sie lebte faſt wie eine Gefangene; die argwöhniſche Maria konnte ihr jedoch, da ſie ſich ſehr vorſichtig betrug, kein Vergehen erweiſen, und ſelbſt Philipp nahm ſich ihrer, vermuthlich in der Hoffnung an, dieſe liebenswürdigere Prinzeſſin nach Mariens Tode heirathen zu können. Eliſabeth, klug und leutſelig, verfuhr milde und bedachtſam und ſchien zu wünſchen, daß Katholiken, Lutheraner und Calviniſten ſich mit einander verſöhnen möchten. Sie nahm bei ihrem Einzuge die katholiſchen Biſchöfe ſehr gut

auf, nur den blutdürſtigen Bonner mochte ſie nicht ſehen; ſie behielt eilf katholiſche Staatsräthe im Dienſte und fügte acht proteſtantiſche hinzu; meldete dem Papſte ihre Thronbeſteigung, um auch mit ihm im Frieden zu leben. Aber dieſer kam ſehr unklug mit den alten Anſprüchen entgegen: „England ſey ein päpſtliches Lehen; Eliſabeth habe als eine für unächt erklärte Prinzeſſin gar kein Recht auf das Reich; es ſey eine große Verwegenheit, daß ſie ohne ſeine Genehmigung die Krone angenommen; indeß wolle er mit väterlicher Gnade handeln, wenn ſie es bei ihren Anſprüchen bloß auf ſeine Entſcheiduug ankommen laſſe.“ Da brach Eliſabeth alle Verbindung mit dem Papſte ab; ihr Staatsſecretär Wilhelm Cecil zeigte ihr, daß ſie nur in dreiſter Verachtung des päpſtlichen Begehrens und Drohens, in der Beſetzung der Aemter mit tüchtigen Männern und in guter Einrichtung der Schulen und Univerſitäten die beſten Sicherheitsmittel für ſich und ihr Reich gegen innere und äußere Beunruhigungen ſuchen müſſe. Jedoch hatte die Königin ihre beſondern Anſichten über das Reformationsweſen. Sie liebte das Prachtvolle und Glänzende bei dem öffentlichen Gottesdienſte, wollte anfangs die Bilder in den Kirchen beibehalten wiſſen, ſo wie ſie auch mehr für als gegen das Faſten und den Cölibat geſtimmt war; indeß gab ſie in dieſen Dingen ſpäterhin nach. Auch war ſie nicht zufrieden, daß man ehedem manche Lehrſätze in ſo ſcharfen und engen Begriffen beſtimmt und nicht lieber dafür allgemeinere Ausdrücke gewählt hätte, indem man z. B. durch eine ſpitzfindige Erklärungsart diejenigen zurück geſtoßen habe, welche die Brotverwandlung glaubten. Eliſabeth wollte aus Beſcheidenheit nicht das Oberhaupt, ſondern der Regent der Kirche heißen, womit denn aber freilich doch die ganze geiſtliche Macht verbunden wurde, ſo daß der Regent nicht nur Geſetze beſtätigen oder verwerfen, ſondern auch Ketzereien unterdrücken und in der Kirchenzucht Abänderungen machen konnte; ein hoher geiſtlicher Gerichtshof ſtand ihm zur Seite. Das Parlament, jetzt eben ſo biegſam, ſtellte nun die unter Eduard gemachten Einrichtungen wieder her. Die Verwieſenen und Verſteckten kamen wieder zum Vorſchein; manche reformirten mit ziemlichem Ungeſtüm; aber der katholiſche Klerus erklärte ſich laut gegen dieſe Neuerungen. Er

ſuchte wenigſtens den Supremat des Papſtes, die Meſſe, die Lehre von der Brotverwandlung und die Macht der Geiſtlichen, daß ſie den Glauben und Gottesdienſt allein beſtimmen ſollten, zu retten. Man wollte darüber disputiren, aber einige katholiſche Biſchöfe meinten, ihr Glaube ſey ſo vollkommen entſchieden, daß nur kirchliche Richter auf einer Synode ihn prüfen könnten, und mochten ſich darum gar nicht mit Ketzern in Unterſuchungen einlaſſen. Nur vertheidigte einer unter den katholiſchen Doktoren die Beibehaltung der Lateiniſchen, wenn gleich dem Volke unverſtändlichen, Sprache, beim Gottesdienſte, mit folgenden Gründen, die man auch jetzt noch für dieſe Gewohnheit anzuführen pflegt: „Die Schrift,“ ſagt er, „ſcheint zwar das Gegentheil vorgeſchrieben zu haben, aber die Kirche kann das eben ſo gut abändern, als ſie es, ohne Rückſicht auf die Schrift, mit dem Sabbath und mit dem Kelche im Abendmahl gethan hat; es iſt eine Abſonderung (Schisma) von der Römiſchen Kirche, wenn man ſich ihr, die die Lateiniſche Sprache gewählt hat, nicht unterwirft, andre Sprachen ändern ſich, die Lateiniſche nicht, und ſo allein bleibt die Einheit, Einförmigkeit und Richtigkeit in der Lehre und in dem Cultus geſichert. Will man einwenden, das Volk verſteht nichts von dieſer Sprache, ſo dient zur Antwort, der Aethiopier (Apg. 8, 27.) las auch im Jeſaias, ohne ihn zu verſtehen; das jüdiſche Volk verſtand von vielen Ceremonien die Bedeutung nicht, und es iſt eine ſonderbare Behauptung, daß der heilige Geiſt ſeine Kirche ſollte verlaſſen und es euch, dem kleinen Häuflein, ſollte aufgetragen haben, die große Kirche aus ihrem Irrthume zu ziehen.“ Die Proteſtanten erwiederten und erwiedern noch jetzt, daß die Römiſche Kirche nur erſt beweiſen müſſe, mit welchem Rechte ſie dieſe und andere Aenderungen getroffen, ſich wider und über die Schrift geſetzt und Vollmacht und den heiligen Geiſt vor andern Gemeinden dazu empfangen habe, was Alles vorausgeſetzt, aber nie erwieſen worden ſey, da ſich vielmehr dieſe Kirche in ihren Päpſten und Concilien ſo oft widerſprochen und grobe Irrthümer habe zu Schulden kommen laſſen;“ ſie erwiedern: „daß eine Aenderung der Sabbathsfeier gar nichts Weſentliches und von Chriſto nichts über den Tag beſtimmt worden ſey, daß Paulus im erſten Briefe an die Co-

rinther ſo nachdrücklich verlange, es ſolle in der Verſammlung für Jedermann verſtändlich gepredigt werden; daß der Aethiopier doch wohl in einer ihm verſtändlichen Sprache geleſen, nur aber nicht gewußt habe, auf wen ſich das Geleſene beziehe; daß die Juden erſt in den Zeiten der Unwiſſenheit mit dem Sinn und der Bedeutung ihrer Mutterſprache und Gebräuche unbekannt geworden und daß eine Gleichförmigkeit in der Sprache bei der Gottesverehrung aller Völker nirgends zur Pflicht gemacht werde."

Eliſabeth, obgleich manche Biſchöfe ſie lieber excommunicirt hätten, ließ ſich nicht irre machen; ſie, ihr Staatsrath und das Parlament führten die unter Eduard aufgeſetzte Liturgie, die von einigen Theologen wieder durchgeſehen wurde, aufs Neue ein. Da noch viele Engländer die Brotverwandlung im Abendmahle annahmen, ſo wurde, um die Eintracht nicht zu ſtören, die Anrede gewählt: „Nimm und iß dieſes und erinnere dich dabei, daß Jeſus Chriſtus für dich geſtorben iſt! Weide dich in deinem Herzen durch den Glauben, und mit Dankſagung! Trink dieſes zum Andenken, daß das Blut Jeſu Chriſti für dich vergoſſen iſt und danke ihm dafür."

Die Biſchöfe und die andern Geiſtlichen ſollten nun den Eid auf die kirchliche Oberherrſchaft der Königin ablegen und der Unterwerfung unter den Papſt entſagen. Allein nur einer verſtand ſich dazu; die übrigen wurden daher gefangen geſetzt; aber auch bald befreit; nur Bonnern wollte man durchaus wegen ſeiner mörderiſchen Verfolgungsſucht beſtraft wiſſen; doch auch ihn behandelte die Königin milde. Die Biſchöfe wurden zwar abgeſetzt, da ihre Lehrart den Forderungen der proteſtantiſchen Gemeinden entgegen war; aber ſie erhielten einen anſtändigen Gehalt und die durch Gelehrſamkeit und Wandel ausgezeichneten auch fortdauernd Beweiſe von Achtung; die Stellen wurde nach und nach mit Proteſtanten beſetzt. Das wichtigſte Erzbisthum, Canterbury, erhielt Parker, ehemaliger Lehrer der Königin, ſo ſehr er ſich auch weigerte, es anzunehmen. Er war ein ehrwürdiger Prälat; nur ein faſt intoleranter Vertheidiger der jetzt entſtehenden biſchöflichen Kirche. Er weihte die neuen Biſchöfe und gar bald waren alle geiſtlichen Stellen beſetzt. Bei 9400 geiſtlichen Aemtern, die in England waren,

gaben nur 14 Biſchöfe, 6 Dechanten, 12 Archidiakonen, 15 Vorſteher von Collegien, 50 Canoniker und 80 Pfarrer ihre Stellen auf und blieben Rom treu.

Die 42 Artikel, welche unter Eduard VI. als Glaubensbekenntniß der neuen Kirche aufgeſtellt waren, wurden aufs Neue verbeſſert; es entſtanden daraus die 39 Artikel, die noch jetzt das Glaubensbekenntniß der biſchöflichen Kirche ausmachen und wurden 1562 auf einer Synode in London feierlich angenommen. Die Lehre von der Höllenfahrt Chriſti wurde beibehalten, aber nicht erklärt; von den apokryphiſchen Büchern wurde geſagt, daß ſie zwar brauchbar zur Bildung der Sitten, aber nicht zur Beſtätigung des Glaubens wären; in der Lehre vom Abendmahle erklärte man ſich ſo: der Leib Chriſti werde darin bloß auf eine himmliſche und geiſtliche Art gegeben und empfangen.

So wurde auch eine Engliſche Bibelüberſetzung 1568 in London herausgegeben. Eliſabeth gab zugleich Vorſchriften über die Kleidung der Geiſtlichen, ermahnte das Volk zum Beſuch des Gottesdienſtes und daß es bei dem Namen Jeſus die Kniee beugen ſollte. Die Reformation war alſo 1603 bei dem Tode dieſer, wenn gleich durch einige Eitelkeit und durch die von ihr beförderte Hinrichtung der Königin Maria Stuart aus Schottland befleckten, doch aber durch viele große Eigenſchaften und vielfach wohlthätige Wirkſamkeit ausgezeichneten Königin vollkommen befeſtiget und das Papſtthum geſtürzt. Es wurden zwar immer Verſuche gemacht, das alte Unweſen wieder herzuſtellen, ſelbſt das Leben der Eliſabeth kam mehrmals in Gefahr; ſie ſahe ſich daher gezwungen, auch Strenge auszuüben; doch ſind nicht über fünf und zwanzig Perſonen und auch dieſe nur als verſchworne und überführte Aufrührer hingerichtet worden; übrigens verbot ſie ſelbſt alle Schimpfnamen, Papiſten, Ketzer u. dergl. Sie ſtarb, 70 Jahre alt, 1603.

Um Schottland mit ſeinen gutherzigen, tapfern, aber armen, unwiſſenden und rohen Einwohnern hatte ſich der Papſt nicht gerade viel bekümmert; das Volk gehorchte ſeinem Klerus und Adel, und dem durch beide beſchränkten Könige; für die Wiſſenſchaft that ſelbſt die Univerſität in Glasgow wenig. Unter König Jakob V. aus dem Hauſe Stuart kamen zuerſt

1524 die Lutheriſchen Lehrſätze in das Reich, vermuthlich aus England. Ein gelehrter Edelmann, Hamilton, machte ſich mit den deutſchen Reformatoren bekannt, hielt ſich zuletzt in Marburg auf, verkündigte dann die verbeſſerte Lehre in ſeinem Vaterlande, wurde aber noch 1527, erſt 24 Jahre alt, verbrannt. Aber ſeine muthvolle Beſtändigkeit machte tiefen Eindruck auf die Gemüther, und ſelbſt der königliche Hofprediger Seton predigte gegen die kirchlichen Mißbräuche, mußte aber nach England flüchten. Mehrere bekehrte Mönche und andere Bekenner der verbeſſerten Lehre ſtarben wegen ihrer Freimüthigkeit in den Jahren 1533, 1534, 1538 auf dem Scheiterhaufen. Der Canonicus Foreſt tadelte ebenfalls viele Irrlehren und predigte oft über die Bibel. Das verwies ihm der Biſchof von Dunkeld und ſcheute ſich nicht, ihm zu ſagen, wenn er „eine gute Epiſtel oder ein gutes Evangelium finden könnte, durch welche die Rechte und Freiheiten der heiligen Kirche unterſtützt würden, ſo möchte er immer darüber predigen.“ Foreſt antwortete: „Ich habe das alte und neue Teſtament, finde aber darin weder eine böſe Epiſtel noch ein böſes Evangelium.“ „Und ich,“ erwiederte der Biſchof, „habe, Gott ſey Dank! viele Jahre gelebt, ohne weder das neue noch das alte Teſtament zu kennen; ich begnüge mich mit meinem Pontificale und Breviarium; will ſich Foreſt unnütze Dinge in den Kopf ſetzen, ſo wird er es zu ſpät bereuen.“ Es kamen mehrere freimüthige Männer ins Gefängniß, auch der gelehrte Georg Buchanan, der vorzüglich die Unwiſſenheit und ausſchweifenden Sitten der Franziskaner durch Spottgedichte gegeißelt hatte. Er rettete ſich jedoch und lebte noch 24 Jahre im Auslande. Es wurde ſogar die Inquiſition eingeführt, da der ſchwache König ſich ganz von dem Klerus leiten und einſchüchtern ließ, auch wenn ihn verſtändige Rathgeber zur beſſern Erkenntniß gebracht hatten. Er ſtarb 1542 aus Kummer über einen unglücklichen Krieg mit England, wozu ihn die Geiſtlichkeit gereizt hatte, indem ſie jede Annäherung an Heinrich VIII. verhüten wollte. Der Cardinal Beatoun war bisher ganz der Führer des Königs geweſen und hatte ſich auch durch ein falſches Teſtament zum Vormund der kurz vor Jacob V. Tode gebornen einzigen Erbin Maria erhoben. Allein der Adel haßte ihn und

der Graf von Arran, Jacob Hamilton, erhielt dieſe Würde. Dieſer war ſanft und der neuen Lehre geneigt; man durfte die Bibel Engliſch und Schottiſch leſen und die Reformation gewann viele Freunde. Indeß wußte der ſchlaue und kräftige Beatoun den Regenten doch ſo umzuſtimmen, daß nach dem Jahre 1543 das Einkerkern und Hinrichten der Ketzer wieder anfing; man henkte den einen, weil er die Seligkeit nicht von dem Verdienſte der Heiligen erwartete; eine Frau wurde erſäuft, weil ſie nicht die Jungfrau Maria in Kindesnöthen hatte anrufen wollen. Alle, namentlich ein beliebter Lehrer Wishard, der auf dem Felde predigte, da er keine Kirche dazu erhielt, und der nachher verbrannt wurde, ſtarben freudig. Der verhaßte Beatoun kam 1546 durch Meuchelmord um; indeß hörte doch die Verfolgung der Reformirten nicht auf.

Seit langer Zeit wünſchte man England und Schottland enge mit einander zu vereinigen, aber beide Nationen, ſtolz und durch Landesart, Lebensweiſe und Gewohnheiten verſchieden, haßten ſich aus alter Zeit und bekriegten ſich oft. Heinrich VIII. hatte jene Vereinigung durch eine Vermählung des Prinzen Eduard mit der Prinzeſſin Maria zu erreichen geſucht; und auch nach Heinrichs Tode ſuchte man dieſen Entwurf, ſelbſt durch kriegeriſche Unternehmungen gegen Schottland, durchzuführen. Aber die Schottländiſche Königin Mutter, eine Schweſter der Guiſen, benutzte den Nationalhaß der Schotten zum Beſten Frankreichs: es kam ein Kriegsheer Franzoſen nach Schottland, und Maria wurde nach Frankreich übergeſchifft, um für den nachherigen König Franz II. erzogen zu werden. Der unentſchloſſene Regent, Graf von Arran, dankte ab und die Königin Mutter führte nun das Regiment. Sie ſchützte anfangs die bereits den Katholiken faſt gleich gewordne Anzahl der Proteſtanten, die durch Flüchtlinge aus England unter der Maria ſich täglich mehrte. Der Regentin lag vorzüglich daran, Schottland endlich ganz an Frankreich zu bringen und vielleicht England nachfolgen zu laſſen. Die katholiſche Familie Hamilton, welche die nächſten Anſprüche an die Krone und den mächtigen Erzbiſchof zu St. Andrews an ihrer Spitze hatte, widerſprach vergeblich; die Proteſtanten ließen ſich durch die Schmeicheleien der Regentin gewinnen; Franz,

Dauphin in Frankreich, erhielt durch einen Parlamentsbeſchluß auch den Titel eines Königs von Schottland und die Zuſicherung der Thronfolge. Gar bald bemerkten die Proteſtanten die täuſchende Heuchelei. Die Regentin, vorzüglich das Verlangen des verfolgungsſüchtigen Franzöſiſchen Hofes berückſichtigend, zeigte ſich zuerſt ſehr kaltſinnig gegen die Proteſtanten bei ihren Wünſchen und Bitten; 1558 aber gebot ſie, Jedermann ſolle das Oſterfeſt nach katholiſcher Sitte feiern, täglich Meſſe hören und bei einem Katholiken beichten. Alle Gegenvorſtellungen waren vergeblich; die reformirten Prediger ſollten aus ganz Schottland verwieſen werden und es brachen offenbare Feindſeligkeiten und Gewaltthätigkeiten zwiſchen beiden Parteien aus. Die gemißhandelten Proteſtanten haben ſich allerdings nirgends ſolche Ausbrüche der Rache und der Heftigkeit gegen ihre Widerſacher zu Schulden kommen laſſen, wie in Schottland, aber es gab auch der empörendſten Beeinträchtigungen ihrer Rechte genug; und wenn es einmal zu Erklärungen kommt, wie hier: „daß die Fürſten nur ſo lange ihr Verſprechen zu halten verpflichtet ſind, als es ihnen bequem iſt;" die Unterthanen aber ſagen: „daß ſie nun auch nur ſo lange gehorchen würden:" da ſteht es traurig mit einem Lande. Die Häupter der Proteſtanten baten erſt ſehr wehmüthig und nachdrücklich, man möchte ihnen gegen die Tyrannei des katholiſchen Klerus Hülfe verſchaffen; ihnen die Erlaubniß zum Leſen der Bibel, zum Beten und zum Cultus in der Landesſprache ertheilen; die Sittenloſigkeit der Geiſtlichen verbeſſern, weil außerdem Predigt und Amt täglich mehr verachtet würde. Die Regentin antwortete aber zweideutig. Nun wollten ſich die Proteſtanten an das Schottiſche Parlament wenden; das widerrieth ſie ihnen unter nichtigen Zuſicherungen; und nun erfolgten ſchon Drohungen, man werde durch Franzöſiſche Kriegsſchaaren die Ungehorſamen züchtigen. Da verbanden ſich die Proteſtanten 1559 enger, denn ein neuer Vergleich wurde ebenfalls nicht gehalten. Ihre ſchon 1557 geſtiftete „Congregation Jeſu Chriſti" erklärte der Regentin geradezu, ſie müßten ſich des Schwertes gegen alle bedienen, die ſie um der Religion und des Gewiſſens willen verfolgten, warnten zugleich die Königin Mutter, ſich nicht den grauſamen Rathge-

dern zu überlaſſen; und die zwei Oberhäupter der Proteſtanten, Graf von Argyle und der Prior von St. Andrews, Jakob Stuart, verließen den Hof. Da rückten ſchon Kriegsvölker einander entgegen; die Schottiſchen Edelleute ſuchten zugleich ihre politiſchen Vorrechte zu behaupten und die Königin ſahe ſich gezwungen, einen Waffenſtillſtand einzugehen, den ſie wieder nicht hielt. Bei dieſen Unruhen hatte ſich das getäuſchte Volk, das die proteſtantiſchen Anführer nicht zügeln konnten, zuweilen auch nicht zügeln wollten, große Ausſchweifungen geſtattet. Zwar mißhandelte es ſelten die Perſonen, und kein Katholik kam ums Leben, aber es wurden Bilder, Altäre, koſtbare Denkmäler, Kunſtwerke und Gebäude zerſtört und zwei Klöſter der Erde gleich gemacht. Zu dieſem ungeſtümen Eifer wurde das Volk leider ſogar durch manche Lehrer, beſonders durch den Hauptreformator Schottlands, Johann Knox, verleitet. Er war 1515 geboren, wurde ein gelehrter Theolog, beſaß hinreißende Beredtſamkeit, eiferte frühzeitig gegen das Verderben in der herrſchenden Kirche, kam aber darüber ins Gefängniß, ja zwei Jahre in Frankreich auf die Galeeren; predigte nach ſeiner Befreiung einige Zeit in England, ſchlug aber ein ihm angebotenes Bisthum aus, da er eine ſolche Würde dem Chriſtenthum nicht angemeſſen hielt. Dann trat er in Edinburg auf, ließ der Regentin eine in derben Ausdrücken verfaßte und daher übel aufgenommene Bittſchrift übergeben, ging aber nachher nach Genf als Prediger der daſigen Engliſchen Proteſtanten. Schon war er einmal vor die Geiſtlichkeit in Edinburg zur Verantwortung gefordert worden, wo man ihn jedoch wegen ſeiner zahlreichen Begleitung entließ. Jetzt wurde er wieder vorgeladen, und da er nicht erſchien, verbrannte man wenigſtens ſein Bildniß. 1559 wurde er zurückgerufen; mit ſtürmiſcher Beredtſamkeit predigte er in Perth, nannte den katholiſchen Gottesdienſt eine Abgötterei und ſo fiel denn das erhitzte Volk, als nach der Predigt ein Prieſter Meſſe leſen wollte, zerſtörend über Bilder und Altäre her, und ſo ging es immer weiter. 1559 wurde Franz auch König von Frankreich; die Gefahren für die Reformation wurden drohender, da ein päpſtlicher Legat ankam und auch neue Franzöſiſche Kriegsvölker einrückten; aber auch die zuwei-

len lockere Congregation vereinigte ſich inniger. Man drang vorzüglich auf die Entfernung der ausländiſchen, für Schottlands Unabhängigkeit gefährlichen Kriegsvölker. Da aber die Regentin ſich ſehr gebieteriſch auf ihr Recht berief, ſo erklärte ſie der Adel und dann auch die Congregation der Krone verluſtig, weil ſie die Freiheiten und Rechte der Nation und die Staatsverfaſſung vielfach angegriffen habe! Indeß würde dieſer Fehlgriff der Congregation wenig geholfen haben, da es an Geld, Eintracht und Feſtigkeit des Bundes fehlte; allein Eliſabeth, der Frankreichs Uebergewicht in Schottland nicht gleichgültig ſeyn konnte, unterſtützte ſie. Da ſtarb die Regentin 1560, und man erkannte in ihren letzten Lebensſtunden, daß ſie mild dachte und mehr ein Werkzeug Frankreichs geweſen war. Sie geſtand den Oberhäuptern der Proteſtanten kurz vor ihrem Tode ihre begangnen Fehler, ermahnte ſie jedoch auch zur Treue als Unterthanen; ja ſie beſprach ſich, ob ſie gleich als Katholikin ſtarb, doch auch mit dem reformirten Prediger Willox. Franz und Maria ſchloſſen nun unter Englands Vermittelung den 6. Jul. 1560 mit der Nation einen Vertrag, worin die Hauptforderungen unter dem Namen von Gnadenbezeigung verwilligt, die Ruhe hergeſtellt wurde und die Reformation als feſt gegründet angeſehen werden konnte. Daher ſtellte man mehrere reformirte Prediger an, wie den Johann Knox in Edinburg; auch Superintendenten, welche über gewiſſe Bezirke die Aufſicht führen ſollten. Die kirchlichen Angelegenheiten waren an das nächſte Parlament verwieſen worden, das noch 1560 ſeine Sitzungen begann und ſehr zahlreich war. Die Reformirten übergaben ihm eine Bittſchrift um die Abſchaffung des Papſtthums, die ganz in der derben, heftigen Manier des Knox abgefaßt war, die Mißbräuche und Irrlehren der katholiſchen Kirche, die Grauſamkeiten des Klerus ſcharf tadelte und dieſe Geiſtlichen Diebe, Mörder, Rebellen und Verräther der Fürſten nannte, welche aller Ehre, Gewalt, Aemter und Seelſorge unwürdig, keine Stimme mehr im Parlamente haben dürften. Die Prälaten ſchwiegen und die weltlichen Herren genehmigten Alles. Es wurde „das Glaubensbekenntniß der Proteſtanten in Schottland" aufgeſetzt, das ſich Calvins Beſtimmungen etwas näherte, doch in der Lehre

von dem unbedingten Rathſchluſſe Gottes ſich ſo ausdrückte: „die Auserwählten Gottes empfangen den Geiſt Chriſti durch den Glauben. In der Lehre vom Abendmahl wird auch Calvins Vorſtellungsart angenommen, und Zwinglis Meinung verworfen. Uebrigens ſtimmte faſt Alles mit der Lehre der übrigen Proteſtanten überein. Aber das Parlament und die Nation übereilten ſich, indem ſie dieſe Vorſchläge, Wünſche und Einrichtungen ſchon als Acten oder Geſetze anſahen, da doch die königliche Genehmigung dabei ſeyn mußte. Man bat nun zwar darum, aber der Abgeordnete wurde kaltſinnig aufgenommen. Zum Glück für die Proteſtanten ſtarb der König im December 1560 ohne Erben; die Witwe kehrte zurück und das vage Band mit Frankreich war aufgelöſet. Im Auguſt 1561 kam Maria in Schottland an; ſie war die ſchönſte Fürſtin ihrer Zeit, noch nicht 19 Jahre alt; angenehm, geiſtvoll, hatte in Frankreich ihren Geſchmack durch die feinen Künſte gebildet, doch aber ſich auch Leichtſinn und üppige Sitten angeeignet. Eine ſchwere Aufgabe für ſie, eine Nation weiſe zu beherrſchen, die ſie nicht genug kannte, deren Glaube nicht der ihrige war, die in feindſelige Parteien zerfallen und unter welcher Gewaltthätigkeit und Zügelloſigkeit einheimiſch geworden waren. Die Proteſtanten fuhren ſogleich nach des Königs Tode fort, das Papſtthum umzuſtürzen und alle Verbindung mit Rom aufzuheben, wobei es abermals nicht an Gewaltthätigkeiten und Zerſtörungen fehlte. Auch die biſchöfliche Regierung mißfiel; man ſahe dieſe reichen, zum Theil ſchwelgeriſch lebenden Prälaten als Stützen des Papſtthums an; der Adel aber trachtete nach ihren Gütern und als er ſie hatte, ſpottete er über die Bitten der armen Geiſtlichen, als ſie um Verwendung jener Güter zum Beſten der Kirche nachſuchten. Knox, eben ſo gelehrt und rechtſchaffen, aber auch ſo rauh, wie ſein Freund Calvin, führte nun deſſen presbyterianiſche Gleichheit der Kirchenlehrer ebenfalls ein, doch ordnete er 12 Superintenden ten im Reiche an, welche die Aufſicht über die andern Lehrer und den Vorſitz bei ihren Zuſammenkünften, nur keinen Sitz in dem Parlamente hatten. Knox und einige andere Prediger entwarfen das erſte Disciplin-Buch nach dem Muſter der Genfer Kirche, und beſchrieben die gleichförmige Methode, die

in der Lehre, in der Verwaltung der Sacramente, in der Wahl und Verſorgung der Prediger, und in der Kirchenpolizei beobachtet werden ſollte. Aller Glanz des katholiſchen Cultus fiel hinweg; auch Bilder und Muſik wurden abgeſchafft. Dabei bewieſen aber viele Reformirte eine große Unduldſamkeit. Es ſollte Niemand mehr Meſſe leſen, nicht einmal ſie hören oder dabei gegenwärtig ſeyn; wer darüber betroffen wurde, dem wurde im erſten vorkommenden Falle mit dem Verluſt des Vermögens oder mit Leibesſtrafe; im zweiten mit Landesverweiſung, im dritten mit Todesſtrafe gedrohet. Die Königin benahm ſich klug und milde; ihr ſtaatskluger Stiefbruder, Jacob Stuart, jetzt Graf Murray, und andere Reformirte galten viel bei ihr; ſie verordnete, es ſollte ſich Niemand bei Lebensſtrafe unterſtehen, die proteſtantiſche Religion feindſelig anzugreifen. Aber Knox und ſeine Partei wollten der Königin nicht einmal erlauben, daß in ihrer Kapelle Meſſe geleſen würde. „Sie iſt katholiſch;" dieſes Wort erregte Mißtrauen bei der Menge, ſo freundlich ſie auch war. Des wild eifernden Knox Predigten waren oft Schmähreden gegen ſie, die ihn mehrmals, aber vergeblich, unter Thränen bat, ſie nicht vor dem Volke herabzuwürdigen, ſondern ihr allein, ohne Rückhalt, ihre Fehler zu ſagen. Er antwortete: Kommen Sie in unſere evangeliſche Kirche, ich habe weder Zeit noch Beruf, die Wahrheit jedem Einzelnen zu verkündigen." Ihre Leutſeligkeit nannte man Heuchelei und das Volk wurde immer mehr gegen ſie erbittert. In ihrer Abweſenheit fiel der Pöbel in ihre Kapelle ein und ſtörte auf eine fürchterliche Art den Gottesdienſt. Man nahm zwei Ruheſtörer gefangen, aber Knox nahm ſich ihrer als Märtyrer an und verſuchte durch Gewalt ſie loszumachen. In ſeinen Vorträgen ſprach er ungeſcheut von ihr als einer Iſebel und kündigte dem ganzen Lande um ihretwillen Gottes Strafgerichte an. Ja, ſo ſehr auch die rauhen Schotten eines kräftigen Predigers bedurften, ſo ſehr auch die Zeit und ihre Sitten, und die vielen Leiden, welche die Reformirten erduldet hatten, eine gewiſſe Strenge entſchuldigen, ſo rein auch die Abſicht und das Leben des Johann Knox waren, ſo haben doch auch nicht alle ſeine Glaubensgenoſſen ſeinen Ungeſtüm, ſeine Intoleranz

und ſeine zuweilen aufrühreriſchen Reden vertheidigen mögen. Er ſtarb 1572.

Aber freilich das Leben des Hofes und der Maria beſonders war auch tadelnswerth und wurde es täglich mehr. Die Königin fiel aus einer Unbeſonnenheit in die andere. Sie ließ ſich zuerſt von einem elenden Italieniſchen Tonkünſtler Rizzio bethören, machte ihn zu ihrem Secretär und wurde durch vertrauten Umgang mit ihm ganz verächtlich und verhaßt. Sie heirathete dann den jungen ſchönen, aber weder durch Geiſtesvorzüge noch durch Sitten empfehlungswerthen Lord Darnley, der bald um ſeiner Ausſchweifungen willen ihre Liebe verlor, dafür aber den Rizzio aus dem Zimmer ſeiner Gemahlin wegreißen und umbringen ließ. Mit Haß verfolgte ſie nun ihren Ehegatten, er wurde 1567 in einer Nacht ermordet gefunden und leichtſinnig genug heirathete ſie bald darauf den Grafen Bothwell, der als Urheber des Verbrechens angeſehen wurde; er wollte entfliehen, wurde aber gefangen und ſtarb im Kerker. Man ſchloß ein Bündniß wider ſie; ſie mußte ſich ergeben, wurde laut als Buhlerin und Mörderin angeklagt, abgeſetzt, in Verwahrung gebracht und ihr einjähriger Prinz unter dem Namen Jacob VI. als König gekrönt. Graf Murray war Vormund. Maria entfloh, ſammelte ein Kriegsheer, das aber ſchlecht angeführt und geſchlagen wurde. Sie ſuchte nun Schutz bei der Eliſabeth, ihrer nahen Verwandtin. Allein dieſe, ziemlich eitel, war ihr ſchon nicht hold, weil man ihr oft die Schönheit derſelben gerühmt hatte. Auch fand Maria wegen ihrer Anſprüche an Englands Krone und als Katholikin manchen Freund in England; man ſtiftete zu ihrer Rettung beunruhigende Verſchwörungen, woran ſie aber wohl wenig Theil gehabt hat; auch erhob ſich eine Partei in Schottland für ſie. Alles war jedoch vergeblich. Eliſabeth ließ ſie wegen der Theilnahme an ihres Gemahls Ermordung und wegen lebensgefährlicher Unternehmungen, wobei nie Eliſabeths und Englands Sicherheit zu hoffen ſey, 1587 anklagen und hinrichten; eine große Verletzung des Rechts, des Vertrauens und der Gaſtfreundſchaft! Die Reformation wurde nun in Schottland immer mehr befeſtigt; unter der Königin hatten doch einige Große angefangen, wieder öffentlich in die Meſſe zu gehen; auch pre-

digten wieder Mönche. Aber Jacob VI., der 1578 die Regierung ſchon antrat, war in der verbeſſerten Religion erzogen worden und blieb ihr treu. Der biſchöfliche Name ſchien unter einigen Beſchränkungen wieder beliebt zu werden, zumal da Jacob, ein gelehrter, gemäßigter, aber unbeſtändiger furchtſamer und dadurch eigentlich ſchwacher Fürſt, in dem Wahne ſtand, daß die freie, presbyterianiſche Kirchenverfaſſung für die Monarchie gefährlich ſey, und daher den Grundſatz auch ſpäterhin mit auf den Engliſchen Thron brachte: „kein Biſchof, kein König." Doch um nicht die Liebe des Volks zu verlieren, ſahe er ſich 1584 genöthigt, der presbyterianiſchen Verfaſſung die Oberhand in Schottland zuzugeſtehen, welche Verfaſſung nun mit ihren Verſammlungen, Einrichtungen in der Kirchenzucht und in der geiſtlichen Gerichtsbarkeit geſetzmäßig geſichert wurde.

9. In Italien war allerdings durch den vielfachen Verkehr mit andern Nationen, durch manche Lehranſtalten, für Sprache, Wiſſenſchaft und Kunſt, nur nicht für die wahre Religion, durch Anſiedelungen von Waldenſern ſelbſt in Unteritalien das Nachdenken geweckt und damit auch Empfänglichkeit für eine Kirchen-Reformation, deren Bedürfniß man dort noch mehr erkennen mußte, als in der weiten Entfernung von Rom, bewirkt worden. Man fand nach dem dreizehnten Jahrhunderte mehrere Bibelüberſetzungen, und eine von dem Mönch Materni 1475 wurde bis 1500 auf dreißig Mal aufgelegt. Dabei fehlte es nun auch nicht an Spöttern über die Unſittlichkeit der Geiſtlichen und Mönche. Der gedachte Dichter Petrarka, ein guter Katholik, donnert dennoch gegen das Papſtthum und nennt es „ein Neſt voller Treuloſigkeiten, in welchem alle Uebel ausgebrütet würden; ein neues Babylon." Indeß man lachte mit und es blieb beim Alten; der ſinnliche Haufe fand ſein Vergnügen an den prachtvollen Aufzügen, Tempeln, Altären, an den brennenden Kerzen und ſchmuckvollen Meßgewändern, an ſchöner Muſik und dergl. Der Wohlhabende enthielt ſich des Fleiſches an Faſttagen, genoß aber ſeine ausgeſuchten Fiſche, Gemüſe und Früchte fein zubereitet. Es kamen aber doch Schriften der Reformatoren nach Italien, ſelbſt in den päpſtlichen Pallaſt, und fanden in mehrern Städten,

beſonders in Ferrara, Anhänger, wo auch Calvin eine Zeit lang lebte, da die Herzogin, und mit ihr viele Einwohner, ſeine Grundſätze annahmen. In Venedig wollte eine Anzahl ſolcher Bekenner ſich ſchon 1542 in einem Tempel zu der verbeſſerten Lehre vereinigen, was aber der Rath der Zehnmänner verhinderte. In Vinzenza, Mailand, in Palermo und andern Städten offenbarten ſich Spuren der Vorliebe für die Reformation. Da erhob ſich 1543 in Rom die Inquiſition und wüthete furchtbar. Kein Freund traute mehr dem andern; alle Landplagen gab der Pöbel den Ketzern ſchuld; man verſchonte das Volk mit öffentlichen Auto da fes, aber man erſäufte, zerſägte, henkte oder erſtach die Ketzer. In Calabrien wurden 4000 Waldenſer erbarmungslos, jung und alt, trotz alles Flehens um Schonung, umgebracht; was noch übrig blieb, kam auf die Galeeren! O freundliche Mutterkirche! —

§. 47.

Bemühungen und Ausſichten der Römiſch-katholiſchen Kirche, den Verluſt zu erſetzen. Nachfolger von Leo X.

Solche Ausſichten zeigten ſich bei der fortgeſetzten Bekehrung heidniſcher Völker. Im rauhen Norden und Oſten war anfangs wenig zu hoffen. So z. B. verſtand in Litthauen kein Lehrer dieſe Sprache. Indeß man zerſtörte die Götzentempel und da die ſklaviſch gewöhnten Unterthanen ſahen, daß die Götter ihre Heiligthümer nicht ſelbſt vertheidigten, ſo verſtanden ſie ſich dazu, Chriſten zu werden. Der König in Litthauen reiſete ſelbſt herum und lehrte das Vater Unſer und das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß. Noch verſprach er aber Jedem, der ſich würde taufen laſſen, überdieß einen weißen wollenen Rock, dergleichen keiner noch gehabt hatte, und es kamen Schaaren zu der Taufe und zu den neuen Röcken. Man theilte die Täuflinge in große Haufen, beſprützte ſie an einem Fluſſe mit Waſſer und gab jeder Schaar einen chriſtlichen Namen. In kurzer Zeit waren 30,000 getauft um das Jahr 1390. So ging es unter den Lappen und Finnen; ſie wußten aber ſelbſt zur Zeit der Reformation nicht viel mehr von dem Chriſtenthum, als

daß die Kinder müßten getauft und die Ehepaare von dem Klerus eingeſegnet werden. Von ſolchen Chriſten war zwar kein Abfall zu befürchten, aber auch wenig zeitlicher Vortheil zu hoffen.

Günſtiger waren die Ausſichten bei dem um das Jahr 1500 ſo regen Streben, unbekannte Länder in Afrika und Amerika zu entdecken, worin beſonders Spanien und Portugal wetteiferten, und wozu die Päpſte ermunterten. Dieſe machten es dabei zur Pflicht, das Chriſtenthum auf ſolchen neuen Beſitzungen zu verbreiten, ſahen ſich aber als die Herren derſelben an, vertheilten ſie und beſtimmten über ſie gegen ein gewiſſes Lehngeld. So erhob Papſt Clemens VI. die 1330 entdeckten Canariſchen Inſeln, von den Alten die glückſeligen genannt, 1344 zu einem Königreiche Fortunia; Don Ludwig von Spanien wurde von ihm mit dem königlichen Titel geſchmückt, und ſollte dagegen jährlich am Tage der Apoſtel Petrus und Paulus 400 Goldgülden Lehnzins zahlten. Die Portugieſen entdeckten nun 1419 die wichtige Inſel Madeira, dann die Inſeln des grünen Vorgebirges und die Azoriſchen Inſeln; 1484 auf der Küſte von Afrika das Königreich Congo mit andern Ländern. Der Papſt ſchenkte ihnen auf Erſuchen dieß Alles.

Weit wichtiger war die Entdeckung von Amerika 1492. Freilich iſt es ſchwer, ein vernünftiges Recht des Papſtes, der Spanier und Portugieſen auf jene Länder mit ihren Einwohnern zu ergründen. Aber Papſt Alexander VI. erſchuf ſich ein ſolches Recht; und als die Könige jener beiden Nationen durch gleiche Abſichten und Beſtrebungen in der Nachbarſchaft und auf der See leicht in Streit gerathen konnten, ſo bat auch Ferdinand von Spanien den Papſt um die Rechte und Beſtätigungen, wie ſie früherhin Portugal erlangt hatte. Der Papſt ſchrieb alſo beiden Königen in einer Bulle ihr Verhalten vor, rühmte es, daß ſie die neuen Unterthanen zu Chriſten machen wollten, ermahnte ſie zur Ausdauer, und ſchenkte ihnen aus bloßer päpſtlicher Freigebigkeit und apoſtoliſcher Machtvollkommenheit die entdeckten Länder. Und um Streit zu verhüten, ſo wurde von ihm ausgemacht, daß Alles, was nach einer in Gedanken gezogenen Linie, die 360 Seemeilen gegen Weſten von den Azoriſchen und den Inſeln des grünen Vorgebirges entfernt war,

weiter weſtwärts gelegen wäre, den Spaniern; was aber von dieſer Linie an gerechnet, weiter oſtwärts gelegen wäre, den Portugieſen gehören ſollte. Der Papſt ſchickte 1493 auch ſelbſt Glaubensboten nach Amerika; es zog dahin der Vicarius der Franziskaner mit zwölf Prieſtern und es folgten ihnen auch bald Dominikaner und andere Kleriker nach, um dieſe Heiden, die größtentheils viel beſſer und menſchlicher waren, als dieſe Fremdlinge, zu bekehren. Man weiß, wie die herrſchbegierigen und unerſättlich habſüchtigen Spanier die bedauernswürdigen Ureinwohner in Amerika, die man Indianer oder Wilde nannte, behandelt; wie ſie das Uebergewicht durch die Europäiſche Kriegskunſt, durch das Schießgewehr und andre Waffen, ſchändlich gemißbraucht; wie ſie die ſanften und gutherzigen Völkerſtämme, auf deren Eigenthum ſie gar kein Recht hatten, und von welchen ſie bei einem verſtändigen Benehmen durch Tauſch und Handel weit mehr gewinnen konnten, nur als Laſtthiere angeſehen, ihnen die allerſchwerſten Laſten aufgebürdet, durch Drohungen, Martern und Morden gegen die, welche ihr Eigenthum vertheidigen wollten, viele Millionen Menſchen vertilgt haben. Unter den Grauſamkeiten ſolcher Peiniger und Henker zwangen nun die Mönche den Indianern den Chriſtenglauben mit einer dürftigen Belehrung auf, d. h. man taufte und lehrte einige Formeln und Gebräuche! Was mußten doch dieſe Amerikaner für eine Vorſtellung von unſrer Religion und ihren Verehrern bekommen! Darf man ſich wohl über das Wort eines Kaziken oder Fürſten auf der Inſel Cuba, der bei der Vertheidigung ſeiner Freiheit und ſeines Lebens 1511 von den Spaniern gefangen und verurtheilt wurde, lebendig verbrannt zu werden, verwundern? Als er am Pfahle angebunden war, und noch immer bearbeitet wurde, ſich zu bekehren; als man ihm den Eingang in den Freudenhimmel verſprach, wenn er Chriſt würde, aber wenn er unbekehrt bliebe, die Qualen der Hölle androhete, ſo fragte er ſtatt aller Antwort: Kommen denn die Spanier auch in den Himmel? Und als der Franziskaner-Mönch erwiederte: „Ja, aber nur die Frommen," ſo verſetzte der Unglückliche: „Nun, ſo will ich lieber in die Hölle fahren, als an einen Ort, wo ſolche Wüthriche ſind!! Man muß jedoch das Benehmen der Dominikaner, ſo

ſehr ihr Orden die Ketzer in Europa verfolgte, hier rühmen. Sie mißbilligten es, als man auf Befehl des Königs, Ferdinand, des Katholiſchen, höchſt unchriſtlich die Indianer als Sklaven unter die Spanier vertheilte, ſie an den Meiſtbietenden verkaufte, ſie von ihren Familien losriß und zu den ſchwerſten Arbeiten fortſchleppte. Ja ſie verſagten ihren Landsleuten, welche ſolche Sklaven hielten, die Sacramente. Ein Gerichtshof in Spanien erklärte ebenfalls die Indianer für freie Menſchen. Aber Ferdinand beharrte doch dabei, daß ſich dieſe Sklaverei rechtfertigen laſſe und daß man außerdem dieſe Indianer nicht bekehren könne; er und ſein Rath wollten die Sache auf ihr Gewiſſen nehmen und die Geiſtlichen ſollten nicht darwider predigen; doch ſolle man dieſe Sklaven gelinder behandeln und ſie im Chriſtenthum unterrichten. Allein die Dominikaner verließen aus Unwillen zum Theil ihre Poſten, und manche fuhren fort, die Sklaverei zu verwerfen. Man ſuchte nun vor allen Dingen dieſen Indianern beizubringen: „Gott habe dem heiligen Petrus die Herrſchaft über das Menſchengeſchlecht gegeben; die Päpſte, Petri Nachfolger, hätten eben dieſe Vollmacht; einer von dieſen habe den katholiſchen Königen alle Inſeln und Länder des Oceans geſchenkt; die erſte Pflicht ſey, dieſen Regenten zu gehorchen; dann werde man ſie gütig; weigerten ſie ſich, dann werde man ſie mit Krieg und als Aufrührer und Sklaven behandeln!“ Wie dieſe Völker zu einem ſolchen Kirchen-Staatsrechte kamen, werden ſie wohl ſelbſt am wenigſten begriffen haben. Ihrer nahm ſich nebſt andern Geiſtlichen beſonders der Spaniſche Prieſter Las Caſas an. Er erleichterte ihr Schickſal durch Fürbitten, und wie er ſonſt konnte, und bewirkte ſelbſt bei der Regierung einige Milderung. Ja er drang auf völlige Freiheit, worüber er ſogar bei den Eigenthümern dieſer Sklaven in Lebensgefahr kam. Er bewirkte endlich 1517 unter Karl I. in Spanien die völlige Freiheit der Indianer. Um aber ihre Eigenthümer zu befriedigen, wurde ein anderer und zwar ebenfalls höchſt ungerechter Entwurf, den er im gutgemeinten, aber verwerflichen Eifer gemacht hatte, angenommen. Es ſollten nämlich, ſtatt der körperlich ſchwachen Amerikaner, kräftige Neger von den Beſitzungen der Portugieſen an den Seeküſten von Afrika gekauft und nach Amerika

zu jenen beſchwerlichen Arbeiten gebracht werden. Das iſt der Anfang zu dem alle Menſchenrechte verletzenden und den Namen der Chriſten ſchändenden Sklavenhandel, der Millionen Afrikanern Freiheit und durch die ſchlechte Behandlung auf der Hinreiſe und in den Colonieen das Leben gekoſtet, den rohen Menſchenhandel im Innern von Afrika befördert und Tauſende von ſchmerzlichen Trennungen verſchuldet hat; den auch edle Bemühungen wohlgeſinnter Menſchenfreunde und ſtrenge Maßregeln einiger Regierungen noch nicht haben abſchaffen können, indem noch viele Chriſten aus Einfalt oder Eigennutz meinen, die ſchwarze Farbe ſchon bezeichne die Neger als unfähig zum Genuß menſchlicher Bildung, Rechte und Vorzüge. Damit rechtfertigen chriſtlich ſeyn wollende Regierungen, Kaufleute und Plantagenbeſitzer in Amerika dieſen Menſchenhandel und weißfarbige Herren und Frauen ihre noch oft ſo grauſame Behandlung dieſer Sklaven, welche genug bewieſen haben, daß ſie einer hohen Cultur und bei menſchlicher Behandlung der edelſten Gefühle und Handlungen fähig ſind*). Alle die nachherigen großen Eroberungen der Spanier und Portugieſen in Amerika vergrößerten zugleich auch die Macht der Päpſte, da die kirchlichen Einrichtungen nach der Kirche der Eroberer mit Zuziehung der katholiſchen Geiſtlichkeit gemacht wurden. Wie weit die Jeſuiten dabei gingen, werden wir noch vernehmen.

Großen Gewinn für Rom verſprach auch die gewaltſame Bekehrung der Mauren in Spanien. Der Cardinal und Erzbiſchof Ximenes, Ferdinands und Iſabellens berühmter Staatsbedienter, trug viel dazu bei. Er war ein ſehr kluger, ſeinem Herrn treu ergebner Miniſter, zwar auch heftig, hart, rachſüchtig und nicht ohne Ehrgeiz, aber doch auch nicht ohne gute uneigennützige Abſichten. Er ſchiffte als Feldherr im 73ſten Jahre mit einem Kriegsheer nach Afrika und eroberte Oran; that viel für die Wiſſenſchaften, hielt die Geiſtlichen dazu an, und ließ nebſt andern Schriften auch die Hebräiſche

*) Man kauft einen ſtarken, geſunden Neger für 70 — 100 Thlr.; auf manchen Inſeln iſt ihr Zuſtand ſehr erträglich; auf andern aber werden ſie ſchlimmer als Thiere behandelt und haben ſich daher oft aus Verzweiflung empört, oder verſtümmelt und getödtet.

und Griechiſche Urſchrift der Bibel mit einigen der älteſten und beſten Ueberſetzungen drucken, welches Werk ihm 50,000 Dukaten koſtete und die Polyglotte (oder Bibel in vielen Sprachen), auch Complutum hieß, von dem Lateiniſchen Namen der Stadt Alcala, wo ſie gedruckt wurde. Auch die Juden und Mauren ſuchte er durch Bedrohung mit der Inquiſition, Landesverweiſung und Lebensſtrafe zu bekehren; und um den letztern die Anhänglichkeit an den Koran zu benehmen, ließ er mehrere tauſend Arabiſche Handſchriften, beſonders vom Koran, verbrennen, ſo wie er es auch mißbilligte, als ein anderer Erzbiſchof dem Volke eine Arabiſche Ueberſetzung des Neuen Teſtamentes in die Hände geben wollte. „Das Volk muß glauben und darf nicht unterſuchen," war des Ximenes Meinung. Er hatte übrigens Spanien gut verwaltet und wollte es freudig an den neuen König Karl übergeben, der aber von ſeinen andern Räthen überredet, den verdienten Mann entließ, ohne ihn geſehen zu haben. Dieſe Geringſchätzung beſchleunigte 1517 den Tod des achtzigjährigen Greiſes.

Späterhin wurden beſondere Miſſionen ausgeſandt, um auch in dem entfernten Aſien, in Sina und Japan Bekehrungen zu ſtiften, die jedoch einen ſehr verſchiedenen Erfolg hatten. 1622 ſtiftete Gregor XV. eine beſondere Geſellſchaft zur Ausbreitung des chriſtlich-katholiſchen Glaubens (Sacra Congregatio de fide catholica propaganda). Dieſe Congregation ſollte ſich monatlich ein Mal vor dem Papſte, und wenigſtens zwei Mal in dem Hauſe ihres Präſidenten verſammeln; hier ſollten alle zur Verbreitung des Glaubens in der ganzen Welt gehörige Angelegenheiten verhandelt, und die ſchwierigſten dem Papſte vorgetragen; von hier aus ſollte das ganze Miſſionsweſen geleitet werden. Die Geſellſchaft beſtand aus dreizehn Cardinälen, drei Prälaten und einem Sekretär; erhielt beſonders unter Urban VIII. durch Cardinäle und andere Wohlthäter große Geldſummen, ſo daß ſie um das Jahr 1700 auf 24,000 Thlr. jährliche Einkünfte beſaß. Dieſer Papſt gab ihr nebſt vielen Privilegien auch 1627 ein herrliches Gebäude (Collegium de propaganda fide, auch Collegium Urbani genannt). Es ſollte eine Pflanzſchule von Miſſionairen in alle Gegenden werden und ſtand unter drei Domherren der drei Pa-

triarchaliſchen Kirchen in Rom. Dieſes Collegium, wozu ein Spanier Vives durch eine Stiftung für zehn Jünglinge aus verſchiednen Nationen den Anfang gemacht hatte, erhielt immer mehr Vorrechte, und es kamen 1637, 1638 noch 25 Stellen hinzu. Hier ſollten nun junge Indianer, Perſer, Georgianer, Armenier, Neſtorianer u. ſ. w. für die Ausbreitung und Befeſtigung des wahren Glaubens gebildet werden. Dieſe Seminariſten beaufſichtigte und unterrichtete ein Rektor, und ſie mußten bei ihrem Eintritte in die Anſtalt ſchwören, daß ſie ſich nach geendigten Studien in ihr Vaterland oder doch dahin begeben wollten, wohin ſie die Congregation, der das Collegium 1641 unterworfen wurde, ſchicken wollte. Es wurde die ganze Theologie nebſt den morgenländiſchen Sprachen vorgetragen und man konnte hier auch die theologiſche Doktorwürde erhalten. Man legte auch eine ausgezeichnete Buchdruckerei an, welche nach und nach Lettern für acht und vierzig ausländiſche Sprachen erhielt und es wurden von ihr Bücher in alle Welttheile verſendet. In dieſer Congregation finden auch Alle Aufnahme und Unterhalt, die nach Rom kommen, um ſich zu dieſer Kirche zu wenden; ſie iſt für alle Kleriker, die ohne ihre Schuld, vielleicht wegen ihrer Treue gegen den heiligen Stuhl, Amt und Würde verloren haben, eine Zuflucht, bis ſie wieder Stellen erhalten. Aus ihr gingen ſehr geſchickte und eifrige Lehrer hervor; auch hat ſie die Zurückführung der Proteſtanten in den Schooß der Römiſchen Kirche ſtets vor Augen gehabt, doch mehr verſteckte Mittel dafür angewendet, aber auch dadurch das Mißtrauen der Evangeliſchen verſtärkt. Nur vernichtete Rom mit ſeinen Sitten ſelbſt am meiſten den Erfolg jener Anſtalten und Bemühungen.

Leos Nachfolger, Adrian VI., ein gelehrter, ernſter, gerader, rechtlicher, und gegen die Ketzer nicht ſehr ſtrenger Mann, der Sohn eines Handwerkers in Utrecht, und Karls des fünften Lehrer, wurde als ein Ausländer bei ſeinem Einzuge 1522 beſchimpft, für einen Barbaren erklärt und ſeine Offenherzigkeit verlacht. Er wußte bei der Leere der päpſtlichen Schatzkammer, indem Leo ſogar den Kirchenſchmuck verpfändet hatte; bei der Peſt, die in Rom wüthete; bei dem Kriege in Italien zwiſchen Frankreich und Spanien; bei der Nähe der

drohenden Türken im Adriatiſchen Meere, wo ihm kein katholiſcher Fürſt Hülfe ſenden wollte, nicht, was er anfangen ſollte; beklagte ſich daher auch gegen ſeine Vertrauten, daß ein Papſt bei dem beſten Willen nicht viel Gutes wirken könne und über ſeinen Tod freuten ſich die Römer, ſie hofften nun unter Clemens VII., einen Vetter Leo des Zehnten, goldne Zeiten; aber ſie waren höchſt unglücklich durch den Krieg zwiſchen Frankreich und Spanien, wo Rom 1527 ausgeplündert wurde, 400,000 Dukaten zahlen und alle Feſtungen hergeben mußte. Er ſt. 1534. Paul III., (1549) war gelehrt und thätig, doch ſorgte er zu ſehr für ſeine Verwandten und machte ſich viele Unruhe. Er unterſtützte zwar Karl V. gegen die Proteſtanten, aber er mußte es ſich gefallen laſſen, daß dieſer doch die Beſiegten ſchonte und ſich anmaßte, durch ein Interim Frieden zu ſtiften. Indeß ſuchte Paul durch die Concilien, die er, zuletzt in Trident, veranſtaltete, und beſonders durch die Stiftung des Jeſuiterordens 1546 für ſeine Kirche zu ſorgen. Allein England ging für ihn verloren! Julius III., (ſt. 1535) war ein vergnügungsſüchtiger Schwelger und machte ſeinen Liebling und Affenwärter zum Cardinal; Marcellus II., ein gelehrter, beſcheidner und ſehr achtungswerther Papſt, ſprach oft wie Adrian VI.: „Es gibt nichts Elenderes als einen Papſt und ſeinen Zuſtand; ſeine ganze Glückſeligkeit iſt nur Bitterkeit;“ und, als er einſt des heiligen Bernhards „Betrachtungen für einen Papſt,“ las, rief er aus: „Ich ſehe nicht ein, wie einer, der dieſe höchſte Stelle bekleidet, leicht ſelig werden könne.“ Er fing ſchon an zu reformiren, regierte jedoch leider nur 22 Tage. Paul IV., (ſt. 1559) war ein äußerſt herrſchſüchtiger, harter und grauſamer Papſt, trat den Statthalter von Rom mit Füßen, zerraufte einem Geſandten von Raguſa den Bart und war in Schimpfworten unerſchöpflich. Dem Kaiſer Karl V. rechnete er zum hohen Vergehen an, daß er, ohne den Papſt die Urſachen anzugeben, die Krone niedergelegt; ſeinem Bruder Ferdinand, daß er ohne päpſtliche Einwilligung das Kaiſerthum, dieſes päpſtliche Lehn, übernommen, in den Religionsfrieden gewilligt, ketzeriſche Prediger in ſeinem Lande geduldet habe, ſeinen Sohn Maximilian unter Ketzern erziehen laſſe und zugleich von ketzeriſchen Fürſten zum Kaiſer gewählt

worden ſey. Er verlangte, der Kaiſer ſollte ſich ganz dem Ausſpruche des Papſtes unterwerfen. Der ſtolze Philipp II. beugte ſich wirklich vor dieſem gebieteriſchen Papſte und konnte doch mit ſeinem Vater dem Verdachte der Ketzerei nicht ganz entfliehen. Aber Ferdinand ermannte ſich; ſein Geſandter reiſete mit einer Proteſtation von Rom ab und an die Römiſche Krönung wurde nun gar nicht mehr gedacht. Der Kurfürſt von Cöln nannte dieſe ganze Ceremonie gerade zu ein Lumpenwerk. Pauls übermäßige Strenge war Urſache, daß man auch ſeine nützlichen Anordnungen nicht ſchätzte. Er war ein ſchrecklicher Ketzerjäger, ließ eine Menge Bücher verbrennen, ſelbſt die Anmerkungen zum N. T. von Erasmus; und in Italien richtete er viele Bibliotheken zu Grunde. Wegen ſeiner Härte gegen Unſchuldige und Schuldige empörte ſich das Volk in ſeinen letzten Lebensſtunden, die Gefängniſſe und das Haus der Inquiſition wurden erbrochen und geplündert und ſeine Bildſäule beſchimpft. Pius IV., (ſt. 1565) ſuchte durch Milde, doch vergeblich, die proteſtantiſchen Fürſten zur Theilnahme an dem Concilium in Trident zu gewinnen; ſtellte manche Mißbräuche ab, geſtattete ſogar, da viele katholiſche Fürſten den immer ſtärkern Abfall in der Kirche beklagten, unter gewiſſen Beſchränkungen den Kelch im Abendmahl; aber das Verlangen, den Cölibat aufzuheben, erfüllte er nicht. Pius V., (ſt. 1572) erſt Inquiſitor, war ganz das Ebenbild von Paul IV. Die Inquiſition wüthete ſeit geraumer Zeit in Italien. Zu Montalto in Calabrien ſchnitt 1560 der Henker an einem Tage 88 Unglücklichen die Kehle ab, weil man ſie für Lutheraner hielt. Als Papſt belegte er 1570 Eliſabeth von England mit dem Banne, bedrohete den Kaiſer Maximilian 1566 mit der Abſetzung, nahm die Erlaubniß, den Laien den Kelch zu reichen, zurück, erhob gegen den Widerſpruch des Kaiſers den Herzog Cosmus von Toskana zum Großherzog; vertrieb alle Juden; war aber auch ſtreng gegen das unzüchtige Geſindel in Rom, ſchränkte die Kleiderpracht ein, unterſagte ſogar den Geiſtlichen Perücken zu tragen, wurde aber bei ſeinem Eifer mehr gehaßt als geachtet. Gregor XIII. (ſt. 1585) dachte allerdings auf die Befeſtigung der Hierarchie und feierte daher die Pariſer Bluthochzeit in Rom durch ein Feſt; doch war

er übrigens nicht grauſam. Er iſt berühmt geworden durch den von ihm benannten Gregorianiſchen Kalender. Es galt bisher der gewöhnliche Julianiſche, nach welchem alle vier Jahre ein Tag eingeſchaltet wurde, was aber nicht genau zutraf, da ein Jahr nicht volle 365 Tage und 6 Stunden, ſondern 11 Minuten und 45 Sec. weniger enthält, was in 128 Jahren einen Tag und um das Jahr 1580 auf 10 Tage betrug, mit welchem das Jahr in dem Kalender zurück und das in der Natur voraus war. Da ließ Gregor durch Mathematiker den Kalender berichtigen und es wurden 1582 ſogleich 10 Tage weggelaſſen und Beſtimmungen getroffen, daß keine ſolchen Irrthümer mehr ſtatt finden können. Die Proteſtanten nahmen den verbeſſerten Kalender, da er faſt in der Form eines päpſtlichen Befehls erſchien, nicht an; manche eiferten von der Kanzel dagegen; doch nach einer nochmaligen Berechnung des Profeſſors Weigel in Jena 1699 fand er Eingang und wurde 1770 zum allgemeinen Reichskalender erhoben. Gregor errichtete auch mehrere Seminarien, worin Lehrer der Religion gebildet werden, und die beſonders gegen die Ketzer ſtreiten ſollten; nöthigte die Juden wöchentlich eine katholiſche Predigt zu hören, ſorgte für Nahrungsmittel und für die Verſchönerung, weniger aber für die Sicherheit von Rom. Ihm folgte einer der ausgezeichneteſten Päpſte, Sixtus V., (ſt. 1590) von niedriger Herkunft, war als Mönch und nachher als Großinquiſitor in Venedig unruhig, heftig und ſtreng und wurde 1576 Cardinal unter dem Namen Montalto, ſeinem Geburtsorte. Von jetzt an beobachtete er eine ſich außerordentlich treu bleibende Verſtellungskunſt, um ſein höchſtes Ziel, die Papſtwürde einſt zu erreichen; er war wie ganz umgeſchaffen; doch mögen ihn wohl einige Cardinäle durchſchauet haben. Er ſchien frei von allen Leidenſchaften zu ſeyn; ertrug Alles mit Sanftmuth, ſelbſt als man ihn einſt einen Eſel ſchimpfte; er ſchien immer gemäßigt, ruhig und heiter, nahm an allen, auch gelehrten Geſchäften Theil, ohne Neid und Ehrgeiz zu verrathen; lebte eingezogen; wollte ſeine armen Anverwandten nicht vorgezogen wiſſen; war ſehr wohlthätig, beſonders bei einer ſchweren Theuerung, ob er ſchon nicht reich war; ſtellte ſich ſchwach und kränklich, machte ſich um ſechs Jahr älter als er

war, und ſchleppte ſich ſchwerfällig, keuchend und huſtend mit ſeinem Stocke fort; ſprach oft von ſeinem nahen Tode, hielt es aber übrigens mit keiner Partei, ſondern lobte und ehrte alle ſeine Collegen; ließ ſich auch willig widerlegen und überſtimmen. Man wählte ihn nun 1585 in der Hoffnung, daß er nicht lange mehr lebe und daß man ihn ganz willkührlich werde leiten können. Aber ſo bald er ſeiner Erwählung gewiß war, verwandelte ſich der Greis in einen kräftigen Mann; er ſtimmte am Altare ein laut ſchallendes Gloria an und ſagte gebieteriſch zu denen, die ſich ihm vertraulich nähern und beiſtehen wollten, „der heilige Geiſt habe ihm wunderbar Kraft zu der Verwaltung des Amtes gegeben; er bedürfe ihres Beiſtandes nicht.“ Betroffen ſahen die Wähler einander an. Dieſe Heuchelei, ſo wie ſein Stolz und die Härte und Grauſamkeit, in welche zuweilen die nöthige Strenge überging, beflecken den Ruhm, den er in vieler Hinſicht verdient. In Italien, beſonders auch im Kirchenſtaate, waren unter ſchlaffen Regierungen aus den alten Zeiten der Gibellinen und Welfen, und aus den vielen Verbannten, Verarmten und Müßiggängern ganze Banden von Dieben und Straßenräubern, Meuchelmördern und Banditen entſtanden. Dörfer und Städte, Klöſter und Kirchen wurden ausgeplündert und manche Vornehme, ſelbſt Cardinäle, ſchützten die Verbrecher und theilten die Beute mit ihnen. Die Gerichtsdiener wurden nicht ſelten zum Fenſter hinaus geworfen und gemißhandelt; Betrügereien, Veruntreuung öffentlicher Gelder, Wollüſte, wozu Mütter ihre Töchter verkauften, Verkäuflichkeit der Aemter, waren ganz gewöhnlich; die Banditen trieben mit der Polizei ihr kurzweiliges Spiel. Sixtus ſtellte durch eine geringere Anzahl von Soldaten und Gerichtsdienern, aber durch genaue, baldige und ſtrenge Vollziehung ſeiner Urtheile, wobei er jede Fürbitte unterſagte, in einem Jahre, mit Hülfe benachbarter Fürſten vollkommene Sicherheit her. Das Landhaus eines Prälaten bei Rom hieß das Banditenhaus, weil dieſer immer einige Schläger dort in Bereitſchaft hatte. Dem Eigenthümer ſchenkte der Papſt, der früherhin von ihm Wohlthaten erhalten hatte, zwar das Leben, aber der Landſitz wurde geſchleift, auf dem Platze ein Galgen errichtet und drei dort geſchützt. Böſewichter wurden aufgehenkt. Seine Schärfe

artete freilich, da er keinen Widerſpruch duldete, nicht ſelten in Ungerechtigkeit aus. Sehr wohlthätig war es auch, daß er alle peinlichen Proceſſe aus den letzten zehn Jahren noch einmal unterſuchen, und wo es nöthig war, die Urtheile verbeſſern ließ; die Richter zur Rechenſchaft zog, der Witwen und Waiſen ſich annahm, die Taugenichtſe aufzeichnen, für mehrere hunderttauſend Thaler Kornvorräthe für die Armen zu billigen Preißen aufſpeichern ließ, für manche arme Gefangene Schulden bezahlte und ſie unterſtützte, Rom verſchönerte, die verfallenen Waſſerleitungen und Ehrenſäulen herſtellte, den großen gewölbten Thurm, die Kuppel an der Peterskirche, vollendete, und ein großes Spital anlegte, das zur Vertilgung der ungeheuern Menge Bettler, auch zu einer Herberge auf drei Tage für arme Pilgrimme dienen ſollte, indem es über 2000 Menſchen faßte. Dieſe Abſicht iſt aber nicht erreicht worden, indem kein Papſt wieder mit ſolcher Kraft der Bettelei ſteuerte, viele milde Stiftungen zum Müßiggange reizten, und der Unverſtand, wie noch neuerlich in Paris, der Aufhebung des Bettelweſens wohl gar durch die Abgeſchmacktheit entgegen arbeitete, daß es außerdem an Gelegenheit, Werke der Barmherzigkeit zu üben fehle. Er hatte noch große Entwürfe im Sinne; er wollte den Manufakturen aufhelfen, die Pontiniſchen Sümpfe austrocknen, eine anſehnliche Seemacht zur Beſchützung der Küſten errichten; aber ſeine Regierung dauerte nur fünf Jahre. Er, ſelbſt kein ungelehrter Theolog, beförderte auch Gelehrſamkeit, vermehrte die Bibliothek und verſetzte ſie aus dem Lateraniſchen Palaſt in ein ſchönes Gebäude im Vatican; errichtete hier eine treffliche Buchdruckerei und beſorgte einen verbeſſerten Abdruck der Vulgata 1590, die jedoch Clemens VIII. 1592 aufs Neue berichtigen ließ, und die auch allein in dem kirchlichen Gebrauche gelten ſollte, die daher von ihm die Clementiniſche heißt. So ſtiftete Sixtus 1588 ein Collegium in Bologna für 50 ſtudirende Jünglinge aus ſeinem Vaterlande, der Mark Ancona. Er hatte in der Engelsburg nach und nach einen Schatz von 3 Millionen Scudi (1 thlr. 18 gr.) alſo auf fünf Millionen Thaler für die allerdringendſten Nothfälle, z. B. bei einem Türkenkriege, bei Theurung und dergl., und zwar, wie er ſelbſt bekannt machte, nicht

dúrch außerordentliche Abgaben, ſondern durch påpſtliche Sparſamkeit niedergelegt, dieſe heilige Schatzkammer Chriſto, der Maria und dem Petrus und Paulus geweihet und zwar ſo, daß es ihm ſelbſt, außer in jenen Fållen, nicht geſtattet ſeyn ſollte, den Schatz anzugreifen. Doch iſt er dem Vorwurfe nicht entgangen, ſo viele Ausgaben auch durch Einkůnfte aus unreinen Quellen, aus verkåuflichen Aemtern, aus Errichtung von Leihhåuſern, aus manchen drůckenden Auflagen*), beſonders auch bei den Juden, aus ſchweren Geldſtrafen ꝛc. beſtritten zu haben. Indeß betrugen ſchon viele eingetriebene Reſte ganz anſehnliche Summen; auch war er kein Freund verſchwenderiſcher Pracht und des Nepotismus; nur ſeines Bruders Sohn, einen wůrdigen Jůngling, hatte er, freilich ſchon im vierzehnten Jahre, zum Cardinal erhoben. Er beſtimmte die Zahl der Cardinåle auf 70. Alle ôffentlichen Angelegenheiten vertheilte er unter funfzehn Congregationen; die erſte beſorgte die Inquiſition, bei welcher er ſelbſt den Vorſitz fůhrte; andre hatten die Ausfertigung der Gnadenbezeigungen, die Stiftung neuer Kirchen, die Zufuhr von Getraide, die Seemacht, das Verzeichniß verbotner Bůcher, die Vollſtreckung und Auslegung der Tridentiner Schlůſſe, das Bauweſen u. ſ. w. unter ihrer Aufſicht. Roms Lage mitten in Italien, die weltliche Macht der Påpſte und ihr Beſtreben, ihrem Glauben auch mit dem leiblichen Schwerte fortzuhelfen, haben den heiligen Stuhl von jeher in eine Menge Kriege verwickelt. Sixtus war ebenfalls geſonnen, der påpſtlichen Wůrde auf keine Weiſe etwas zu vergeben; indeß wußte er wohl zu unterſcheiden, wen er vor ſich hatte, und ob er ſchon als Papſt die Kônigin Eliſabeth und die Bourbonen in Frankreich in den Bann that, ſo pflegte er doch oft zu ſagen: „er ſehe auf der ganzen Welt nur Einen Mann und Eine Frau, welche er fůr wůrdig halte, zu regieren: den Kônig

*) Am Pasquino und Marfario, zweien Statůen in Rom, an welchen der Witz der Rômer gewôhnlich ſeinen Unwillen und Muthwillen in Pasquillen vernehmen låßt, fand auch Sixtus ſeine Kritiker. An einem Sonntage erblickte man den Pasquino mit einem naſſen Hemde, um es an der Sonne zu trocknen. Marfario fragte: warum Pasquino nicht bis morgen warte? P. erwiederte: Ich muß eilen, denn morgen kônnte ich die Sonnenſtrahlen bezahlen můſſen.

Heinrich von Navarra und die Königin Eliſabeth von England; wenn ſie nur nicht vom ketzeriſchen Gifte angeſteckt wären, ſo würde er mit ihnen über ſeine großen Entwürfe unterhandeln.“ Er gab auch kein Geld her zur Bekriegung dieſes Königs, ob ihm gleich der Calvinismus beſonders verhaßt war und er ſehr gern Genf durch den Herzog von Savoyen gezüchtigt hätte, was aber Frankreichs Politik verhinderte; er nannte dieſe Stadt „ein Neſt von abſcheulichen Ketzereien, wo Jeder nach Belieben glauben und handeln könnte; der Calvinismus ſchwärme überall herum und ſtöre allen Frieden.“ Ueber die Ermordung der Guiſen jammerte er, doch nahm er ſpäterhin den Geſandten Heinrichs IV. ſehr wohlwollend auf. Er ſuchte auch in Deutſchland die alten Grundſätze Roms zu erneuern, die Kaiſerwürde für ein Geſchenk Gottes und des Papſtes zu erklären, alle Fürſten zur Bekehrung oder Verweiſung der Ketzer aufzufordern, was auch in Oeſtreich, ſo wie in Würzburg befolgt wurde, wo viele katholiſch wurden, um ihr Zeitliches zu retten; ja 1590 trat zum erſtenmal ein evangeliſcher Fürſt, der Markgraf Jacob von Baden, zur Römiſchen Kirche über. Er diente als Krieger unter dem Herzog von Parma, der mit dem Kurfürſten von Cöln und des Markgrafen Leibarzte die Bekehrung zu Stande brachte. Allein viele politiſche Abſichten des Papſtes mißglückten; der Kaiſer ließ ſich nicht darauf ein; ſo wie auch der Plan, den Sixtus fein anlegte, um Alexandrien und damit einen Weg in den Orient zu erobern, mißlang, da der in Kirchenſachen folgſame, aber in weltlichen Angelegenheiten ſelbſtſtändige Philipp II. von Spanien, der auch Neapel, obſchon als päpſtliches Lehen beſaß, ſeine Mitwirkung verſagte. Sixtus war der letzte den Fürſten furchtbare Papſt und bewies, was ein kräftiger Mann auch unter ungünſtigen Umſtänden vermag. Daß ihn das Volk haßte und ſeine Verdienſte und Wohlthaten vergaß, iſt ſehr begreiflich.

Es folgten nun in einem Jahre drei Päpſte nach einander, unter welchen ſich Gregor XIV. durch ſeinen unzeitigen Eifer gegen Heinrich IV., und die Vergeudung des Schatzes von Sixtus V., bekannt gemacht hat. Clemens VIII. ſprach zwar Heinrich den Vierten unter vielen Demüthigungen von dem Banne los, doch mußte er ſich nun auch gefallen laſſen, daß

ein Baccalaureus, der den Satz vertheidigen wollte: „Clemens der Achte beſitzt, als Gottes Stellvertreter auf der Welt, die höchſte Gewalt im Geiſtlichen und Weltlichen,“ in Frankreich knieend um Verzeihung wegen dieſer aufruhrſtiftenden Behauptung bitten mußte; und daß das Edikt von Nantes, das der Papſt „die verfluchteſte Verordnung nannte,“ doch beſtätigt wurde. In ſeinen Händeln mit Venedig mußte er auch nachgeben; doch brachte er Ferrara durch Liſt und Gewalt an den Kirchenſtaat. Er ſt. 1605. Paul V. wollte ein zweiter Sixtus werden, es fehlte ihm aber an der nöthigen Klugheit. Die Republik Venedig beſonders hielt ihm kräftig das Gegengewicht. Ihr Senat hatte ausſchweifende Geiſtliche, die zu Verbrechern herabgeſunken waren, einkerkern, ja hinrichten laſſen; er verlangte, daß Niemand ohne ſeine Erlaubniß Kirchen, Klöſter und geiſtliche Geſellſchaften ſtiften; kein Unterthan der Geiſtlichkeit unbewegliche Güter verkaufen oder auf immer verpfänden ſollte und dergl. Der Papſt, der die Genueſer gedemüthigt hatte, verlangte gleichen Gehorſam von Venedig; er als Papſt, hieß es, habe Macht über Alles, er könne Könige abſetzen und Legionen Engel ſtänden ihm bei. Der Senat erwiederte: „Die päpſtlichen Verordnungen ſtörten alle bürgerliche Ordnung; er haſſe nicht die Geiſtlichkeit, aber ſie ſollte mit ihrem Ueberfluſſe zufrieden ſeyn, nicht den Laien Alles entreißen und nicht den Staat ſeiner Kräfte berauben.“ „Soll etwa der Senat den Papſt um Erlaubniß bitten, Geſetze zu geben? Das wäre ein verächtliches Fürſtenthum, eine ſchwache Republik.“ Darauf erfolgte ein Monitorium, das mit allen Kirchenſtrafen drohte. Der Senat ließ mehrere Gutachten aufſetzen, die alle gegen den Papſt ſprachen. Nun ließ Clemens das Monitorium in Rom anſchlagen, belegte den Doge als das Oberhaupt und die ganze Republik mit dem Banne, wovon Niemand als der Papſt losſprechen ſollte. Erfolge in 27 Tagen kein Gehorſam, ſo komme dann das Interdikt, wodurch zugleich der Doge und Senat alle Güter und Privilegien verlieren ſollten. Der Senat verfuhr mit aller Klugheit und Mäßigung. Er ſagte dem abgehenden Nuntius die Wahrheit, erklärte, er werde der katholiſchen Religion treu bleiben; aber Bann und Interdikt ſeyen unverſchuldet und geſetzwidrig; auch

verbot er das Interdikt zu befolgen. Die Mönche und Prieſter, 800 an der Zahl, zogen ab, man ließ ſie ziehen; nur einige Capuziner, ob ſie gleich von ihren Obern mit Strafen bedrohet wurden, blieben; der Gottesdienſt wurde fleißig beſucht und die meiſten Höfe waren für Venedig geſtimmt. Vor allen fachten die Jeſuiten die Zwietrachtsflamme an; daher wurden ſie 1606 aus dem Venetianiſchen Gebiete verbannt. Jeder Theil hatte nun ſeinen Vertheidiger, mit ſcharfen Federn. Ein berühmter Hauptſtreiter für den Papſt war der Cardinal und Jeſuit Bellarminius. Er war kein ganz vorzüglicher Gelehrter, aber recht wohl beleſen, gewandt, ſcharfſinnig und ſcheinbar gemäßigt; dabei frei von Ehrgeiz und Eigennutz. Er ſchrieb über die Kirchenväter, über die ſtreitigen Kirchenlehren und beſonders auch über die Gewalt des Papſtes in weltlichen Dingen, worin es unter andern hieß: „die Kirche könne einen ketzeriſchen Fürſten abſetzen und die Unterthanen von dem ihm ſchuldigen Eide entbinden.“ Darüber war nicht allein Jacob I. in England, der nach der Pulververſchwörung gerade einen Eid für das Gegentheil forderte, höchſt aufgebracht, ſondern auch in Paris wurde das Buch für verderblich erklärt; der Papſt unterdrückte es; und dennoch wurde es im folgenden Jahre wieder gedruckt. Gelehrter und nicht weniger ſcharfſinnig ſtand ihm gegenüber einer der ausgezeichneteſten Männer ſeiner Zeit, Paul Sarpi, ein Venetianiſcher Mönch, der in der Stille ſeines Kloſters ganz für die Wiſſenſchaften, beſonders auch für Phyſik und Chemie lebte, das neue Teſtament faſt auswendig wußte und als Doktor der Theologie ſeinem Orden, den Serviten, dieſe Wiſſenſchaft vortrug. Durch ſeinen Muth, ſeine Rathſchläge und Einſichten vorzüglich wurde der Kampf für Venedig ſiegreich. Er näherte ſich in ſeinen Aeußerungen den Proteſtanten, beſonders den Reformirten; tadelte ihren Streit über das Abendmahl, lobte ihr Gutes, ſagte jedoch auf die Aufforderung, weiter zu gehen: „Gott habe ihm den Geiſt Luthers nicht gegeben.“ Er blieb in der katholiſchen Kirche; aber alle Anmaßungen der Päpſte über die weltliche Macht, über Unfehlbarkeit, Excommunication u. ſ. w., griff er mit ſolchen Gründen an, daß Bellarminius wenig über ihn vermochte. Dafür wurde er in Rom ſchrecklich gehaßt,

1606 excommunicirt, und eines Abends auf ſeinem Rückwege ins Kloſter von fünf Meuchelmördern mit funfzehn Dolchſtichen verwundet und als todt zurück gelaſſen. Er wurde gerettet, ſagte jedoch ſelbſt mit dem zweideutigen Ausdruck: das kam von dem Römiſchen Styl (Stilet.) Man entdeckte noch mehrere Anſchläge und ſelbſt ſein Gegner Bellarminius warnte ihn edelmüthig. Er ſt. 1623. Seine Schriften über jenen Streit, über das Tridentiniſche Concilium, über die Geſchichte der Inquiſition und viele andre ſtehen noch in hohem Anſehen. Der Papſt wollte durch ein Kriegsheer Venedig züchtigen, brachte aber nicht 3000 Mann zuſammen, von denen die meiſten keine Waffen hatten; es fehlte an Geld und die in den Niederlanden beſchäftigten Spanier konnten ihm auch nicht viel helfen. Um ſeine Ehre zu retten, ſollte das Interdikt wenigſtens einige Tage gelten. „Nicht eine Stunde,“ antwortete der Senat; und als man Paul IV. bange machte, es könne die katholiſche Kirche in ganz Italien umgeſtürzt werden und die Proteſtanten würden ſogleich die Hand bieten, da hob er Bann und Interdikt auf, ſo wie Venedig die Proteſtation gegen das Monitorium. Es wurde auch keine feierliche Losſprechung verlangt, doch machte der Cardinal von Joyeuſe bei einer Meſſe unter ſeinem Ueberrocke das Zeichen des Kreuzes; eben ſo wenig wurden Freudenfeſte veranſtaltet, als ob Venedig ein beſondres Heil widerfahren ſey.

Gregor XV. (ſt. 1623.) machte für die Papſtwahl die dreifache Beſtimmung, daß ſie entweder durch die Stimmengebung in verſiegelten Zetteln müßten gewählt werden; wobei zwei Drittheile der Stimmen von den anweſenden Cardinälen erforderlich wären, (per Scrutinium) und, wenn die hinlängliche Zahl der Stimmen nicht vorhanden ſey, durch den Beitritt (per accessit) von mehreren; oder durch Compromiß, wenn ein oder mehrere Cardinäle beauftragt werden zu wählen; oder durch Eingebung des heiligen Geiſtes (per adorationem oder inspirationem), wenn ſich die Cardinäle durch Begeiſterung gedrungen fühlen, ohne Berathſchlagung einmüthig einen aus ihrer Mitte zum Papſt zu wählen. Als 1622 Heidelberg, die Reſidenz des unglücklichen Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, von dem wilden Tilly erobert wurde, ſchenkte der Herzog

Maximilian von Baiern die daſige Bibliothek, damals die anſehnlichſte in Deutſchland, dem Papſte, der ſie als ehemaliges Kloſtergut und weil er den Herzog mit Geld unterſtützt hatte, verlangte. Doch ging viel verloren; von dem, was in den Vatican kam, führte Napoleon das Beträchtlichſte nach Paris; Heidelberg erhielt 1815 die koſtbarſten Handſchriften, ſo wie andre deutſche Städte, die ihnen entführten Schätze der Literatur und Kunſt, zurück. Gregor ſtiftete, wie erwähnt, auch die Congregation zur Fortpflanzung des Chriſtenthums. Urban VIII. (ſt. 1644), gelehrt, lebhaft, aber ein großer Freund des Nepotismus, mußte das unter Vertilgung der Reformirten beſetzte Veltlin in der Schweiz wieder herausgeben; hatte zwar ſeine Freude über die Unterdrückung der Proteſtanten in Deutſchland in dem dreißigjährigen Kriege, doch blieb er nicht ohne Beſorgniß vor der Oeſtreichiſchen Uebermacht, weßwegen er weder das verſprochene Heer ſchickte, noch einen Kreuzzug gegen die Ketzer predigen ließ, wie man von ihm verlangte, ſondern dem Kaiſer mit etwas Geld und mit Ablaßverſprechungen für Jeden, der den Krieg mitmachen würde, bediente. Urban hatte auch vielerlei Händel in Italien, worin er 1631 das Herzogthum Urbino als päpſtliches Lehn nach des letzten Herzogs Tode mit dem Kirchenſtaate vereinigte. Auch kam er in Verlegenheit, als Portugal das Spaniſche Joch abſchüttelte, und er den neuen König Johann IV. aus dem Hauſe Braganza anerkennen ſollte; der Streit dauerte über zwanzig Jahre. Am berüchtigſten iſt dieſer Papſt durch die völlige Ausbildung der ſchrecklichen Nachtmahlsbulle (In coena domini) geworden. Sie faßt gleichſam alle hierarchiſchen und päpſtlichen Anmaßungen, Flüche und Verwünſchungen zuſammen, welche die Päpſte ſchon einzeln früherhin ausgeſprochen hatten. Martin V. ließ 1418 eine der erſten Grundlagen dieſer Excommunikationsbulle verkündigen. Sie wurde allmählig erweitert und vermehrt, bis ſie durch Urban VIII. 1627 die neueſte Geſtalt erhalten hat. Sowohl den einzelnen Behauptungen als auch der Bulle ſelbſt war von Millionen Chriſten und ſelbſt von katholiſchen Fürſten widerſprochen oder ſie war auch wohl ganz verworfen worden, und doch wagte es der Papſt ſie zu erneuern. Er erklärt darin zuerſt, daß er an dieſem Tage, wie ſeine Vor-

gänger, das geiſtliche Schwert der Kirchenzucht zum Schutz des reinen Glaubens ergreife. Nun excommunizirt und verflucht die Bulle „in Gottes Auftrag und unter der Auctorität der Apoſtel Petrus, Paulus und des Papſtes alle Huſſiten, Wikleſiten, Lutheraner, Zwinglianer, Calviniſten, Hugenotten, Anabaptiſten, Antitrinitarier; alle Abtrünnigen und Ketzer; alle, die ſie aufnehmen und ihnen glauben, ihre Gönner und Vertheidiger, und alle, die ihre ketzeriſchen Bücher leſen oder drukken; alle Schismatiker, die ſich hartnäckig dem Papſte entziehen; alle Chriſten, Univerſitäten, Collegia und Domcapitel, wenn ſie von dem Papſte an ein künftiges allgemeines Concilium appelliren; oder dazu behülflich geweſen ſind; alle Seeräuber und Corſaren, welche auf dem päpſtlichen Meere vom Berge Arcentaro bis nach Terracina hinſtreifen; alle, welche das Raubvolk begünſtigen; alle, ſogar, die in ihren Ländern neue Steuern und Abgaben, außer in den Fällen, wo es ihnen den Rechten nach, oder aus beſonderer Erlaubniß des heiligen Stuhles vergönnt iſt, ausſchreiben, oder ſie vermehren; die Verfälſcher und Verfertiger apoſtoliſcher Briefe; alle, welche den Saracenen, Türken, Ketzern und andern Feinden des chriſtlichen Namens Pferde, Waffen, Eiſen, Drath, Zinn, Stahl, Kriegswerkzeuge, Holz, Hanf, Stricke und Alles, womit ſie Chriſten bekriegen, zuſchicken; alle, welche ſich an den nach Rom Reiſenden, an den Wallfahrern, an den Cardinälen, Prälaten u. ſ. w. vergreifen; alle, die ſich von den Verordnungen der Päpſte und ihrer Geſandten an die weltlichen Behörden wenden und die Vollſtreckung jener Befehle hindern; die Geiſtlichen und geiſtliche Angelegenheiten vor weltliche Gerichte ziehen, die Kirchenfreiheit beeinträchtigen und die Biſchöfe in der Ausübung ihrer Gerichtsbarkeit ſtören; die Einkünfte des Papſtes von Kirchen und Klöſtern in Beſchlag nehmen; den Klerus ohne päpſtliche Erlaubniß beſteuern, das päpſtliche Gebiet, oder auch Sicilien, Sardinien und Corſica, angreifen und beunruhigen würden." Nur den Päpſten und auch dieſen nur, wenn in der Stunde des Todes Jemand der Kirche vorher genug gethan, ſolle es vergönnt ſeyn, von der Verurtheilung dieſer Bulle loszuſprechen; und kein Privilegium ſolle dagegen ſchützen. Urban verordnete, daß dieſe Bulle in Rom

öffentlich angeſchlagen und von jedem Biſchofe jährlich ein oder mehrere Male den Gemeinden verkündiget werden ſollte. In Rom geſchahe es gewöhnlich am Gründonnerstage, alſo an dem Stiftungstage des Liebesmahles Jeſu *). Wir ſehen übrigens, in welchen honetten und ſaubern Geſellſchaften wir und unſere proteſtantiſchen Fürſten und Obrigkeiten uns befinden. Urban verbeſſerte auch das Römiſche Breviarium oder Gebet- und Geſangbuch und verordnete den allgemeinen Gebrauch deſſelben. Er hatte bei ſeinen Händeln und beſonders, weil er ſeine Verwandten mit Würden und Schätzen überhäufte, viel Geld verbraucht, daher fand ſein Nachfolger Innocenz X. (ſt. 1655) acht Millionen Scudi Schulden, während alle Einkünfte des Kirchenſtaats nur zwei Millionen betrugen; wovon nach Abzug der Zinſen nur 700,000 übrig blieben. Die Familie Barberini hatte ſich bereichert, kam aber doch ungeſtraft davon. Innocenz war ganz ein Sklav ſeiner verwitweten Schwägerin Olimpia, die ihn überredete, vieles Arbeiten ſey für ihn ungeſund und nun überließ er dem ſchlauen, herrſchſüchtigen und geldbegierigen Weibe alle wichtigen Angelegenheiten. Sie ließ ſich alles vortragen, wohnte allen Sitzungen und Audienzen bei, indem ſie durch einen Vorhang hinter dem päpſtlichen Stuhle verſteckt war, was auch Jedermann wußte. Sie vergab Pfründen, Cardinalshüte an die Meiſtbietenden, und ſo ſammelte ſie Millionen für ſich und ihre Söhne; ſie fiel zwar auf einige Zeit in Ungnade, kam aber gar bald wieder empor. Es gelang ihm mancher Plan; daß indeß das päpſtliche Anſehen immer mehr litt, ſahe man allenthalben, beſonders bei den vergeblichen Proteſtationen des Nuntius gegen den Weſtphäliſchen Frieden.

§. 46.

Fortſetzung. Das Concilium zu Trident 1545.

Der Veranſtaltung zu einem Concilium, mit dem man ſich, nach Luthers Ausdruck, herum trug, wie die Katze mit

---

*) Wolf ſagt in ſeiner „Geſchichte der Jeſuiten" (Th. III. S. 438) Clemens XIV. habe dieſes Vorleſen aufgehoben um das Jahr 1770.

den Jungen, war nicht füglich länger auszuweichen; da zumal die Fürſten immer mehr ſelbſt Hand anlegten, um den Kirchenfrieden zu ſtiften. Die Proteſtanten erklärten freimüthig, wie wenig ſie nach den bisherigen Einrichtungen und Erfahrungen von einem Concilium erwarteten, indem immer nur von Befeſtigung des Beſtehenden, nicht von einer gründlichen Reformation die Rede, und an freie Erörterung nicht zu denken ſey; daß daher doch zuletzt die übermächtige Römiſch-katholiſche Partei durch Liſt und Gewalt ſiegreich hervorgehen und die proteſtantiſche abermals unbedingt als ketzeriſch werde verdammt werden. Dieß traf denn auch ein. Indeß gab es theils gutmüthige Seelen, die noch immer eine Vereinigung für möglich hielten, weil ſie nicht den unauflöslichen Widerſpruch in den erſten Grundſätzen beider Parteien beherzigten, theils furchtſame, welche den Zorn des Kaiſers, der das Concilium betrieben hatte, aber ſich auch zum Kriege gegen den Schmalkaldiſchen Bund rüſtete, ſcheueten und durch Fügſamkeit das Ungewitter abzuwenden hofften.

Den 3. Dec. 1545 eröffneten drei Cardinallegaten, 25 Biſchöfe und einige Theologen das berühmte Concilium zu Trident. In der zweiten Seſſion, den 7. Jänner 1546, ſtritt man bloß über den Titel, den die Synode führen ſollte; indem mehrere Biſchöfe zu den Worten: „Die heilige Synode" (sacrosancta Synodus) noch den Zuſatz verlangten: „welche die allgemeine Kirche repräſentirt." (Ecclesiam universalem repraesentans). So hatten ſich die dem Papſte ſo verhaßten Concilien in Baſel und Coſtnitz genannt und dabei behauptet, ſie hätten ihre Macht unmittelbar von Chriſto erhalten, ihnen müſſe daher ſelbſt der Papſt gehorchen. Indeß brachten es die päpſtlichen Anhänger dahin, daß dieſer Zuſatz hier weggelaſſen wurde, unter dem Vorwande, er ſey zu ſtolz und erbittere die Ketzer; doch wurde der Streit darüber nicht ganz beigelegt. In der dritten Seſſion wurde nur das Nicäniſche Symbolum als allgemeines Glaubensbekenntniß vorgeleſen. Ob nun ſchon

---

Andre meinen, es ſey nachher wieder eingeführt worden, nur verſtehe man nicht leicht die Sprache und den Vorleſer. Die Frau Gräfin von der Recke behauptet in ihrem Tagebuch, das Machwerk werde noch vorgeleſen.

der Kaiſer verlangt hatte, man ſolle ſich zuerſt mit einer äußerlichen Reformation der Kirche beſchäftigen, ſo brachten doch die päpſtlichen Legaten ſogleich die Unterſuchung der Glaubenslehren in Gang. Man beſprach ſich zunächſt in der vierten Sitzung über die Schrift und Tradition *). Man ſetzte endlich

*) Die katholiſche Kirche lehrt darüber alſo: „Chriſtus hat nichts aufgeſchrieben, ſondern mündlich gelehrt; nicht geboten: ſchreibt, ſondern gehet hin und lehret. Im chriſtlichen Gemüthe und in den Gemeinden ſollte ſich alſo ſeine Lehre hauptſächlich erhalten. Der Canon oder die Sammlung der ächten Schriften kam ja ohnehin erſt um das Jahr 200 ganz zu Stande, die Gemeinden konnten und mußten lange ohne die Schriften beſtehen. Es gibt alſo neben der heiligen Schrift, die allerdings ein Stützpunkt der Lehre iſt, noch eine Erkenntnißquelle; die Erblehre, die mündliche Ueberlieferung, die man theils für unmittelbar göttlich, als von Jeſu ſelbſt; theils apoſtoliſch, den Apoſteln von dem heiligen Geiſt, theils kirchlich, von dieſem Geiſte den Gemeinden und Biſchöfen mitgetheilt, anſehen kann, die man aber eben ſo hoch achten und ſie zur Ergänzung der Schriftlehre gebrauchen ſoll. Dieſe beruft ſich ſelbſt auf eine Tradition: z. B. 2 Theſſ. 2, 15. 1 Cor. 11, 2. 24. 2 Tim. 1, 13." Die Proteſtanten erwiedern hierauf: „Wie folgt denn daraus, daß, weil die Apoſtel ſich zuweilen auf ihre mündliche Vorträge beziehen, dieſe nun allgemein nothwendige Ergänzungsmittel zur Schriftlehre ſeyn ſollen? Ferner: Wo iſt dieſe Tradition zu finden? was gehört Alles dazu? Welches iſt der Prüfſtein, daß uns nichts Unächtes aufgebürdet wird, wenn ſie nicht unter der Schrift, ſondern neben ihr, ja wenn dieſe mangelhaft, und der Vervollſtändigung bedürftig ſeyn ſoll, über ihr ſteht, um ihr gleichſam nachzuhelfen, wo es ihr noch fehlet?" Man entgegnet: „Was ſeit der Entſtehung des Chriſtenthums zu allen Zeiten und an allen Orten geglaubt worden iſt, und ſich auch ohne die Schrift, vermittelſt des fortdauernden Einfluſſes des heiligen Geiſtes auf die Biſchöfe und Gemeinden erhalten hat, oder durch die Kirchenväter (wohin die katholiſche Kirche die berühmteſten Lehrer bis auf Petrus Lombardus, der als Erzbiſchof in Paris 1162 ſtarb, rechnet) niedergeſchrieben und durch die von dem heil. Geiſte geleiteten Concilien beſtätigt und aufbewahret iſt: kurz alſo Alles, was dieſe Kirche außer der Schriftlehre noch hat, gehört zur Erblehre." Wie viel läßt ſich dagegen fragen! „Wie will man nur beweiſen, daß Alles, was ſich in der katholiſchen Kirche findet, immer und überall als Glaubenslehre oder Kirchengebrauch angenommen worden ſey, da die Anſichten und Ceremonien ſchon in den erſten Jahrhunderten ſo ſehr von einander abwichen? Womit beweiſen, daß die Römiſche Kirche, die gegen die große morgenländiſche ſo unbedeutend war und ſo wenig berückſichtiget wurde, gerade im Beſitz jener Tradition und von dem heiligen Geiſt allein geleitet ſey? Was wiſſen die älteſten Kirchenväter von der Transſubſtantiation und andern ſpä-

feſt: „die Tradition müſſe gegen die Lutheraner vertheidigt und ſie müſſe wie die Schrift mit gleicher Ehrerbietung angenommen werden, indem ſie von Chriſto und dem heiligen Geiſte münd-

---

tern Lehren? Warum bekennt ſelbſt der Jeſuit Daniel Petau, es ſey ungewiß, was die Patres über die Gottheit des Sohnes und des heiligen Geiſtes gelehrt hätten? Der Carmeliter Marinari verlangte in Trident auf der Synode: „man ſolle ſich, ſo wie die Kirchenväter, bloß auf die Schrift berufen; es ſtreite wider die Vorſehung und ſey ſchwierig zu behaupten, daß durch Zufall, oder auf göttlichen Befehl, ein Theil der Lehre nicht aufgeſchrieben worden ſey.“ Wie oft ſind die Kirchenväter verſchiedner Meinung! Wie oft hat ein Concilium dem andern widerſprochen! „Zu Nicäa 325 wurde Arius verdammt; in Antiochien 341 galt er für rechtglaubig; in Conſtantinopel 381 wieder nicht. Wie oft wurde der Bilderdienſt verworfen, wie oft wieder für erlaubt, ja für Pflicht erklärt!“ Wahr iſt es, das Wort Tradition (Paradosis) kommt frühzeitig vor; aber in ſehr verſchiedner Bedeutung; bald zeigt es die Lehre Jeſu und der Apoſtel; bald gewiſſe Kirchengebräuche, bald der Glauben an. Wenn Tertullian und Irenäus von einer Erblehre ſprechen, und ſie eine Regel des Glaubens und der Wahrheit nennen, ſo iſt es bei ihnen nichts anders als das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß. Cyprian und Stephan, zwei Biſchöfe, beriefen ſich bei ihrem Streite über die Ketzertaufe beide auf die Tradition, d. h. auf eine lange Zeit bei ihren Gemeinden herrſchende Gewohnheit; aber Cyprian drang darauf, daß ſie nach der ſichern Lehre der Schrift müſſe geprüft werden. Es iſt ein ſonderbarer Cirkelſchluß, daß die katholiſche Kirche, die erſt durch die Erblehre ihr Anſehen und viele ihrer Lehren erhalten hat, auch dieſer Erblehre erſt eine untrügliche Gültigkeit zuſchreibt. Ueberhaupt ſind mündliche Traditionen in der Geſchichte etwas verrufen; man darf nur an das Urtheil Jeſu über die jüdiſchen Satzungen und an den Talmud denken. Als den Vater der Traditionen in der Chriſtenheit ſieht man den Biſchof Papias im zweiten Jahrhundert an, der höchſt ſchwach und leichtglaubig, obſchon in der beſten Abſicht Alles erforſchte, annahm und ſammelte, was er von Jeſu und den Apoſteln erzählen hörte, aber ſchon frühzeitig alle Glaubwürdigkeit verlor. Und Ketzer, beſonders die Gnoſtiker, waren es, denen zuerſt die ächten Nachrichten und Schriften des Chriſtenthums nicht genügten, weil ſie ihre aus der morgenländiſchen und Griechiſchen Philoſophie zuſammengeſetzten Träume von den Aeonen oder Gottähnlichen Geiſtern, deren nach dem Baſilides die Gottheit ſieben: den Verſtand, das Wort, die Klugheit, Weisheit, Macht, Gerechtigkeit und den Frieden, hervorgebracht, von denen die Weisheit und die Macht wieder die erſten Engel, und dieſe wieder andere Engel, und dieſe immer geringere bis auf 365 Arten erzeugten — unter denen aber Chriſtus der erſte Aeon, Verſtand (Aeon Nus) ſeyn ſollte — und andere Einbildungen nicht darin fanden. Baſilides wollte ſeine Vorſtellungen von einem Schüler der Apoſtel erhalten haben. Carpokrates, der allen Unterſchied zwi-

lich diktirt und ununterbrochen in der katholiſchen Kirche aufbewahrt worden ſey." Dann beſtimmte man den bibliſchen Canon, in welchem man allen Büchern, welche in der Vulgata ſtehen, auch den Apokryphen, gleiches Anſehen zugeſtand. Dieſe Vulgata ſollte nun, da ſie durch den Gebrauch ſo vieler Jahrhunderte in der Kirche gebilligt worden ſey, in öffentlichen Disputationen, Vorleſungen, Predigten und Erklärungen für authentiſch oder ächt gehalten werden. „Es ſoll ſich," hieß es, „Niemand unterſtehen, im Vertrauen auf ſeine Klugheit,

---

ſchen dem Guten und Böſen aufhob und mit ſeinen Anhängern nur den Namen Chriſt führte, aber ſchamlos in Sitten war, berief ſich auf einen geheimen Unterricht, den Jeſus ſeinen Jüngern gegeben habe. Valentinus, der über die Aeonen, beſonders über Chriſtum, den erſten Aeon, in welchem die ganze Fülle der Gottheit ſich finde, noch eigene Speculationen hatte, wollte ſeinen Unterricht aus einem Buche des Apoſtels Matthias und von einem Schüler Pauli haben. Nicht wegen weſentlicher, beſeligender Lehren der Religion, ſondern wegen ihrer Menſchenſatzungen beriefen ſich dieſe Menſchen, meiſt Schüler aus Alexandrien, auf die Tradition. Und wozu nahmen die Kirchenväter ſie zu Hülfe? Anfangs bloß über Nebenſachen. Auguſtinus, Athanaſius, Chryſoſtomus, Baſilius, Hieronymus u. A. ſagen: die heilige Schrift ſey zur Erklärung der Wahrheit hinreichend, und Alles ſey darin deutlich vorgetragen, was den Glauben und die Sitten des Lebens betrifft. Aber Baſilius fragt: „Wer hat es uns gelehrt, uns mit dem Kreuze Chriſti zu bezeichnen? bei dem Gebet gegen Morgen zu ſchauen? den Täufling dreimal unterzutauchen? mit den andrer Taufgebräuchen? und dergl. Je wichtiger Jemand nun ſo etwas anſahe, deſto mehr eiferte er für die Tradition. Der gelehrte Spaniſche Dominikaner Melchior Canus, der auch auf der Synode in Trident war, hatte daher ſehr Recht, als er, wie früherhin manche Kirchenlehrer, behauptete: „mit der Tradition könne man am allerbeſten die Ketzer überführen." Ja wenn er nur erſt ihre Gültigkeit bewieſen hätte. Ob aber alle die Lehren, warum Canus die Ueberlieferung für nöthig hält, weil ſie „entweder gar nicht, oder dunkel in der Schrift enthalten ſind," zur Seligkeit gehören, wollen wir dem Urtheil des erleuchteten Chriſten überlaſſen. Er zählt hieher: „die beſtändige Jungfrauſchaft der Maria; die Höllenfahrt Chriſti; die Kindertaufe; die Transſubſtantiation; den Ausgang des heiligen Geiſtes vom Vater und Sohne; die Athanaſianiſche Trinitätslehre; die Anrufung der Märtyrer und dergl. — Auf die kirchliche Tradition legen jetzt viele Katholiken nur einen Werth, inſofern ſie mit dem Geiſt der Schrift und mit anerkannten Vernunftwahrheiten nicht im Widerſpruch ſteht, und hierin ſind ſie mit den Proteſtanten ganz einig, denen ſolche Traditionen unter ſolchen Bedingungen zu Aufklärungen über das Chriſtenthum ſehr willkommen ſind.

in Angelegenheiten des Glaubens und der Sitten, welche zur Erbauung der chriſtlichen Lehre gehören, die Schrift nach ſeinem Sinne zu verdrehen und gegen denjenigen Verſtand, den die heilige Mutter-Kirche angenommen hat oder noch annimmt, als welche allein von dem wahren Verſtande und der Auslegung der heiligen Schrift urtheilen kann; oder auch wider die allgemeine Uebereinſtimmung der Kirchenväter zu erklären, wenn auch ſolche Erklärungen nie ans Licht kommen ſollten. Wer dagegen ſündigt, ſoll angezeigt und nach Recht beſtraft werden." Damit war denn nun freilich alles Erlernen und Studiren der Grundſprachen und das weitere Forſchen, wenn auch nicht unterſagt, doch für ganz überflüſſig erklärt; denn wenn man auch beweiſen kann und erwieſen hat: wie ja ſelbſt die erwähnten Reviſionen der Vulgata von den Päpſten Sixtus V. und Clemens VIII. 1590 und 1592 es beurkunden, daß die Vulgata Fehler genug enthielt, ſo darf man dennoch für die Religion und Kirche keinen Gebrauch von der richtigen Erklärung der Bibel machen. Einſichtsvolle Katholiken legen daher den Sinn in das Verbot, daß man gar wohl frei forſchen und auslegen könne, nur dürfe man kein Dogma dabei angreifen; allein was heißt das Forſchen, wenn ſchon vorgeſchrieben iſt, was man finden muß oder wenn man eine entdeckte Unwahrheit, z. B. von dem Fegfeuer u. ſ. w. doch als Wahrheit glauben, lehren und vertheidigen ſoll?

Es kam nun an die Lehre von der Erbſünde. Die Theologen waren lange nicht einig, da Auguſtinus, Anſelmus, Thomas von Aquino und andere alte von einander abweichende Lehrer ihre Anhänger hatten. Indeß wurden fünf Anathemas gegen Irrlehrer ausgeſprochen, namentlich wenn man behaupte: „der freie Wille des Menſchen ſey nach Adams Sünde verloren gegangen, da er nur geſchwächt und vermindert ſey; oder daß die Erbſünde wirklich Sünde und uns zugerechnet worden ſey." Man näherte ſich hierin mehr den Semipelagianern. Darauf folgte die Lehre von der Rechtfertigung, wo Luther behauptet hatte, daß der Menſch durch den Glauben gerecht werde. Da ſich die Kirchenväter und Scholaſtiker ſehr verſchieden darüber ausgedrückt hatten, ſo wichen auch die anweſenden 45 Theologen weit von einander ab, zumal da die Leh-

ten von den guten Werken und von der Prädeſtination mit in Erwägung gezogen wurden. Es kam zu ſolcher Heftigkeit, daß ſelbſt die katholiſchen Biſchöfe einander verketzerten und Einer einem Collegen eine Handvoll Barthaare ausraufte. Die Katholiken, die annahmen, daß der Menſch durch die Rechtfertigung nicht allein für gerecht erklärt, ſondern auch wirklich gerecht werde, daher den guten Werken, wozu freilich auch die Mönchstugenden gehören, einen hohen Werth beilegten und meinten, es ſey nicht unmöglich, die Gebote Gottes zu beobachten, verdammten daher mit 33 Bannflüchen den 13. Jan. 1547 die abweichenden Behauptungen und ſetzten ein Glaubensdekret in 16 Abſchnitten auf. In der ſiebenten Seſſion ſprach man 13 Bannflüche gegen Irrthümer in der Lehre von den Sacramenten aus; wenn man z. B. mehr oder weniger als ſieben annähme, oder behauptete, daß ſie nicht alle von Chriſto eingeſetzt wären.

Unterdeß waren noch immer keine Proteſtanten in Trident erſchienen. Sie nahmen zwar nach vielem Zureden auf dem Reichstage in Augsburg 1546 das Concilium an, da der Kaiſer verſprach, ſie ſollten vollkommen gehört werden und völlige Freiheit, Sicherheit und eine anſtändige Behandlung erhalten; aber man ſahe wohl, daß der Kaiſer hauptſächlich auf die Unterdrückung des Schmalkaldiſchen Bundes bedacht war. Während er dieß ausführte und ſich dadurch in ganz Deutſchland furchtbar machte, hob der Papſt das Concilium in Trident im Februar 1547 auf; es waren einige Todesfälle dort vorgekommen, man ſprengte daher aus, die Peſt ſey ausgebrochen, und er verlegte das Concilium nach Bologna in Italien, wo es bald aufhörte. Die Prälaten reiſeten ab, der Kaiſer war höchſt entrüſtet; aber Paul III., voller Mißtrauen gegen ihn, war zu keiner Fortſetzung zu bewegen. Doch unter Papſt Julius III. fing es den 1. Sept. 1551 mit der eilften Seſſion wieder an; nur war die Verſammlung klein und ſie hatte viel zu thun mit der Proteſtation Heinrichs II. in Frankreich, der ſie nicht anerkennen wollte; nachher mit den Franziskanern und Dominikanern, die ſich nicht über die Frage vereinigen wollten: wie Chriſtus im Abendmahle zugegen ſey, worüber denn eine Menge ſubtile dogmatiſche Schlüſſe mit eilf Bannflüchen abgefaßt

wurden. Sodann handelte man über die Buße und letzte Oelung. Indeß am Ende des Jahres 1551 kamen Geſandte und auch Theologen der Proteſtanten an, die aber nichts von der Abhängigkeit der Verſammlung, nichts von den Verdammungsurtheilen gegen ſie wiſſen wollten, vielmehr verlangten, daß die Unterſuchung nun erſt recht gründlich beginnen und ihnen gleiche Rechte mit ihren Gegnern eingeräumt werden ſollten. Dieſe geriethen in Verlegenheit, ſie gaben bloß den Proteſtanten das verlangte ſichere Geleite, und es war ihnen erwünſcht, daß mit der ſechszehnten Seſſion den 28. April 1552 das Concilium wegen der Annäherung des Krieges zwiſchen Kurfürſt Moritz und dem Kaiſer auf zwei Jahre hinaus vertagt wurde. Erſt 1562 wurde es erneuert. Dem Papſte lag jetzt ſelbſt daran, es zu erneuern, da die Fürſten und Unterthanen ſein Anſehen immer weniger berückſichtigten. Der König Ferdinand hatte eigenmächtig einen neuen Katechismus in ſeinen öſtreichiſchen Landen einführen laſſen, und wie Herzog Albrecht von Baiern ſeinen vielen evangeliſchen Unterthanen den Kelch im Abendmahl geſtattet; man drohte mit Nationalconcilien, klagte, daß ſich immer mehr Chriſten ganz oder doch in manchen Lehren und Gebräuchen von der Römiſchen Kirche abſonderten und verlangte, namentlich in Frankreich, daß man manches abändern, das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt verwilligen, die Lateiniſche Sprache bei dem Gottesdienſte abſchaffen, manche Mißbräuche, ſelbſt das erſt neu aufgekommene, nur zur Pracht dienende Frohnleichnamsfeſt, aufheben möchte. Der Papſt eilte daher mit dem Concilium. Auch die Proteſtanten wurden von dem Kaiſer und Papſte eingeladen, aber ſie lehnten ſolche Concilien gänzlich von ſich ab und gaben dem päpſtlichen Nuntius das Schreiben uneröffnet zurück, weil ſie der Papſt in der Aufſchrift ſeine „geliebten Söhne“ genannt hatte. Allein vom 18. Januar bis zum 4. Junius 1562 kam in vier Seſſionen nichts weiter zu Stande, als daß man einige verdächtige Bücher verwarf und den Proteſtanten ſichere Geleitsbriefe ausfertigte. In den zwei folgenden Sitzungen wurden mit Bannflüchen gegen Andersglaubende die bisherigen Lehren von der Meſſe und dem Abendmahle; in den folgenden die von der Prieſterweihe, von der Ehe, und in der fünf und zwanzigſten

und letzten Seſſion den 3. und 4. Dec. 1563 die Lehre von dem Fegfeuer und daß die in demſelben ſich befindenden Seelen durch die Fürbitte der Heiligen Hülfe erhalten, weil dieſe mit Chriſto regierten, daher auch, ſo wie die Brüder Chriſti und der Maria und die Körper der heiligen Märtyrer verehrt werden müßten, beſtätigt. Freilich ſollte Mißbrauch und Aberglaube dabei abgeſtellt werden. Aber war denn nicht faſt die ganze Sache Mißbrauch und Aberglaube? Damit ſchloß ſich denn eben ſo eilig die ganze Kirchenverſammlung. Die verſchiedenen Anſichten der Theologen über die Verhältniſſe des Papſtes, der Biſchöfe und übrigen Geiſtlichen unter einander ſelbſt und zu den Fürſten, über manche Lehren und Gebräuche, wobei die alten ſcholaſtiſchen Parteien und Spitzfindigkeiten und die Zwiſtigkeiten unter Franziskanern, Dominikanern und andern Orden überall einwirkten, machten es den päpſtlichen Legaten oft ſchwer genug, Alles nach ihres Herrn Willen zu leiten und beſchließen zu laſſen. Es waren insbeſondere die Franzöſiſchen Geſandten mit vier und dreißig Reformationsartikeln ſehr nachdrücklich hervorgetreten; ſo wie auch der Kaiſer Ferdinand auf die Unabhängigkeit des Conciliums von dem Papſte drang. Allein die päpſtliche Politik kam doch noch mittelſt einiger Nachgiebigkeit leidlich durch die Klippen; ja die Verſammlung verlangte nun auch eine Reformation der Fürſten, welche die Kirche und den Klerus beeinträchtigt hätten. Die Franzöſiſchen und andre Geſandten proteſtirten aber gegen die vielen Forderungen, z. B. „daß geiſtliche Urtheilsſprüche und Verordnungen ohne das Placet oder die Genehmigung der weltlichen Behörden dürften bekannt gemacht werden," und verließen endlich in der Hitze des Streites das Concilium. Seine Beſchlüſſe wurden nun von den vier Legaten und zwei andern Cardinälen, von drei Patriarchen, fünf und zwanzig Erzbiſchöfen, hundert und acht und ſechzig Biſchöfen, von neun und dreißig für Abweſende Bevollmächtigten, von ſieben Aebten und ſieben Generalen von Mönchsorden, worunter auch Lainez, das Oberhaupt der Jeſuiten, war, ſo wie von den fürſtlichen Geſandten, doch nicht von allen Franzöſiſchen, und von dem Spaniſchen, mit Vorbehalt ſeines Königs, unterſchrieben. Ob nun gleich dieſes Concilium mehr eine geſetzgebende und verur-

theilende, als eine die Wahrheit der Glaubenslehre und den Zuſtand der Kirche von allen Seiten unterſuchende und nach Gründen darüber beſchließende Verſammlung geweſen, auch dabei Alles nach der Leitung und dem Willen des Papſtes gegangen war: ſo wendete dieſer doch noch allen Fleiß darauf, daß ja nicht etwa der Hierarchie durch Auslegungen der Beſchlüſſe ein Leid zugefügt werden könnte. Es wurde feſtgeſetzt, daß bei allen Entſcheidungen über Sittenverbeſſerung und Kirchenzucht „dem Anſehen des apoſtoliſchen Stuhls kein Abbruch geſchehen ſolle.“ Pius IV. beſtätigte die Beſchlüſſe durch eine Bulle im Januar 1564; ſämmtlichen Glaubigen wurde ihre Beobachtung zur Pflicht gemacht, allen Clerikern und Laien wurde bei der ſchärfſten Strafe unterſagt, ohne päpſtliche Erlaubniß Commentarien, Auslegungen und Anmerkungen über dieſelben herauszugeben; wem etwas dunkel ſey, der ſolle „an den Ort, den der Herr ſelbſt gewählt habe, hinaufſteigen zum apoſtoliſchen Stuhle, dem Lehrer aller Glaubigen, deſſen Anſehen, ſolche Streitfragen zu entſcheiden, die heilige Synode ſelbſt anerkannt habe.“ Pius IV. ordnete eine beſondere Congregation an zur Vollziehung dieſer Beſchlüſſe, ſo wie Sixtus V. 1588 eine andere für die Auslegung derſelben, die aber dem Papſte in zweifelhaften Fällen der Glaubensdekrete Alles anheim ſtellen ſollte; indem man ſich freilich nicht in allen Stücken vereinigt und daher ſich zuweilen in allgemeinen mehrdeutigen Ausdrücken erklärt hatte.

Der neuere herrſchende Glaube der Römiſch-katholiſchen Kirche iſt alſo auf dieſer Tridentiniſchen Synode unveränderlich feſtgeſetzt worden und muß ganz darnach beurtheilt werden. Eine ſolche Feſtſtellung dieſes, in ſo vielen Theilen aus der Bibel unerweislichen, aber durch Kirchenväter, Päpſte, Concilien und Scholaſtiker nach und nach ausgebildeten Lehrbegriffs, verbunden mit Bannflüchen gegen die Millionen Andersglaubender, deren Gründe, deren gerechte und billige Wünſche, in welche viele Katholiken mit einſtimmten, gar nicht berückſichtigt wurden, war durchaus nicht zu irgend einer Annäherung und Verſöhnung geeignet. Vielmehr wurde dieſes Syſtem nunmehr völlig die Scheidewand zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten und ſelbſt drückend für die gelehrten Theologen der katho-

liſchen Kirche; auch hat es gar nicht allen Streitigkeiten in derſelben vorgebeugt, und die großen Erwartungen von dieſer Kirchenverſammlung ſind nicht befriedigt worden. Doch wurde manche Verbeſſerung des Klerus zur Sprache gebracht, wenn gleich nicht immer ausgeführt. Man machte es den Biſchöfen zur Pflicht, ſelbſt zu predigen, wenn ſie kein Hinderniß hätten, oder es außerdem tüchtigen Männern aufzutragen; die Pfarrer ſollten wenigſtens an jedem Sonn- und Feſttage ſelbſt vortragen oder vortragen laſſen; die Mönche ſollten nicht ohne Erlaubniß von ihren Obern, und die bettelnden Mönche, die ſich für von Gott berufene Stellvertreter der nachläſſigen Pfarrer und Biſchöfe ausgaben, gar nicht mehr predigen. Man ſchränkte die Abweſenheit der Geiſtlichen von ihren Aemtern und Pfründen ein; wer ſechs Monate weg bliebe, ſollte ein Viertheil; bei einem Jahr die Hälfte der Einkünfte verlieren, und die niedern Geiſtlichen ſollten ſich nicht ohne Bewilligung des Biſchofs entfernen. Auch ſollte dieſer auf die Sitten ſeiner Geiſtlichen und der herumziehenden Mönche ſehen, die Kirchen fleißig viſitiren, aber in keinem andern Kirchſprengel Amtsverrichtungen halten. So ſollte auch niemand mehrere Biſthümer zugleich haben; keiner Biſchof werden, wenn er nicht von ehrlicher Geburt, von reifem Alter, gelehrt und geſittet wäre. Es ſollten Seminarien zum Unterricht der Geiſtlichen errichtet, Prüfungen vor den Anſtellungen gehalten, und keine Anwartſchaften auf Aemter im Voraus gegeben werden. Zu den meiſten Verbeſſerungen gaben die Anklagen und Vorwürfe der Proteſtanten Veranlaſſung; daher ſchrieb man dem Klerus eine mäßige Lebensart vor, verbot die Bereicherung der Anverwandten, den Umgang mit verdächtigen Weibsperſonen, den Mißbrauch des Ablaſſes, den man aber doch eine heilſame Anſtalt nannte und die Erblichkeit der Pfründen, die oft den unehelichen Söhnen der Geiſtlichen zu Theil geworden waren. Die Duelle ſogar wurden vor die Kirchenverſammlung gezogen, eine Erfindung des Teufels genannt, und ſelbſt Kaiſer und Könige, oder wer ſonſt einen Platz dazu hergäbe, ſollte excommunizirt, ſo wie die Duellanten zugleich ihrer Güter verluſtig und für ehrlos erklärt werden; wer im Zweikampfe blieb, ſollte kein ehrliches Begräbniß erhalten; Faſttage und Feſttage ſollten ordentlich

begangen werden. Es kam nun darauf an, den Beſchlüſſen überall Eingang und geſetzliche Gültigkeit zu verſchaffen. Venedig, das jetzt mit dem Papſte Freund war, nahm ſie ſogleich auf; Polen ebenfalls. Der Kaiſer Ferdinand hatte von der Synode mehr erwartet, ſtarb aber 1564, und nun nahm ſie das katholiſche Deutſchland ſtillſchweigend an; doch wurden ſie nie Reichsgeſetz; ſo war es auch in Ungarn. Philipp II. ließ ſie in Spanien in ſeinem Namen durch Synoden bekannt machen, ohne eben des Papſtes zu gedenken; in Neapel ließ er insgeheim Stellen aus jenen Dekreten ziehen, welche ihm Eingriffe in die weltliche Macht zu ſeyn ſchienen, und der Vicekönig erhielt Auftrag, ſolche Ueberſchreitungen der geiſtlichen Rechte nicht zu dulden. In Frankreich unterſtützten zwar die Biſchöfe und die Sorbonne das Anſinnen des Papſtes, die Beſchlüſſe unbedingt anzunehmen, aber das Parlament glaubte, dieſe Bewilligung ſtreite mit den Rechten des Königs und den Freiheiten der Gallicaniſchen Kirche. Ja ſo ſehr man hier die Ketzerei zu vertilgen ſtrebte, ſo erklärte doch Heinrich III., daß die Schlüſſe über die Glaubenslehren gar keiner Einführung in Frankreich bedürften, weil man ſich ohnehin zu dieſen Lehren bekenne. Heinrich IV. war 1599 im Gedränge ſchon entſchloſſen, jene Beſchlüſſe mit wenigen Bedingungen anzunehmen. Allein Thuanus, Präſident des königlichen Staatsrathes, ein ſehr gelehrter, kluger und gemäßigter Mann (ſt. 1617), der die allgemeine Europäiſche Geſchichte von 1505 bis 1607 ſehr gründlich, in gutem Latein und unparteiiſch in 138 Büchern beſchrieben hat, behauptete freimüthig, das Parlament müſſe erſt jene Schlüſſe prüfen. Man fand dabei eine Menge Anſtößigkeiten. Z. B. „daß die Biſchöfe die Macht haben ſollten, die Verfaſſer und Drucker ehrenrühriger Schriften zu beſtrafen; die königlichen Notarien zu prüfen und wegen Vergehungen in ihrem Amte zu beſtrafen; daß die Bettelmönche unbewegliches Eigenthum haben ſollten; daß alle Verordnungen der Päpſte zum Beſten des Klerus vollſtreckt, daß alle peinlichen Sachen der Biſchöfe und alle Streitſachen der Geiſtlichen, die vor dem Biſchofe anhängig wären, dem Papſte zur Entſcheidung überlaſſen werden ſollten, daß die Fürſten, die den Zweikampf duldeten, mit dem Bann bedroht wurden," u. ſ. w. Der

despotiſche Richelieu ſprach erſt als Biſchof für die Einführung, aber nicht nachher als Staatsminiſter. Es blieb dabei, daß man die Dekrete des Concils in Glaubensſachen ſtillſchweigend annahm, aber die übrigen Beſchlüſſe und das Concilium ſelbſt haben nie eine feierliche Aufnahme erhalten. —

Pius IV. ſorgte nun auch 1564 für eine, jenem Concilium entſprechende Formel des Glaubens der katholiſchen Kirche (Professio fidei Tridentina), welche alle öffentlichen Lehrer dieſer Kirche, alle, welche akademiſche Würden annahmen, alle Pfarrer, Pfründenbeſitzer und Mönche unterſchreiben und beſchwören mußten*). Die ausführlichen Schlüſſe des Triden-

*) Dieſes merkwürdige, noch immer gültige Glaubensbekenntniß beginnt mit dem apoſtoliſchen Symbolum und enthält dann noch folgende Artikel, die nach einer Ueberſetzung des katholiſchen Profeſſors Freudenfeld in Bonn, der es 1820 Lateiniſch und Deutſch mit einigen erläuternden, auch mildernden Bemerkungen hat abdrucken laſſen, welche Bemerkungen aber ebenfalls nur Glauben fordern und keine Gründe geben und wo ſie mildern, ſchwerlich die Römiſche Approbation erhalten würden, alſo lauten: „Die apoſtoliſchen und kirchlichen Traditionen und die übrigen Gebräuche und Satzungen derſelben Kirche nehme ich an und halte ſie feſt. Ingleichen nehme ich die heilige Schrift an in dem Sinne, den die heilige Mutter, die Kirche, der es zuſteht, über den wahren Sinn und über die Auslegung der heiligen Schriften zu urtheilen, feſtgehalten hat und feſthält, und ich werde ſie niemals anders, als nach der einhelligen Uebereinſtimmung der Väter nehmen und auslegen. — Ich bekenne auch, daß wahrhaft und eigentlich ſieben Sakramente des neuen Bundes von unſerem Herrn Jeſus Chriſtus eingeſetzt, und zum Heile des menſchlichen Geſchlechts, wiewohl nicht alle einem jeden nothwendig ſind, nämlich die Taufe, die Firmung, das Abendmahl, die Buße, die letzte Oelung, die Weihe und die Ehe, und daß dieſe Gnade ertheilen, und daß aus dieſen die Taufe, die Firmung und die Weihe ohne Sünde gegen die Religion nicht wiederholt werden können. Auch die angenommenen und gutgeheißenen Gebräuche der katholiſchen Kirche bei der feierlichen Ausſpendung aller eben genannten Sakramente nehme ich an und auf. Alles und Jedes, was über die Erbſünde und über die Rechtfertigung in dem heiligen Tridentiniſchen Kirchenrathe beſtimmt und erklärt worden, halte ich für wahr und nehme es an. Ich bekenne gleichfalls, daß in der Meſſe Gott ein wahres, eigentliches und Verſöhnungsopfer für die Lebendigen und Verſtorbenen dargebracht werde, und daß im heiligſten Sakramente des Altares wahrhaft, wirklich und weſentlich der Leib und das Blut zugleich mit der Seele und der Gottheit unſers Herrn Jeſu Chriſti ſey, und daß eine Verwandlung der ganzen Subſtanz des Brotes in den Leib und der

tinums mit der Beſtätigungsbulle ließ er 1564 in einem Folio- bande mit aller Schönheit herausgeben, worauf eine Menge anderer Ausgaben erfolgten. Und ſo waren dem Klerus die Schranken angewieſen, innerhalb welcher er ſich mit ſeinem Lehren und Forſchen bewegen ſollte. Man hatte aber auch wahrgenommen, was Luthers Katechismen bei Hohen und Niedern gewirket und man dachte nun auf ein ähnliches Lehrbuch für die Jugend und das Volk, das in die Landesſprache überſetzt und den Laien erklärt werden ſollte. Man wählte da-

---

ganzen Subſtanz des Weines in das Blut geſchehe, welche Verwandlung die katholiſche Kirche Transſubſtantiation nennet. — Ich bekenne auch, daß unter einer von beiden Geſtalten allein Chriſtus ganz und unzertheilt ſey und das wahre Sakrament empfangen werde. — Standhaft halte ich feſt, daß es einen Reinigungsſtand (Fegefeuer) gebe und daß den darin gehaltenen Seelen durch die Fürbitten der Glaubigen geholfen werde. Gleichfalls auch, daß die mit Chriſtus herrſchenden Heiligen zu verehren und anzurufen ſeyen, daß ſie Gebete für uns Gott darbringen, und daß ihre Ueberbleibſel (Reliquien) zu verehren ſeyen. Feſt behaupte ich, daß die Bildniſſe Chriſti, der Mutter Gottes, die immerdar Jungfrau, auch anderer Heiligen zu haben und beizubehalten und daß denſelben die gebührende Ehre und Verehrung zu erweiſen ſeyen. Auch bekenne ich, daß die Gewalt der Ablässe von Chriſtus in ſeiner Kirche zurückgelaſſen und daß der Gebrauch derſelben dem chriſtlichen Volke ſehr heilſam ſey. Die heilige katholiſche und apoſtoliſche Römiſche Kirche erkenne ich an als die Mutter und Lehrerin aller Kirchen, verſpreche und gelobe eidlich dem Römiſchen Biſchofe, dem Nachfolger des heiligen Petrus, des Erſten der Apoſtel und Stellvertreters Jeſu Chriſti wahren Gehorſam. Ingleichen nehme ich an, und bekenne ungezweifelt alles Uebrige, was durch die heiligen Canons und allgemeinen Kirchenräthe, vorzüglich den heiligen, Tridentiniſchen Kirchenrath gelehrt, beſtimmt und erklärt worden, und zugleich verdamme, verwerfe und verfluche ich auf gleiche Weiſe Alles, was dagegen, und alle und jede Irrlehren, welche von der Kirche verdammt, verworfen und verflucht ſind. Daß ich eben dieſen wahren, katholiſchen Glauben, außer welchem Niemand ſelig ſeyn kann, den ich gegenwärtig freiwillig bekenne und in Wahrheit feſthalte, vollſtändig und unbefleckt bis zum letzten Athemzuge (mit Gottes Hülfe) aufs ſtandhafteſte bewahre und bekenne, und daß ich, ſo viel an mir liegen wird, ſorgen werde, daß dieſer Glaube von meinen Untergebenen, oder von denen, deren Obſorge, vermöge meines Amtes, mich angehen wird, bewahrt, gelehrt und geprediget werde, verſpreche, gelobe und ſchwöre eben ich N., ſo wahr mir Gott helfe und dieſe ſeine heiligen Evangelien: „Im Anfange war das Wort und Gott war das Wort" u. ſ. w.

zu nicht den ſchon beliebt gewordenen Katechismus des Caniſius, ſondern drei Biſchöfe vollendeten 1566 ein beſonderes Lehrbuch, das Lateiniſch und Italieniſch erſchien und unter dem Namen des Römiſchen oder Tridentiniſchen Katechismus, nach der päpſtlichen Beſtätigung, nach und nach durch Synoden in Italien, Frankreich, Deutſchland und Polen angenommen worden iſt. Es gründet ſich dieſes Buch natürlich auf den Tridentiniſchen Lehrbegriff. Nach einer Einleitung über die Abſicht des Katechismus, ungeübten Religionslehrern zu zeigen, über was und wie ſie faßlich und einförmig unterrichten ſollen, wird nun der ganze Unterricht in die vier Hauptthеile gebracht: 1) das apoſtoliſche Symbolum, das den Apoſteln zugeſchrieben wird. Hier wird denn unter andern auch gelehrt: „Zur Menſchwerdung des Sohnes Gottes habe auch der Vater und der heilige Geiſt mitgewirkt. — Wie man richtig ſage, daß Gott geſtorben ſey, ſo müſſe man auch glauben, daß Gott begraben ſey.“ „In drei Oertern werden die nicht zur Seligkeit gelangenden Seelen der Verſtorbenen aufbewahrt: in einem ſehr abſcheulichen, finſtern Kerker, wo die Seelen durch ein unauslöſchliches Feuer gequält werden; in einem reinigenden Feuer, bis ſie unbefleckt in die Seligkeit gelangen können und in dem Schooß Abrahams, worin die Seelen vor der Ankunft Chriſti ruhig und ſchmerzlos wohnten, bis er ſie bei ſeiner Höllenfahrt befreit hat.“ 2) Die Sakramente. Die Salbung bei der Taufe wird aus einer apoſtoliſchen Tradition hergeleitet. Das ſchwere Geheimniß der Transſubſtantiation ſollen die Pfarrer denen, die in ihrer Einſicht weiter ſind, ſo erklären: „daß die ganze Subſtanz des Brotes in die ganze Subſtanz des Körpers Chriſti und die ganze Subſtanz des Weins in die ganze Subſtanz des Blutes Chriſti, ohne irgend eine Veränderung an unſerem Herrn, verwandelt werde. Dabei bleibe aber gleichwohl die äußere Geſtalt des Brotes und Weines ohne ihre Subſtanz übrig; das ſey beſtändig die Lehre der Kirche geweſen.“ 3) die zehn Gebote, als welche die Geſetze enthalten. 4) das Gebet, nach meiſtens ſehr richtigen Anſichten. Das Buch iſt in Fragen und Antworten abgefaßt und hat gar bald das Anſehen eines ſymboliſchen Buches erlangt; wiewohl die Jeſuiten mehrere Irrthümer darin wollten gefunden haben. Der Katechismus ihres

Caniſius, noch ſehr vermehrt durch Stellen aus der Bibel und den Kirchenvätern, wurde auch in mancher Beziehung dem Römiſchen vorgezogen und trägt unter den zwei Abſchnitten: Weisheit und Gerechtigkeit, ſeinen chriſtlichen Unterricht in Fragen und Antworten vor; die Lehre von dem Engliſchen Gruße, die viel von der Maria enthält, beſteht allein aus neunzehn Fragen. Nicht minder berühmt iſt der Katechismus des Cardinals Bellarmin geworden, den ſelbſt Päpſte empfohlen haben.

Die Synode ſorgte auch für ein verbeſſertes Breviarium oder Gebetbuch für ihre Geiſtlichkeit. Die vielen bisherigen Breviarien, worin zahlreiche Geſänge und Gebete, bibliſche Abſchnitte und Erzählungen für den Klerus zur andächtigen Unterhaltung bei den vielen Feſten und Feierlichkeiten geſammelt waren, hatten viel Abergläubiſches und Fabelhaftes. Schon 1535 hatte der Cardinal Quignones, ein Franziskaner aus Spanien, ein ſolches verbeſſertes Buch geliefert; jetzt übernahmen es drei Theologen unter Pius V., ein neues herauszugeben, das 1568 in Rom gedruckt wurde, aber doch die andern nicht alle zu verdrängen vermochte und immer wieder Verbeſſerungen eingeſchlichener Fehler erforderte.

Ein vorzügliches Mittel, den Glauben und das Anſehen ihrer Kirche zu ſichern, glaubte die Synode beſonders darin gefunden zu haben, daß ſie bedenklichen Schriften, beſonders den proteſtantiſchen, die auch von vielen Katholiken mit der größten Begierde geleſen wurden, auf alle Weiſe den Eingang verwehrte. Das war aber freilich eine ſchwere Aufgabe. Es kamen nun Verzeichniſſe von verbotenen Bücher heraus und ſie werden noch fortgeſetzt. Dabei wurden zehn Regeln gegeben, wornach man die Schriften beurtheilen ſollte. Unter andern heißt es: „Außer den vor dem Jahre 1515 bereits verdammten Büchern ſollen auch die ſämmtlichen theologiſchen Schriften der Ketzer ein gleiches Schickſal haben; diejenigen, worin ſie keine Religionsgegenſtände verhandeln, ſollen, wenn ſie von katholiſchen Theologen geprüft worden ſind, zu leſen erlaubt ſeyn. Ueberſetzungen des A. Teſt. ſollen, nach dem Urtheile des Biſchofs, nur gelehrte und fromme Männer, doch nur mit der Bedingung leſen, daß ſie ſich derſelben nicht als eines bibliſchen Textes, ſondern nur als Erläuterungen der

Vulgata bedienen. Ueberſetzungen des N. Teſt. von Ketzern oder verdächtigen Verfaſſern ſollen Niemanden und das Leſen aller ſolcher Schriften ſoll den Laien überhaupt nur nach dem Ermeſſen der Biſchöfe geſtattet ſeyn.“ Sixtus V. ſtiftete eine eigene Congregation für ſolche Verzeichniſſe (Indices librorum prohibitorum); auch die Congregation des heiligen Officiums oder der Inquiſition bekam den Auftrag, Bücher zu unterſuchen und nach Befinden zu verbieten. Da nun unter ſo vielen Männern manche mit Haß und Rachſucht gegen andere Gelehrte, ſelbſt aus ihrer Kirche, erfüllt, manche übertrieben ängſtlich und furchtſam, manche aber auch ſo einfältig und unwiſſend waren, daß ſie eine Menge Schriften gar nicht einmal richtig verſtanden, ſo wurden viele ſehr unſchuldige Bücher, ſelbſt katholiſcher Schriftſteller, verdammt; viele ganz unketzeriſche Sätze, gelehrte Bemerkungen und Citate weggeſtrichen und die Zahl der verdammten Bücher wurde ungeheuer, ohne daß man die Abſicht erreichte. So hatte ein gelehrter Holländer, Johannes Druſius, einen Commentar über die Hebräiſchen Wörter des N. Teſt. geliefert. Darin wurde die Stelle weggeſtrichen: „Hebräiſch zu lernen ſey einem Theologen nothwendig, indem die erſten Grundſätze des Chriſtenthums von den Juden abhingen, daher auch Origenes geſchrieben habe: Chriſtus ſey aus den Juden entſprungen ꝛc.“

Auch wohlgeſinnte Katholiken beklagten dieſen Gang der Dinge; der Kaiſer Ferdinand I., dem das Concilium viel zu wenig geleiſtet hatte, geſtand frei, daß, wenn es auf die angefangene Art noch hundert Jahre fortgeſetzt würde, ſo wäre doch der Nutzen nur gering. Er trug zwei Gelehrten auf, ihr Gutachten über die Lehren und den Zuſtand der proteſtantiſchen und katholiſchen Kirchen aufzuſetzen. Caſſander, ein ſehr einſichtsvoller Niederländer, gab darin ungemein viel zu, was in ſeiner Kirche zu ändern ſey, ob er gleich damit den Proteſtanten nicht genügen konnte. Wicelius, Rath bei dem Abte in Fulda, deckte gleichfalls die Mißbräuche der Römiſchen Kirche auf und gab friedliche, doch weniger milde, Vorſchläge. Allein man haßte ihn dafür und Ferdinand ſtarb 1564, ehe er von allen dieſen Schriften Gebrauch machen konnte. Auch andre Verſuche zur Wiedervereinigung ſcheiterten; der Riß war zu

groß und unheilbar; Erbitterung und Mißtrauen verſtärkten das Uebel. Die Proteſtanten ſetzten den Papſt immer tiefer herab, ſeine Vertheidiger, beſonders die Jeſuiten und namentlich Bellarmin, erhoben ihn deſto leidenſchaftlicher; ein Spaniſcher Profeſſor ließ zwar auf ſeine Koſten eine Sammlung von Vertheidigungsſchriften in ein und zwanzig Foliobänden drucken; aber ſie enthielten die alten Behauptungen ohne neue Beweiſe.

§. 49.

Fortſetzung. Verbeſſerungen des Mönchsweſens und Lehrſtandes.

Auf das Mönchsleben hatten Katholiken und Proteſtanten die ſchärfſten Pfeile des Spottes und Tadels gerichtet. Man konnte daher nicht umhin, auf Abänderungen in dieſer noch immer zahlreichen Geſellſchaft zu denken. Wie es in den Klöſtern ausſahe, zeigte ſich bei der Reformation. Aber was konnte auch das Treiben und Weſen ſelbſt der nicht unthätigen Mönche und Nonnen der Welt nützen? Die Streitſucht und die Streitfragen der ſo zahlreichen Bettelmönche waren trotz aller Macht der Päpſte noch nicht beigelegt. Nachdem ſie ſich gegen die Univerſität in Paris, welche ſie und ihre Zudringlichkeit zu den Lehrämtern und Beichtſtühlen lächerlich machte, gewehrt hatten, waren beide, die Dominikaner und Franziskaner, unter einander ſelbſt über ihr höheres Alter und Anſehen uneinig. Dazu kamen nun noch philoſophiſche Streitigkeiten aus der ſcholaſtiſchen Zeit. Die Dominikaner hielten es mit dem Thomas von Aquino, der in Rom, Piſa und Bologna Theologie und Philoſophie gelehrt (ſt. 1274), dem Ariſtoteles und dem großen Scholaſtiker Petrus Lombardus, auch der Unerſchütterliche (doctor irrefragabilis) genannt, anhing und von ſeinen Schülern als Univerſalgelehrter (doctor universalis, auch angelicus) verehrt wurde, ob er gleich kein Sprachgelehrter und kein Mann von hellen Begriffen, doch nicht ohne Verdienſt um die Moral war. Die Franziskaner folgten dem gegenüber ſtehenden Duns Scotus aus Irland, der den Namen des Scharfſinnigen (doctor subtilissimus) erhielt und höchſt ſpitzfindig, aber durch ſein barbariſches Latein auch ſehr dunkel

in dem Hauptſtreitpunkte wurde: ob nämlich die allgemeinen Begriffe bloße Namen wären, bloß vom Verſtande gebildet würden, was die Nominaliſten mit Thomas von Aquino behaupteten; oder ob ſie wirklich auch in den Gegenſtänden gegründet wären und von ihnen als etwas Reales dem Verſtande erſt gegeben würden, was die Realiſten mit Duns Scotus lehrten, und worüber ſich beide Parteien nie vereinigten. Die Lehre der Nominaliſten wurde ſchon 1092 mit ihrem Stifter Roscellin, Canonicus in Frankreich, zu Soiſſons verdammt, aber nicht vertilgt. — Auch theologiſche Meinungen ſtifteten Hader, indem die Dominikaner das ſtrenge Syſtem des Auguſtinus annahmen, die Franziskaner hingegen Semipelagianer waren. Beide Orden wurden von den Päpſten ungemein begünſtiget, und es waren in jenen Streitigkeiten in wenig Jahren auf vierzig Bullen ihretwegen nach Paris gegangen. Ob es nun gleich den Franziskanern nicht an gelehrten Kämpfern fehlte, ſo ſtanden doch die Dominikaner, weil ſie die Inquiſition in ihrer Mitte hatten und damit ſelbſt die Franziskaner bedrohen konnten, in größerem Anſehen. Aber die Franziskaner oder Minoriten ſchwächten ſich ſelbſt durch den langwierigen Kampf, ob ihr Orden Eigenthum beſitzen dürfe oder nicht. Die Strengen, die es verneinten, Spiritualen, Eiferer, auch Fratricellen genannt, bildeten die ſchwächere, aber heftigere Partei, und mehr als Tauſend haben das Leben eingebüßt, da man ſie wie Ketzer verfolgte; wofür freilich dieſe Partei den Papſt einen Ketzer und die babyloniſche Hure nannte, indem durch ihn die ſtrenge Regel ihres Stifters in Verfall gekommen ſey. Es gab zur Zeit der Reformation zwei Zweige des Ordens, die Obſervanten oder die ſtrengen Beobachter der Regel des heiligen Franziskus und die Conventualen, die ſich nach einer mildern Auslegung der Regel richteten. Eine Veränderung ging 1528 in dem Orden vor, als Matthäus von Baſſi, ein ſtrenger Obſervant, den Kapuzinerorden ſtiftete, deſſen Mitglieder ſich durch eine lange, ſpitzige Kapuze und einen langen Bart von den Obſervanten abzeichnen, durch Rohheit und Unreinlichkeit, ſo wie durch poſſenhafte Bußpredigten und Betteln bekannt ſind. Dieſe beſondere Congregation der Minoriten erhielt 1619 ihren eigenen General und zählte durch ihre Miſſionen in Europa,

Afrika und Amerika im achtzehnten Jahrhundert 1700 Klöſter und 25,000 Mitglieder. Solche Mönchsreformationen drangen aber freilich nur auf größere Enthaltſamkeit, auf häufigeres Beten, Faſten und Selbſtpeinigen. Eine rühmliche Ausnahme machte die Benediktiner-Congregation des heiligen Maurus, von einem Schüler Benedikt ſo genannt, die 1618 geſtiftet wurde. Dieſer mit Ruhm erwähnte Orden war durch die begünſtigten Bettelorden etwas verdunkelt worden, hatte ſich aber auch von den verderblichen Wirkungen der Mönchsſtrenge nicht frei erhalten können. Die 910 zu Clugny in Frankreich geſtiftete, ſehr berühmte Congregation, woraus die zahlreichen Cluniacenſer hervorgingen, wurde daher um das Jahr 1000, ſo wie der 1098 in Citeaux bei Dijon geſtiftete Ciſterzienſerorden und andere Klöſter ſpäterhin mehrmals ſogenannten Reformationen unterworfen, aber dadurch wurden die Mönche nicht viel brauchbarer. Nach dem vierzehnten Jahrhunderte entſtanden unter den Benediktinern mehrere Congregationen, welche die alte gemilderte Regel erneuerten. So zu Buesfelde im Calenbergiſchen, nach deren Vorſchriften ſich auf 150 Klöſter in Deutſchland und den Niederlanden richteten. Die Congregation Valladolid in Spanien begriff die berühmte Abtei Montſerrat in ſich, auf einem hohen Felſen, der ſeinen Namen von den vielen zackigen, einer Säge ähnlichen Spitzen hat und 13 Einſiedeleien enthält. Mit Mühe gelangt man auf den eingehauenen Stufen zu den höchſten Cellen, in welchen die jüngſten Mönche 3—4000 Fuß über dem flachen Lande wohnen und nach und nach tiefer herabſteigen, wenn die untern Bewohner ausſterben. Sie hören die Glocken, Orgel und den Chorgeſang in der Kloſterkirche, kommen aber nur an Feſttagen zum gemeinſchaftlichen Gebet herunter. Manche dieſer Einſiedeleien haben ein Gärtchen; manche ſcheinen dagegen in der Luft zu hängen; man bringt die Lebensmittel auf Maulthieren bis ins Kloſter und ſchafft ſie dann auf Leitern zu den Felſenbewohnern. Das Kloſter hat durch die Franzoſen 1809 gelitten; es hatte auf 600 Bewohner, übertraf an Koſtbarkeit des Kirchenſchmuckes alle Spaniſchen Klöſter und wurde vorzüglich wegen eines wunderthätigen Marienbildes verehrt und beſucht. Dreißig Seminariſten aus adeligen Geſchlechtern dien-

ten bei der Meſſe und hießen die Pagen der heiligen Jungfrau. Die Congregation des heiligen Maurus übertraf aber alle durch ihre Einrichtungen und Verdienſte. Ludwig XIII. in Frankreich und mehrere Päpſte beſtätigten ſie, gaben ihr viele Vorrechte und 1718 umfaßte ſie auf 180 Abteien. Die Mitglieder beobachteten zwar auch Kloſterregeln, aber die Novizen wurden erſt zwei Jahre in der Gottſeligkeit, in der Kenntniß der Ceremonien und fünf Jahre in der Philoſophie und Theologie unterrichtet. Sie mußten fleißig predigen, lehrten die Jugend entweder in Familien oder in den Klöſtern oder in beſonders dazu errichteten Seminarien; und ſeit 1646 gaben ſie auch gelehrten Unterricht in alten Sprachen und in der Theologie. Es ſind aus dieſen Anſtalten berühmte Gelehrte hervorgegangen, welchen man die Aufbewahrung und Herausgabe vieler Werke, beſonders aus dem chriſtlichen Alterthume zu verdanken hat. Erneuert wurde der ganz in Verfall gerathene ſchauerliche Ciſterzienſer-Orden der Trappiſten. Der Graf Rotrau von Perche hatte ihn 1140 bei Montague, 34 Meilen weit von Paris, auf dem Wege nach der Bretagne in einem von Wald und Felſen eingeſchloßnen, ungeſunden Thale, in welches man nur durch einen ſehr engen Paß, wie durch eine Fallthüre (daher der Name la Trappe), gelangen konnte, geſtiftet. In den Franzöſiſchen Bürgerkriegen verſchlimmerte ſich dieſer ſtrenge Orden ſo, daß Horden von Straßenräubern, Dieben und Mördern daraus entſtanden, die man gewöhnlich Banditen von La Trappe nannte. Bouthillier von Rancé, Beſitzer der Abtei, ein Wüſtling, den aber der Anblick ſeiner unerwartet geſtorbenen Geliebten im Sarge, wo man ihr jedoch, weil er zu kurz war, den Kopf abgehauen und neben den Sarg geſtellt hatte, ſo erſchütterte, daß er, beinahe wahnſinnig, ein Trappiſt wurde, nahm 1664 als Abt des Kloſters eine Reform mit den härteſten Anforderungen vor. Dieſe Trappiſten dürfen weder Fleiſch und Butter noch Wein, ſondern nur Kräuter, Wurzeln, Früchte und Waſſer genießen; es darf kein Wort über ihre Zunge kommen außer der gegenſeitigen Begrüßung: „denke an den Tod" (memento mori) und was bei den gottesdienſtlichen Geſängen und Gebeten ausgeſprochen wird. Nur Sonntags iſt eine Sprechſtunde, gleichſam als Probe, daß

man das Reden nicht verlernt habe; ſelbſt ihre Wünſche und Bedürfniſſe dürfen ſie nur durch Zeichen zu erkennen geben. Von den Schickſalen ihrer Verwandten, von dem Leben oder Sterben derſelben und überhaupt von der übrigen Welt erfahren ſie nichts; die Buße und der Tod ſoll ſie nur beſchäftigen; jeden Abend graben ſie an ihren Gräbern. Ein Trinkgeſchirr von Holz, ein Stuhl, ein Betſchemel und ein Todtenkopf ſind die Geräthſchaften in ihrer Celle; ein Strohſack iſt ihr Bett, der für Kranke durchnäht, aber den Sterbenden weggenommen wird, ſo daß er dann auf Aſche und Erde unter dem Gebet der Brüder verſcheidet. Auch bei ihren Spaziergängen, bei welchen ſie in einem Buche leſen, oder wenn ſie auf der Erde ſizzen und mit einander Wurzeln ſchaben, dürfen ſie kein Wort ſprechen. Wer arbeitet, darf den Schweiß nur mit den Fingern abwiſchen. Der Tollhäusler Rancé ſchrieb 1683 zwei Quartanten über die Heiligkeit des Mönchslebens, worin er ſeinen Mönchen nur das Leſen der Bibel erlaubte, übrigens aber alle Beſchäftigungen mit den Wiſſenſchaften unterſagte. Er ſtarb 1700 auf einem Aſchenhaufen. Was er für Vorſchriften gab und wie er ſich ſelbſt peinigte, läßt ſich leicht denken; vergeblich mahnten ihn katholiſche Prälaten davon ab. Viele Trappiſten wurde völlige Narren, manche liefen davon, aber fing man ſie ein, ſo ging es ihnen deſto ſchlimmer. Die Revolution vertrieb die Trappiſten, ſie fanden Aufnahme in Deutſchland, namentlich in Paderborn und Münſter, mußten aber 1802 dieſe Gegenden verlaſſen; auch in England, Rußland und Amerika fanden ſie Zuflucht, kauften aber 1815 ihr Stammkloſter wieder und bauten auf den Trümmern auf. Der jetzige Abt zählte 1824 ſchon wieder 16 Vereine von Trappiſten und Trappiſtinnen (denn durch eine Franzöſiſche Prinzeſſin von Condé war auch ein weiblicher Zweig dieſes Ordens geſtiftet worden mit eben ſolchen närriſchen Quälereien) und im Jahr 1826 neun Klöſter mit 100 Mitgliedern. Nach einem leſenswerthen Bericht der Allgem. Kirchenz. (1824 Nro. 114) ſind die Einrichtungen noch ziemlich die vorigen. Damit Fremde, die das Kloſter beſuchen, ſogleich wiſſen, was ſie zu beobachten haben, ſo werden ſie von dem Pförtner ſtillſchweigend hin zu einer Tafel mit den nöthigen Regeln gewieſen. Zu be-

klagen ſind vorzüglich die Kinder, welche ſich zu ihnen begeben, oder von armen Eltern dorthin gebracht werden. Sie werden mit der unnatürlichſten Strenge behandelt; und die Regierung hat die Trappiſten mehrmals gegen die Eltern in Schutz genommen, wenn dieſe ihre Kinder zurück forderten.

Doch auch die Weltgeiſtlichen (Clerici seculares), d. h. die nicht, wie die Ordensgeiſtlichen (Regulares) an einen Orden und ſeine Regel gebunden, aber an Kirchen als Pfarrer, als Capellane, an Domcapiteln als Domherrn, Capitularen, Vicare angeſtellt ſind, bedurften und erhielten eine Reformation. Es traten mehrere zuſammen, nahmen die wichtigſten Mönchsgelübde an, und hießen daher auch Clerici regulares, ohne einem Orden anzugehören; lebten von Wohlthaten, beſtrebten ſich aber, den öffentlichen Gottesdienſt wieder herzuſtellen und von alten Mißbräuchen zu reinigen, die Armen zu unterſtützen, Kranke zu beſuchen, ihnen und ſelbſt Verbrechern in den letzten Stunden beizuſtehen; dabei die Ketzerei zu vertilgen; wo es nöthig ſey, gerufen und ungerufen zu lehren und zu predigen und Menſchen von dem Laſter zurück zu führen. Es gehören zu dieſen Geſellſchaften die Theatiner, welche der Cardinal Caraffa, Biſchof von Theate im Neapolitaniſchen, nachheriger Papſt Paul IV. 1524 ſtiftete und die ſich ſehr bald in Frankreich und Italien ausbreiteten. In Mailand entſtand 1530 die Geſellſchaft der Barnabiten, die ein ſehr armſeliges Leben führten. Mit einem Crucifix in der Hand und einem ſchweren Kreuze auf dem Rücken zogen ſie auf den Straßen herum und riefen laut zu Gottes Barmherzigkeit; andere legten ſich einen Strick um den Hals und boten ihre Dienſte an. Sie fanden ebenfalls in Italien, Frankreich und Wien Eingang, um dort die Ketzer zu bekehren, doch hatten ſie auch Gelehrte und Schriftſteller auf den Univerſitäten zu Mailand und Pavia. Sehr ſtreng lebte eine andere Verbindung, von Somaſcha in Mailand, Somasker genannt; ſie nahm ſich aber auch des Unterrichts ſehr eifrig an. In Frankreich vereinigte ſich eine Congregation Weltprieſter unter dem Namen: Väter der chriſtlichen Lehre. Ihr Stifter, Ceſar de Bus, erſt Krieger und Wollüſtling, ſtudirte nachher und fühlte ſich beſonders berufen, in den Anfangsgründen der chriſtlichen Glaubenslehren zu un-

terrichten, bildete daher mehrere Geiſtliche, die in der Stadt und auf dem Lande herumgehen und katechiſiren mußten, was er auch in den Kirchen that. 1597 wurde die Geſellſchaft beſtätigt und vermehrte ſich; doch ihre Verbindung mit den Somaskern hörte bald auf. Philipp von Neri ſtiftete das Oratorium, eine Verbindung von Prieſtern, die jedoch durch kein Gelübde gebunden wurden und angeſehene Gelehrte unter ſich hatten; ſo wie auch die nachgeahmte Congregation der Väter in Frankreich, in welcher der Philoſoph Malebranche und ein Theolog, Richard Simon, ſich hohen Ruhm erworben haben. Merkwürdig und nicht ohne Verdienſt war unter andern noch die 1632 beſtätigte Congregation der Prieſter der Miſſion. Vincent von Paul oder de Paula, Pfarrer bei Paris und Lehrer der Kinder des Grafen von Joigny, war ihr Stifter. Die beiden Ehegatten gaben 40,000 Livres zum Unterhalt der Geiſtlichen, die Vincent wählen ſollte. Ihre Beſtimmung war, daß ſie für ſich jeden Morgen ein inneres Gebet verrichten; dreimal wöchentlich ihr Gewiſſen prüfen, jede Woche geiſtliche Unterhaltungen mit einander anſtellen, jährlich acht Tage ganz einſam leben und bei ihrem Umgange Stillſchweigen beobachten ſollten. Acht Monate im Jahr ſollten ſie auf dem Lande Miſſionen verwalten, einige Wochen an jedem Orte predigen, Beichte hören, katechiſiren, Frieden ſtiften, Proceſſe beilegen, Armen und Kranken beiſtehen und mit einer allgemeinen Communion ſchließen. Nach dem Tode des ſehr eifrigen und frommen de Paula (1660) hatte die Geſellſchaft der Miſſion, die ſelbſt Geſandtſchaften zur Erleichterung des Schickſals der in der Barbarei Gefangenen abſchickte, und in Frankreich von ihrem Hauptſitze, der Priorei von Lazarus, die Lazariſten genannt wurden, auf 84 Häuſer. Für ähnliche wohlthätige Zwecke wurden um dieſe Zeit zwei Nonnenorden, die Urſelinerinnen und der Orden der Nonnen von der Heimſuchung unſrer lieben Frauen geſtiftet, letzterer 1610 durch eine Frau von Chantal und ihren Gewiſſensrath, Franz von Sales in Savoyen, der, wie andere Heilige, Wunder verrichtet und 72,000 Ketzer bekehrt haben ſoll. Um das Jahr 1700 gehörten über 160 Klöſter mit mehr als 6600 Nonnen zu dem Orden.

F

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hempel, Carl Friedrich,

Geschichte der christlichen Religion für die Gebildeten unter ihren Bekennern

Bd.: 1

Leipzig 1830

H.eccl. 472 i-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10025118-7